

Paul M. Zulehner

GELEGENHEITSWORTE

4

Berufungen und Berufe
in der Kirche

Wien 2022

Inhalt

Inhalt	1
LAIEN	6
1991 Christliche Mitverantwortung in der Kirche als Gemeinschaft	7
1999 „Triumph des Hinterns über den Verstand“	21
2002 Die Angst der Kirche vor den Frauen	22
2002 Zusammenspiel von Laien und Priestern in den Pfarrgemeinden	23
2013 Laienapostolat in der Welt von heute	24
2013 Selbstevaluierung zur Zukunftsfähigkeit von Pfarrgemeinden/Gemeinschaften	30
2017 Pfarreien auf dem Weg zu neuer Lebendigkeit	33
2017 Zur KA[Ö]	35
2018 Vom Reichtum der Vielfalt	36
THEOLOGIESTUDIIERENDE	37
1993 Entwurf für eine Berufseinführung für Priester sowie (n)ak Pastoralassistent:innen	38
1996 Christsein als Beruf. Theologische Perspektiven und Optionen	40
DIAKONE	42
2002 Dienende Männer. Anstifter zur Solidarität	43
2004 Diakone	45
2005 Dienende Männer. Diakone in Kirche und Welt von heute	51
2017 Diakone: eine kulturelle Avantgarde?	60
2017 Gesellschaftliche Veränderungen als Herausforderung an den Diakonat ...	65
2017 Unsere Bevölkerungen	77
PASTORALREFERENTINNEN	79
2016 Zur Römischen Instruktion	80
2017 Zu Lage der pastoralen Berufe im deutschsprachigen Raum	87
PRIESTER	95
1991 Aspekte zur Bearbeitung des "Pfarrermangels"	96
1994 Priester im Modernisierungsstress	98
1995 Enquete zum sexuellen Missbrauch: Abschlusserklärung	107
1995 Priester und Gemeinden in gewandelten Lebensbedingungen	109
2001 Der ungestützte Zölibat	113
2001 Priester im Modernisierungsstress	116
2001 Priester im Modernisierungsstress	119
2001 Steckbrief zur Studie Priester im Modernisierungsstress	122
2002 Der Priester als Brückenbauer	124
2002 Der Weg in ein neugestaltetes Priesteramt	130
2002 Priesterliche Identität im Wechsel der Zeit	134

Herausforderungen an Priester	135
2003 Leutepriester in lebendigen Gemeinden.	139
2006 Gemeinden ohne Priester?.....	141
2007 Der Garten Eden Österreich.	145
2007 Weiterhin hoher Nachdenk- und Gestaltungsbedarf	147
2007 Zukunftsfähig werden.	149
2008 „Aufbrechen oder untergehen“ (2008).....	150
2008 Gottes Dienst (2008)	160
2008 In der Kirche gibt es kein Fremdsein?	161
2008 Priester für morgen	163
2008 Priestermangel	166
2008 Zur Entlastung der Pfarrpersonen und Priester unter besonderer Berücksichtigung der neuen pastoralen Großräume	167
2010 Priesteramtsrollen im Wandel	174
2010 Wie geht’s Herr Pfarrer?	179
2012 Aufruf zum Ungehorsam: von verbal zu real.....	182
2012 Gehorsam oder „Gehorsam“? Zur Gehorsamsfalle rund um dem Aufruf der Pfarrerinitiative.	185
2012 Interviel mit Schweizer Kirchenzeitung.....	193
2014 Gehorsam-Loyalität	196
2017 Priester für morgen	198
2017 Umgang mit dem Priestermangel: Chance in der Krise	202
2018 Priesterfrage.....	204
2019 Naht das Ende des Priestermangels? Ostfildern 2019	206
2019 #Amazonien auch bei uns! Online-Petition an die Kirchenleitungen.....	208
2019 #Amazonien-auch-bei-uns!	209
2019 #Amazonien-auch-bei-uns! Rückendeckung für mutige Bischöfe aus dem Kirchenvolk.....	211
2019 „Eine neue Art von Priestern kommt“	214
2019 Der eucharistische Herzinfarkt der Kirche.	215
2019 Die Amazonassynode 2019.	219
2019 Gespräch mit der Tiroler Tageszeitung	221
2019 Gespräch mit DIE GANZE WOCHE	222
2019 Priester für eine nachklerikale Zeit.....	223
2019 Verschiedene Arten von Ordinierten.....	225
2020 Mehrere Arten von Priestern	232
2022 Sind wirklich die 68er am Missbrauch schuld?	236
BISCHÖFE	239
1988 Die neokonservative Revolution.	240
2.	241

1990 Neuer Kirchenkurs?	244
1991 Der neue Kirchenkurs	260
1991 Wenn es nicht brennt und die Feuerwehr löscht...	262
1994 Lager und Lagerbildung: Zu Entwicklungen in Österreichs katholischer Kirche	268
2001 Bischofsprofiling	287
2004 Er wird uns fehlen.....	289
2004 Was von Kardinal König bleibt.....	290
2014 Das Bistumsvolk und sein Bischof	294
2016 Erklärung der Pastoraltheologen und Pastoraltheologinnen Österreichs zur gegenwärtigen pastoralen Lage	296
2016 Wird die Wahrheit frei machen?	297
2017 Warum keine Bischöfe unterzeichnen	299
PÄPSTE	301
1994 Priester in Rom	302
1998 Der Papst – ein „Steher“	304
2005 Es wird ein langes Konklave werden	309
2005 Zeitworte	312
2015 Gaudium et spes und Franziskus	318
2015 Papst Franziskus und das Zweite Vatikanische Konzil.....	323
2017 Paroisses en chemin vers une nouvelle vitalité	324
2017 Pro Pope Francis	334
2017 Zeit wärs.....	338
2018 Pro Pope Francis	339
2019 Der Offene Brief.....	345
2019 Generalaudienz.....	350
2019 Wohin steuert Franziskus unsere Kirche in Europa?.....	351
2020 Where is Francis leading our Church in Europe?.....	360
ORDEN.....	363
1988 Das Gerücht von Gott wachhalten	364
1990 Orden - Gottes Kirchentherapie.....	368
1993 Klerus/Kloster	371
1994 Hürdenlauf.....	374
2001 Schulbrüder 350 Jahre nach dem Tod ihres Gründers	376
2003 Die prophetisch-missionarische Rolle der Ordensleute in Ortskirche und Gesellschaft	377
2007 Klöster und Gemeinschaften: Lebensräume	378
2016 Im „Gehorhsam“ leben	380
VARIA	385
1996 Synodalität	386

2010 Paul Iby	388
2010 Zur Zukunft des kirchlichen Lebens	392
2022 Laien in der katholischen Kirche.....	399

LAIEN

1991 Christliche Mitverantwortung in der Kirche als Gemeinschaft

Eine Organisation erweist ihre Lebendigkeit nicht zuletzt darin, daß sie sich im Wechsel der Zeit mitwandelt. Das ist auch bei der Kirche nicht anders. So hat sich der pastorale Handlungsstil und mit ihr die Sozialform der Kirche wiederholt gewandelt. Aus den überschaubaren gemeindlichen Gebilden des Anfangs wurde eine ansehnliche Großkirche, die lange Zeit durch Kultur und Staat gestützt worden war. Sie wurde Volkskirche in jenen christentümlichen Zeiten, in denen Zugehörigkeit zu einem Volk und zum Kirchenvolk deckungsgleich waren. Wenn es stimmt, daß die Kirche heute sich zunehmend auf postchristliche Verhältnisse einrichten muß, nimmt es niemanden Wunder, daß sich neuerlich der Handlungsstil ändern und die Kirche eine dem heute geforderten Wirken angemessene Sozialform entwickeln muß.

Die Frage, wer in der Kirche die Arbeit macht, wer Verantwortung trägt, welche Art von Verantwortung den einzelnen Kirchenmitgliedern und den organisierten Gruppen zukommt, wie die für jegliche Gemeinschaft erforderliche Leitungsaufgabe erfüllt wird, zählt zu den zentralen Dimensionen einer lebensfähigen Gemeinschaft. Dann ist es aber keine sonderliche Überraschung, wenn sich auch in dieser Hinsicht im Verlauf der wechselreichen Geschichte auch tiefgreifende Änderungen ereignet haben.

Es wäre zu einfach zu meinen, daß diese Veränderungen jeweils auf dem pastoralen Reißbrett nach gründlich reflektierten theologischen Kriterien geplant worden sind. Vielmehr verliefen die Wandlungsprozesse nur langsam, oftmals unbemerkt, als Antwort auf konkrete seelsorgliche oder auch kirchenpolitische Erfordernisse, manchmal aus Rückerinnerung an die kirchlichen Gründerjahre der biblischen Zeit. Unbemerkt werden sich zu diesen ansehnlichen Faktoren des Wandels auch ambivalente eingeschlichen haben: das Streben nach Einfluß und Macht, nach Ansehen und Würde, nach ökonomischer Lebenssicherung. Reich Gottes und Bereicherung, klerikale Macht und Dienstvollmacht, Spiritualität der Fußwaschung und eitles Streben sind keineswegs feinsäuberlich zu trennen, weder in den einzelnen Personen, noch im Verlauf der Kirchengeschichte. *"Der Priester müßte bei abstrakter Betrachtung seiner Würde nothwendig stolz werden"*, so mutmaßte noch das Kirchenlexikon von 1884 unwidersprochen.

Mit solchen einleitenden Bemerkungen ist auch schon angedeutet, daß das gestellte Thema an einem Abend nur angerissen, aber nicht abgeschlossen werden kann. Das geht auch deshalb nicht, weil wir selbst Zeugen eines unaufhaltsamen neuerlichen Wandels im Handlungsstil, in der Sozialform und damit auch in der Frage der Verteilung der Verantwortung sind, ein Wandel, der viele Momente an den gegenwärtigen innerkirchlichen Turbulenzen erklärt.

Wir stellen uns dem Thema in zwei großen Abschnitten:

- Der erste Abschnitt ist ein kurzer Rückblick in die wechselreiche Geschichte der Verteilung der Verantwortung in der Kirche, wobei wir uns - was die jüngere Pastoralgeschichte betrifft - fahrlässig auf die katholische Tradition beschränken. Der Gang durch die Geschichte wird in die Vatikanische Option von einer "Volksgotteskirche" einmünden.
- Der zweite Abschnitt ist der Frage nach dem Schicksal dieser Vatikanischen Option gewidmet. Ihr mühsamer Weg soll erörtert werden. Auf dem Hintergrund der Hindernisse gilt es jene Erfordernisse zu benennen, die für ihre schrittweise Verwirklichung notwendig sind.

Wandel in der Verteilung der Verantwortung

Das "pastorale Grundschiema"

Wir setzen bei unserem Gang der Geschichte, was die Verteilung der Verantwortung in der Kirche betrifft, mit einem Text aus dem 5. Jahrhundert ein. Er stammt vom Silvanus von Marseille und beschreibt die Lage der Kirche auf ihrem Weg in die Gestalt der "Kleruskirche", oder, wie die pastoralgeschichtliche Forschung heute formuliert, in das "pastorale Grundschiema":

"Verschwunden und längst vorüber ist jene herrliche, alles überragende, beseligende Kraft der Frühzeit deines Volkes, Kirche, da alles, die sich zu Christus bekannten, den vergänglichen Besitz an irdischem Vermögen in die ewigen Werte himmlischer Güter verwandelten... Denn als sich die Masse der Gläubigen vervielfachte, war der Glaube selbst verringert, und mit dem Wachstum ihrer Kinder wird die Mutter krank. Und so bist du, Kirche, durch deine gesteigerte Fruchtbarkeit schwächer geworden, bist durch die Mehrung zurückgesunken und hast an Kräften abgenommen. Gewiß: Du hast über die ganze Welt hin die Glieder ausgesandt, die zwar dem Namen nach den Glauben haben, aber keine Glaubenskraft, und so begannst du reich zu werden an Scharen, aber arm an Glauben; du wurdest weiter dem Leibe nach, aber verkümmertest an Geist. Du bist, möchte ich sagen, zu gleicher Zeit in dir größer und in dir kleiner geworden - eine fast nie dagewesene, unerhörte Form von Fortschritt und Rückschritt in einem, indem du zugleich zunahmst und abnahmst.

Denn wo ist jetzt deine ehemalige wundervolle Gestalt, die Schönheit deines ganzen Leibes? Wo gilt noch jenes Zeugnis der Heiligen Schrift, das da von deinen lebendigen Tugenden rühmt: 'Die große Zahl der Gläubigen war ein Herz und eine Seele, und nicht einer bezeichnete etwas von dem, was er besaß, als sein Eigentum' (Apg 4,32)? Von diesem Zeugnis - Gott sei es laut geklagt! - besitzt du nur mehr die geschriebenen Worte, nicht mehr die innere Kraft; nur mehr durch dein Wissen stehst du ihm nahe, im Gewissen stehst du ihm fern."¹

Silvanus beklagt die Folgen der entstehenden Großkirche. Je mehr es sind, umso dünner ist der Glaube. Je schwächer der Glaube, umso weniger auch die Möglichkeit, Verantwortung für Leben und Wirken der Kirche zu übernehmen.

Damit sind bereits zwei Faktoren in den Blick gekommen, die den Wandel in der Teilhabe an der Verantwortung für das kirchliche Leben nachhaltig verursacht haben: die persönliche Glaubenskraft einerseits und die Größe der Kirche andererseits. Organisationsdynamik und Glaubensdynamik wirken somit zusammen.

1. Relativ leicht einsichtig ist, daß Teilhabe an der Verantwortung einer Gemeinschaft mit deren Größe eng zusammenhängt. In überschaubaren Gemeinden des Anfangs liegt es nahe, daß jede und jeder gemäß seiner Begabung etwas beiträgt. Das Problem des Anfangs war zudem, beispielsweise die überschäumende Teilnahme am gottesdienstlichen Leben in geordnete Bahnen zu bringen. Deshalb empfiehlt Paulus der Gemeinde in Korinth, dafür vernünftige Regeln auszubilden. Anderes ist das ist Organisationen mit großen Mitgliederzahlen. Allein wegen der Größe ist es unmöglich, daß die Mitglieder an der Gestaltung des Lebens wie in familiären Primärgestalten teilhaben.

2. Der zweite Faktor ist die persönliche Glaubenskraft. Wie soll jemand an der Gestaltung des christlichen Gemeinschaftslebens teilhaben, wenn die persönlichen Glaubensgrundlagen nur wenig ausgebildet sind? Auf Grund der kollektiven Bekehrungspraxis brachte sich die wachsende Großkirche eben in diese Lage, viele Kirchenmitglieder zu haben, die - anders als in den Zeiten des Anfangs - den Weg zu persönlicher Glaubenskraft noch vor sich hatten. Ein sprechender Beleg für diese (übrigens der heutigen Kirchensituation nicht unähnlichen Lage) ist die Schrift von Augustinus "De catechizandis rudibus". Augustinus verfaßte diese seine Anweisung zur katechetischen Unterweisung der "rudes" mit dem Ziel, daß die rasch getauften Heiden auch auf dem Weg der persönlichen Glaubenseinführung vorankämen.²

Wir können diesen allein aus dem Größenwachstum entstehenden innerkirchlichen Wandel auch so fassen: Waren die Heiden anfangs außerhalb der Kirche und lag die Trennungslinie zwischen Berufenen und Unberufenen zwischen den Kirchenmitgliedern und den Nichtmitgliedern (den Heiden), also zwischen Volk und Nichtvolk, so verschob sich mit der Ausweitung der Mitgliedschaftsgrenzen die Trennungslinie in die Kirche hinein und lag nunmehr - der heutigen großkirchlichen Situation auffallend ähnlich - zwischen den engagierten Christen und den übrigen Kirchenmitgliedern: Schon damals gab es viele Katholiken und darunter viele "rudes".

¹ Zit. nach R. PESCH, Zwischen Karfreitag und Ostern, Zürich 1983, 90f.

² AUGUSTINUS, De catechizandis rudibus, nach R. ZERFAB, Die Last des Taufgesprächs. Nach Augustins Büchlein "De catechizandis rudibus", in: Zeichen des Glaubens, hg.v.H.-J.AUF DER MAUR u.a., Zürich 1972, 219-232.

In dieser Zeit wandelte sich der Begriff "laós": Er bezeichnet nun nicht mehr im alt- und neutestamentlichen Sinn das ganze Gottesvolk im Gegensatz zu den Heiden, sondern meint jetzt die "einfachen Kirchenmitglieder" im Gegensatz zu den führenden Kreisen der Kirche. Für die führenden Kreise bürgerte sich nunmehr auch - und dies wiederum in Absetzung vom Sprachgebrauch des Neuen Testaments - der Begriff Priester ein. Und noch einmal gegen den neutestamentlichen Sprachgebrauch, wo "klerós" einfach die christliche Gemeinde meint (1 Petr 5,3), werden die führenden Kreise unter dem Begriff "Klerus" ständemäßig zusammengefaßt. Die Kirche kam so auf dem Weg von der Bruderschaftskirche (vgl. Mt 23,8) zu einer Priester- und Kleruskirche voran. Es gibt nunmehr in dem einen "laós" nicht mehr verschiedene Charismen, darunter auch amtliche, sondern es gibt neben und unter dem Klerus "Laien".

Paul Audet hat in seiner Studie zur Entwicklung des priesterlichen Dienstes (1971) das Ergebnis dieser Entwicklung mit dem Bild vom "pastoralen Grundschisma" zu deuten versucht, ein Begriff, dem sich in der Folgezeit auch die pastoraltheologische Fachwissenschaft angeschlossen hat.³ Dieses pastorale Grundschisma ist das Ergebnis jener pastoralgeschichtlichen Entwicklung, in deren Verlauf - um Sprachbilder aus der Gemeinsamen Synode der Bistümer der Bundesrepublik Deutschland aus dem Jahre 1975 aufzugreifen⁴ - einer "Kirche des Volkes" eine "Kirche für das Volk" wurde.

3. Zur Ausbildung des pastoralen Grundschismas trugen zudem gnostische Ansichten bei, die sich auch unter Christen breit machten. So betonte die Gnosis, daß alles, was mit Gott zu tun habe, eine leiblos-geistige Wirklichkeit sei. Gnostiker beanspruchten auch, Zugang zu einem geheimen Wissen zu besitzen. Was durch die Gnosis gefährdet war, war die Sichtbarkeit des Heils, war die Menschwerdung Gottes, die Inkarnation. Zugleich war der wissende Gnostiker nicht mehr auf die heilige Überlieferung angewiesen. Dagegen insistierte die Kirche auf Inkarnation und Tradition. Festgemacht wurde die zum Schutz der christlichen Tradition betonte Sichtbarkeit am kirchlichen Amt. In ihm ist Christus leibhaft da, und wo der Bischof ist, ist die Kirche; Wo der Bischof ist, ist auch die verlässliche Tradition. Die Nebenwirkung solcher im Moment durchaus sinnvollen antignostischen Aktivität (etwa bei Ignatius von Antiochien oder Irenäus von Lyon) war eine langfristig schädliche, weil einseitige Hervorkehrung des kirchlichen Amtes, neben dem die übrigen Kirchenmitglieder verblassen mußten. Allerdings war in dieser Zeit die Betonung des Amtes (noch) nicht gegen die Laien, sondern gegen die Gnosis gerichtet.⁵

4. Im Grunde bestand nämlich trotz der Unterscheidung von Klerus und Laien zwischen beiden Ständen der Kirche Harmonie. Beide "ordines"⁶ wußten sich innerhalb der einen "ecclesia universalis" aufeinander angewiesen. Das Wohl und die Einheit der Kirche war das große Anliegen der Kaiser. Die Gemeinden wirkten bei der Wahl ihrer Amtsträger in einem heute nur noch in der Ostkirche und in der Schweiz anzutreffenden Ausmaß mit.⁷ Die harmonische Beziehung zwischen den verschiedenen

³ P. WEB, *Ihr alle seid Geschwister. Priester und Gemeinde*, Mainz 1983. - Auch: P. M. ZULEHNER, *Gemeidepastoral. Orte christlicher Praxis*, Düsseldorf 1989, 130ff.

⁴ *Unsere Hoffnung*, Bonn 1975.

⁵ Zu diesen Zusammenhängen: P. NEUNER, *Der Laie und das Gottesvolk*, Frankfurt 1988, 45-50.

⁶ Der Begriff des "ordo" wurde der gesellschaftlichen Ordnung des Römischen Imperiums entlehnt. Dort gab es den Ordo der Senatoren, der Ritter und die plebs, das gemeine Volk. Plebs wird jetzt auch zum Fachbegriff für die "Laien" in der Kirche, die einfachen Leute, die keinem kirchlichen "ordo" besonderer Art angehörten. Dazu J.B. BAUER, *Die Wortgeschichte von laicus*, in: *Zeitschrift für katholische Theologie* 81(1959), 225.

⁷ "Der erste Klemensbrief... spricht davon, daß Amtsträger mit der Zustimmung der ganzen Gemeinde eingesetzt werden. (44,3) In der wenig jüngeren Didache lautet die Anweisung: 'Wählt euch Bischöfe und Diakone, würdig des Herrn.' (15,1) Aus dem dritten Jahrhundert haben wir klare Zeugnisse für ein Stimmrecht aller Gemeindemitglieder beispielsweise bei der Wahl des römischen Bischofs. Bei Hippolyt von Rom heißt es um das Jahr 230: 'Man ordiniere zum Bischof den, der vom ganzen Volk erwählt worden ist... mit der Zustimmung aller, und die Bischöfe mögen ihm die Hand auflegen.' Cyprian von Karthago erachtete die Wahl durch das Volk und die Zustimmung der Nachbarbischöfe als Zeichen für die Erwählung des Kandidaten durch Gott. Nach seiner Überzeugung ist es ein Grundsatz göttlichen Rechts, daß niemand zum Bischof geweiht werden darf, der nicht vom Volk gewählt und von den Bischöfen der Kirchenprovinz akzeptiert worden ist. Nach Ambrosius sind zur rechtmäßigen Bestellung eines Bischofs die Wahl durch die Gläubigen der Stadt und die Anerkennung durch die Bischöfe der Provinz zusammen mit den Metropoliten erforderlich. Die Anwesenheit der Nachbarbischöfe bei der Ordination wurde als unerlässlich erachtet. Die Gemeinde am Ort und die Bischöfe der Provinz sind die Rechtssubjekte, deren Zustimmung für die Bestellung eines Bischofs als unabdingbar galt. Abschließend seien noch zwei päpstliche Stimmen angeführt: Papst Coelestin I. erklärte: 'Man zwingt dem Volk nicht jemanden, der ihm nicht genehm ist, zum Bischof auf.' Und Papst Leo I. schrieb im Jahr 458/459 vor: 'Man ordiniere niemanden zum Bischof gegen den Willen der Christen und ohne ihre ausdrückliche Bitte'; denn 'Wer allen vorstehen soll, soll

Ständen in der Kirche wandelte sich um die Jahrtausendwende im Investiturstreit zu einem Kampf um die Vormachtstellung. Jetzt wurden die Stände einander feind mit dem Ergebnis, daß sich in der Kirche der Klerikerstand gegenüber den Laien in langen Kämpfen⁸ durchsetzte, die "christianitas" aufzulösen begann und die "Laien" sich außerhalb der Kirche einen eigenen "Machtbereich" aufbauten, wo sie sich dem Machtanspruch der Kleriker entziehen konnten.

Krise der Kleruskirche

Der Sieg des Klerus innerhalb der Kirche⁹ verfestigte nicht nur innerkirchlich das pastorale Grundschiema, sondern trug zum Entstehen einer profanen "laizistischen" Welt bei. In einem langsamen, aber tiefgreifenden gesellschaftlichen Umwandlungsprozeß verlor das Christentum nach und nach seine soziokulturelle Unterstützung. Das wiederum löste - zusammen mit anderen Ursachen¹⁰ - jene Tradierungskrise des Christentums aus, in der es nunmehr schon seit Jahrzehnten steckt. Die Klerus- und Priesterkirche erweist sich mit ihrem pastoralen Grundschiema zunehmend als unangemessene Sozialform der Kirche zumal in pluralistischen Gesellschaften mit den vielfältigen "kollektiven Gegenstimmungen" gegen das Christentum.

In solch kritischer Lage sind die christlichen Kirchen in Europa nach wie vor entschlossen, "Großkirchen" bleiben zu wollen. Nach dem Wegfall der soziokulturellen Stützung durch eine einheitlich "christentümliche Welt" stellt dieses "großkirchliche Projekt" enorme Anforderungen an die Eigentätigkeit der Kirche: Ererbte Kirchlichkeit von Bürgern gilt es ebenso zu stützen, wie sich neue missionarische Aufgaben in jenen Bevölkerungskreisen stellen, die sich aus vielfältigen (kulturellen, sozialen oder politischen) Gründen von der Kirche innerlich distanziert oder sie auch aktenkundig verlassen haben.

Um also Großkirche inmitten einer "laizistischen Welt" bleiben zu können, werden pastorale Modelle entworfen. Zwei lassen sich deutlich voneinander abgrenzen; es sind Modelle, die heute scharf miteinander konkurrieren.

Mitarbeiter des Klerus

In einem ersten Modell begibt sich die Kirche (das sind die in ihr verantwortlichen Kleriker) auf die Suche nach Personen, die bereit sind, an diesem pastoralen Projekt mitzuarbeiten. Verantwortung dafür trägt nach wie vor der Klerus. Da es der Kirche aber nicht gelingt, für die zugewachsenen Aufgaben genügend Kleriker zu gewinnen, und ihr dies auch nichts nutzen würde, weil die Kleriker ja in der "laizistischen Welt" nicht ausreichend wirksam werden könnten, suchen sie im Kreis der bislang betreuten Laien nach Mitarbeitern.

So heißt es in einer Predigt, verfaßt im Jahr 1955 (!), unter Hinweis auf einen Ausspruch des Pfarrers von Ars, Johannes Vianney (*"Sie wissen nicht, was es heißt, aus einem Pfarrhof vor das Angesicht Gottes zu treten! Ich wäre der glücklichste Priester, wenn nicht der Gedanke wäre, ich habe als Pfarrer vor dem Richterstuhl Gottes zu erscheinen."*):

"Hinter diesen Worten steht ein Wissen um die Verantwortung eines Pfarrers. Aus dieser Verantwortung heraus strecken wir bittend die Arme aus nach Laien, die uns helfen. Die uns helfen, die Arbeit, die uns längst über den Kopf gewachsen ist, zu leisten. Die uns helfen, die Verantwortung, die

von allen gewählt werden." NEUNER, Der Laie, 53f. - Dazu auch: R. KOTTJE, Die Wahl der kirchlichen Amtsträger. Geschichtliche Tatsachen und Erfahrungen, in: Concilium 7(1971), 196-200; H. M. LEGRAND, Der theologische Sinn der Bischofswahl nach ihrem Verlauf in der alten Kirche, in: Concilium 8(1972), 494-500.

⁸ Dramatische Phasen in der Auseinandersetzung zwischen Klerus und Laien waren die Armutsbewegung (NEUNER, Der Laie, 72-84) sowie die Reformation und die darauf bezogene Tridentinische Kirchenreform, in der gegen die lutheranische Betonung der Einheit der Kirche und der Gleichheit aller der Graben zwischen Klerus und Laien als zwei ungleichen Ständen in der Kirche noch vertieft wurde (NEUNER, Der Laie, 84-92).

⁹ Marksteine auf dem Siegeszug des Klerus sind der dictatus papae Gregors VII. (1075) sowie die zwei Schwerter-Theorie der Bulle Unam sanctam von Bonifaz VIII. (1122), in der festgestellt wird, es sei für alle Menschen unbedingt heilsnotwendig, sich dem römischen Papst zu unterwerfen.

¹⁰ Vgl.dazu P. M. ZULEHNER u.a., Fundamentalpastoral. Kirche zwischen Auftrag und Erwartung, Düsseldorf 1988, Abschnitt II.2.

wir allein nicht mehr tragen können, mitzutragen... Laßt eure Seelsorger nicht allein! Steht ihnen bei! Opfert eure Zeit! Dann erst habt ihr den Ruf Christi in unserer Zeit recht verstanden."¹¹

In dieser Zeit, in der den Klerikern der Zugang zur "laizistischen" Welt versperrt ist, wurde die Katholische Aktion geschaffen. Sie wird als "verlängerter Arm der Hierarchie"¹² verstanden, mit dem die Kirche die ihrer Hand entzogenen ("e-man-zipten") Bereiche der "Welt" wieder "in die Hand bekommen" soll. "Am wichtigsten ist heute, daß man in jeder Pfarrei über eine Gruppe von erleuchteten, tugendhaften, entschlossenen und wirklich apostolischen Laien verfügen kann." Laien, wohlgemerkt, die nicht aus eigener Initiative, sondern die - anders als die Christen in den Verbänden¹³ - im Auftrag und nach der Anweisung, in "kindlichem Gehorsam" apostolisch tätig sind.

Von der Klerus- zur Expertenkirche

Die wirtschaftliche Prosperität der Nachkriegsjahre hat, in Verbindung mit der in der nationalsozialistischen Unzeit verordneten Kirchensteuer, europäischen Großkirchen die Möglichkeit aufgetan, "Laien" als Mitarbeiter des Klerus nicht nur ehrenamtlich, sondern auch hauptamtlich zu gewinnen. "Laien" wurde der Zugang zu den theologischen Fakultäten eröffnet; neue theologische Ausbildungsinstitutionen (Fachhochschulen, Seminare für kirchliche Berufe) wurden errichtet. Eine Reihe kirchlicher "Laienberufe" wurde in kurzer Zeit geschaffen: Für die einen wurde dieselbe Ausbildung verlangt wie für Priesteramtskandidaten; zu anderen kirchlichen Berufen führt der Weg über eine mehr praxisorientierte Ausbildung. Zu solchen "Pastoralarbeitern" mit theologischer und praktischer Ausbildung gesellten sich noch Personen mit human- und sozialwissenschaftlicher Kompetenz, die hauptamtlich in professionalisierten Tätigkeitsfeldern der Kirche unterkommen konnten: in der Jugendarbeit, in Beratungsdiensten, in der Erwachsenenbildung. Die geldstarken Kirchen West-Europas und Nordamerikas hatten im Lauf ihrer Geschichte noch nie so viele hauptamtliche Personen wie heute.

Der Höhepunkt dieser Entwicklung scheint allmählich erreicht. Denn trotz enormen Einsatzes hauptamtlich tätiger pastoraler Experten gelingt es offenbar den Großkirchen lediglich, die Verdunstung der Kirchlichkeit zu verlangsamen. Und wegen der offensichtlich mangelnden Effizienz, noch mehr aber aus theologischen Gründen wird dieses erste Modell zunehmend in Frage gestellt.¹⁴

1. Dieses Modell stellt lediglich eine Modernisierung des überkommenen Modells der Klerus- und Priesterkirche dar. Aus der Kleruskirche wurde eine Expertenkirche. Der Großteil der Kirchenmitglieder zählt nach wie vor zu den "Laien", für welche die Kleriker und Experten arbeiten. Es haben lediglich einige "Laien" ihren sozialen Ort gewechselt; sie sind über den Graben des pastoralen Grundschismas auf die Seite des Klerus übergewechselt. Die Mehrzahl der "Laien" hat aber ihren Platz diesseits des Grabens behalten. Soziologisch besteht somit heute die Kirche nicht mehr aus Klerus und "Laien", sondern aus Klerus und "Laien" auf der einen und Leuten auf der anderen Seite.

2. Vielen Menschen ist dieser Platz in der religiösen Gemeinschaft auch willkommen. In der Art, wie sie "religiös" sind¹⁵, suchen sie nicht nach Verantwortung für das Leben und Wirken einer christlichen

¹¹ H. BROSEDER, Das Priesterbild in der Predigt. Eine Untersuchung zur kirchlichen Praxisgeschichte am Beispiel der Zeitschrift "Prediger und Katechet" von 1850 bis zur Gegenwart, München 1978, 252.

¹² So formulierte es PIUS XII.: vgl. F. KLOSTERMANN, Das christliche Apostolat, Innsbruck 1962, 607.

¹³ Angesichts der bedrängenden Sozialen Frage des 19. Jahrhunderts verbanden sich in Amerika, Frankreich, in der Schweiz, in Deutschland und Österreich Katholiken, die - um gesellschaftlich sachgerecht wirksam sein zu können - eine geschichtlich unerhörte Unabhängigkeit vom Klerus anstrebten. Diese Form der Laienaktivität wurde vom hohen Klerus mit ererbtem Argwohn betrachtet und wiederholt verurteilt. So wurde der Begründer der Democrazia cristiana italiana (DCI), der sozial gesinnte Priester Romolo Murri, verurteilt. Pius X. verfügte 1906: "Um einen festen Damm der Überflutung durch solche Ideen und der Verbreitung des Unabhängigkeitsgeistes entgegenzusetzen, verbieten Wir kraft Unserer Autorität von heute an absolut allen Klerikern und Priestern, irgendeiner Gesellschaft, die nicht von den Bischöfen abhängig ist, beizutreten." Zit. nach O. SCHROEDER, Aufbruch und Mißverständnis. Zur Geschichte der reformkatholischen Bewegung, Graz 1969, 291.

¹⁴ ZULEHNER u.a., Klerus- zur Expertenkirche.

¹⁵ Dazu P.M. ZULEHNER, Leutereligion., Wien 1982.

Gemeinde, sondern nach Befriedung ihrer tiefmenschlichen religiösen Wünsche und Bedürfnisse. Sie wollen dazu mit Vorliebe von Priestern oder ihnen ähnlichen Personen¹⁶ religiös "versorgt" werden.¹⁷

3. Vielen pastoralen Experten kommt eine solche Erwartungslage religiöser Leute entgegen. Es erleichtert ihnen, im pastoralen Beruf jene Anliegen zu befrieden, die Menschen ganz allgemein mit beruflicher Tätigkeit verbinden: Sie finden soziale Anerkennung, erfahren sich als sozial mächtig, können in Grenzen ihr (Familien-)Leben ökonomisch absichern. Das wird auf dem Weg religiöser Dienstleistungen¹⁸ erreicht, die die Leute in Anspruch nehmen. Werden die angebotenen Dienstleistungen nicht in erwünschtem Maß gefragt, wird notfalls die Nachfrage selbst künstlich gefördert.

4. Solche berufsinterne Ziele erreichen die Träger neuer pastoraler Berufe nicht ohne Schwierigkeiten. Im Gegensatz zu den Klerikern müssen sie als sozial junger und mit religiöser Aura (Kleidung, Weihe, abweichender Lebensstand) nur schlecht ausgestatteter Beruf ihr soziales Ansehen durch außergewöhnliche Leistung erreichen, und dies häufig auf kirchlichen Handlungsfeldern, die für die Mehrzahl der Leute eher peripher sind. Wegen des bedrängenden Priestermangels, der kurzschlüssig auf eine Konkurrenz zwischen dem ehelosen Priesterberuf und den verheirateten hauptamtlichen Laien zurückgeführt wird, werden "Laien" zunehmend wieder aus Tätigkeiten hinausgedrängt, die innergemeindliches Ansehen vermitteln: so die Predigt.¹⁹ Untersuchungen über Erfahrungen in den jungen pastoralen Berufen zeigen denn auch, daß das Hauptkonfliktfeld zwischen den klerikalen und laikalen hauptamtlichen Experten liegt; es ist ein Streit um die "Schlüsselgewalt". Das zeigt, wie sehr praktisch die hauptamtlichen "Laien" auf die Seite des Amtes gehören und sich in einer kaum noch haltbaren Weise "Laien" nennen. Zugleich bestätigen solche Studien, daß sich an der überkommenen Sozialform der Kirche durch die Einstellung vieler Hauptamtlicher noch nicht viel geändert hat. Die Leute sind geblieben, was sie in den letzten Jahrhunderten waren: "Objekte" der Seelsorge, nun nicht mehr nur des Klerus, sondern auch sogenannter hauptamtlicher "Laien".

Diese Analyse wird dem Selbstverständnis vieler Hauptamtlicher gewiß nicht gerecht. Sie bietet auch keine Grundlage dafür, gut ausgebildete pastorale Experten in der heutigen Zeit für überflüssig, ja schädlich anzusehen. Die Kirche braucht Dienstleistungen, sie darf aber nicht als ganze ein Dienstleistungsbetrieb werden. Sie braucht Experten: Aber gerade wenn sie diese hat, droht auch in der Kirche eine schädliche "Expertokratie".²⁰ Unbeschadet eines anderen theoretischen Selbstverständnisses bei Hauptamtlichen, das auch handlungsrelevant wird, bleibt dennoch bestehen, daß unsere moderne Dienstleistungsgesellschaft mit ihrem Heer von Experten für alle nur erdenklichen Lebenslagen eine Sozialform von Kirche begünstigt, die spezialisiert ist auf religiöse Dienstleistungen, dazu finanziert wird und sich - weil sie das Geld der Leute nimmt - auch verpflichtet fühlt, ein ausreichend religiöses Angebot durch entsprechend geschultes Personal bereitzustellen.

Von der Kirche für das Volk zu einer Kirche des Volkes

Typisch für die Sozialform der Klerus- und Expertenkirche ist das (oft unbemerkte) Fortbestehen des pastoralen Grundschismas. Kirche ist nach wie vor eine "Kirche für das Volk". Das andere Modell, das inmitten der gegenwärtigen Krise der Großkirchen überlegt und auch praktiziert wird, versucht genau dieses pastorale Grundschisma zu überwinden. Es ist die Kirche, die der Ekklesiologie des II. Vatikanischen Konzils entspricht.

In dichter Sprache hat diese Vatikanische Option die Gemeinsame Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland so formuliert:

¹⁶ Hauptamtliche Laien tun sich in einem solchen "leutere religiösen Kontext" schwer; am meisten unerwünscht sind Frauen: bei diesen scheint die ererbte Gegensätzlichkeit zwischen dem Heiligen und dem Weiblichen wirksam zu sein. Dazu: P.M.ZULEHNER, Die Neuformung der Rollen von Frauen und Männern II., in: Mann in der Kirche 5(1986), 138-151.

¹⁷ P. M. ZULEHNER, Von der versorgten zur sorgenden Gemeindein: Ordenskorrespondenz 25(1984), 52-68.

¹⁸ Profane Statistiken zählen nicht zu Unrecht die Kirchen zu den Dienstleistungsbetrieben.

¹⁹ Es fällt auf, daß hauptamtliche Laien im theoretisch verlorenen Streit um die "Laienpredigt" sich mit den Klerikern messen, sich aber beispielsweise nicht darum sorgen, wie denn auch sonstige begabte Christen in der Gemeinde verkündigend zu Wort kommen könnten.

²⁰ I. ILLICH, ExpertokratieEntmündigung durch Experten. Zur Kritik der Dienstleistungsberufe, Reinbek 1979.

*"Alle sind auf dieses Zeugnis lebendiger Hoffnung in der Nachfolge Jesu verpflichtet, weil alle auf diesen Weg der Hoffnung geschickt, weil alle in diese Nachfolge gerufen sind - herausgerufen zur Gemeinschaft der Glaubenden, befähigt und geführt durch den Geist Gottes, den er seiner Kirche verheißen hat (vgl. Joh 14,26; Röm 8, 14.26). Deshalb müssen eigentlich auch alle beteiligt sein und beteiligt werden an der lebendigen Erneuerung unserer Kirche. Diese Erneuerung kann ja nicht verordnet werden, sie erschöpft sich nicht in einzelnen synodalen Reformmaßnahmen. Die eine Nachfolge muß viele Nachfolgende, das eine Zeugnis viele Zeugen, die eine Hoffnung viele Träger haben. Nur so kann schließlich aus einem Erneuerungsversuch für die Kirche eine Erneuerung unserer Kirche selbst werden. Nur so kann uns in einer offensichtlichen Übergangssituation der Schritt gelingen von einer protektionistisch anmutenden Kirche für das Volk zu einer lebendigen Kirche des Volkes, in der alle auf ihre Weise sich verantwortlich beteiligt wissen am Schicksal dieser Kirche und an ihrem öffentlichen Zeugnis der Hoffnung. Nur so werden wir auch den Eindruck vermeiden, wir seien eine Kirche, die zwar noch von einem starken (nur langsam sich zersetzenden) Milieu, nicht aber eigentlich vom Volk mitgetragen ist."*²¹

Auf dem Weg von einer Kirche für das Volk (für die es viele andere Namen gibt wie Betreuungs-, Versorgungs- oder Servicekirche) zu einer Kirche des Volkes ist ein tiefgreifender Wandel im Bewußtsein sowohl der Kleriker und der ihnen zuzuordnenden Hauptamtlichen als auch der Leute erforderlich. Eine Angst um die Profilierung des Amtes, die Sorge um dessen Attraktivität dürfen nicht insgeheim bestimmend sein. Vielmehr ist es dringlich, das bisher stets betonte Trennende zwischen den verschiedenen Charismen zurückzustellen und entschlossen das Gemeinsame hervorzukehren. In ihrer Stellungnahme zum Vorbereitungsdokument der Bischofssynode über die Laien im Jahr 1987 haben die deutschen Bischöfe darauf aufmerksam gemacht:

"Hier²² geht es aber gerade darum, Kirche nicht als zusammengesetzt aus in sich stehenden Blöcken - hierarchische Amtsträger und Laien, Weltchristen und Ordenschristen - zu sehen, sondern die Unterscheidungen auf das Gemeinsame zurückzubeziehen und vom Gemeinsamen her zu lesen.

Die Ämter Christi, des Priesters, Propheten und Königs, sind auf die ganze Kirche, auf all ihre Glieder bezogen und werden je auf ihre Weise auch von allen Gliedern ergriffen und wahrgenommen (vgl. LG 10-13 und 34-36). Und so wie die kirchlichen Vollzüge von Communio und Missio wesentlich miteinander verbunden sind und ständig ineinandergreifen, so erwächst auch aus der Teilhabe an den Ämtern Christi für alle ohne Ausnahme die Aufgabe, sowohl am Aufbau der Kirche wie auch an ihrer Sendung in die Welt mitzuwirken. Es gibt 'kein Glied, das nicht Anteil an der Sendung des ganzen Leibes hätte'(PO 2). Alle sind - wie auch die 'Lineamenta' Nr.20 im Anschluß an LG 33 ausdrücklich betonen - zur aktiven und verantwortlichen Beteiligung an der einen Heilssendung der Kirche aufgerufen'.

Das bedeutet konkret: im gemeinsamen Hören auf das Wort Gottes, im gegenseitigen Empfangen des Glaubensverständnisses, das der Hl.Geist in den Gläubigen wirkt, in der gemeinsamen Bezeugung und Weitergabe des Glaubens, im Miteinander der liturgischen Feier, in gemeinsamer Diakonie und gläubiger Weltgestaltung: überall steht die gemeinsam empfangene Gabe und Aufgabe vor allem - noch so bedeutsamen Unterscheidenden.

Dies gerade heute wieder zu betonen, dürfte von nicht geringer Bedeutung sein. Denn hatten wir in unseren westeuropäischen Ländern nachkonziliare Entwicklungen, die das Besondere von geistlichem Amt und geistlicher Autorität zu nivellieren drohten, als Reaktion die pointierte Konturierung des geistlichen Amtes notwendig gemacht,so kann diese absolut legitime und von der Situation her geforderte Akzentsetzung in ihr Gegenteil umschlagen, wenn darüber die gemeinsame Basis in den Hintergrund oder gar aus dem Blickfeld gerät...

Darum ist auf der Linie des Konzils die gemeinsame Berufung aller neu ins Bewußtsein zu rufen sowie in Lehre und Praxis neu anzuerkennen. Es muß deutlich werden, daß erst auf dem Boden dieser

²¹ Unsere Hoffnung, Synode 103.

²² Gemeint ist die Kirchenkonstitution des Zweiten Vatikanischen Konzils, Lumen gentium, Kapitel 1-4.

gemeinsamen Berufung die qualitativ unterschiedenen Gnadengaben, die besonderen Aufgaben und Dienste, darunter auch die des geistlichen Amtes erwachsen."²³

Wir stehen an der Schwelle zu unserem zweiten Abschnitt. Er ist der Frage gewidmet, wo wir auf dem Weg der Überwindung des pastoralen Grundschismas heute stehen, warum uns der Übergang von einer "Kirche für das Volk" zu einer "Kirche des Volkes" schwer, ja vielleicht sogar zunehmend schwer fällt und was schließlich zu tun ist, daß wir auf diesem Überlebensweg doch nach und nach, schrittweise wenigstens, weiterkommen.

Der mühsame Weg aus der Versorgungskirche

Jeder organisatorische Wandel vollzieht sich auf zwei Ebenen, die miteinander unentflechtbar verwoben sind: auf der Ebene von Strukturen und jener des Bewußtseins. Wissenssoziologisch entstehen Strukturen aus dem Denken, wirken aber zugleich auf dieses zurück. Ein einsichtiges und aktuelles Beispiel ist die Sprache: sie drückt Wirklichkeit aus, schreibt diese aber zugleich fest. Wenn Frauen beispielsweise in der Kirchensprache verschwinden, so ist das nicht nur Abbild des Verschwindens in der Wirklichkeit, sondern trägt dazu bei, daß es so bleibt, wie es ist. Umgekehrt: ein Wandel in den sprachlichen Strukturen verändert nach und nach Wirklichkeit mit.

Nach dem II.Vatikanischen Konzil hat sich ein rascher Wandel in der Strukturierung der Kirchenorganisation ereignet. Es wurden vielfältige Strukturen der Teilhabe ausgebildet, mit dem Ziel, die Verantwortung für Leben und Wirken der Kirche auf allen Ebenen neu zu verteilen. Die synodalen Strukturen reichen von der Bischofssynode bis zu den pfarrgemeindlichen Gremien.

Diese strukturellen Änderungen haben die Kirche auf dem Weg von einer Kirche für das Volk zu einer Kirche des Volks merklich vorangebracht. Am Leben der Kirche auf den verschiedensten Ebenen beteiligen sich heute mehr Frauen und Männer als vor dem Konzil. Es mag genügen, auf die große Zahl von Verantwortlichen in den Pfarrgemeinderäten und überpfarrlichen Gremien zu verweisen. Allerdings gibt es selbst auf der strukturellen Ebene heute erkennbare Bemühungen, eröffnete Möglichkeiten der Teilhabe wieder einzuschränken und zudem die Art der Teilhabe in einer Weise umzudefinieren, die letztlich einer schweigenden Beseitigung gleichkommt.

Beispiele dafür sind:

- die Teilhabe von Kirchenmitgliedern an der Predigt
- oder die Versuche, den Begriff "Seelsorger" ausschließlich für geweihte Priester zu reservieren, und das, obwohl Frauen und Männer ausdrücklich und per Dekret mit seelsorglichen Aufgaben (wie Krankenhausseelsorge, Schulseelsorge, Telefonseelsorge) beauftragt werden und der Titel "Seelsorger" oder "Seelsorgerin" in unserer Gesellschaft immer noch einen für die Ausübung seelsorglicher Dienste unverzichtbaren Vertrauensvorschuß schafft.

Nicht unwichtig ist zudem der schädliche Begriff der Mitverantwortung, wobei die Vorsilbe "Mit-" vielfach die Teilhabe an der Verantwortung mehr widerruft denn eröffnet und begründet. Wenn heute von Mitverantwortung gesprochen wird, ist Mißtrauen am Platz. Wird doch häufig stillschweigend mitgedacht, daß die "eigentliche" Verantwortung doch letztlich beim Priester liegt.

Solche Andeutungen weisen neuerlich darauf hin, wie komplex unser Thema ist. Neuerlich müssen wir uns auf den einen oder anderen Aspekt beschränken. So werden wir nicht der Frage nachgehen, welche Formen von Neoklerikalismus die Kirchenentwicklung beeinflussen.

Wir greifen vielmehr zwei Hindernisse heraus, die auf den ersten Blick nicht theologischer Natur, sondern Merkmale der Gegegenwartskultur sind, aber nachhaltigen Einfluß auf die innerkirchliche Entwicklung besitzen: Autoritarismus und Individualismus. Wir stützen uns bei den folgenden Ausführungen auf die noch unveröffentlichte Studie RELIGION IM LEBEN DER ÖSTERREICHER 1970-1990.²⁴

²³ Zu diesem Gemeinsamen gehört, daß auch die Amtsträger zunächst "Laien" sind, also - wie das Konzil kurz und bündig definiert - zu den Christgläubigen zählen, die durch die Taufe Christus einverleibt sind (Lumen gentium, 4): Der Laie in Kirche und Welt, 323f

²⁴ P. M. ZULEHNER, H. DENZ u.a., Vom Untertan zum Freiheitskünstler. Eine Kulturdiagnose an Hand der Studien Religion im Leben der Österreicher 1970-1990 und Europäische Wertestudie - Österreichteil 1990, Wien 1991.

Hindernisse

Autoritarismus

Mit der Frage der Verteilung von Teilhabe ist jene Persönlichkeitsausstattung engstens verbunden, die in der Fachwissenschaft als AUTORITARISMUS bezeichnet wird. Volkstümlich, aber deshalb nicht falsch formuliert, handelt es sich um eine Einstellung, die besagt: "Recht hat, wer oben ist". Wir haben diesen Autoritarismus mit Hilfe jener Einzelaussagen gemessen (Tabelle 1), die schon seit den ersten Autoritarismusstudien von Adorno²⁵ in Verwendung sind. Dabei ging es Adorno vor allem darum, verstehbar zu machen, warum im Europa der Zeit vor und während des II. Weltkrieges derart viele Bürger autoritären Regimen gefolgt sind.

Tabelle 2: Autoritarismus

[Quelle: OÖ70-90]

Lad.	ITEM	sehr stark (1)		
		1970	1980	1990
.78	Wo strenge Autorität ist, dort ist auch Gerechtigkeit.	31%	22%	9%
.75	Mitreden und mitentscheiden soll man erst, wenn man durch harte Arbeit eine Position erreicht hat.	45%	30%	10%
.75	Das Wichtigste, was Kinder lernen müssen, ist Gehorsam.	71%	49%	23%
.74	Die viele Freiheit, die heute die jungen Leute haben, ist sicher nicht gut.	47%	36%	17%
.72	Von Zeit zu Zeit würde ich mir in Österreich eine Diktatur wünschen, dann gäbe es nicht so viele Mißstände.	16%	19%	6%
.68	Leute, die nicht ordentlich arbeiten, soll man besser gar nicht unterstützen.	56%	39%	17%
	INDEX AUTORITARISMUS sehr stark (1,2/4)	75%	66%	38%

1. Wie diese Tabelle zeigt, ist der AUTORITARISMUS in den letzten zwanzig Jahren merklich schwächer geworden, ohne dabei seine innere Gestalt verändert zu haben. Das heißt, daß das Phänomen des AUTORITARISMUS auch heute noch die gleiche Gestalt hat wie vor zwanzig Jahren. Aber es gibt heute in unseren Gesellschaften erheblich weniger autoritär eingestellte Personen. Der Rückgang des AUTORITARISMUS kommt einer "silent revolution", einer schweigenden Kulturrevolution gleich.

Allein aus diesem Ergebnis folgt klar, daß es einen kulturellen Druck auch auf die Gestaltung von Autorität innerhalb der Kirche gibt. Autoritäre Formen verlieren gesellschaftlich immer mehr Akzeptanz. Die Kirche bekommt das in vielfältiger Hinsicht deutlich zu spüren:

So sind immer weniger Menschen bereit, einer undialogisch-autoritär vorgetragenen Morallehre zu folgen. Sie erwarten sich hohe Transparenz bei innerkirchlichen Entscheidungen und lehnen Vorgänge ab, die ihnen autoritär vorkommen. Das, was vielfach der "Neue Kirchenkurs"²⁶ genannt wird und an Bischofsernennungen der jüngeren Zeit festgemacht wird, steht dem nichtautoritären Anspruch der Mehrheit der Bürger in unseren freiheitsbedachten Gesellschaften entgegen.

Die Konsequenzen sind in Ansätzen absehbar, wenn die Kirche ihre Begegnung mit den Menschen und ihr innerkirchliches Leben wissentlich oder unbedacht in "autoritären" Formen gestaltet. Es ist ein Abbruch der Kommunikation, wenn nicht langfristig auch der Mitgliedschaft zu rechnen. Und was besonders schwer wiegt. Betroffen werden davon vor allem die Bürger mit höherer Bildung sein, weil nachweislich höhere Bildung und Ablehnung des AUTORITARISMUS eng korrelieren.

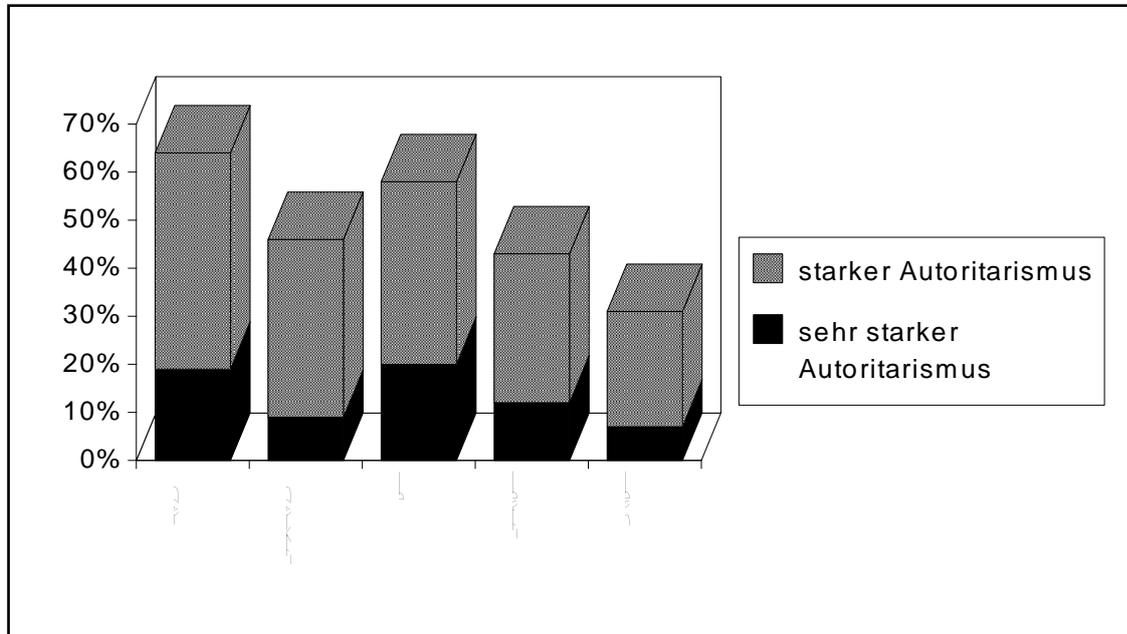
2. Die Tatsache, daß in den letzten zwanzig Jahren der AUTORITARISMUS in der modernen Freiheitskultur merklich zurückgegangen ist, darf allerdings nicht darüber hinwegtäuschen, daß es einen engen Zusammenhang zwischen Religiosität und AUTORITARISMUS gibt. Und da die Religiosität auch heute - unbeschadet vielfältiger Formen außerkirchlicher Religiosität - primär im Sozialraum der Kirche behaust ist, müssen die Kirchen im Vergleich zur Gesamtkultur als überdurchschnittlich autoritäre

²⁵ T. W. ADORNO, Studien zum autoritären Charakter, Frankfurt 1973.

²⁶ P. M. ZULEHNER, H. Denz, Der neue Kirchenkurs. Vertrauliche Studie für die Österreichischen Bischöfe, Wien 1990. - Teilveröffentlicht in: N. Hauer, P. M. Zulehner, Aufbruch in den Untergang. Das II. Vatikanische Konzil und seine Folgen, Wien 1991.

Kulturprovinzen gelten. Diese Aussage bezieht sich empirisch auf die Gesamtheit der Kirchenmitglieder, und kann dahingehend zugespitzt werden, daß Kirchenmitglieder umso eher autoritär sind, als sie auch mit persönlicher Religiosität ausgestattet sind und am (gottesdienstlichen) Leben der Kirche sich beteiligen (ABBILDUNG 2):

ABBILDUNG 2: Religiosität und Autoritarismus²⁷



Die Erklärung solcher Zusammenhänge ist nicht einfach. Nachweislich steht persönliche Religion der Leute in Verbindung mit dem elementaren Wunsch nach Verwurzelung und Beheimatung des Lebens. "Einen letzten Halt finden" gilt als zentraler religiöser Wunsch. Religion ist für die Menschen wie ein heiliger Schild und ein heiliger Baldachin.

Es scheint nun die Versuchung der Religiösen sein, ihren Wunsch nach Lebensschutz nicht im Vertrauen auf den lebendigen Gott Jesu Christi zu stillen, sondern durch religiöse Ordnungen und Autoritäten. Das könnte erklären, warum im Umkreis persönlicher Religiosität auch der Autoritarismus bevorzugt zuhause ist.

Nun ist für den AUTORITARISMUS charakteristisch, daß er eine Art Überlebensstrategie für Ich-schwache Personen ist. Der Schicksalanalytiker L.Szondi²⁸ bezeichnet es als eine der zentralen Lebensaufgaben, ein handlungsfähiges "Pontifex-Ich" auszubilden, das mit der Ausstattung an Lebensenergie schöpferisch und frei verantwortlich umgehen lernt. Zugleich stellt er aber fest, daß nicht wenige - auch und gerade in unserer anspruchsvollen Kultur bei der Ausbildung eines solchen selbstmächtigen Pontifex-Ich stecken bleiben. Dazu kommt, daß dessen Ausbildung auch nicht als ein erstrebenswertes Handlungsziel der Kirche bezeichnet werden kann. Das Verhältnis der Kirche zur modernen Freiheit, zu allen Formen der Autonomie, der Selbststeuerung, der Selbstverwirklichung ist getrübt. So könnte

²⁷ Die hier verwendete sozioreligiöse Typologie basiert auf folgenden Teilergebnissen:

1. Es gibt zwei Spielarten von persönlicher Religiosität: eine Lebensreligion und eine Erklärungsreligion. Lebensreligion: Die Religion spendet Trost in den Nöten, macht frei und selbstbewußt, ist wie ein heiliger Schild. Erklärungsreligion: Es muß einen Gott (ein höheres Wesen) geben, denn irgend jemand muß die Welt erschaffen haben. Der Unterschied zwischen diesen beiden Religiositäten zeigt sich deutlich im Gebet. Zu einem Erklärergott betet man nicht.
2. Kombiniert man diese beiden Spielarten von Religiosität, dann erhält man Personen, die beide besitzen, dann solche, die nur erklärungs-religiös sind (wir nennen sie Kulturreligiöse) sowie schließlich unreligiöse Personen.
3. Kombiniert mit dem Kirchengang gibt es dann kirchliche (sie nehmen regelmäßig am Gottesdienst teil und sind sehr religiös), sodann (privat-)religiöse (sie sind sehr religiös, nehmen am nicht am Gottesdienst teil), und schließlich die wenig praktizierenden Kulturreligiösen und Unreligiösen. Ihre Verteilung in Österreich 1990: 24% kirchlich, 28% religiös, 29% jkulturreligiös, 19% unreligiös.

²⁸ L. SZONDI, Schicksalsanalytische Therapie, Bern 1963. Auch: H.WAHL, Christliche Ethik und Psychoanalyse, München 1980.

gerade in einer nichtautoritären Kultur die Kirche sich zunehmend zu einem Ort entwickeln, an dem die autoritären Nonkonformisten Unterschlupf suchen. Sie siedeln ihren Wunsch nach einem "Ersatz-Pontifex", der ihnen psychisch überleben hilft, in der Kirche an. In der Tat gibt es ja heute in der Kirche viele Vorgänge, die dem Wunsch nach "Ersatz-Pontifizes" sehr entgegenkommen: spirituelle Gruppen, geistliche Gurus, autoritäre Gestaltung kirchlichen Amtes.

In einem solchen sozialpsychischen Kontext kann sich die theologisch begründete Vatikanische Option von mehr Teilhabe an der Verantwortung für Leben und Wirken der Kirche nur schwer entfalten. Dabei ist mir wichtig festzustellen, daß es sich hierbei nicht um eine klerikale Behinderung der Teilhabe handelt. Vielmehr fehlt die lebensgeschichtlich gewachsene Fähigkeit zu ihr bei einem beträchtlichen Anteil der Kirchenmitglieder.

Die Folge ist eine spannungsreiche Ungleichzeitigkeit: und das nicht nur zwischen dem tendenziell autoritären Kirchenvolk und der nichtautoritär gewordenen Gesellschaft, sondern auch innerhalb der Kirche. Autoritär Bedürftigen stehen freiheitsbedachte Kirchenmitglieder gegenüber. Die Erwartungen beider Typen an die Gestaltung des kirchlichen Lebens, an Teilhabe an Verantwortung, sind diametral verschieden: damit sind aber nicht zuletzt auch die Erwartungsbotschaften an Amtsträger und verantwortliche Gremien gegensätzlich. Erschwerend ist, daß zur Gestaltung dieser Ungleichzeitigkeit Toleranz nicht hilft. Denn diejenigen, die zu ihrem persönlichen Überleben autoritär geprägt sind, fühlen sich allein durch die gelebte Freiheit anderer Kirchenmitglieder bedroht.

(Glaubens)Individualismus

Die Entwicklung der Teilhabe an der Verantwortung für Leben und Wirken der Kirche, damit der Weg von einer "Kirche für das Volk" zu einer "Kirche des Volkes" wird zum anderen durch den in unserer Kultur weit verbreiteten INDIVIDUALISMUS stark beeinflusst.

Dieser INDIVIDUALISMUS äußert sich in Sätzen wie: *Jeder muß seine Probleme selbst lösen, oder Wichtig ist, daß der Mensch glücklich wird. Wie das ist seine Sache.* Mit solchen Einzelaussagen hat sich ein Index INDIVIDUALISMUS gebildet. Dieser INDIVIDUALISMUS ist in der Bevölkerung außerordentlich verbreitet. In Österreich waren 1990 55% sehr individualistisch, weitere 29% individualistisch. Wenig individualistisch hingegen waren nur 13%, überhaupt nicht lediglich 4%.

Es ist gewiß nicht einfach, den so gemessenen INDIVIDUALISMUS näher zu interpretieren. Er ist tendenziell depressiv, weil der Satz *Ich weiß nicht, wozu der Mensch lebt* umso mehr Zustimmung findet, je individualistischer jemand ist.²⁹

Nun gibt es diesen INDIVIDUALISMUS auch in einer religiösen Variante als Glaubensindividualismus. Beide korrelieren hoch miteinander ($r=0,41$).³⁰ (Tabelle 3). Dieser Glaubensindividualismus ist gewiß

²⁹ TABLE OF V734 (ROWS) BY IND4 (COLUMNS)

v734: Ich weiß eigentlich nicht, wozu der Mensch lebt.

IND4: vierteiliger Index INDIVIDUALISMUS

	++1	2	3	--4	TOTAL
1	7.82	3.83	1.68	1.41	5.62
2	8.83	6.90	3.36	.00	7.21
3	17.36	17.24	9.24	2.82	15.69
4	16.95	26.82	14.71	15.49	19.44
5	49.04	45.21	71.01	80.28	52.04

TOTAL 100.00 100.00 100.00 100.00 100.00

[Quelle: Ö90]

³⁰ TABLE OF V625 (ROWS) BY IND4 (COLUMNS)

bevorzugt außerhalb des kirchlichen Sozialraums anzutreffen. Kirchgänger (der beiden Typen KIRCHLICH und KULTURKIRCHLICH) haben zu 38% bzw. 33% einen niedrigen Glaubensindividualismus, während bei den nichtkirchlichen Personen der Glaubensindividualismus mit 54% bis 61% nahezu doppelt so stark ist.

Tabelle 2: Glaubensindividualismus

ITEM	Zustimmung				
	ki	kk	rel	kr	urel
Es ist sinnlos, mit jemandem über Fragen des Glaubens zu sprechen; jeder muß für sich fühlen, was er glauben kann (1+2/5)	38%	33%	54%	61%	58%
Index INDIVIDUALISMUS (1/4)	38%	38%	52%	62%	63%

[Quelle: Ö90]

Das bedeutet wiederum für unsere Frage nach der Verteilung von Verantwortung für Leben und Wirken der Kirche, daß ein beträchtlicher Teil der Kirchenmitglieder daran nur wenig Interesse hat. Für sie ist die Kirche - wie viele andere gesellschaftliche Organisationen - ein Dienstleistungsbetrieb, den ich bezahle und von Fall zu Fall beanspruche, insbesondere rund um die Lebenswenden. Sie nehmen auch mit mehr oder minder größerer Regelmäßigkeit am Gottesdienst der Kirche teil. Im übrigen möchten Sie aber ebenso in Ruhe gelassen werden wie in einem Supermarkt oder wenn sie auf einen Fußballplatz gehen. Dort gehen sie ja auch nicht hin, um mitzuspielen, sondern zuzuschauen und so dabei zu sein.

Erfordernisse

Welche pastoralen Erfordernisse ergeben sich aus den beobachteten Hindernissen und den historischen Hintergründen, um auf dem mühsamen Weg von der "Kirche für das Volk" zu einer "Kirche des Volkes" schrittweise voranzukommen? Wiederum müssen wir uns mit einer knappen Auswahl begnügen.

Praktische Charismenlehre

Wollen wir mit der Verwirklichung der Vatikanischen Option einer Beteiligungskirche vorangekommen, brauchen wir eine gezielte und theologisch bedachte Förderung des Volks, genauer von Frauen und Männern, die bereit sind, die ihnen von Gott unmittelbar gegebene "geistliche Kirchenberufung" und die mit dieser Berufung mitgegebenen ekklesialen Begabungen zu entwickeln.

Dazu sind in der Alltagsseelsorge mystagogische Vorgänge zu inszenieren. Es genügt nämlich nicht, bloß Arbeit, die den Hauptamtlichen zu viel ist oder die sie gern loshaben wollen, nunmehr an "Laien" zu delegieren. Es ist auch theologisch nicht richtig, Laien ehren- oder hauptamtlich zu Mitarbeitern der Priester zu machen, und das womöglich nur für die Zeit, in der es zu wenig Priester gibt.

Vielmehr ist theologisch davon auszugehen, daß Gott, der als der unbeirrbar Treue (Dtn 32,4) mit uns den Weg durch die Geschichte geht, selbst Bauherr seiner Kirche ist: Baut er nicht das Haus, bauen wir vergeblich (Ps 127,1). Gott baut aber sein Haus, indem er "hinzufügt" (Apg 2,47), junge und alte, Frauen und Männer, reiche und arme, gebildete und ungebildete. Und die, die er hinzufügt, begabt er

V625: *Es ist sinnlos, mit jemandem über Fragen des Glaubens zu sprechen; jeder muß für sich fühlen, was er glauben kann.*

IND4: vierteiliger Index INDIVIDUALISMUS

1 2 3 4 TOTAL

1 | 45.47 18.67 13.08 5.63 | 31.94

2 | 21.97 21.14 16.03 7.04 | 20.37

3 | 19.43 30.67 21.94 11.27 | 22.69

4 | 6.41 17.71 23.63 18.31 | 12.39

5 | 6.71 11.81 25.32 57.75 | 12.61

TOTAL 100.00 100.00 100.00 100.00 100.00

auch mit seinem Geist (jedem ist die Offenbarung des Geistes gegeben: 1 Kor 12,7). So sind alle, die durch die Taufe in die Gemeinschaft der Kirche eingegliedert werden, Berufene und Begabte. Es gibt also keine Unberufenen und Unbegabten.

Die Aufgabe, die sich der Kirche also stellt ist, die ihr gegebenen Berufungen und Begabungen zu fördern. Das geschieht nicht durch Indoktrination oder moralische Appelle, sondern allein dadurch, daß sie mit den Berufenen in gewaltloser Weise den Weg hingeht vor das Geheimnis ihres Lebens, das im Grunde Gott selbst immer schon ist (Karl Rahner).³¹ Die Menschen sind auch zu lehren, die Frage zu stellen, was Gott ihnen will - und zwar nicht nur allgemein in ihrem Leben: das ist die zentrale Frage der ignatianischen Exerzitien, sondern was er ihnen will, daß jene Gemeinschaft, der er sie hinzugefügt hat, leben und arbeiten kann.³²

Wer diese Frage stellt, und sie als Lebensfrage Gottes an sich selbst begreift, wird dann bereit werden, ein *"Rede Herr, dein Diener (deine Dienerin) hört"* (1 Sam 3,10) zu sprechen. Und dieses *"Adsum", Ich bin bereit*, wird übergehen können in die Feier der Berufung. Ein Einstimmen wird möglich in den Satz des II.Hochgebets: *Wir danken dir, daß du uns berufen hast vor dir zu stehen und dir zu dienen.*

Ist einmal dieses Einverständnis mit der "geistlichen Kirchenberufung" erklärt, dann wächst aus innerer Überzeugung die Bereitschaft, Zeit, Kraft, Lebensenergie dafür einzusetzen, daß Gottes Reich sich in der Welt ausbreitet und so Spuren der neuen Erde werden. Das meint, daß jemand bereit geworden ist, für Leben und Wirken der Kirche Verantwortung zu übernehmen.

Diese Bereitschaft wird dann aus innerer Dynamik sich weiter entfalten. Mit der Berufung sind auch Begabungen mitgegeben. So wird die, der Berufene in eigener Verantwortung daran gehen, seine eigenen Begabungen zu entdecken, zu entfalten und in der kirchlichen Gemeinschaft zu plazieren. Wir sagen bewußt, in eigener Verantwortung. Denn niemand kann diese Verantwortung für seine "geistliche Kirchenberufung" delegieren. Am wenigsten an Pfarrer oder Bischöfe. Jede, jeder wird am Ende seines Lebens vor Gott selbst dafür gerade stehen müssen. Er wird fragen, was hast du mit der dir gegebenen Kirchenberufung gemacht...

Kirchenvision

Ein Moment an der Entfaltung der eigenen Kirchenberufung ist die Sorge um eine urpersönliche tragfähige Kirchenvision. Schon aus der Alltagserfahrung weiß jeder von uns hinreichend, daß unser Leben seine Kraft und Bewegung aus Visionen gewinnt. Wer nach nichts aus ist, wer so gesehen keinen "Eros" hat, ist mehr tot als lebendig. Auch die "geistliche Kirchenberufung" lebt aus der Kraft der Vision. Sie ist genau besehen ein Moment an der gottgegebenen ekklesialen Berufung.

Was wir daher dringend benötigen, ist das Heben dieser vielfältig mit den Berufungen geschenkten Kirchenvisionen. Es wäre zu wenig - wie es in der deutschen Kirchensprache so häßlich heißt - zu fragen, wie wir an die Leute herankommen und wie wir an sie eine Kirchenvision herantragen können. Es braucht vielmehr Vorgänge, die es den Berufenen ermöglicht, in ihre eigene Lebensgeschichte einzukehren, ihr eigenes Lebenshaus aufzusuchen, um in Ruhe in ihrer "kleinen heiligen Schrift" zu lesen, in der sie auch etwas erfahren von jener Kirche, die Gott mit ihnen zu bauen vorhat.

Von solchen kleinen Kirchenvisionen der einzelnen Berufenen ist dann zu erzählen. Dabei wird es geschehen, daß diese vielfältigen Visionen wie kleine Rinnsale sich nach und nach zu einem gemeindlichen oder gar ortskirchlichen Visionsstrom vereinen, der die Lebenskraft einer Pfarrgemeinde, einer Ortskirche ausmacht.

Was dabei an Visionsfragmenten zum Vorschein kommt, bedarf noch eines kritischen Prüfungsvorgangs. Sie gehören auf den Prüfstand der großen Heiligen Schrift: nicht um bloß nachzuahmen, was die Visionen des Anfangs waren, sondern sich von der unverbrauchten Kraft des Anfangs anregen und notfalls auch korrigieren zu lassen.

³¹ Dazu: P. M. ZULEHNER, *Denn du kommst unserem Tun mit deiner Gnade zuvor. Zur Theologie der Seelsorge heute.* Paul M.Zulehner im Gespräch mit Karl Rahner, Düsseldorf 1984.

³² P. M. ZULEHNER, J. FISCHER, M. HUBER, *Sie werden mein Volk sein. Grundkurs gemeindlichen Glaubens*, Düsseldorf 1985.

Leitungskompetenz

Auf dem Hintergrund solcher Erfordernisse wird auch eine Fähigkeit sichtbar, die künftig von jenen Personen zu fordern ist, die in der Kirche einen Leitungsdienst übernehmen: Priester und jene, die am Leitungsamt der Kirche und ihrer Gemeinden als Laien³³ beteiligt werden. Wir sprechen hier im Übrigen ausdrücklich von der Leitungsaufgabe (vgl. 1 Kor 12,28), ohne die Frage weiterzuverfolgen, wie Leitungsdienst und Priesteramt sich zueinander verhalten.

Deckungsgleich können sie nicht sein, weil ja sonst auch die Leitung eines Verbandes oder der Katholischen Aktion, die Leitung eines Kirchenchors oder eines Sozialausschusses in der Hand der Priester liegen müßte, was längst nicht mehr der Fall ist und auch nicht der Fall sein muß.

Ein zentrales Element jeglicher Leitungsaufgabe ist nun (nach Erkenntnis moderner Organisationsentwicklung) der Dienst an der Lebendigkeit der Organisation.³⁴ Insofern aber nun die Lebendigkeit vom Vorrat an bewegenden Visionen abhängt, ist es zentrale Aufgabe derer, die leiten, verantwortlich zu sein für einen ausreichenden Visionsvorrat. Das kann aber nur bedeuten: Ihre Aufgabe ist es sicherzustellen, daß der ungehobene Visionsvorrat in den einzelnen Kirchenmitgliedern gehoben wird, die Visionsrinnale zusammenfließen und daß die so gewonnenen Visionen auf den Prüfstand der Bibel gelegt werden. Es ist, umgekehrt formuliert, dann nicht ihre Aufgabe, alleinverantwortlich zu sein für die Formulierung der heute gültigen Visionen.

Bausteine einer heute bewegenden Kirchengvision

Aus der Erfahrung vieler solcher Vorgänge, in denen Kirchengvisionen gehoben und zu einer gemeinsamen verdichtet wurden, haben sich für unsere europäische Kirchenregion einige stets wiederkehrende Bausteine erkennen lassen, die auf hohe Akzeptanz stießen.³⁵

- Es ist der Wunsch nach einer geschwisterlichen Kirche, in der die Gleichheit an Würde und Berufung anerkannt ist, in der keine Entscheidungen getroffen werden ohne Beteiligung der von der Entscheidung Betroffenen, in der es mehr Verbindlichkeit gibt als in der von Desolidarisierung bedrohten kühlen Gesellschaft und in der Autorität so ausgeübt wird, daß es in ihrem Umkreis die Chance gibt zu wachsen.

- Es ist der Wunsch nach einer Kirche, in der es insbesondere jene gut haben, die es ansonsten in ihrem Leben nicht leicht haben. Eine Kirche jener Diakonie, deren Herzstück zunächst darin besteht, daß sich in ihr jede und jeder sehen lassen kann, vor jeder Leistung und trotz aller Schuld (Klaus Kliesch). Diese Kirche kann - in Gottes Art - von sich behaupten: *Ich kenne ihr Leid* (Ex 3,7). Sie handelt nicht aus Mitleid, sondern leidet mit. Das schafft ihr Leid und Verfolgung, die sie aus der Kraft der Auferstehungshoffnung tragen kann.

- All das kann die Kirche sein, wenn sie eine mystische Kirche wird. Sie wird ein Erfahrungsraum sein, wo offenbar wird, daß Gott in der Geschichte gegenwärtig ist. Anders: Es ist eine Kirche, in der die Menschen lernen, das Geheimnis Gottes zu bewohnen. Aus der Kraft dieser Mystik wird die Kirche ermächtigt, in geschwisterlicher Weise zu leben und engagiert füreinander einzustehen.³⁶

³³ vgl. Dazu CIC cn.517.

³⁴ W. BENNIS u.a., Führungsstrategien. Die vier Schlüsselstrategien erfolgreichen Führens, Frankfurt ³1987.

³⁵ Dazu: P. M. ZULEHNER, Das Gottesgerücht. Bausteine für eine Kirche der Zukunft, Düsseldorf 1987.

³⁶ Auch: P. M. ZULEHNER, Gemeindepastoral. Orte christlicher Praxis, Düsseldorf 1989.

1999 „Triumph des Hinterns über den Verstand“

Dieses deftige Zitat stammt aus Bayern. Das Mitglied eines Pfarreirates charakterisierte damit die Arbeit in seinem Gremium. Er erklärte weiter: „Dauernd sitzen wir, und nichts kommt heraus!“ Sigmund Freud hätte eine gremiale anale Störung diagnostiziert.

Es ist nicht selten frustrierend in den nachkonziliaren Gremien. Von Gremienmüdigkeit ist die Rede.

1. Denn Gremien sind ein Feigenblatt, hinter dem sich nach wie vor schamlos Klerikalismus verbirgt. Es muß nicht immer der alte Klerikalismus der Priester sein. Längst hat sich ja (nicht nur in der Schweiz, hier aber besonders) eine Expertokratie der Hauptamtlichen eingebürgert. Ivan Illich schrieb schon vor Jahren von der „Entmündigung durch Experten“. Nicht nur im Gesundheitswesen durch die Priester in den weißen Kitteln, sondern auch in den Kirchen durch die Theologieexperten.

2. Gremien sind Spielwiesen. Was hier beraten wird, hat im pfarreilichen Alltag wenig Auswirkungen. Oder es geht nur um Nebensächliches. Also nicht ums Geld.

3. Die wichtigen Entscheidungen machen die Hauptamtlichen unter sich aus: vor der Zusammenkunft der Gremien, oder besser gleich daneben.

4. Der Pfarreirat als ganzer benimmt sich gegenüber dem Kirchenvolk „klerikal“. Es gibt keine Rückkoppelung der Arbeit im Gremium an das Pfarrvolk. Gute gestaltete Pfarreiversammlungen finden nicht statt (auch dafür gibt es mit der Methode „Offener Raum“ beste Moderationstechnik!).

5. Eine der Frustquellen ist noch banaler, und doch folgenschwer: die Sitzungen sind schlecht vorbereitet, miserabel moderiert. Gewissensforschung: Gibt es Pinwände, wer ist in Moderationstechniken ausgebildet?

Die Folgen der Gremienmüdigkeit wären fatal. Synodalität an der Kirchenbasis bliebe auf der Strecke. Beteiligung der von Gott Berufenen und Begabten ist für des Leben einer christlichen Gemeinschaft unverzichtbar. Daher ist Frust zu bekämpfen. Im einzelnen:

Gute Vorbereitung und Leitung der Sitzungen.

Entwicklung der Kultur der Synodalität, der breiten Beteiligung.

Behutsames Aufspüren aller neoklerikalen Versuchungen.

Selbstfortbildung der Ehrenamtlichen. Sie bestimmen, was sie können, wie sie ihre Begabungen ausbauen, wie sie diese einbringen. Dafür verdienen sie dann Lob.

Rückkoppelung der gremialen Arbeit an die Pfarrei-Basis

2008

2002 Die Angst der Kirche vor den Frauen

Angst ist ein irreführend und verniedlichendes Wort bei einer GroÙeinrichtung, weltweit, wie sie zumal die katholische Kirche ist. Angst haben Personen, nicht Institutionen. Also kann die Kirche zunächst im strengen Sinn dieses Wortes vor Frauen keine Angst haben. Bestensfalls ist das ein therapiebedrftiges Problem bei einzelnen Männern und mit Sicherheit auch bei Frauen in der Kirche. Diese Therapiebedrftigkeit ist aber nicht spezifisch kirchlich, weil wir diese in der Kultur verbreitet antreffen.

Die Frage wird gefährlicher, wenn man nüchtern die Frage stellt, warum bestimmte Dienste und auch Entscheidungszuständigkeiten in der katholischen Kirche in Mnnerhand versammelt sind. Das gilt es genau zu analysieren, theologisch zu bedenken und dann Änderungen vorzunehmen, wenn sich zeigen soll, daÙ die Verhältnisse frauenabweisend sind. Die Kirche selbst ist es gewiÙ nicht, denn in ganz Europa ist die Religion weiblich und die Politik männlich.

Tatsächlich hat hier die katholische Kirche einen Reformbedarf, und sie ist dabei, mit der Geschwindigkeit eines dickhutigen, schwerfälligen und dennoch erstaunlich sensiblen „Elefanten“ (Karl Rahner) Veränderungen vorzunehmen. Solche Änderungen setzen auch ein Lernen und damit auch ein Entlernen voraus. Und das geht nicht von heute auf morgen, wenn sich die katholische Kirche nicht auch, wie viele evangelische Schwesternkirchen, wegen jeden Konflikts gleich spalten will. Aber Schritte werden sichtbar: Frauen studieren Theologie, sind im pastoralen Dienst, sitzen auch schon in dizesischen „Regierungen“. So ist die Finanzministerin und die Schulministerin, auch die Bildungsministerin in der Erzdiözese Wien eine Frau. Die sterreichische Bundesregierung hat auch nicht viel mehr. Und eine Bundeskanzlerin hatte Österreich im übrigen auch noch nie (wohl aber eine Kaiserin). Solches Lernen geht (siehe Elefant) schrittweise, und wird auch in der katholischen Kirche nicht aufzuhalten sein. Freilich kann ich es als Mann in der Kirche nicht mitfühlen, wieviel Geduld solche Beobachtungen zu Recht ungeduldigen Frauen abverlangt. Aber vielleicht braucht die Kirche diese produktive geduldige Ungeduld hochengagierter Frauen. Umso mehr bedaure ich es, wenn heute manche Kirchenfrauen entmutigt in die esoterischen Nebel von Avalon entschwinden...

2002 Zusammenspiel von Laien und Priestern in den Pfarrgemeinden

6. Das Erbe des Konzils: Dieses vertieft die Sicht von der Kirche und von den Laien. Die Konsequenzen für das Priesteramt wurden nur angedacht. Die Transformation der Priesterrolle ist bis heute in Gang und wird durch den inzwischen katastrophalen Mangel und Priestern in Ruf- und Reichweite noch verschärft.

7. Der Wandel im Priesteramt (so die Studie PRIESTER 2000³⁷) zeigt sich an der Vielfalt der Amtsauffassungen unter den heutigen Priestern. Diese Amtsbilder haben eine Hauptquelle in der Auseinandersetzung mit der Moderne und auf deren Hintergrund der jeweiligen Amtstheologie.

8. Das Konzil sah in der Kirche das wandernde Gottesvolk, den heiligen priesterlichen laós (1 Petr 2,5: Laßt euch als lebendige Steine zu einem geistigen Haus aufbauen, zu einer heiligen Priesterschaft, um durch Jesus Christus geistige Opfer darzubringen, die Gott gefallen.“). In ihm gibt es nur „Geistliche“ (Gal 6,1), Berufene (1 Sam 3,1-10) und Begabte (1 Kor 12,7). Alle sind somit Miteigner der Kirche (ownership) und haben Recht und Pflicht, sich am Leben und Wirken der Kirche aktiv zu beteiligen.

9. Wer sich an der Arbeit beteiligt, braucht auch die Möglichkeit der Mitgestaltung. Auch dazu ist allen Mitgliedern Gottes Geist verliehen. Die Mitgestaltung wird in großen Gemeinschaften über Gremien (PGR) organisiert. Es darf keine Entscheidung ohne Beteiligung der von der Entscheidung Betroffenen geben.

10. Eine wichtige Frage ist, ob die Gremien beraten oder entscheiden – und das in welchen Belangen. Es geht also um das Ausmaß der praktischen Synodalität. In dieser Frage unterscheiden sich die Priestertypen und entsprechend auch die Christentypen.

11. Je mehr Beteiligung, umso mehr (leitungskompetentes) Priesteramt braucht es. Daher wünschen sich die Priester immer mehr Ausbildung in Leitungsfähigkeiten.

12. Ein treffliches Beispiel für geleitete Synodalität ist Pastorale Entwicklung in der Diözese Passau unter Altbischof Franz X. Eder.³⁸ Dieses und andere Beispiele (Slowenien, Brugenland) belegen, dass es zur Zeit in der Weltkirche eine Tendenz zur Minderung der Synodalität gibt. Auch die nachrückenden Kleriker neigen zu einer Zurücknahme synodaler Beteiligung.

Lit.: Zulehner, Paul M.: Meine Seele dürstet nach dir (Psalm 63). Gottespastoral, Ostfildern 2002. – Zulehner, Paul M. u.a.: Kehrt die Religion wieder? Religion im Leben der Menschen 1970-2000, Ostfildern 2001. – Denz, Hermann u.a.: Die europäische Seele, Wien 2002.

³⁷ Zulehner, Paul M./Hennersperger, Anna: „Sie gehen und werden nicht matt“ (Jes 40,31). Priester in heutiger Kultur, Ostfildern 2001. – Zulehner, Paul M.: Priester im Modernisierungsstress, Ostfildern 2001. – Zulehner, Paul M./Lobinger, Fritz: Um der Menschen und der Gemeinden willen. Ein Plädoyer zur Entlastung der Priester, Ostfildern 2002. – Hennersperger, Anna: Ein ein(z)iges Presbyterium. Zur Personalentwicklung von Priestern. Amtstheologische Reflexionen zu Daten der Studie PRIESTER 2000[®], Ostfildern 2002. – In Vorbereitung: Studie Diakon 2002[®].

³⁸ Dieser wertvolle Pastoralplan „Gott und den Menschen na. Passauer Pastoralplan 2000) ist bestellbar beim Seelsorgeamt Passau, Domplatz 3, D-94032 Passau.

2013 Laienapostolat in der Welt von heute

Von der Priesterkirche zum Volk Gottes

Die Priesterkirche war an ihre Grenze gekommen. Hatten in „christentümlichen Zeiten“ (etwa unter Maria Theresia) alle gesellschaftlichen Kräfte (Kaiserin mit ihren Gesetzen, LehrerInnen, Bürgermeister, Pfarrer, Richter) zusammen für die Christlichkeit des Volkes gesorgt, fiel die Verantwortung für die Pastoral nach und nach primär auf die Priester zurück. Damit waren die Priester heillos überfordert. Sie suchten daher Entlastung bei Laien. 1955 hat ein Primizprediger zunächst folgenden Satz des Johannes Vianney, Pfarrers des 268-Seelen-Dorfes Ars zitiert: „Sie wissen nicht, was es heißt, aus einem Pfarrhof vor das Angesicht Gottes zu treten.“ Um dann fortzufahren:

„Hinter diesen Worten steht ein Wissen um die Verantwortung eines Pfarrers. Aus dieser Verantwortung heraus strecken wir bittend die Arme aus nach Laien, die uns helfen. Die uns helfen, die Arbeit, die uns längst über den Kopf gewachsen ist, zu leisten. Die uns helfen, die Verantwortung, die wir allein nicht mehr tragen können, mitzutragen... Lasst eure Seelsorger nicht allein! Steht ihnen bei! Opfert eure Zeit! Dann erst habt ihr den Ruf Christi in unserer Zeit recht verstanden

So wurden zunächst Laien „Mitarbeitende des Klerus“ in Zeiten der pastoralen Überforderung. Aber es gab noch eine andere weniger Not-gedrungene Entwicklung. Im Zuge der Jugend-, Bibel- und liturgischen Bewegung aber entdeckte man in den Gründungsurkunden (1 Kor 12, Röm 12), dass die „weltlichen“ Laien nicht nur Hilfskräfte der damals so genannten „Geistlichen“ sind, sondern eine ureigene Berufung unmittelbar von Gott haben. Das machte sie zu „Mitarbeitenden Gottes“. Das Zweite Vatikanische Konzil machte sich diese biblisch vertiefte Sicht zu Eigen: in der Dogmatischen Konstitution über die Kirche (Lumen gentium), in der Pastoralkonstitution Kirche in der Welt von heute (Gaudium et spes), im Dekret über das Laienapostolat (Apostolicam Actuositatem), das am 18.11.1965 mit 2340 Pro- und 2 Kontra-Stimmen beschlossen wurde.

Die Kirche wird jetzt nicht mehr als Priesterkirche gesehen, sondern neben anderen Bildern vor allem als Volk Gottes betrachtet. Griechisch lautet das Wort für Volk Gottes „laós tou theou“. Gott selbst baut es durch „Hinzufügen“ (Apg 2,47) auf. Die „Hinzugefügten“ sind laoí, Laien. Alle, die dazugehören, sind Laien: auch die Priester und Ordensleute (DBK). Betanzt wird diese Gabe Gottes hinzugefügter Menschen im Fest der Taufe, der „Feier der Eingliederung in die Kirche“.

Alle Laien haben – zu ihrer Heilsberufung hinzu, die allen Menschen gilt – eine besondere Berufung zur Kirche. „Allen ist die Offenbarung des Geistes gegeben, damit sie allen nützt“ (1 Kor 12,7). Damit sie im Sinn dieser Berufung leben und wirken können, haben sie höchst unterschiedliche Begabungen, vom Geist geschenkte Begabungen für das Leben und Wirken der kirchlichen Gemeinschaft.

Es gibt also in der Kirche nur Berufene und Begabte. Niemand ist unberufen, niemand unbegabt.³⁹ Alle zusammen machen die Kirche lebendig. Jede und jeder trägt etwas bei. Ausgedient hat die überkommene Unterscheidung von „hier die Priester, die sich sorgen, und da die Laien, die versorgt werden“. Alle handeln somit „kirchlich“.

Unter den Hinzugefügten sind einige dazu berufen, „im Namen der Kirche“, also amtlich zu handeln. Ihre Aufgabe ist es, die anvertraute Gemeinschaft in der Spur des Evangeliums und im Verbund mit den anderen Evangeliumsgemeinschaften zu halten. Fachlich ausgedrückt sichern sie die synchrone und diachrone Einheit. Dazu werden Kirchenmitglieder ordiniert und geweiht.

³⁹ Die neueste Intelligenzforschung (Howard Gardner von Harvard) stellt fest, dass die "Summe der Intelligenzen" über die 8 1/2 Intelligenzen bei allen Menschen etwa gleich ist, aber fälschlicherweise immer nur die 3 oder 4 wichtigsten (analytische, linguistische, ...) abgefragt und verglichen werden. So sind z.B. Menschen mit Behinderung bei der analytischen Intelligenz dann besonders mit Stärken bei der "emotionalen" (= interpersonalen und intrapersonalen) gesegnet. Das "unbegabt" bezieht sich allerdings auch auf die Priester, von denen ein deutscher Pastoraltheologe erforscht haben will (Quelle mündlich: Rembert Schleicher), dass nur 35% auf die Gläubigen losgelassen werden dürften. Aber dies wohl auch mit den falschen Intelligenzen gemessen.

Von der Zumutung Gottes, dem laós hinzugefügt zu sein

Berufen und Begabt zu sein ist nicht bequem. Der Milchmann Tevje singt, als er mit seiner Familie am Ende des Musicals aus Anatevka vertrieben wird: „Gott, könntest Du nicht einmal ein anderes Volk berufen?!“ Die nachkonziliare Synode in der Bundesrepublik Deutschland sprach von einer „unvertretbaren Eigenverantwortung“ eines jeden. Gott wird mich (wenn er mich zur Kirche hinzugefügt hat) fragen: „Was hast Du mit meiner Berufung gemacht?“ Ich werde dann vielleicht viele Ausreden finden und andere vorschieben. Er aber wird sagen: „Die wird ich auch noch fragen, aber jetzt bist Du dran.“

Solange die Hinzugefügten ihre eigene Berufung nicht angenommen haben (weil sie als Säuglinge getauft wurden und sich nie entscheiden mussten), solange sie nicht selbst ihre Begabungen für die kirchliche Gemeinschaft entdecken, entfalten und platzieren, müssen subsidiär die hauptamtlich Bestellten (inzwischen ordinierten Priester und gesandten Laien) daran arbeiten, dass die Laien mündig und selbstständig werden. So verstehe ich es, dass sowohl das Konzil oder neuestens wiederum Papst Franziskus die Ordinierten aufrufen, die Charismen zu fördern. Aber letztlich können die Priester den vielen Hinzugefügten diese Herausforderung nicht abnehmen.

Die Lebendigkeit der Kirche in unserem Land wird in Zukunft davon abhängen, ob die Hinzugefügten in ihrer letzten Einsamkeit vor Gott treten und so wie die „religiösen Virtuosen“ in der Kirche nach Jahren der vieldimensionalen Bildung Gott fragen: „Was traust, was mutest Du mir mit Deiner Berufung zu?“ Wenn Sie dann ihr Ja (ihr Adsum, vgl. 1 Sam 3,1-10) sprechen, werden sie sich kirchlich engagieren und dazu ihre Begabungen (Kompetenzen⁴⁰) entwickeln. Davon werden sie sich, wild entschlossen, von nichts und niemandem abhalten lassen. Gottes Geist, einmal verliehen, lässt nie locker!

Welche Vorgänge stehen unserer Kirche heute zur Verfügung, um die Berufung der „Hinzugefügten“ aufzuspüren und bis zu einem unbeugsamen Adsum zu begleiten? Nur solche Entschiedene werden morgen unsere Kirche bilden. Traditions- und Kulturchristen werden weniger. Vielleicht gibt es dann morgen im Land zwar weniger Katholiken, aber unter ihnen mehr engagierte Christen, deren Kraft und Einsatz aus dem in aller Einsamkeit und Entschlossenheit gesprochenen Adsum zu ihrer Kirchenberufung entspringt.

Redefinition der Mission der Kirche

Das Konzil hat nicht nur die Berufung der Laien redefiniert. Auch die Mission der Kirche wurde runderneuert.



Der vorhin aus einer Primizpredigt des Jahre 1955 zitierte Satz des Pfarrers von Ars „Sie wissen nicht, was es heißt, aus einem Pfarrhof vor das Angesicht Gottes zu treten.“ erinnert an die traditionelle Aufgabe der Kirche. Ihr ging es seit Augustinus darum, aus der „massa damnata“ der Weltgeschichte letztlich einige wenige zu retten. Diese Rettung war an das Taufwasser gebunden. Es ist noch gar nicht lange her, dass Hebammen im Land eine Taufspritze mit sich führen mussten, um notfalls, wenn nicht einmal ein Fuß herausragt, im Schoß der Mutter zu taufen. Unser Pastoral war von einer untergründig allgegenwärtigen Heilspanik getrieben. Wir wollten möglichst viele in die rettende Arche der Kirche bringen. Prägend war eine heilspanische Erfassungspastoral, der ein exklusivistischer Heilspessimismus zu Grund lag. Dieser schloss die überwiegende Mehrheit der Menschheit aus Gottes finalem Heil aus.

„Früher fragte die Theologie ängstlich, wie viele aus der ‚massa damnata‘ der Weltgeschichte gerettet werden. Heute fragt man, ob man nicht hoffen dürfe, dass alle gerettet werden.“

⁴⁰ Kompetenz lt. z.B. EU Definition (= Wissen + Fertigkeiten + Erfahrung + Attitude/Haltung. Im Human Capital: <Fähigkeiten (=Wissen + Talent + Fertigkeiten)+ Verhalten> X Einsatz xZeit.

Eine solche Frage, eine solche Haltung ist christlicher als die frühere und ist die Frucht einer langen Reifungsgeschichte des christlichen Bewusstseins, das sich langsam der letzten Grundbotschaft Jesu vom Sieg des Reiches Gottes nähert.“

(Karl Rahner: Zur bleibenden Bedeutung des Zweiten Vatikanischen Konzils (StdZt 1979))

Auf der Basis eines inklusivistischen Heilsoptimismus wandelt sich die „Mission“ der Kirche deutlich. Diesen wahrzunehmen und für das eigene Handeln grundzulegen, ist mindestens genauso wichtig als die Redefinition der Kirche in ihren Strukturen und damit die neue Sicht auf den laós, die Laien als die dem Gottesvolk „Hinzugefügten“.

Es könnte sein, dass Laien durchaus ein neues Bild von ihrer Berufung haben, aber die mit der Berufung verbundene Mission nicht vertieft haben. Dann wäre das alter Wein in neuen Schläuchen.

Mein Eindruck ist, dass die Kirche heute nicht mehr so sehr durch ein veraltetes Verhältnis Priester und Laien geschwächt ist: obwohl es einerseits noch sehr viele Laien gibt, die ihrer Berufung bequem ausweichen und in dieser Bequemlichkeit der alten Priesterkirche nachweinen und auf der anderen Seite der Klerikalismus der überholten Priesterkirche längst nicht geheilt ist. Würde Papst Franziskus sonst gegen den Klerikalismus derart scharf ins spirituelle Feld ziehen?

Die Schwäche der Kirche kommt heute weniger aus den Strukturen, sondern von da her, dass sie sich ihrer Mission in der Welt von heute nicht hinlänglich klar ist. Meine Befürchtung trifft aus meiner Sicht auf Priester wie Laien gleichermaßen zu.

Folgen wir doch zuversichtlich dem Konzil und trauen wir es Gott zu, dass er am Ende – nach höllischen Ewigkeiten vielleicht – alle rettet! Dann wird Gott am Ende alles in allem sein (1 Kor 12,28). Der Gekreuzigte, Haupt der vollendeten Schöpfung, wird dann alles an sich gezogen haben (Joh 12,32). Er wird als der Auferstandene den ganzen hinsterbenden Kosmos in sich aufgenommen haben und sich als kosmischer Christus (Kol 1, Eph 1) vollendet haben.

Der Weg der großen Zahl hinein in die eine gerettete Menschheit wird dann aber nicht über die Taufe, auch nicht über die Kirche geführt haben. Es werden die Liebenden sein, die in der Vollendung ankommen (Mt 25) Das macht mich wiederum hoffen, dass Gott im Leben jedes Menschen dank des Wirkens Seines Geistes ein Körnchen Gold „wahrer Liebe“ finden wird – bei Stalin, Hitler und mir. So hofft nicht nur Hans Urs von Balthasar, sondern mit ihm zuvor schon der große Kirchenlehrer der Ostkirche Gregor von Nazianz.

Der Himmel kommt schon jetzt zu uns: in Spuren

Diese Vision von der Vollendung der Geschichte im Reich der Himmel – als Reich Gottes – soll aber jetzt schon vom Ende her in Spuren in unsere Weltgeschichte hereinragen. Wir sind als Kirche nicht nur dazu berufen, in den Himmel zu kommen, sondern dass jetzt schon der Himmel zu uns kommt. Das Reich Gottes soll sich in Spuren in der Geschichte ausbreiten. Das Reich Gottes ist aber „nicht Essen und Trinken, es ist Gerechtigkeit, Friede und Freude im Heiligen Geist“ (Röm 14,17). Erste Aufgabe der Kirche ist es, solche Spuren des Reiches Gottes zu leben, sich zumal in der Eucharistie von Gottes Geist zu Reich-Gottes-förmigen Menschen wandeln lassen. Also zu Menschen des Friedens, der Gerechtigkeit, einer Liebe, die sich verausgab, ohne zurückzuerwarten. Die Menschen, die zur Kirche hinzugefügt sind, sind aber selbst ein Teil der Menschheit. Die Wandlung der Christen wird so zur Weltverwandlung. Allein das macht die Kirchen zum Sauerteig in dieser.

Spuren des Reiches Gottes kommen aber nicht nur dadurch in die Welt, dass solche im Leben der kirchlichen Gemeinschaften aufblühen. Indem sich Christinnen und Christen in den relativ autonomen Lebensfeldern der Kultur und der Gesellschaft bewegen und dort mit hoher Fachkompetenz, mit Herz und Verstand also wirken, können sie die formende Kraft des Evangeliums in die Entwicklung von Kultur und Gesellschaft einwirken lassen. Solche Lebensfelder der Weltverwandlung sind Ehe, Familie, Beruf, Bildung, Medien, Kultur, Umwelt.

Gegenmächte: heilen

Dem Kommen des Reiches der Himmel stehen aber dämonische Gegenmächte entgegen. Es sind vor allem Gewalt, Gier und Lüge (Rene Girard). Diese deformieren seit Anfang an die

Menschheitsgeschichte und behindern deren Reifen in Richtung Vollendung. Gewalt, Gier und Lüge sind aber nach der Tiefenpsychologin Monika Renz Selbstsicherungsstrategien jener Menschen, welchen es nicht gegeben ist, schon die durch die Geburt ausgelöste Urangst in Vertrauen zu wandeln. Das fordert die Kirchen heraus Menschen von jenen tiefsitzenden Ängsten zu heilen, welche das Reifen in solidarischer Liebe be- oder verhindern. Gegen das Böse hilft nicht Ethik oder Moral, sondern die Heilung an der Wurzel der Seele. Zeugen dafür sind der Apostel Paulus (Röm 7,15-25), die ostkirchliche Tradition, Eugen Biser, Benedikt XVI., Franziskus. Das macht die Kirche in der Nachfolge des Heilands zum Heil-Land (Markus Beranek). Aber auch hier gilt: Allein dadurch, dass die Kirche selbst unentwegt Heilung erfährt, trägt sie zur schrittweisen Heilung der Welt bei.

Licht und Salz

Diese Aufgaben scheint Jesus in der Aufforderung an seine Jünger zu bündeln, indem er sie Licht der Welt und Salz der Erde nennt (Mt 5,13f.). Als Licht decken die kirchlichen Gemeinschaften auf, was Gott mit allen vorhat. Sie machen offenbar, was verhüllt Gottes Geist in den vielen wahrhaft Liebenden in der einen Menschheit bewirkt.

Zugleich sind die Kirchen heilendes Salz. Sie heilen von jenen Wunden, die durch Gewalt, Gier und Lüge geschlagen werden, welche letztlich der Angst entspringen.

Angemessene Strukturen und Prozesse

„Auch füllt niemand neuen Wein in alte Schläuche. Sonst zerreißt der Wein die Schläuche; der Wein ist verloren und die Schläuche sind unbrauchbar. Neuer Wein gehört in neue Schläuche.“ (Mk 2,22)

Ist neuer Wein gekeltert, braucht es für diesen neue Schläuche. Sind das Wesen der Kirche und ihre Mission vertieft bestimmt (wie dies auf dem Konzil gemacht worden war), dann ist danach zu fragen, in welchen Strukturen die dem Gottesvolk Hinzugefügten ihre Mission in der Welt von heute am besten und nachhaltigsten realisieren können.

Einzelne

Viele Christinnen und Christen wirken heute als Einzelne an jenen Orten, an die sie ihr Leben hingeführt hat. Der oftmals verborgene Dienst der Vielen darf nicht übersehen werden. Es gilt ihn zu würdigen, zu stärken und zu stützen.

Um ein wirkmächtiges Präsent für die Menschen, mit denen sie leben und zusammenarbeiten, sein zu können, brauchen die Einzelnen „Gottesorte“, an denen sie in Gott eintauchen, um gottförmig an ihren alltäglichen Orten zumal bei den Armgehaltenen aufzutauchen. Die Solidarität mit den Armen braucht ergiebig sprudelnde Quellen der Spiritualität. Sonst droht ein spirituelles Burnout. Die Mehrheit der Hinzugefügten findet solche Quellen in pfarrlichen Netzwerken mit ihren vielfältigen Feiern und Zusammenkünften. Manche werden in spirituellen Gemeinschaften und Bewegungen spirituell gestärkt.

Entscheidend für solche Spiritualität ist, dass sie nicht nur in Gott eintaucht, sondern das Eintauchen auch wirklich zum Auftauchen bei den Menschen zumal am Rand der Gesellschaft und des Lebens führt – und das nicht nur bei uns, sondern in der Einen Welt. Sollte Richard Rohr Recht haben, wenn er einmal besorgt formulierte: „Wir haben gelernt, Jesus anzubeten, damit wir ihm nicht nachfolgen müssen!“? Oder um Helmut Schüller noch aus der Zeit als Präsident der Caritas Österreich zu zitieren: Treffen sich nicht gar viele Christinnen und Christen am Sonntag zu einem religiös verschönten Konditoreibesuch – also Messe mit Pfarrkaffee? Er hatte gerade eine Rundreise durch Wiener Pfarren abgeschlossen.

Verbände

Schon immer haben sich aber gerade weltsensible Christinnen und Christen verbündet, um ihre Wirksamkeit in der Welt zu stärken und zu mehren. Im Kulturkampf des 19. Jahrhunderts entstanden so katholische Verbände. Sie sind aus „Anlässen“ geboren worden und sollten die

Chancen vermehren, dass in die Lebenswelt wichtiger Teilbereiche der Gesellschaft das Evangelium mit Kompetenz eingewoben milieugerecht werden kann.

Diese neuen Zusammenschlüsse waren auch deshalb erforderlich geworden, weil die Kirchenleitung nach dem Ende der Allianz von Thron und Altar keinen direkten Einfluss mehr auf die Gestaltung des Landes hatte. Um nachhaltig das gesellschaftliche und kulturelle Leben mitgestalten zu können, brauchte es neue Strukturen. Der Aufbruch der Kirche in die Zivilgesellschaft kam in Gang. Engagierte Christinnen und Christen errichteten Schulen, machten eigene Zeitungen, waren im Entstehen der Gewerkschaften streitbar präsent, betrieben Unternehmen.

Die Katholische Aktion ist als ein Moment dieses Versuchs der Kirche, mit dem Evangelium im Herzen und hohem Sachverstand im Kopf Bereiche des gesellschaftlichen und kulturellen Lebens mitzuformen. Gegründet wurde sie noch im Rahmen eines vorkonziliaren⁴¹ Kirchenbilds. Päpste und Bischöfe waren der Meinung, eigentlich sei es ihre Aufgabe, entlang der kirchlichen Lehren die Welt mit Sinn zu gestalten. Sie merkten aber, dass ihre Arme nicht mehr weit in das emanzipierte gesellschaftliche Leben hineinreichten. Also schufen sie sich in der Katholischen Aktion eine prothesenartige Armverlängerung. Immerhin hat die KA aber die Möglichkeit, sich selbstbewusst auf dem Boden des Konzils zu verstehen.

Das verschafft ihr auch die freie Chance und Verpflichtung, ihre Organisationsform eigenständig upzudaten. Vor dieser Aufgabe stehen alle Unternehmungen der Menschen. Die KAÖ hat sich in den letzten Jahren darum auch bemüht. Noch vor wenigen Jahren gab es unter ihrem Präsidenten Christian Friesl einen beachtlichen organisationsentwicklerischen Prozess. Zwei Optionen waren erarbeitet worden: Die gesamte KAÖ gibt sich eine neue Struktur, oder es wird zumindest inmitten der bestehenden KAÖ mit den Veränderungswilligen eine „KAÖ neu“ gegründet. Beide Optionen sind in Powerpointpräsentationen abgelegt worden. Also trägt die Kirche in Österreich und mit ihr die bestehende KAÖ die unbeantwortete Frage mit sich, wie sie das Evangelium mit Sachverstand in die gesellschaftlichen und kulturellen Prozesse so gut wie möglich einweben kann. In den meisten Diözesen hat inzwischen eine strukturelle Umbauhektik eingesetzt, die weniger von den Herausforderungen der Zeit, sondern mehr von akuten Mangelscheinungen (wie Geldmangel, Priestermangel, Mitgliedermangel) angetrieben wurden.

Diese Frage nach der Affinität der KA-Strukturen ist doppelt dringlich, weil sich einerseits die Kirche selbst in einem epochalen Umbau befindet, andererseits es aber auch in der Gesellschaft (in Europa und darüber hinaus global) dramatische Umbrüche gibt. Wir sind in eine Angstgesellschaft geraten, in der – stimmen die obigen Analysen – Gewalt, Gier und Lüge als Terror, Finanzkrise und Korruption in verschiedenen Variationen ihr böses Gesicht zeigen. Zugleich sammeln sich die keineswegs blauäugigen Hoffnungsträger, die eine gute Entwicklung der Umwelt und der Menschheit für möglich halten und so gesehen Possibilisten sind. Angst und Hoffnung stehen neuerlich in extremer Spannung und polarisieren Land und Kirche. Die alten Institutionen, wie politische Parteien Gewerkschaften, aber auch die eingesessenen Kirchen erscheinen erschöpft und sind dabei, das Vertrauen von immer mehr Menschen zu verlieren. Immer mehr zumal junge Menschen, deren private wie berufliche Lebensplanung in einem enormen Maß verunsichert ist, wenden sich politisch denen zu, die auf komplexe Fragen in der Opposition einfache Antworten, aber in der Regierung keine Lösungen parat haben.

Während also das verfügbare Potential in den Kirchen derzeit beträchtlich schrumpft – auch für die traditionell gute Arbeit der KAÖ, nehmen zugleich die gesellschaftlichen Herausforderungen dramatisch zu. Wie kann da die KAÖ sich selbst so organisieren, dass sie sich in die heutigen Herausforderungen im Sinn des Evangeliums nachhaltig wirksam einmischen kann? Die Urgenz dieser Frage ist dramatisch hoch. Es gilt, keine Zeit mehr zu verlieren.

Ich kenne die konkrete Antwort dafür nicht. Aber einige Elemente zeichnen sich ab:

⁴¹ Führende Persönlichkeiten in der Österreichischen Kirche (Rudolf, Mauer, Strobl, Klostermann, Funder, Tuppy etc.) haben freilich schon das konziliare Kirchenbild erahnt und teilweise vorweggenommen. Die KA wurde schon 1927 gegründet und 1945 wieder eingerichtet. <http://www.kmbwien.at/pdf/DieGeschichteDerKatholischenAktion.pdf>

Klar ist, dass der Einsatz der zu bündelnden knapperen Kräfte für innerkirchliche Anliegen zu begrenzen ist.⁴² Wir haben in den letzten Jahren uns zu sehr um das Trampolin gesorgt, sind aber nicht in die Wasser der Gesellschaft gesprungen.

Klar ist auch, dass es eine Organisationsform geben muss, welche den lokalen wie nationalen Zusammenschluss mit Menschen/Organisationen guten Willens in der Zivilgesellschaft erleichtert. Es wird nicht mehr lange ausreichen, in den herkömmlichen Gliederungen Mitglieder zu sammeln und zu spirituell wie fachlich zu formen: Deren Zahl wird noch weiter vorhersehbar schrumpfen, ihr Altersschnitt wird wachsen, ihr gesellschaftlicher Einfluss noch schwächer werden als er schon ist.

Welche Organisationsform aber dann? Wie können Kräfte und Finanzmittel so „freigesetzt“ werden, dass mit Blick auf die anstehenden Challenges mit anderen zivilgesellschaftlichen Organisationen Projekte geschmiedet werden, in denen durch gut gebildete und spirituell starke KAÖ-Leute die Anliegen des Evangeliums nachhaltig eingewoben werden können? Und weil manche Herausforderungen, wie der begonnene Globale Marsch von Millionen zeigt, keine nationalen Grenzen mehr kennen: Wie können die Core-Projekte der KAÖ künftig transnational aufgestellt werden?⁴³ Ist es also nicht höchste Zeit, von der Frage, wie die autonomen KAs der Diözesen sich in Österreich organisieren, zur Frage weiterzugehen, wie eine einige (und doch diözesan bestens ausdifferenzierte) KAÖ sich internationalisiert? Wir haben zu lernen, dass internationale, europäische und globale Herausforderungen nicht diözesan gemeistert werden können. Die Hilfslosigkeit der Landespolitik gegenüber dem weltweit-europäischen Flüchtlingsdrama belegt diesen Verdacht hinlänglich: Pühringer lässt grüßen.

Kurzum: Wenn also die Herausforderungen unserer dramatisch sich wandelnden Welt auf der Agenda einer künftigen KAÖ stehen sollen: Wie organisiert sie sich dann intern – in den Diözesen, auf Österreichebene? Darüber hinaus?

Vielleicht hat es der riesigen Turbulenzen in der Welt bedurft, um die Kirche im Land aufzurütteln. Der Redakteur des NDR Florian Breitmeier sagte in einer seiner Sendungen: Die Flüchtlinge werden die Pfarreien verändern und auf den Weg des Evangeliums zurückbringen. Ist es auch eine Chance für die ganze Kirche im Land und in dieser für das Juwel der KAÖ?

⁴² Jack Welch, der wohl berühmteste Manager der letzten Jahrzehnte: "Do first priorities first, do second priorities NEVER!"

⁴³ Moderne Organisationen sind heute: (1) Netzwerkorganisationen, in freien Netzwerken, oft virtuell (=auf Zeit an einem Thema/Projekt arbeitend) (2) regional = nicht mehr diözesan aufgestellt (3) föderal (= dezentral, aber transnational, dies ist vielleicht besser als "international").

2013 Selbstevaluierung zur Zukunftsfähigkeit von Pfarrgemeinden/Gemeinschaften

1. Diese Evaluierung bezieht sich auf die Pfarre/Gemeinschaft [Name]

_____ [1]

2. Die Ansprechperson für diese Evaluierung ist: [Vorname und Name] _____

[2]

3. Diese Pfarre ist...[3]

<input type="checkbox"/>	1 eigenständig
<input type="checkbox"/>	2 im Verbund mit einer anderen Pfarre
<input type="checkbox"/>	3 im Verbund mit zwei oder mehr Pfarren

4. Zu dieser Pfarre gehören nominell _____ Katholiken (ungefähre Anzahl). [4]

5. Von diesen nominellen Mitgliedern sind _____ aktive Mitglieder, welche das Gemeindeleben wirklich „tragen“. [5]

6. Wie viele Menschen feiern im Durchschnitt am „Wochenende“ (Samstag Abends/Sonntag) den Gottesdienst mit? _____

7. Das sind ungefähr _____ Prozent der Einwohner der politischen Gemeinde. [6]

	ja	nein
8. Wird jeden Sonntag eine Messe (mit Eucharistie) gefeiert? [7]	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>

9. Wenn das nicht der Fall ist: an wie vielen Sonntagen gibt es eine Sonntagsmesse? _____ [8]

10. Unsere Pfarre hat ...

<input type="checkbox"/>	eigenen Pfarrer, der am Ort wohnt. [9]
<input type="checkbox"/>	Diakon [10]
<input type="checkbox"/>	Pastoralassistentin bzw. -helferin /einen Pastoralassistenten bzw. -helfer [11]
<input type="checkbox"/>	eine Pfarrsekretärin [12]
<input type="checkbox"/>	weitere haupt- und / oder ehrenamtliche MitarbeiterInnen (Zivildienstler, JugendleiterIn...) [13]

	ja	nein
11. Unsere Pfarre kann damit rechnen, auch in zehn Jahren noch einen eigenen Pfarrer zu haben. [14]	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>

12. Damit bestimmte pastorale Vorgänge/Aufgaben gut geschehen können, braucht es eine entsprechende Anzahl von Personen und Mitteln (die Organisationsberater nennen sie die „kritische Masse“). Dazu folgende Teilaspekte:

1=trifft voll und ganz zu, 5=trifft überhaupt nicht zu. 9=keine Angabe möglich

	1	2	3	4	5
Die Gesamtstärke der Pfarre ist sehr gut. [15]	<input type="checkbox"/>				
Unsere Finanzen reichen gut aus. [16]	<input type="checkbox"/>				
Bei uns engagieren sich genug Ehrenamtliche. [17]	<input type="checkbox"/>				
Wir haben kompetente Personen für diakonale Projekte. [18]	<input type="checkbox"/>				
In unserer Pfarre stehen genug Personen für die Glaubensvermittlung an die nächste Generation zur Verfügung (Erstkommunion, Firmung, Jungschar, Ministranten etc.). [19]	<input type="checkbox"/>				
Bei uns feiern so viele Personen den Gottesdienst mit, dass dieser lebendig gestaltet werden kann. [20]	<input type="checkbox"/>				
In der Pfarre arbeiten auch viele junge Menschen mit. [21]	<input type="checkbox"/>				
Es gibt eine starke Präsenz von Kindern (und ihren Eltern). [22]	<input type="checkbox"/>				
Die Überlebensfähigkeit der Pfarre ist groß. [23]	<input type="checkbox"/>				
Wir haben genug KandidatInnen für den Pfarrgemeinderat. [24]	<input type="checkbox"/>				
Es gibt in unserer Pfarre/Gemeinschaft viel Glaubenskraft, Hoffnung und solidarische Liebe. [25]	<input type="checkbox"/>				
Wir haben Kriterien, anhand derer wir unser Wirken überprüfen. [26]	<input type="checkbox"/>				

Sie können für die Diskussion einen Gesamtpunktwert ermitteln. Dazu addieren Sie einfach die angekreuzten Zahlen. Diese liegen zwischen 11 und 55. 11=überaus lebendig. 55=sehr bedroht. An der von ihnen ermittelten Zahl können Sie ermesen, in welche Richtung Ihre Pfarre tendiert.

13. Wie können wir Kraft und Lebendigkeit, Personen und Ressourcen dazugewinnen, um - wenn und wo nötig - die von Organisationsentwicklern so genannte „kritische Masse“ zu erreichen?

	ja	nein
durch Vernetzung (Pfarrverband, Verbandspfaren) [27]	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
durch Fusion (also Auflösung der Pfarre in eine größere hinein) [28]	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>

Wie sonst? _____ [29]

14. Wer sind mögliche PartnerInnen für unsere Tätigkeiten?

[mit dem Ziel, die „kritische Masse“ an Personen/Finanzen zu erreichen]

	ja	nein
eine andere Pfarre [30]	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Personen und Organisationen außerhalb der Kirche [31]	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
diözesane Caritas [32]	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Katholische Jugend [33]	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Bildungswerke der Diözese [34]	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
durch Zusammenarbeit mit zivilgesellschaftlichen Netzwerken [35]	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>

Wo noch...? _____ [36]

15. Unsere Pfarre ist lebendig und zukunftsfähig. Wir sind bereit, eine andere Pfarre zu unterstützen, wenn diese nicht genügend Kraft (Personen, Finanzen, „kritische Masse“) hat, wissend, dass dadurch alle gewinnen können. Und zwar...

1=trifft voll und ganz zu, 5=trifft überhaupt nicht zu. 9=keine Angabe möglich

	1	2	3	4	5	9
...durch verstärkte Zusammenarbeit bei pastoralen Aufgaben [37]	<input type="checkbox"/>					
...durch die Einrichtung eines Pfarrverbunds [38]	<input type="checkbox"/>					
...durch Fusion [39]	<input type="checkbox"/>					
...durch die Errichtung einer neuen Pfarre in einem größeren Raum [40]	<input type="checkbox"/>	off	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>

Oder wie sonst? _____ [41]

16. Wir haben für die Zukunft an folgende innovative pastorale Projekte gedacht [bitte beschreiben Sie diese kurz]. [42]

2017 Pfarreien auf dem Weg zu neuer Lebendigkeit.

Eine Vision für Christen in Europa heute: Heil-Land. Sie bezeugen Gottes heilende Liebe.

Eine Pastoralsinfonie.

Barcelona, 12.7.2017.

„Wir erleben nicht eine Ära des Wandels, sondern einen Wandel der Ära.“ Das sagte Papst Franziskus 2016 der zum Ad-limina-Besuch versammelten Italienischen Bischofskonferenz.

Wandel der Ära

Diesbezüglich sind sich die Historiker einig: Die Konstantinische Ära in ihrer nachreformatorischen Gestalt ist definitiv zu Ende. Konstantinisch: Das bedeutete enge Verwebung von Thron und Altar, bei allen Rivalitäten um die Vormacht zwischen Kaiser und Papst. Das Ergebnis war ein weithin vom Christentum geprägtes Europa. Es gab in diesem vor allem in Andalusien und auf dem Balkan einen kulturell geachteten Islam. Teresa von Avila war mit Sufis befreundet. Johannes von Kreuz verwendete in seinem berühmten mystischen Gedicht „Die lebendige Liebensflamme“ (Llama de Amor). Dominant blieb aber sowohl im sterbenden Römerreich wie im nachfolgenden Heiligen Römischen Reich das Christentum mit seiner vielleicht nicht christlichen, aber immerhin „christentümlichen“ Kultur.

Die Reformation und ihre politische Aufarbeitung haben die Verbindung von weltlicher und kirchlicher Macht noch verschärft. Luther, der als Katholik die eigene Kirche reformieren wollte, wurde alsbald von jenen Fürsten vereinnahmt, welche sich vom Kaiser unabhängig machen wollten. Sie boten im Gegenzug Luther Schutz an, der sie wiederum zu Landesbischöfen machte. Weil der Kaiser von den Türken bedrängt wurde und im Reich „Landfrieden“ haben wollte, kam es 1555 zum Religionsfriedensschluss von Augsburg. Hier wurde ein doppeltes Recht verbrieft: Das Recht der Herrschenden, den Glauben der Untertanen zu bestimmen (ius reformandi) sowie das Recht der Untertanen, unbehelligt das Land zu verlassen, wenn sie sich dem vorgegebenen Glauben nicht anschließen wollten (ius emigrandi). Um die eigene Herrschaft zu sichern, mussten die Habsburger das weithin protestantisch gewordene Reich „rekatholisieren“. Sie waren mit ihren Maßnahmen nicht zimperlich. Im Land von Jan Hus stießen die Habsburger auf erbitterten Widerstand. Es kam zum Prager Fenstersturz (1618), bei dem Abgesandte des Kaisers in Prag aus dem Fenster geworfen wurden. Das löste einen der blutigsten Kriege aus. Er währte dreißig Jahre. Im Namen Gottes wurden in diesem Konfessionskrieg bis zu 70% der Bevölkerung der bekriegten Konfession gemordet oder vertrieben. Konfessionelle Säuberungen waren an der Tagesordnung. Die konfessionell gesplante Christenheit hatte im Namen Gottes faktisch Krieg gegen das Christentum geführt. Ähnlich führt heute der Islam Krieg gegen den Islam, so Navid Kermani in seiner berühmten Rede zur Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels 2015. Dieser Religionskrieg wirkt in Europa bis heute nach. Die Verbindung von Gott und Gewalt, die (neben der Pest und Hungersnot) unsägliches Leid über die Völker Europas gebracht hatte, hat Gott nicht in Kredit, sondern in Misskredit gebracht. Nachweislich sind beispielsweise in jenen Regionen Österreichs, in den die Rekatholisierung am brutalsten durchgeführt wurde, die Zahlen der kirchlichen Beteiligung und der Mitgliedschaft am niedrigsten. Man versteht Voltaire, welche durchaus eine Weltreligion wollte, wenn er über die Kirche ausrief: „Ecrasez l'infame!“ Eine Religiosität ohne Kirchen wurde geboren. Dann kamen Holbach und d'Allembert und meinten, die Welt wäre ohne Gott am friedlichsten. Der Atheismus wurde geboren als Kind eines in die Irre geleiteten Christentums, dem der Machterhalt mit Hilfe Gottes wichtiger war als der Glaube an einen in seiner Ohnmacht für uns am Kreuz gestorbenen Gott.

Angesichts des unvorstellbaren Leids, dass die Konfessionen in der nachreformatorischen Zeit über Europa gebracht haben, ist die Feier eines Reformationsjubiläums nicht angemessen. Dieser Begriff wird heute auch nicht mehr offiziell verwendet. Von Gedenkfeiern ist die Rede. Bei diesen werden die Konfessionen ihre gemeinsame Schuld bekennen. Denn sie haben verursacht, dass Europa hinsichtlich des Christentums ein religionssoziologischer Sonderfall ist (Grace Davie, Peter L. Berger, David Martin). Während in allen anderen Kontinenten das Christentum wächst, siecht es in Europa vor sich hin.

Der Westfälische Friede beendete den Krieg und eröffnete den Weg zu einer benignen Säkularisierung des Staates. Die Religionen wurden in ihrem Wahrheitskampf entwaffnet, der Staat verlor die religiöse Legitimation. Religionsfreiheit wurde begründet, um den Landfrieden nachhaltig zu sichern. Religionsfreiheit ist keine Frucht des Christentums, sondern ein Ergebnis seines Versagens. Erst das Zweite Vatikanische Konzil hat sich durchgerungen, sich mit der modernen Religionsfreiheit auszusöhnen.

Diese Entwicklung veränderte freilich das Verhältnis der Menschen zur Kirche. War die Zugehörigkeit zu einer Konfession zumal in der nachreformatorischen Zeit „Schicksal“, so ermöglichte die Aufklärung die Möglichkeit, sich für seinen Glauben ohne soziale Nachteile „frei entscheiden zu können“. Peter L., Berger, der große in Wien geborene und in Boston lehrende Religionssoziologe, prägte dafür die Formel „vom Schicksal zu Wahl“ und betitelte sein Buch mit „Der Zwang zur Häresie“: Häresie heißt dabei Wählenmüssen. Denn, so Berger, man könne heute alles wählen, nur nicht ob man wählen wolle.

Die Kirchen haben es damit heute mit frei wählenden Menschen zu tun. Dabei geschieht dies in Europa nicht nur in einem kirchenfreundlichen Klima. Dieses ist eher schon, so Johann B. Metz, „religionsfreundlich“, wobei es durchaus zu einem religionsfreundlichen „Atheismus light“ (Günter Kehler) kommen könne. Nicht wenige leugnen zwar Gott nicht, aber dieser spielt für ihr Leben keine Rolle; er bewegt sie nicht in Richtung handfester solidarischer Liebe. Europa ist in weltanschaulicher Hinsicht verbunnet, pluralistisch. Es ist nicht säkularisiert. Die Atheisierenden machen eine unter mehreren Gruppen aus. Die stärkste Gruppe sind derzeit die Skeptiker, die Suchenden. Die französische Soziologin Daniele Hervieu-Leger spricht von „pilgrimage“. Allen gemeinsam ist aber, dass sie mit ihrer religiösen Wahl weithin alleingelassen sind.

Es gibt gute Anhaltspunkte, was bei einer solchen weltanschaulichen Wahl heute eine Rolle spielt. Lange meinten wir, es seien Irritationen, derentwegen Menschen der Kirche den Rücken kehren und mit ihr nichts zu tun haben wollen. Zumal die katholische Kirche sei frauenfeindlich, sexualneurotisch, undemokratisch, vormodern, also out. Inzwischen ist forschersich geklärt, dass Irritationen zwar eine Beschleunigung der Wahl verursachen, aber nicht ausschlaggebend sind. Weit wichtiger als die zentrifugalen (kirchenvertreibenden) Kräfte sind die zentripedalen (anziehenden) Kräfte. Sie heißen in der Forschung „Gratifikationen“: was die Mitgliedschaft in einer Kirche und die Beteiligung an ihrem Leben und Wirken an „Zugewinn“ bringt. Zugewinn meint hier nicht Nutzen, sondern reicht von Trost, Orientierung über Sinn bis hin zu Provokation, sich zu ändern und sich für eine gerechtere Welt zu engagieren. Spiritualität und Solidarität werden so aus der Sicht der Menschen zu den Hauptgratifikationen der Kirche, von der wie von allen öffentlichen Repräsentanten zuvor noch Authentizität verlangt wird.

Den heutigen Menschen Gratifikationen zu offerieren, ist die Mission der Kirche. Diese Mission lässt sich inhaltlich konkretisieren, wenn die ererbte Vision des Evangeliums mit den Freuden und Nöten der Menschen von heute in Beziehung gesetzt wird. Das will ich in einem zweiten Satz meiner Pastoralsonne versuchen.

Ich stützte mich dabei auf die Erzählung aus dem Matthäusevangelium von der Heilung eines Aussätzigen durch Jesus, wie diese in einem Bild eines Reichenauer Buchmalers im Codex Echternach aus dem Jahre 1040 gedeutet wird. Vier Personengruppen sind ins Bild gesetzt: Der Aussätzige, Jesus, dahinter Petrus und Johannes und im Hintergrund Zeitgenossen des Buchmalers. Wir meditieren diese vier Gruppen der Reihe nach. Zuerst aber lesen wir den Bericht nach Matthäus:

2017 Zur KA[Ö]

Zwei Themenkreise überlagern einander: die Frage nach der Zukunft der Ö-Ebene (ihre Aufgaben, wer übernimmt dafür Verantwortung) sowie die Frage nach einem konstruktiven Mit- und Zueinander zwischen Diözesanverantwortlichen und dem Präsidium.

Ö-Ebene

Die Situation der KA ist zumindest auf der Ö-Ebene prekär. Das hat nicht nur mit fehlenden Finanzen zu tun, sondern auch mit der Frage, ob und wozu es eine Ö-Ebene überhaupt braucht.

Für eine Auflösung der Ö-Ebene wird vorgebracht

- Es kann der Generalsekretär eingespart werden. In einer Zeit, wo die BiKo keine Erhöhung der Mittel in A sondern eher eine Kürzung anstrebt, sei diese Einsparung durchaus sinnvoll.
- Die Agenden einer Ö-Ebene kann nach dem „Landeshauptleutekonferenzprinzip“ auch von einem der diözesanen PräsidentInnen übernommen werden. Zu den Agenden zählen: Sichern der strukturellen Symmetrie mit B (Finanzverhandlungen). Stimme der Laien in der Kirche und vor allem in der Gesellschaft (damit Stärkung der Position im Laienrat und Sicherung der gesellschaftspolitischen [Kurie 2] wie innerkirchlichen [Movimenti] organisierten Laien).

Das sind Anfragen an diese Variante:

- Muss diese Repräsentanz der Ö-Ebene nicht in Wien sitzen, wo auch die Bundespolitik gemacht wird?
- Kann diese Repräsentanz zusätzlich zur Leitung einer diözesanen KA gemeistert werden?
- Gehört zu den Agenden der Ö-Ebene nicht die Arbeit an gemeinsamen (auch gemeinsam erarbeiteten und umgesetzten) gesellschaftspolitischen Projekten (wie etwa im Zukunftsforum)?

Konstruktives Miteinander

Überlagert wird diese grundsätzliche Debatte um die Ö-Ebene durch ein gewachsenes Misstrauen in den Arbeitsstil des derzeitigen Präsidiums.

- Einzelne klagen über einen zu wenig partizipativen Führungsstil des Präsidiums. Die Ö-Ebene arbeite der top, sondern auch top-down.
- Andere sind der Meinung, die diözesanen KAs seien durch ihr eigenes Programm bereits an der Grenze der Leistungsfähigkeit angelangt. Das vertrage keine zusätzlichen Projekte auf der Ö-Ebene. Das führt auf der Ö-Ebene zur Weigerung, sich den im Präsidium erarbeiteten (durchaus gesellschaftspolitisch unumgänglichen) Projekten des Zukunftsforums zu beteiligen. Auf der anderen Seite entsteht dadurch Frustration im Präsidium. Denn die Ö-Ebene ist für den Beitrag der Katholischen Kirche durch Laien in gesellschaftspolitisch empfindlichen Belangen (Ökologie, Bildung, Arbeit, Pflege, Familie) – aus der Sicht von Fachleuten - unverzichtbar sind, werden von und in der diözesanen KA nicht mitgetragen; Das bringt sie in Gefahr, ins Leere zu verlaufen. [Das Zukunftsforum steht deshalb derzeit.]

Vorgehen

- Generaldebatte zur Situation der KA[Ö] – als input ein Positionspapier des Präsidiums (Ansätze oben): Was fehlt, wenn es keine Ö-Ebene mehr gäbe?
- Diskussion und Vorentscheidung über Ö-Ebene (eigenes Präsidium, Landeshauptleutekonferenzprinzip=Landeshauptleutekonferenzprinzip“).
- Vertrauensfrage stellen, ob Präsidium bis zum Ende der Wahlperiode Vertrauen erhält.
- Breiten Dialog mit der BiKo suchen. Gerüchte reichen nicht aus. Warum will man die KA nicht mehr?
- „Christlich geht anders“ für KAÖ übernehmen.

2018 Vom Reichtum der Vielfalt

Pfarrgemeinderäte haben die Kirche bereichert. Sie haben die Vielfalt, die es in der Kirche gibt, nicht nur sichtbar, sondern für das gemeindliche Leben auch fruchtbar gemacht. Die Studie an den Pfarrgemeinderäten 2009 ist ein Spiegel dieser Vielfalt. Da sind Männer und noch mehr Frauen versammelt. Sie haben unterschiedliches Alter, anders verlaufene Lebens- und Leidensgeschichten. Sie unterscheiden sich in ihren Begabungen, die ihnen von Gott gegeben sind: Und das zeigte die Studie – es gibt in der Kirche keine Unbegabten, wie eben der Europaapostel Paulus im Brief an die Korinther wertschätzend schrieb: „Jedem und jeder ist die Offenbarung des Geistes gegeben, damit sie allen nützt.“ (1 Kor 12,7).

Diese Vielfalt der Begabten hat dazu geführt, dass die Aufgaben nunmehr nicht allein vom Pfarrer wahrgenommen werden. Die Zeit des eintönigen Klerikalismus ist in einem Großteil der Pfarrgemeinden zu Ende gegangen. Nicht wenige Pfarrer haben die Erfahrung gemacht, dass das Miteinander nicht nur das pfarrliche Leben bereichert, sondern auch sie persönlich entlastet.

Vielfältig sind die Ansichten und Auffassungen. Um es mit einem Bild zu sagen: Der „Vogel Pfarrgemeinde“ fliegt, wenn er zwei Flügel hat. So sind unter den Mitgliedern Personen, die eher um die Tradition besorgt sind und wünschen, dass sich nicht allzu viel ändert. Andere hingegen sehen den Wandel der Situation und verlangen Reformen. Man sagt, dass es Strom nur gibt, wenn es zwei Pole gibt. Dass es in Pfarrgemeinden manchmal eine kämpferische Polarisierung gibt, kann in Dynamik und Lebendigkeit umgemünzt werden. Da sind die Mitglieder des Vorstands mit dem Pfarrer in ihrer Leitungskunst herausgefordert. Voraussetzung ist die Annahme, dass ich von jenen mit einer anderen Position immer auch etwas lernen kann. Oder noch einmal mit Paulus gesprochen: dass auch dem anderen die Offenbarung des Geistes gegeben ist, die allen nützt.

Von großer Vielfalt sind laut Studie die Motive, warum jemand in einem Pfarrgemeinderat mitmacht. Unentbehrlich sind religiöse Motive. Viele machen deshalb mit, weil sie spüren, dass Gott sie berufen hat, zum Leben und Wirken dieser Pfarrgemeinde beizutragen. Sie möchten vor allem auch, dass die Botschaft des Evangeliums im Land und im Leben der Leute nicht verstummt und die Pfarrgemeinde gleichsam eine ständige Erinnerung an die Frohe Botschaft für die Menschen ist, ein Licht auf dem Berg und ein Salz für die Erde (Mt 5, 13f). Weil den Pfarrgemeinderätinnen und –räten das Evangelium ein großes Anliegen ist, wird in den meisten Pfarrgemeinderäten laut Umfrage auch in den Sitzungen die Bibel gelesen und herrscht auch während der Sitzungen ein spiritueller Grundton.

Zu den religiösen Motiven kommen ganz menschliche Gründe dazu. In dieser Hinsicht hat sich auch in der Gesellschaft das Ehrenamt entwickelt. Die Menschen, die sich für eine Kandidatur bereitfinden, wollen nicht nur geben, sondern für die Entwicklung ihrer Persönlichkeit auch etwas gewinnen. Das geht heute so weit, dass viele bereit sind, mitzumachen, aber nicht um jeden Preis. Drei Erfahrungen wollen die Menschen machen, die jüngeren mehr denn die älteren Mitglieder. Sie wollen im Team arbeiten und Gemeinschaft erleben; sie wollen das Leben und Wirken der Pfarrgemeinde nachhaltig mitgestalten und sie wollen auch Anerkennung. Jene, die für die Arbeitskultur im Pfarrgemeinderat Verantwortung tragen, sind gut beraten, die religiösen Motive zu stärken und die menschlichen Gründe nicht zu übersehen.

THEOLOGIESTUDIARENDE

1993 Entwurf für eine Berufseinführung für Priester sowie (n)ak Pastoralassistent:innen

Grundsätzliche Vorbemerkung

Der Wunsch nach einer Intensivierung der Unterstützung von Neuanfängern im pastoralen Beruf wächst. Dafür gibt es mehrere Gründe:

(a) So wichtig die derzeitige (akademische) Grundausbildung ist: diese ist nicht in der Lage, die konkreten Erfahrungen der ersten Berufsjahre vorwegzunehmen und erwachsende berufliche Krisen vorwegnehmend zu bearbeiten. Die Theologengenerationen alte Klage über den Mangel an praktischer Ausbildung an den Fakultäten könnte zwar durch eine tiefgreifende Veränderung der Priesterausbildung (etwa der Versuche in Recife/Brasilien) beantwortet werden. Solange aber die heute gültige Ausbildungsordnung (Sapientia christiana) in Kraft ist, wird diese Reform der Grundausbildung nicht möglich sein. Dann aber braucht es nach der Grundausbildung eine berufsbegleitende Unterstützung. Die geltenden kirchlichen Ausbildungsordnungen sehen sie ausdrücklich vor.

(b) Eine solche berufsbegleitende Ausbildung wird gewiß nicht verhindern, daß schon nach wenigen Berufsjahren der Beruf und die Lebensform (Ehelosigkeit, Ehe) verlassen werden. Dennoch kann durch fachkundige Unterstützung manche Berufs- und Lebenskrise früher wahrgenommen und als Reifungschance angenommen werden.

Leitlinien

1. Dieser Entwurf geht davon aus, daß es für jede der Berufsgruppen eine eigene Unterabteilung gibt, also auch getrennte Kurse. Zugleich sollen aber auch gemeinsame Lerneinheiten organisiert werden, nach dem unbestrittenen Prinzip: Wer gemeinsam arbeitet, soll auch gemeinsam lernen.

2. Es werden im hier vorgelegten Entwurf drei Dimensionen des Lernens für wichtig angesehen:

(a) die Arbeit an der eigenen Person (Selbstentwicklung in theologischer, fachlicher und - im Kontext beider - in spiritueller Hinsicht)

(b) die regelmäßige Begleitung in der Lerngruppe mit dem Ziel, berufliche Erfahrungen zu bearbeiten und an ihnen zu reifen

(c) die themenbezogene Arbeit, die das berufliche Fachwissen (aus allen theologischen Disziplinen) erweitert.

3. Insgesamt sollen für diesen Lernprozeß über die ersten drei Berufsjahre hinweg 30 Tage zur Verfügung stehen, die als Arbeitstage gelten:

6 Tage persönlicher Schwerpunkt 18 Tage regelmäßige Begleitung (ReBe) 6 Tage je zwei dreitägige Intensivkurse pro Jahr

Ziel

Das Ziel dieser Berufseinführung ist die reflektierte Einübung in die Grunddienste der jeweiligen Berufsgruppe durch die Entwicklung der Befähigung zu einem persönlich verantworteten und geistlich vollzogenen selbständigen Dienst.

Aufbau

Die Berufseinführung hat drei Felder:

1. Persönlicher Schwerpunkt

Die Teilnehmer/in wählt sich aus dem Team der für die BE unmittelbar Verantwortlichen einen Berater / eine Beraterin aus. Mit dieser Person einigt er/sie sich auf jenes Thema, das in Eigenregie bearbeitet wird. Für den Besuch von Bibliotheken, die Teilnahme an speziellen Ausbildungskursen, für das Studium bewährter pastoraler Modelle an Ort und Stelle etc. stehen im Jahr sechs Arbeitstage zur Verfügung. Aus dieser persönlichen Arbeit soll im Laufe der drei Jahre eine Abschlußarbeit entstehen.

2. Regelmäßige Begleitung

Die TeilnehmerInnen an der BE treffen sich jeweils zwei volle Tage im Monat (9-17 Uhr), das sind 18 Tage im Jahr. Ziel dieser Zusammenkünfte ist die Reflexion von Erfahrungen im Beruf und im Leben. So geht es vor allem um

Begleitung in pastoralen Teilfeldern (soziale Dienste, Erwachsenenbildung, Arbeiter, Jugend, Gemeindekatechese etc.: Die Themen werden von den TeilnehmerInnen zusammen mit der Ausbildungsleitung festgelegt);

religionspädagogische Begleitung (sechs Seminartage in den beiden ersten Jahren liegen in der Zuständigkeit des RPI);

homiletische Begleitung;

3. Intensivkurse

Diese dauern jeweils drei Tage; jedes Jahr finden zwei Kurse statt.

Kursthemen sind:

IK1 Meine Identität als Priester / Pastoralassistent. Stärkung der Zielsicherheit, der Wahrnehmung der pastoralen Situation, bewährter pastoraler Handlungsmodelle

IK2 Leitung und Kooperation

IK3 Helfen in Lebenskrisen

IK4 Gemeindeaufbau

IK5 Nachfolge konkret: zur christlichen Lebenskultur, Berufsspiritualität

IK6 homiletischer Intensivkurs

1996 Christsein als Beruf. Theologische Perspektiven und Optionen.

1. Theologie gehört nicht den Kirchen allein, sondern ist auch "Gut" der Gesellschaft. Sie ist somit ein Moment am gesellschaftlichen Lebensprozeß. Sie ist an der Kosmisierung ("Weltaufbau"), Nomisierung ("Weltordnung") und Legitimation ("Weltrechtfertigung") nachhaltig beteiligt.

Religion ist damit auch an der folgenreichen Tatsache beteiligt, wie weit die "Welt" (Wirklichkeit) eines Menschen, einer Kultur (räumlich wie zeitlich) reicht. Mit dieser "Transzendenzreichweite"

ist beispielsweise die Fähigkeit zu belastbarer Solidarität eng verbunden.

So gesehen zählen Religionen (und mit ihnen die Kirchen) zu den solidaritäts-produktiven Kräften der Kultur.

(a) Insofern Theologie ein "Gut" der Gesellschaft ist, eröffnet ihr Studium Zugang zu Berufsfeldern in der Gesellschaft, und dies zumeist im Verbund mit anderen Wissenschaftszweigen.

(b) "Von Beruf Theologe" muß daher eine selbstverständliche Option sein, die sich an das Theologiestudium knüpft.

(c) Das Theologiestudium muß für diese gesellschaftliche Berufsoption offen sein.

2. Theologie ist zugleich ein unveräußerliches Moment am Lebensvollzug christlicher Kirchen (und ihrer Gemeinschaften / Gemeinden / Organisationen).

(a) Es ist ekklesial zu fragen, inwieweit dieses theologische Moment als "Alltagstheologie" im Lebensprozeß der Kirchen in ihren verschiedenen

Einrichtungen entfaltet werden kann (Verkündigung, Erwachsenenbildung...).

Zumal in Bildungsgesellschaften ist es erforderlich, Rechenschaft geben zu können von der Hoffnung, die in uns ist (1 Petr.2,18).

(b) Diese "Alltagstheologie" wird durch "freigezahlte ChristInnen" reflektiert, und in einem sorgfältig-kritischem Prozeß verstärkt.

(c) Damit Theologie sich zu einem Dienst in den Kirchen beruflich verdichten kann, sind - ekklesial gestützt - individuelle berufliche Identitäten zu fördern.

(d) Bei der Indienstnahme von TheologInnen sind - ganz gleich um welchen Dienst / Beruf es sich handelt - Qualitätskriterien anzulegen. Diese werden künftig auf einer tieferen Ebene liegen als auf jener des Geschlechts, der Lebensform oder auch der Bildung. Dabei kann am wenigsten auf eine angemessene theologisch-praktische Bildung verzichtet werden. Unabdingbar aber wird sein das frei gewählte Risiko einer Existenz, die an den Seligpreisungen der Bergpredigt Maß nimmt. Dazu kommt unverzichtbar die Fähigkeit, in der real existierenden Kirche einen loyalen Dienst leisten zu können.

(e) Für die Leben Fähigkeit glaubender Christengemeinden ist das priesterliche Amt, Dieses steht in einer unaufhebbar dialektischen Spannung zur Gemeinde, der es dient. Es hat (im Verbund mit dem Presbyterium und dem Bischof) sicherzustellen, daß diese Gemeinschaft auf der Spur des Evangeliums bleibt (diachrone Einheit) und auch im Verbund mit den anderen christlichen Gemeinschaften (synchrone Einheit).

(f) Die katholische Kirche muß sich mit den Betroffenen die Frage stellen, warum von dem großen Potential von Personen, die mit dem Berufswunsch Priester ein Theologiestudium anfangen, ein viel zu kleiner Anteil auch ins Amt gelangt.

(g) Allerdings muß in der längerfristigen Perspektive zusätzlich gefragt werden (vgl. Bischof Lobinger von Aliwal, Südafrika), wie aus den gläubigen Gemeinden Kandidaten (und Kandidatinnen) präsentiert werden, aus denen der Bischof ein Presbyterium für diese Gemeinde bilden kann. Dann stellen sich aber bislang noch völlig ungestellte Fragen:

- Wie geschieht dann berufsbegleitend die unverzichtbare theologische und praktische Berufsqualifikation (Fachhochschulen)?

- Wie wird das Verhältnis dieser berufsbegleitenden Berufsqualifizierungen zur bisherigen akademischen Ausbildung sowie zu den Zusatzinstitutionen (Seminar, LaientheologInnenzentren) sein?

DIAKONE

2002 Dienende Männer. Anstifter zur Solidarität

Hauptergebnisse der Studie an Diakonen im deutschsprachigen Raum.

2001 hatte die Diözese Rottenburg-Stuttgart (Wolfgang Tripp, Godehard König) eine Studie an deren Diakone in Auftrag gegeben 2002 war dann die Studie auf 14 deutschsprachige Diözesen in der Schweiz, in Österreich und in Deutschland ausgedehnt worden. 616 Diakone haben sich an der schriftlichen Umfrage beteiligt. Der Rücklauf betrug satte 66 %, für diese Art von nichtrepräsentativen Umfragen eine erfreuliche Quote. Die Ergebnisse haben somit hinreichende Aussagekraft und können als Grundlage für ein verantwortliches Planen der Entwicklung dieses relativ jungen Amtes in der katholischen Kirche dienen.

Hier werden einige wichtige Ergebnisse aus der umfangreichen Studie präsentiert. Eine Präsentation (in Powerpoint) kann über paul.zulehner@univie.ac.at angefordert werden. Zudem ist die Studie in zwei Publikationen öffentlich zugänglich.⁴⁴

Zum Dienst der Diakone

13. Diakone sind eine kulturelle Elite. Diese Aussage stützt sich auf einen Vergleich der befragten Diakone mit Männern in Deutschland und in Österreich.⁴⁵ : Anders als die männliche Bevölkerung sind Diakone gläubige und damit jenseitsoffene Männer. Und da diese Art der kirchlich vernetzten Gläubigkeit nachweislich solidarisiert, überrascht es nicht, dass Diakone solidarische, ja „dienende“ Männer sind.

14. Von hohem Interesse war in der Studie die Frage, welches Amtsverständnis die Diakone haben. Das von der Kirche amtlich vorgegebene Amtsverständnis kann ja in den Dokumenten studiert werden. In der einzelnen Person eines Diakons hingegen kommt es (im wünschenswerten Normalfall) zu einer Durchdringung von lebensgeschichtlich erworbenen Erfahrungen und den „Rollenerwartungen“ der Gemeinschaft. Das macht heute jeden Diakon letztlich zu einem Sonderfall. Allerdings sind viele einander ähnlich. Mit Hilfe vieler einzelner Fragen zum Amtsverständnis konnten drei Grundtypen herausgearbeitet werden. Wir haben sie Samariter, Propheten und Leviten benannt. Jeder dieser Typen hat eigene Stärken: Samariter sind stark in der helfenden Diakonie, Propheten sehen zudem die Notwendigkeit einer politischen Diakonie. Leviten hingegen sind Diakone im presbyteralen Standby: viele von ihnen wollten ursprünglich Priester werden und nicht wenige wären auch heute dazu noch bereit, vorausgesetzt, dass Amt und Ehe verbindbar sind.

15. Die Berufszufriedenheit der Diakone ist hoch. Die meisten erleben bessere Bedingungen, als sie erwarten. Es ist ein sicherer Job mit einem beträchtlichen Handlungsspielraum und viel Nähe zu den Menschen in Not. Unter den Beeinträchtigungen ragt das „mangelnde Bewusstsein der Gemeinden für die Menschen in Not“ heraus. Hier stellt sich eine der wichtigsten Frage, die sich aus der Studie ergeben: Sollen Diakone selbst diakonal arbeiten oder die Diakonisierung der Kirche auf allen Ebenen fördern? Sind Diakone für die Diakonisierung der Kirche (etwa über diakonale Projekte) hinreichend ausgebildet?

16. Diakone arbeiten in Tätigkeiten, die von allen Grundgesten der Kirche gespeist sind. Eine Trennung von Arbeitsbereichen an Hand der bekannten der Grundfunktionen (Liturgie, Verkündigung, Diakonie) ist schädlich. Allerdings ist zu beobachten, dass Diakone in Tätigkeiten angesiedelt sind, die vor allem liturgisch und dann erst diakonal „aufgeladen“ sind. Tätigkeiten mit einer starken Verkündigungsdimension sind selten. Zu den Aufgaben des Amtes der Diakone gehört es, die diakonale Dimension jeder pastoralen Tätigkeit zu fördern. Dabei wird unterstellt, dass jede dieser Tätigkeiten auch eine liturgische und eine kerygmatische Dimension besitzt. – Schädlich wäre es, aus Dimensionen Arbeitsbereiche zu machen und diese in Zeiten finanzieller Knappheit so zu reihen, dass zuerst das Geld

⁴⁴ Zulehner, Paul M.: Dienende Männer. Anstifter zur Solidarität. Diakone in Westeuropa, Ostfildern 2003. – Zulehner, Paul M.: Samariter – Prophet - Levit. Diakone im deutschsprachigen Raum. Eine empirische Studie, Ostfildern 2003.

⁴⁵ Zulehner, Paul M. / Volz, Rainer: Männer im Aufbruch, Ostfildern 1998. – Zulehner, Paul M. (Hg.): Mannsbilder. Zehn Jahre Männerentwicklung, Ostfildern 2003.

für die Liturgie und für die Verkündigung ausgegeben wird, und wenn dann noch eines bleibt, für Bildung und Diakonie. Zurzeit gibt es eine Versuchung, die Kirchenkrise in diese Richtung zu meistern.

17. Diakone verstehen sich vor allem als „Kirchenauge“. Sie schauen hin: und das in einer Kultur, die wegschaut. Auch das ist ein Teil der kulturellen Elite. Allerdings wünschen Diakone gerade dafür eine stärkere Ausbildung: sie möchten nicht nur die Opfer des Unrechts kennen lernen, sondern jene Strukturen der Gesellschaft und der Kirche, die Opfer verursachen.

Was Diakone trägt

6. Wie alle kirchlichen Berufe leben auch die Diakone aus einem reichen Arsenal von unterstützenden Ressourcen. Manche von diesen sind spirituell, andere menschlich. Es kann nicht übersehen werden, dass einige Ressourcen auch zu wenig Wertschätzung genießen: die Kollegen, das Team, Supervision.

18. Die Ehefrau gilt den Diakonen (97 % der Befragten sind verheiratet) als wichtige Stütze. Allerdings wird neben diesen Vorzügen der Diakonenehe auch die Sorge sichtbar, dass der Dienst des Diakons und die Ehe des Diakons nicht immer gut zusammenspielen. Die Vereinbarkeit von Dienst und Familie gehört daher zu den wichtigen Herausforderungen und damit Fortbildungswünschen. Dort könnte thematisiert werden, dass auch die Ehe eines Diakons in Krise kommen kann und dass es dem Ansehen des diakonalen Amtes nicht schadet, wenn diese Krise diskret thematisiert werden. Vor allem ist heute darüber nachzudenken, wie die Ehe von Diakonen (wie schon länger jene evangelischer Pastorinnen und Pastoren) läuft, wenn die Frau (oder auch der Mann einer Pastorin) nicht mehr bereit ist, in die traditionelle Rolle einer „Gemeindefrau“ zu schlüpfen und praktisch eine unbezahlte Zugabe zum bezahlten Diakon zu sein.

19. Hinsichtlich der Entwicklung des Diakonats zeigen sich in der Studie einige wichtige Meinungslagen, die für die kirchliche Gestaltungspolitik berücksichtigungswürdig sind. Zu diesen Themen gehört: Wie können Diakone an der Leitung beteiligt werden: auf der Ebene der Diözese (durch einen Diakonenrat), auf der Ebene der Gemeinde (indem dem Diakon zumindest die Leitung der gemeindlichen Diakonie amtlich übertragen wird). Zwei Drittel der befragten Diakone sind der Ansicht, dass auch Frauen Zugang zum Diakonat erhalten sollen – manche wünschen dazu zuvor noch „eine Klärung des Diakonats“.

Literatur:

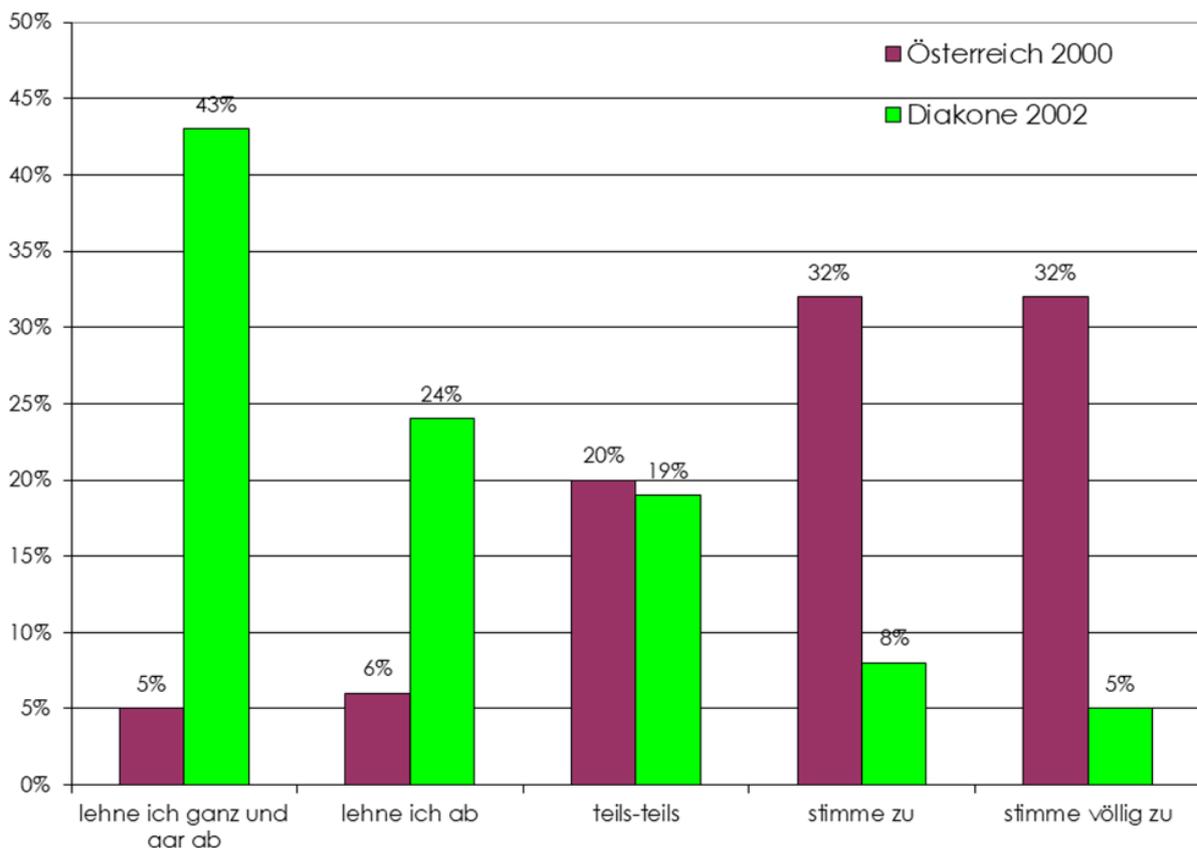
Zulehner, Paul M.: *Dienende Männer. Anstifter zur Solidarität. Diakone in Westeuropa, Ostfildern 2003.*
– Zulehner, Paul M.: *Samariter – Prophet - Levit. Diakone im deutschsprachigen Raum. Eine empirische Studie, Ostfildern 2003.*

2004 Diakone

Diakone in der römisch katholischen Kirche sind Männer.⁴⁶ Würden sie dem entsprechen, was gesellschaftlich von Männern gilt, wären sie eher unreligiös und nur schwach solidarisch. Genau das Gegenteil ist der Fall.

- Es handelt sich bei den Diakonen um hochreligiöse Männer. Das allein macht sie schon zur gegenkulturellen Ausnahme.
- Ihre angstbesetzte Ichbezogenheit, ihre Konzentration auf die Maximierung diesseitigen Lebensglücks ist deutlich anders als in der vergleichbaren Bevölkerung (Abbildung 1). Stimmen in Österreich 2000 64% dem Satz zu „Der des Lebens ist, dass man versucht, dabei das Beste herauszuholen“, so sind es unter den befragten Diakonen Österreich lediglich 13%.

ABBILDUNG 1: „Der Sinn des Lebens ist, dass man versucht, dabei das Beste herauszuholen.“



Wir erhalten ein verwandtes Ergebnis, wenn wir uns der in den vorliegenden Studien vorhandenen Indizes Selbstbezogenheit, Sicherheit und Solidarität bedienen. So werden diese drei Indizes inhaltlich definiert.⁴⁷ Diakone aller Typen weisen wenig angstbesetzte Selbstbezogenheit, geringes Sicherheitsbedürfnis und dafür starke Solidaritätswerte auf.

⁴⁶ Laut Diakonenstudie wünschen sich die männlichen Diakone mit hoher Mehrheit auch Diakoninnen im Amt.

⁴⁷ Die einzelnen Items sind mit der jeweiligen Dimension (faktorenanalytisch) hoch aufgeladen. Zudem sind diese Items eindimensional, werden also hauptsächlich von der einen Dimension gespeist:

Sicherheit

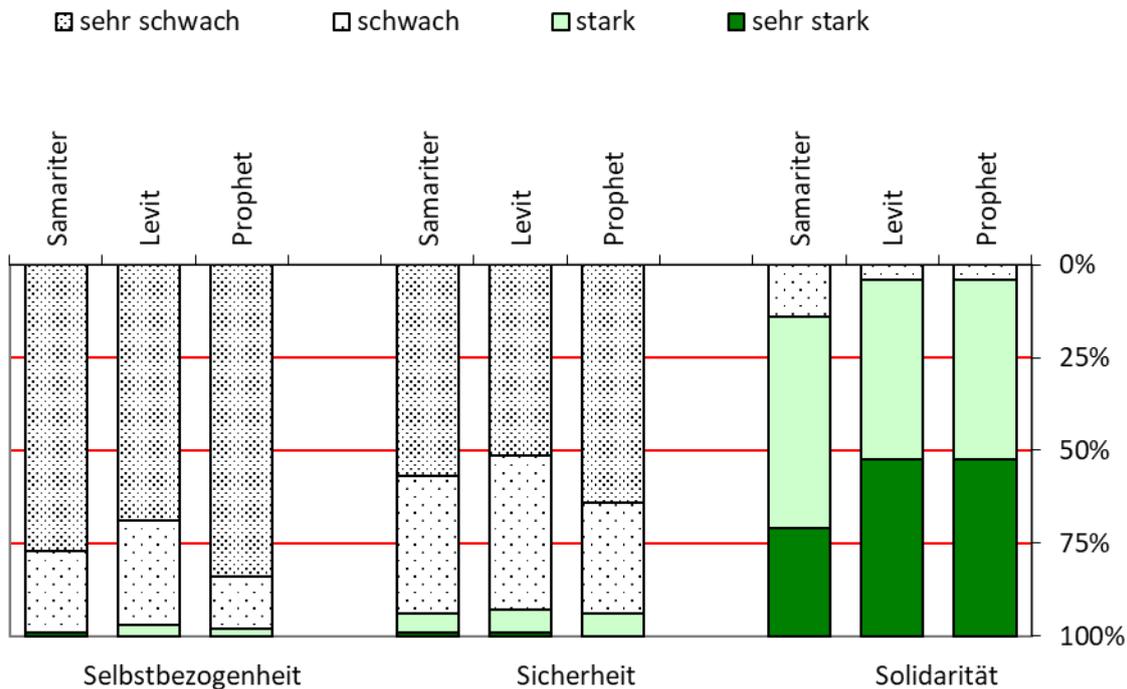
Der Sinn des Lebens besteht darin, eine angesehene Position zu gewinnen.

Sicherheit und Wohlstand sind wichtiger als Freiheit.

Der Beruf soll in erster Linie dazu da sein, ein gesichertes Einkommen zu garantieren.

Das Boot ist voll. Unser Land sollte seine Grenzen für weitere Flüchtlinge sperren.

ABBILDUNG 2: Diakone haben wenig angstbesetzte Selbstbezogenheit, dafür hohe Solidaritätswerte



Typologie

In dieser letzten Abbildung 2 sind die befragten Diakone bereits differenziert aufgeschlüsselt. Mit Hilfe einer Reihe Items zum Selbstverständnis des Diakonenberufs⁴⁸ konnten drei Typen von Diakonen herausgeschält werden.

Ich bin der Meinung, dass wir jetzt unseren mühsam erarbeiteten Wohlstand verteidigen sollen.

Solidarität

Gemeinnutz geht vor Eigennutz.

Wenn wir alle etwas verzichten würden, gäbe es bald keine Armut mehr.

Die anstehenden Probleme lassen sich nur lösen, wenn wir alle zusammenhelfen.

Von den Gütern der Erde müssen alle Menschen leben können. Daher müssen die Reichen mit den Armen die Güter teilen.

Das Wichtigste, was Kinder lernen müssen, ist das Teilen.

Selbstbezogenheit

Man muss sich das Leben so angenehm wie nur möglich machen.

Wichtig ist, dass der Mensch glücklich wird. Wie das ist seine Sache.

Jeder muss seine Probleme selbst lösen.

In entscheidenden Situationen ist es besser, zuerst einmal an sich selbst zu denken.

Der Sinn des Lebens ist, dass man versucht, dabei das Beste herauszuholen.

⁴⁸ Der Beruf des Diakons

... ist für mich eine Brücke zwischen Fernstehenden und Kirche.

... ist in meinen Augen dem Klerus zuzuordnen.

... ist für mich ein Diener an Menschen in Not.

... bietet mir einen Ausgleich zum Zivilberuf.

... ist für mich die Möglichkeit, Amt und Ehe zu verbinden.

... ist für mich die Verwirklichung meiner Berufung.

... eröffnet mir eine Möglichkeit, zur Erneuerung der Kirchenstrukturen beizutragen.

... ist für mich die Möglichkeit, religiöse und weltliche Ziele zu verbinden.

... ist für mich ein Zeichen für die Solidarität Gottes mit den Menschen.

... bietet mir die Chance, strukturelle Ungerechtigkeit zu verändern.

... ist für mich eine gute Alternative zum Priesterberuf.

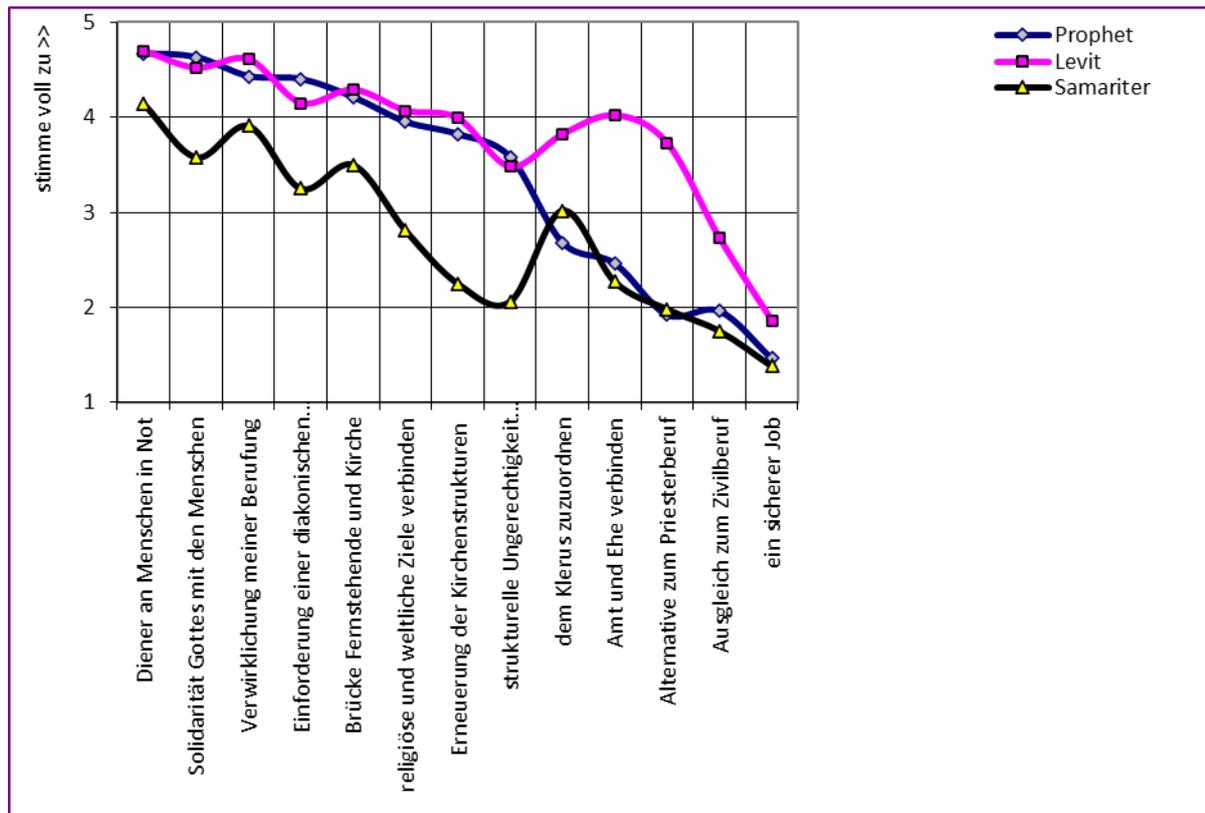
... hängt damit zusammen, dass ich mich in meinem Leben mit schweren Krisen auseinandersetzen musste.

... trägt für mich durch die Einforderung der Diakonie zu einer diakonischeren Kirche bei.

... ist für mich ein sicherer Job.

... hat damit zu tun, dass ich in meinem Leben Leid zu bewältigen hatte.

ABBILDUNG 3: Typenbildung



Diese drei Typen haben ein je eigenes Profil.

Leviten

35% aller befragten Diakone im deutschsprachigen Raum ist den Leviten zuzurechnen. Leviten sind eine Art Diakone im presbyteralen Standby“. Wäre es möglich gewesen, wären sie Priester geworden: ein Hinweis darauf, dass die Kirche offensichtlich weit mehr Priesterberufungen hat als sie zurzeit annimmt.⁴⁹ Sie versuchen auch – deutlich mehr als die beiden anderen Typen, in ihrem Diakonenberuf Amt und Ehe zu verbinden und möchten dadurch über die Gewöhnung des Kirchenvolks an eine solche Verbindung zur Erneuerung kirchlicher Strukturen beitragen. Logisch ist, dass sie sich dem Klerus zuordnen.

Samariter

36% der Diakone gelten als „Samariter“. Ihre Stärke ist, die Not der Menschen mit den Augen eines solidarischen Gottes wahrzunehmen und tatkräftig zu helfen. Sie versorgen somit die Opfer modernen Unrechts.

Propheten

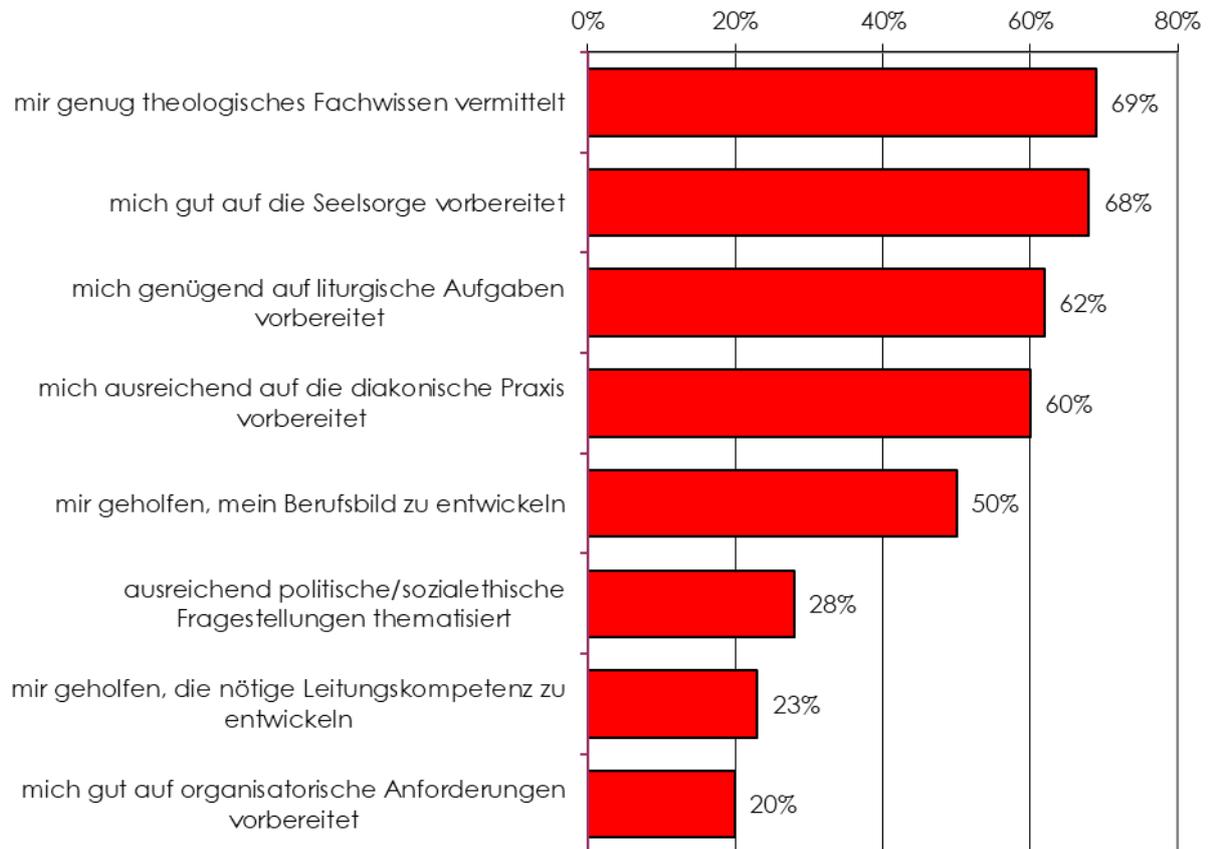
Die Propheten, der dritte Typ von Diakonen, unterscheidet von den Samaritern, dass sie struktursensibel sind. Sie sehen nicht nur die hilfsbedürftigen Unrechtsopfer, sondern forschen zugleich nach den Ursachen des Unrechts, der Not, der Unterdrückung. Im Vergleich zu den Samaritern machen sie nicht nur helfende Diakonie, sondern auch „politisch“ Diakonie. Zudem sind sie, deutlich mehr als die Samariter (aber den Leviten ähnlich) daran interessiert, dann nicht nur sie selbst diakonal handeln, sondern verstehen sich als Förderer einer diakonischeren Kirche. Dabei zeigt freilich die Studie überdeutlich, dass in dieser Hinsicht Diakone vor einer schier unlöslichen Aufgabe stehen. Die Gemeinden, in denen viele Diakone wirken, sind nicht leicht zu einer solchen sozialpastoralen Praxis zu bewegen.

⁴⁹ Ähnliches gilt auch von den PastoralreferentInnen im deutschsprachigen Raum. Hier zählen typologisch besehen 41% zu jenen, die „presbyteralisieren“ – also lieber Priester denn PastoralreferentIn wären: Zulehner u.a.: Ortsuche.

Ausbildung

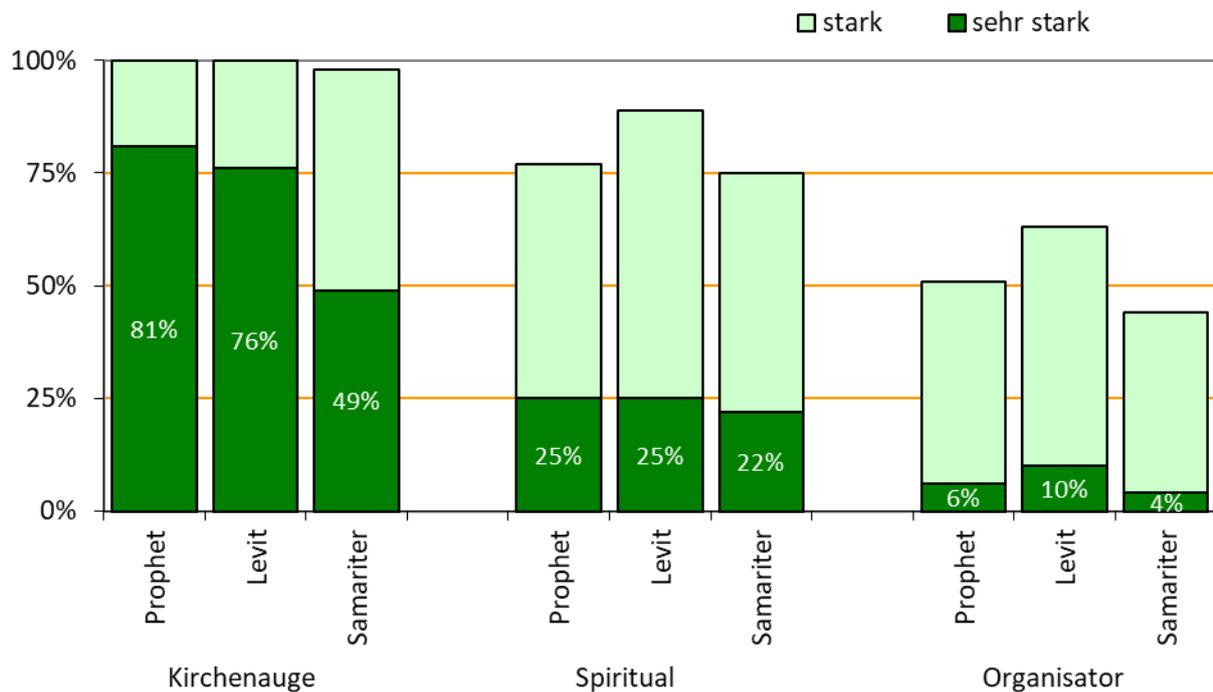
Die Frage ist freilich, ob nicht die derzeitige Ausbildung der Diakone an diesem „Unvermögen“, Gemeinden zu helfend-politischer Diakonie zu motivieren, mit Schuld ist. Das Defizit scheint in drei Richtungen zu gehen:

ABBILDUNG 4: Zufriedenheit mit der Ausbildung



1. Es fehlt den Diakonen an gründlicher sozialethischer Ausbildung. Nur 28% der befragten Diakone sagen, dass politische-sozialethische Fragestellungen ausreichend thematisiert werden. Die Fähigkeit, Ursachen der Not zu analysieren, ist nur wenig ausgepägt.
2. Die Ausbildung hilft auch nicht, die nötige Leitungskompetenz zu entwickeln (29%); lediglich 20% fühlen sich auf organisatorische Anforderungen gut vorbereitet. Damit fehlt auch die Kompetenz zu wirksamer Projektarbeit. Und nur über diese sind heute Gemeinden diakonal zu motivieren.
3. Zwar verstehen sich viele Diakone als „Kirchenauge“. Sie versuchen im Sinn der syrischen Kirchenordnung (für das Presbyterium und die Gemeinde) sichtbar zu machen, wo Menschen der Hilfe bedürfen. Dabei waren es in Syrien drei Gruppen, die als besonders hilfsbedürftig galten: die an den Strand geschwemmten Toten, die beerdigt werden sollten; die Kranken in den Dörfern und jene, die der Belehrung (der Bildung) bedurften. Bildung als Weg zur Armutsbekämpfung kündigt sich bereits an. Doch weit weniger ausgebildet ist bei den heutigen Diakonen die Kompetenz, „Spiritual“ zu sein (und ganz gering – sie den Punkt zuvor – das Talent zum „Organisator“).

ABBILDUNG 5: Kernkompetenzen der Diakone (nach Typen)



Ob es von daher nicht folgerichtig wäre, zumindest einen Teil der Diakone an den Katholisch-Theologischen Fakultäten auszubilden? Die Tätigkeit von Diakonen wäre, würden diese nicht zu Lateralliturgien reduziert werden, von so hoher gesellschaftlicher und ekklesialer Wichtigkeit, dass zumindest für einen Teil von ihnen ein Mehr an Ausbildung oder auch an Zusatzausbildungen angebracht erscheint.

Dabei bleibt unbestritten, dass der liturgische Aspekt (und damit der spirituelle) im Portfolio des katholischen Diakonats seine hohe Bedeutung beibehalten muss (und auch die anderen kirchlichen Berufe diese zu sichern haben). Liturgie und Diakonie, Mystik und Politik, Gottes- und Nächstenliebe⁵⁰ lassen sich nicht so klar trennen, wie dies in der fatalen Theorie der drei (vier) „Grundfunktionen“ Liturgia/Martyria/Diakonia/(Koinonia)z umeist angenommen wird. Das Amtliche in der Kirche hat diese Untrennbarkeit (ohne eine Vermischung zu betreiben) sichtbar zu machen und in Erinnerung zu bringen. Jedes christliche Handeln, auch jenes aller Amtsträger, lebt vom untrennbaren Ineinander diese drei Aspekte.

Moderne diakonale Spiritualität

Dieses Ineinander könnte folglich bei den Diakonen zur Ausbildung einer modernen Frömmigkeit führen. Gerade bei ihnen, in ihrer Art zu wirken, kann die Kirche und über sie die Welt lernen, was eine solche diakonale Spiritualität ist:

- Es ist eine Spiritualität der offenen Augen⁵¹: wo andere wegschauen, schauen spirituelle Menschen hin; sie sind in Gottes Art „Aug und Ohr“ (Ex 3,7) für die Leiden der Unterdrückten, deren Schrei zum Himmel dringt;
- Es ist eine Spiritualität des wachen Verstandes: nicht blind und unbedacht wird geholfen, sondern es wird auch nach den Ursachen der Not gefragt. Die Folge: Nicht Fische gilt es zu schenken, sondern fischen zu lehren;

⁵⁰ Schon vor vielen anderen hat darauf hingewiesen: Rahner, Karl: Über die Einheit von Gottes- und Nächstenliebe, in: ders., Schriften zur Theologie VI, Einsiedeln 1965, 277-298.

⁵¹ So sprechen die lateinamerikanischen Befreiungstheologen (wie Gustavo Gutiérrez) von der „Mystik der offenen Augen“: Maier, Martin: Mystik der ‚offenen Augen‘. Die inneren und äußeren Dimensionen der christlichen Befreiungstheologie, in: Religionen unterwegs 13 (2007), 18-24.

- Es ist eine Spiritualität des mitfühlenden Herzens, des Mitleidens (nicht des platten Mitleids), der compassion⁵², jenes Erbarmens also, das biblisch als die Grundeigenschaft Gottes gilt⁵³;
- Es ist schließlich eine Spiritualität der starken Hände. Spirituelle Diakonie trägt in sich eine unbeugsame Option für die Armen und Armgemachten. Ihre Logik: Wer in Gott eintaucht, taucht unweigerlich bei den Armen auf (nach Ex 3,7-10). Die auf moderne Verhältnisse upgedateten leiblichen und geistlichen Werke der Barmherzigkeit⁵⁴ konkretisieren eine solche Praxis des Erbarmens.

Wo immer diakonale Spiritualität solche Kraft entwickelt, kann sich ereignen, was Benedikt XVI. in seiner ersten Enzyklika *Deus caritas* erhoffte: „... damit auch wir selbst wahrhaft Liebende und Quelle lebendigen Wassers werden können inmitten einer dürstenden Welt.“⁵⁵

⁵² Metz, Johann B.: *Memoria passionis*. Ein provozierendes Gedächtnis in pluralistischer Gesellschaft, Freiburg 2006.

⁵³ Zulehner, Paul M.: *Gott ist größer als unser Herz*. Eine Pastoral des Erbarmens, Ostfildern 2006.

⁵⁴ AaO.

⁵⁵ Benedikt XVI.: *Deus caritas est*, Rom 2005, 42.

2005 Dienende Männer. Diakone in Kirche und Welt von heute.

Leuven 16.5.2005

2000 haben wir in unserer Arbeitsstelle für kirchliche Sozialforschung gute Erfahrungen mit der Studie an mitteleuropäischen Priestern⁵⁶ gemacht. Sodann war es möglich, eine Pilotstudie an Diakonen der Diözese Rottenburg-Stuttgart im Auftrag ihrer Einrichtung „pro diaconia“ durchzuführen. Den dort mit Hilfe von Tiefeninterview entwickelten Fragebogen haben wir dann weiteren deutschsprachigen Diözesen angeboten. 616 Diakone aus 14 Diözesen haben sich an der Umfrage beteiligt. Das sind nahezu zwei Drittel der in die Umfrage einbezogenen. Die Ergebnisse liegen nunmehr veröffentlicht vor.⁵⁷ Diese sind (als schriftliche Umfrage) zwar nicht repräsentativ, dennoch aber sehr aussagekräftig und für die weitere Entwicklung des Ständigen Diakonats sehr nützlich.

53% der befragten Diakone arbeiten in einem Zivilberuf, die übrigen 47% sind hauptamtliche Dienstnehmer der Kirche. 97% von ihnen sind verheiratet, die Zahl der eigenen und der adoptierten Kinder liegt deutlich über dem gesellschaftlichen Durchschnitt. Die Ehefrauen der Diakone sind gleichfalls überdurchschnittlich nicht berufstätig, was mit der hohen Kinderzahl zusammenhängt. Der Weg zum Diakon führte zumeist über frühes gemeindliches Engagement als Ministrant und einer pfarrlichen Gruppe; auch das Elternhaus war bei vielen Diakonen pfarrlich beteiligt.

Kulturelle Elite

Erfreulich ist ein kulturdiagnostisches Ergebnis: Diakone sind religiös und solidarisch zugleich. Das unterscheidet sie in doppelter Hinsicht von den Männern unserer modernen Gesellschaft.

Denn Männer sind europaweit⁵⁸ eher politisch, aber nicht religiös.

Zudem sind Diakone Männer mit einer hohen Bereitschaft zu solidarischem Handeln, was in unserer Kultur eher den Frauen zugewiesen wird.

Sehr deutlich wird dabei wie unter der Lupe der Zusammenhang von christlicher Gläubigkeit (und hier wieder die Jenseitshoffnung) und belastbarer Solidarität. Während 64% der Männer etwa in Österreich meinen, „der Sinn des Lebens bestehe darin, das Beste herauszuholen“, sind es unter den Diakonen lediglich 13%.

Amtsbilder

Es war das Zweite Vatikanische Konzil, welches das Amt des Ständigen Diakons erneuert hatte (Lumen gentium 29). Anlass dafür war der sich schon abzeichnende Priestermangel in einigen Regionen der Weltkirche. Erst nach dem Konzil⁵⁹ verlagerte sich die Begründung für die Erneuerung dieses Amtes auf die „Diakonisation der Kirche“, näherhin von Amt und Gemeinde durch die Diakone. Wir erforschten nun, wie auch schon in der Priesterstudie, nicht das kirchenamtlich formulierte und theologisch gelehrte Amtsbild der Diakone. Wissen wollten wir vielmehr, wie die Diakone ihren „Beruf“ selbst verstehen.

TABELLE 1: Der Beruf des Diakons...

	alle	Prophet	Levit	Samariter
--	------	---------	-------	-----------

⁵⁶ Zulehner, Paul M./Hennersperger, Anna: „Sie gehen und werden nicht matt“ (Jes 40,31). Priester in heutiger Kultur, Ostfildern 2001. – Zulehner, Paul M.: Priester im Modernisierungsstress, Ostfildern 2001. – Zulehner, Paul M./Lobinger, Fritz: Um der Menschen und der Gemeinden willen. Plädoyer zur Entlastung der Priester, Ostfildern 2002. – Hennersperger, Anna: Ein ein(z)iges Presbyterium. Zur Personalentwicklung von Priestern. Amtstheologische Reflexionen zur Studie Priester 2000, Ostfildern 2003.

⁵⁷ Zulehner, Paul M.: Dienende Männer. Anstifter zur Solidarität. Diakone in Westeuropa, Ostfildern 2003. – Zulehner, Paul M.: Samariter – Prophet – Levit. Diakone im deutschsprachigen Raum. Eine empirische Studie, Ostfildern 2003.

⁵⁸ Zulehner, Paul M./Denz, Hermann: Wie Europa lebt und glaubt, Düsseldorf 1993. – Denz, Hermann u.a.: Die europäische Seele. Leben und Glauben in Europa, Wien 2003.

⁵⁹ Kramer, Hannes: Der Ständige Diakonats – ein Beitrag zur Erneuerung der Diakonie, in: Diakonia 6 (1975)19-30.

... ist für mich ein Diener an Menschen in Not.	90%	96%	96%	77%
... ist für mich die Verwirklichung meiner Berufung.	86%	89%	95%	70%
... ist für mich ein Zeichen für die Solidarität Gottes mit den Menschen.	82%	95%	92%	53%
... trägt für mich durch die Einforderung der Diakonie zu einer diakonischeren Kirche bei.	74%	90%	81%	46%
... ist für mich eine Brücke zwischen Fernstehenden und Kirche.	73%	81%	84%	51%
... ist für mich die Möglichkeit, religiöse und weltliche Ziele zu verbinden.	62%	75%	79%	29%
... eröffnet mir eine Möglichkeit, zur Erneuerung der Kirchenstrukturen beizutragen.	54%	70%	74%	10%
... ist in meinen Augen dem Klerus zuzuordnen.	42%	23%	66%	36%
... ist für mich die Möglichkeit, Amt und Ehe zu verbinden.	38%	15%	75%	17%
... bietet mir die Chance, strukturelle Ungerechtigkeit zu verändern.	37%	54%	49%	2%
... ist für mich eine gute Alternative zum Priesterberuf.	31%	10%	63%	15%
... hängt damit zusammen, dass ich mich in meinem Leben mit schweren Krisen auseinandersetzen musste.	21%	20%	28%	12%
... bietet mir einen Ausgleich zum Zivilberuf.	20%	13%	38%	9%
... hat damit zu tun, dass ich in meinem Leben Leid zu bewältigen hatte.	19%	21%	25%	11%
... ist für mich ein sicherer Job.	7%	5%	11%	4%

QUELLE: DIAKONE 2002⁶⁰

Zunächst gibt es eine breite amtstheologische Basis, die von mehr oder minder allen Diakonen geteilt wird: „Der Beruf des Diakons ist für mich...“

„ein Diener an Menschen in Not“ (90%);

„die Verwirklichung meiner Berufung“ (86%);

„ein Zeichen der Solidarität Gottes mit den Menschen“ (82%);

„trägt für mich durch die Einforderung der Diakonie zu einer diakonischeren Kirche bei“ (74%);

„eine Brücke zwischen Fernstehenden und Kirche“ (73%).

Neben diesen Gemeinsamkeiten ließen sich aber auch markante Unterschiede aufspüren. Mit deren Hilfe war es möglich, drei Grundtypen von Diakonen abzugrenzen. Wir haben diesen – gestützt auf die Analysen – biblische Bilder verliehen:

Einige Diakone sehen sich als „Samariter“: ihnen liegt in erster Linie daran, den Armen unmittelbar zu helfen. Vorrangig machen sie helfende Diakonie.

Daneben sind die „Propheten“: auch sie helfen, sie sind aber zugleich auch an der Veränderung von Strukturen interessiert, innerkirchlich wie gesellschaftlich. Neben der helfenden Diakonie sind sie auch an politischer Diakonie interessiert – die helfende versorgt Arme, die politische Diakonie verhindert solche.

Der dritte Typ sind die „Leviten“. Wir haben sie so bebildert, nicht weil sie wie ihr biblisches Vorbild an jenem vorbei gehen, der unter die Räuber fallen. Vielmehr sind sie Diakone im presbyteralen Standby und insofern „Leviten“. Unter ihnen sind viele, die einmal Priester werden (nur 29% von ihnen hatten nie daran gedacht; unter den Propheten sind das immerhin 54%), dann aber Amt und Ehe verbinden wollten und immer noch bereit wären, unter dieser Bedingung Priester zu werden. Sie orientieren sich auch hinsichtlich der Ausbildung an den Priestern und leiden darunter, dass sie nicht priesterlich tätig sein können.

Die Verteilung der (befragten) Diakone auf diese drei Typen ist von Diözese zu Diözese verschieden. Manche Diözesen haben sehr viele Leviten, andere ganz wenige. Insgesamt wurden von allen befragten Diakonen 35% den Propheten, 28% den Samaritern und 36% den Leviten zugeordnet.

Pastoraltheologisch gesehen ist diese Vielfalt eine Stärke des Diakonats. Wie schon bei den Priestern lässt sich sagen, dass kein Typ für sich die Diakone einer Ortskirche abbildet.⁶⁰ Jeder ist auf die Ergänzung der anderen angewiesen. Personalentwicklerisch ist zu wünschen, dass jeder um seine begrenzten Stärken weiß und zugleich in die Schule derer geht, die andere Stärken haben.

⁶⁰ Hennersperger, Anna: Ein ein(z)iges Presbyterium. Zur Personalentwicklung von Priestern. Amtstheologische Reflexionen zur Studie Priester 2000, Ostfildern 2003.

Tätigkeiten

Aufschlussreich ist, was Diakone – in welcher Häufigkeit zudem – tun und welchen „Grundfunktionen“ (Diakonia, Martyria, Liturgia) sie ihre Tätigkeiten zuordnen. Wichtige Ergebnisse aus diesem Teil der Studie sind:

1. Es gibt kaum Tätigkeiten, die „rein“ sind, also nur zur Diakonie, nur zur Liturgie, nur zur Verkündigung gehören. Das zeigt auch, dass die Verselbständigung von Dimensionen kirchlichen Lebens zu Tätigkeitsfeldern pastoraltheologisch überhaupt nicht glücklich und in Zeiten der (finanziellen und personellen) Knappheit sogar schädlich ist, weil etwa die Gefahr besteht, bei der Diakonie zu Gunsten der Liturgie einzusparen. Diakonie tritt immer mit den anderen Dimensionen gemeinsam auf, umgekehrt sind Liturgie und Martyria nicht ohne diakonale Seite denkbar.

TABELLE 2: Zuordnung der Tätigkeiten der Diakone zu Diakonie, Liturgie und Verkündigung

	Diakonie	Liturgie	Verkündigung
Besuchsdienste	92%	14%	35%
Seelsorge von Zielgruppen	81%	28%	54%
Aufbau sozialer Projekte	69%	2%	18%
Begleitung von Mitarbeitern	63%	13%	27%
Koordination auf überg. Ebene	59%	2%	16%
Ehe- und Familienpastoral	56%	6%	56%
Einzelgespräche über Glauben	54%	3%	76%
Begräbnisse	52%	78%	63%
Notfallseelsorge	50%	4%	15%
Ökumenische Arbeit	38%	23%	53%
Pfarrliche Verwaltungsaufgaben	35%	2%	7%
Erwachsenenbildung	29%	8%	65%
Predigen	27%	38%	87%
Sakramentalien spenden	26%	69%	40%
Taufeiern	25%	85%	66%
Sakramentenkatechese	24%	24%	74%
Eucharistiefeiern "cum diacono"	22%	89%	53%
Religionsunterricht	20%	3%	70%
Wortgottesdienste, Andachten	19%	88%	65%
Trauungen	19%	81%	61%
Bibelkreise	18%	6%	74%
<i>SUMME</i>	<i>878</i>	<i>666</i>	<i>1075</i>

QUELLE: DIAKONE 2002®

2. Diakone sind primär in Aufgaben mit hohem Anteil in der Verkündigung (Summe 1075 Prozentpunkte) und dann erst in solchem mit starkem Anteil in der Diakonie (878 Punkte) angesiedelt. An letzter Stelle rangieren tätigkeiten mit hohen Anteilen in der Liturgie (666 Punkte). Als besonders diakonal getränkt gelten (in dieser Reihung): Besuchsdienste (92%), Seelsorge von Zielgruppen (81%), Aufbau/Betreuung sozialer Projekte (69%), Begleitung von Mitarbeitern (63%), Koordination diakonaler Projekte auf übergemeindlichen Ebene (59%), Ehe- und Familienpastoral (56%), Einzelgespräche über Glauben (54%), Begräbnisse (52%), Notfallseelsorge (50%).

3. Auffällt, dass von den Diakonen mehr Zeit in diakoniearme Tätigkeiten investiert wird als in diakonal sehr aufgeladene. Zudem ist bemerkenswert, dass der Religionsunterricht (nur 20% Diakonieanteil) nicht zu den diakonalen Tätigkeiten gezählt wird. Auch den Ritualen (wie der Beerdigung) wird wenig diakonale Kraft zugeordnet.

4. Den Diakonen fallen jene Aufgaben, die ritualisiert sind, eher leicht als jene, wo es auf situative Gestaltung ankommt: so etwa Tauffeiern (91% fällt leicht), Wortgottesdienste halten (87%), Sakramentalien spenden (82%), Kranken- und Altenbetreuung (80%), Predigen (80%), Trauungen (80%), Beerdigungen (78%). Ritualisierung entlastet offenbar. Was hingegen weniger leicht fällt, wird gemieden: Sakramentenkatechese (nur 48% fällt sie leicht), Kinder-/Jugendarbeit (45%), Erwachsenenbildung (45%), Religionsunterricht (42%). Darunter sind viele pastoral zukunftssträchtige Arbeitsfelder.

Kompetenzen

Gefragt wurde, „durch welche Kompetenzen sich ein Diakon auszeichnen sollte“.

Am wenigsten halten Diakone organisatorische Fähigkeiten für wichtig – was, wie wir noch aufzeigen werden, schwerwiegende Nachteile hat: zwar wünschen sich viele, Menschen motivieren zu können (92%) sowie konfliktfähig sein und ein dickes Fell haben (80%); aber schon weniger Zustimmung findet „gut eine Gemeinde/Gruppe leiten können“ (64%) oder auch „organisatorisch ausgebildet sein“ (50%) sowie „gute Lehrer und Erzieher sein“ (49%); kaum wichtig ist „vor allem den Pfarrer unterstützen“ (27%) und „besonders administrative Tätigkeiten beherrschen“ (12%).

An zweiter Stelle stehen spirituelle Kompetenzen: „hohe Bibelkompetenz haben“ (59%), „sehr spirituelle Menschen sein“ (76%).

An der ersten Stelle finden wird das, was die syrische Kirchenordnung aus dem 5. Jahrhundert das „Auge der Kirche“⁶¹ nennt: „Menschen in schwierigen Lebenslagen begleiten können“ (98%), „auf Menschen aus anderen sozialen Milieus zugehen“ (93%), „einschätzen können, wo am ehesten Hilfe gebraucht wird“ (91%), „sich kritisch mit kirchlichen/gesellschaftlichen Entwicklungen auseinandersetzen“ (76%).

Die Diakonie der Diakone hat somit – in einer Kultur des Wegschauens – vor allem mit dem Hinschauen zu tun. Das ist auch eine der wichtigsten Merkmale, die Gott Jahwe zueignet: Er sieht und hört, ja er kennt das Leid der Unterdrückten (Ex 3,7). Es sind vor allem die Propheten unter den Diakonen zusammen mit den Leviten, welche diese Kompetenz in herausragender Weise für wichtig halten.

Im Widerspruch dazu steht freilich, dass nur 28% der befragten Diakone sagen, dass ausreichend politische und sozialetische Fragestellungen in der Fortbildung thematisiert worden seien. Diakone fühlen sich weit mehr für gewöhnliche pastorale Aufgaben gerüstet: für Liturgie (62% sehr zufrieden), Seelsorge (68%); die (zumeist diözesaneigene) Ausbildung wurde schwerpunktmäßig als theologisch ausreichend (69%) erlebt.

Generell gehen die Fortbildungswünsche der drei Diakonstypen in unterschiedliche Richtungen. Propheten wünschen sich mehr eine soziale Qualifikation, Samariter hingegen eine pastorale. Leviten wünschen zumeist eine ausgewogene Balance zwischen beiden.

Arbeitsbedingungen

Diakone erleben ihre Arbeitsbedingungen als komfortabel. Das, was sie sich erwünschen, trifft ein, manchmal (Arbeitsplatzsicherheit, Höhe des Einkommens) weit über den eigenen Erwartungen. Sehr geschätzt werden am Beruf als Diakon: Akzeptanz des Berufs seitens der Familie (sehr wichtig/trifft voll zu: 64%/79%); guter Kontakt zu Vorgesetzten (Pfarrer) (64%/58%); aufgeschlossene Kollegen und Mitarbeiter in der Gemeinde (57%/61%); unabhängig arbeiten können/ Entscheidungsfreiheit (50%/62%); klare Aufgabenumschreibung (48%/45%); eigene Ideen verwirklichen können (47%/58%); klare Abgrenzung der Verantwortlichkeiten (45%/44%); überschaubarer Seelsorgebereich (38%/54%); eigener Lebensberufung nachgehen können (36%/51%); freie Zeiteinteilung (32%/61%); Weiterbildungsmöglichkeiten (Dienstfreistellung...) (30%/51%); Sicherheit des Arbeitsplatzes (22%/60%); Akzeptanz des Berufs durch den Freundeskreis (17%/70%); wenig Stress (14%/18%); viel Verantwortung (13%/49%); Akzeptanz des Berufs durch ArbeitskollegInnen im Zivilberuf (11%/39%); Aufstiegsmöglichkeiten (2%/15%); hohes Einkommen (0%/23%).

Beeinträchtigend hingegen wären für den Dienst als Diakon – neuerlich in dieser Reihenfolge - folgende beruflichen Merkmale: mangelndes Bewusstsein der Gemeinde für Menschen in Not (sehr befürchtet/trifft sehr zu: 40%/21%); Priestermangel (39%/18%); Personalmangel (40%/17%); schlechtes Arbeitsklima (74%/16%); Überlastung durch viele Aufgaben (53%/16%); Konkurrenzdenken unter den MitarbeiterInnen (51%/12%); viel Verwaltungsarbeit (39%/12%); wenig Freizeit (21%/11%); unklares Berufsbild des Diakons (47%/10%); unklarer Arbeitsbereich (53%/9%); private Probleme (57%/8%); Unsicherheit im Amtsverständnis des Diakons (38%/8%); mangelndes Verständnis für

⁶¹ Zerfaß, Rolf: Wenn Gott aufscheint in unseren Taten, in: Zulehner, Paul M.: Das Gottesgerücht. Bausteine für eine Kirche der Zukunft, Düsseldorf 1987, 95-106, hier 95-97.

verheiratete Diakone (28%/7%); zu wenig Verantwortung (25%/7%); der eigene Wunsch, priesterliche Kompetenzen zu haben (Eucharistie, Beichte...) (18%/7%); der Wunsch anderer, dass ich priesterliche Kompetenzen hätte (Eucharistie, Beichte...) (10%/7%); häufige Wochenenddienste (14%/6%); ungenügende Ausbildung (57%/5%); schlechte Bezahlung (19%/5%); ständiges Gebenmüssen (15%/5%); psychische Belastung durch Seelsorgetätigkeit (18%/4%). Nur bei einem kleinen Teil der befragten Diakone treffen solche Beeinträchtigungen auch zu.

Am häufigsten wurde unter den möglichen beruflichen Beeinträchtigungen „mangelndes Bewusstsein der Gemeinde für Menschen in Not“ (für 78% wenigstens etwas beeinträchtigend) genannt. Das ist insofern bemerkenswert, als es ja zum Selbstbild nahezu aller Diakone gehört, die Kirche und ihre Gemeinden, in denen sie ihren Dienst erfüllen, zu „diakonisieren“. Offenbar erleben sie genau in diesem ihren beruflichen Kernbereich harten Widerstand in den Gemeinden. Die Diakonieresistenz der Kirche gehört somit zu den Hauptsorgen der Diakone. Die Frage ist, ob sie in ihrer Ausbildung dafür gerüstet werden und auf welchen Wegen sie diese Diakonieresistenz abbauen wollen bzw. könnten.

Unterstützungssysteme

Wie alle kirchlichen Berufsträger verfügen auch die Diakone über gute Quellen, aus denen heraus ihnen Kraft für ihren kirchlichen Dienst zufließen. Unterscheidbar sind – anhand der Forschungsdaten – spirituelle Quellen im engeren Sinn dieses Wortes, denen soziale Quellen zur Seite sind.

Starke Unterstützung bieten im spirituellen Bereich bieten „mein Glaube“ (97%), „das Vorbild Jesu Christi als Diakon“ (87%), „die Sorge um die Nöte der Mitmenschen“ (86%), „spontanes Gebet“ (79%), „Liturgiefeier“ (77%), „Schriftlesung“ (76%), „das Bewusstsein meiner Berufung zum Diakonat“ (71%), „geistliche Lektüre“ (73%), „Lesen/Weiterbildung“ (64%), „Stundengebet“ (62%), „die Diakonatsweihe“ (56%), „die Beauftragung den Bischof“ (54%), „Exerzitien/Einkehrtage“ (56%).

Zu den sozialen Unterstützungen zählen hingegen „Gespräche mit meiner Frau“ (83%), „die Zusammenarbeit mit engagierten Menschen“ (78%), „das Vertrauen und Interesse der Gemeinde“ (72%), „Gespräche mit Freunden“ (61%), „das Vertrauen meiner Mitarbeiter und Vorgesetzten“ (60%), „Zusammensein in einer Gemeinschaft“ (56%).

Samariter schöpfen vorrangig aus spirituellen Quellen, Propheten aus sozialen, Leviten aus beiden. Vielleicht wäre es nützlich, würden die Samariter die sozialen Quellen und die Propheten die spirituellen mehr anzapfen. Der diakonale Dienst kann es wohl am besten gemeistert werden, wenn die Unterstützungssysteme möglichst breit sind.

Diakonenehe

Diakone nennen ihre Ehefrau – 97% haben eine – unter den Kraftquellen ihres Dienstes. Diakone sehen in ihrer Ehefrau eine starke „Hilfe“. Es ist fast so wie in früheren Pastorenhaushalten der evangelischen Kirche.⁶² Das sind die Dienste einer Ehefrau an ihrem Mann im Diakonsberuf: sie ist mit dem Diakonat ihres Mannes einverstanden (89%), unterstützt ihn durch Zuhören (83%) und durch geistiges Mittragen (79%); der Diakon bespricht mit ihr auch die Arbeit Betreffendes (66%), sie übernimmt selbst diakonische Aufgaben (54%), unterstützt den Diakon praktisch (indem sie z.B. die Predigt korrigiert: 52%). Eine breite Palette von Unterstützungen!

Insgesamt sind Diakone hinsichtlich des Verhältnisses ihrer Ehe und Dienst als Diakon der Meinung, dass dadurch Amt und Ehe verbunden und die kirchlichen Strukturen weiterentwickelt werden: „Verheiratete Diakone schaffen eine Verbindung von Altar und Welt“ (83%), „Verheiratete Amtsträger sind wichtig für die Entwicklung der Kirche“ (82%), „Verheiratete Diakone verstehen die Probleme vieler Menschen besser als Unverheiratete“ (79%). Diakone möchten also bewusst Amt und Ehe in einer Kirche verbinden, die fast ein Jahrtausend die Verbindung von Amt und Ehelosigkeit kannte und zwischen Amt und Ehe nur wenige Verbindungslinien sah.

⁶² Leuenberger Robert: Die evangelische Pfarrerehe: Lösung oder Verschiebung des Zölibatproblems? In: Kirchenvolks-Begehren, hg. v. Paul M. Zulehner, Innsbruck 1995, 82-86.

Diakone neigen zur Ansicht, dass sie als Verheiratete die Menschen besser verstehen als Zölibatäre. Diese würden auch nicht, wie manchmal behauptet, seelsorgliche Vorteile haben: „Einem zölibatär Lebenden vertrauen sich Menschen eher an“, findet mit 12% so gut wie keine Zustimmung. Statt pastoraler Vorteile sehen die verheirateten Diakone bei den Ehelosen eher empfindliche Nachteile: Anders als sie, die Verheirateten, würden die Ehelosen leichter vereinsamen. Zudem hätten sie keine Frau, die ihnen in ihrem Dienst behilflich ist: „Der regelmäßige Austausch mit der Frau hilft einem verheirateten Diakon oft weiter“ (90%), „unverheiratete Diakone leiden manchmal an Einsamkeit und mangelnder Geborgenheit“ (58%).

Trotz solcher positiver Bewertungen der Diakonenehe sind auch verbreitet sorgenvolle Töne über sie zu hören:⁶³ „Familiäre Sorgen und Krisen können die Arbeit des Diakons belasten“ (71%), „Verheiratete Diakone haben es schwerer, weil sie neben dem Beruf auch Zeit für die Familie brauchen“ (38%). Die Sorge ist groß, dass auf der Ehe des Diakons und seiner Familie ein hoher Erfolgsdruck lastet – und das nicht nur gegenüber den ehelosen Priestern, sondern auch gegenüber den Menschen, denen das Evangelium verkündigt wird und denen nun das wortlose Zeugnis einer Ehe aus dem Glauben gegeben werden soll. Die hohe Belastung, unter der heute zumal Eheleute stehen, ist sichtlich den Ehen der Diakone nicht fremd.

Eine verständliche Sorge ist den Befragten auch, dass zurzeit ein Diakon, dem die Ehefrau stirbt (und der Kinder hat), im Sinn ostkirchlicher Regelungen nicht neuerlich heiraten darf. Diakone sprechen sich mit großer Deutlichkeit für eine Änderung dieser der Westkirche letztlich fremden Regelung aus: Setzt sie doch eheologisch mit der ostkirchlichen Tradition voraus, dass auch der Tod eine Ehe nicht scheidet. „Wenn die Ehefrau des Diakons stirbt, sollte er unter Beibehaltung des Diakonatsamtes noch einmal heiraten dürfen“, wünschen sich daher 75%. Pastoraltheologisch ist bei der Ausgestaltung des Ständigen Diakonats die breite Anleihe der katholischen Kirche bei der ostkirchlichen Tradition deshalb überraschend, weil ja etwa in Fragen der Scheidungspastoral sich die katholische Kirche strikt gegen eine Übernahme des pastoralen Modells der zweiten oder maximal dritten „Krönung“ nach dem Zerbrechen einer Ehe wehrt.⁶⁴

Aus solchen Analysen zur Diakonenehe wird erkennbar, dass jede Lebensform wengleich auch anders akzentuierte Chancen und Risiken besitzt. Keine hat nur Vorteile, weder die Ehelosigkeit noch die Ehe. Dabei besteht in unserer heutigen Kultur eher die Tendenz, die Nachteile der Ehelosigkeit und die Vorteile der Ehe zu sehen, obgleich die Kultur in ihrer Ehemüdigkeit noch einen Schritt weiter ist. Diese unterschiedliche Bewertung von Ehelosigkeit und Ehe auch bei den Diakonen spiegelt wider, dass die Ehelosigkeit in unseren modernen Kulturen weder kirchlich noch gesellschaftlich unterstützt wird, so die Mehrzahl der von uns 2000 befragten Priester.⁶⁵ Während also die ehelose Lebensform, mit einem kirchlichen Amt verbunden, in ihrer Ambivalenz unterbewertet wird, scheint tendenziell zurzeit die Ehe überbewertet zu werden. Vorhandene Sorgen werden in beiden Lebensformen verdrängt. Die Ehe von Amtsträgern steht dabei unter noch größerem Erfolgsdruck als die Ehelosigkeit.

Zukunftsentwicklungen

Diakone wurden auch danach befragt, wie sie einige (derzeit noch) offene Fragen hinsichtlich des Diakonats für sich beantworten. Dabei zeigt sich, dass die Propheten und die Leviten unter den Diakonen deutlich reformoffener sind als die Samariter.

Das sind die offenen Themen, die in der Studie zur Sprache kamen: die Frage nach Leitungsaufgaben für Diakone, die Frage nach dem Diakonatsamt für Frauen, die Präsenz der Diakone in den Gemeinden und damit ihre Rolle bei deren „Diakonisierung“.

⁶³ Ähnliches haben wir bei der Untersuchung des Klerus der griechisch-unierten Diözese Ivano-Frankivsk in der Westukraine beobachtet: Zulehner, Paul M./Lobinger, Fritz: Um der Menschen und um der Gemeinden willen. Plädoyer zur Entlastung von Priestern, Ostfildern 2002, 123-127.

⁶⁴ Diakone wünschen auch: „Das Weihealter sollte auch für unverheiratete Diakone auf 35 Jahre festgesetzt werden.“ (41%)

⁶⁵ Zulehner, Paul M.: Priester im Modernisierungsstress, Ostfildern 2001, 298-304.

Leitung

Alle kirchlichen Berufe drängen zurzeit in die Position des priesterlichen Amtes. Denn dieses erweist sich berufssoziologisch am besten ausgestattet: an gesellschaftlichem und innerkirchlichem Ansehen, an pastoraler Gestaltungsmacht, an beruflicher Sicherheit. Der derzeitige Priestermangel erzeugt neben dem Drang ins Amt zudem einen Sog ins Amt.⁶⁶

Diakone sind inmitten dieser ambivalenten Dynamik von Sog und Drang gespalten. Einerseits wünschen sie für sich Leitungsverantwortung, die bislang als presbyteral galt: „Diakone sollten die Gesamtleitung einer Gemeinde übernehmen dürfen.“ (59%) Und wenn nicht die Gesamtleitung einer Gemeinde, so wünschen die Diakone zumindest die Leitung der gemeindlichen Diakonie: „Diakone sollten für die Diakonie ihrer Gemeinde bzw. Seelsorgeeinheit Leitungsverantwortung tragen.“ (80%)

Der Wunsch nach Leitungsbeteiligung für Diakone gilt auch auf diözesaner Ebene: „In die Leitungsebene der Kirche gehören mehr Diakone.“ (73%) „Es sollte einen Diakonenrat geben (äquivalent zum Priesterrat).“ (67%)

Andererseits aber spüren Diakone, dass der durch den Priestermangel verursachte Sog in freie presbyterale Aufgabenfelder für die Entwicklung ihres diakonalen Berufs auch beträchtliche Nachteile mit sich bringt. Auch für die Diakone gilt – wie eben auch für die hauptamtlichen Laienberufe in der Kirche: Sie bleiben in ihrer Originalität nur dann erhalten, wenn es genug Priester gibt. Der Priestermangel hingegen presbyteralisiert sowohl die hauptamtlichen Laien (Pastoralassistenten, Pastoralreferenten) wie die Diakone. Sie sind dann ungeweihte Laienpriester oder – was den Leviten unter den Diakonen durchaus gefällt – „presbyterale Diakone“. Dieses Problem ist den Diakonen offensichtlich bewusst, denn sie fordern um der Reinheit ihres Berufsprofils willen: „Es sollte die Möglichkeit der *virī probatī* geben, damit die spezifische Motivation für das Diakonat gewahrt bleibt.“ (72%) Verbreitet ist unter den Diakonen folglich auch die Ansicht: „Wenn es genug Priester gäbe, wären Diakone frei für ihre spezifischen Aufgabenbereiche.“ (69%)

Frauendiakonat

Es ist zwar abzusehen, dass es alsbald ein römisches Dokument geben wird, das den Zugang von Frauen auch zum Diakonat „definitiv“ ausschließen wird. Der Grund wird die innere Einheit des *Ordo* sein. Das hat auch kirchenpolitische Gründe: So wie die Befürworter einer Frauenordination um die Zulassung zum Diakonat kämpfen und diesen mehr oder minder nur als Durchgangserfolg betrachten würden, so lehnen genau aus diesem Grund kirchenamtliche Stellen mit zuarbeitenden Theologen eben das Frauendiakonat ab.

Die Meinung der befragten Diakone ist hinsichtlich des Frauendiakonats differenziert. Ganz allgemein sind fast zwei Drittel der Ansicht, „Diakone sollten sich verstärkt an der strukturellen Kirchenentwicklung beteiligen (Diakonat für Frauen...)“ (62%). Zum Frauendiakonat wurden sodann zwei mögliche Positionen den Diakonen vorgelegt:

„Frauen sollten zum Diakonat zugelassen werden mit der gleichen Ausbildung und den gleichen Aufgabenbereichen.“ (63%)

„Frauen sollten zum Diakonat erst zugelassen werden, wenn das Berufsbild der Diakone sauber geklärt ist.“ (32%)

Kombiniert man diese zwei Aussagen, erhält man drei bemerkenswerte Gruppen von Diakonen:

29% lehnen beides ab, wollen also weder Öffnung und noch Klärung;

36% sind für eine Öffnung mit Klärung und

34% für eine Öffnung, finden jedoch eine vorherige Klärung nicht nötig.

Am meisten verwerfen die Samariter eine Zulassung von Frauen (42%) – unter den Propheten sind es hingegen nur 19%. Hier zeigt sich auch, dass der Prophet unter den Diakonen der eher zeitoffene

⁶⁶ Zulehner, Paul M.: Die alten und die neuen pastoralen Berufe in der Kirche. Eine pastoralsoziologische Problemskizze, in: Jahrestagung 1976 der Regenten und Direktoren der deutschsprachigen Priesterminaren und Theologenkonvikte, Chur (1976) 7-39.

Diakon ist, der Samariter hingegen zeitskeptisch. Es ist wie unter den Priestern: auch das unterschieden sich die Typen vor allem hinsichtlich ihrer Offenheit gegenüber der modernen Welt.⁶⁷

Diakonisierung durch Diakone

„In jeder Gemeinde sollte es einen Diakon geben.“ (81%) Hier kommt das Kernanliegen der Diakone zum Vorschein, dass sie durch ihr Amt die diakonale Kraft der Kirche als ganzer und hier wieder in den Gemeinden stärken möchten. Dabei neigen die Samariter (häufig von Priestern angesprochen, sie sollten doch Diakone werden) dazu, diese Diakonisierung auf gemeindlicher Ebene zu erreichen. Die Propheten wiederum haben eine Tendenz zu überpfarrlicher Arbeit, sie möchten auch am ehesten in Plattformen mitwirken, welche durch kirchliche und nichtkirchliche Träger mit sozialer Ausrichtung gebildet werden: „Diakone sollten an politischen und wirtschaftlichen Schnittstellen tätig sein“ (46%).

Der Diakonisierung zumal der Gemeinden in unseren Breiten steht deren diakonale Unbeweglichkeit entgegen. Das beeinträchtigt viele Diakone in ihrer beruflichen Arbeit. Diakone scheinen darauf entmutigt dadurch zu reagieren, indem sie den Gemeinden gleichsam von Amtswegen die Diakonie abnehmen. Sie werden eine Art Diakonieersatz für die Gemeinde. Es ist durchaus möglich, dass auf diese Weise die diakonale Kraft von Gemeinden nicht nur nicht gestärkt, sondern sogar noch zusätzlich geschwächt wird. Die Gemeinden können nämlich sagen: Für die Diakonie haben wir ja einen Diakon. Und wenn dieser noch dazu von der Gemeinde bezahlt wird, kann sich diese Argumentation noch leichter einstellen.

Stehen also Diakone durch ihre Amtlichkeit ihrem eigentlichen Ziel selbst im Weg? Das wird in der Tat häufig der Fall sein. In einer Studie an hundert Pfarrgemeinden im Vikariat Wien-Unter dem Manhartsberg⁶⁸ sind wir auch auf Gemeinden gestoßen, die ohne Priester am Ort sind und in denen ein hauptamtlicher Diakon wirkt. Der Grundtenor in den Berichten über die pastoralen Aktivitäten war: „das macht unser Diakon“, „dafür ist unser Diakon verantwortlich“. Hauptamtlichkeit kann zur Verhinderung von gemeindlicher Verantwortung verkommen. Die Kleruskirche kann sich zur Expertenkirche wandeln.

Sollte es also besser doch keine Veramtlichung der Diakonie⁶⁹ geben? Würde das die diakonale Kraft der Gemeinden und ihrer laikalen Mitglieder stärken? Das muss nicht zwingend so sein. Allerdings setzt die Erreichung dieses wichtigen pastoralen Zieles eine andere Arbeitsweise der Diakone voraus. Wollen sie wirklich die Gemeinden „diakonisieren“, dann wird das nur über „diakonale Projektarbeit“ laufen, um einen organisationsentwicklerischen Begriff zu verwenden. Um es in einem Bild zu sagen: Diakone sind dann nicht gute Mechaniker in einer Autowerkstatt, sondern werden zu Werkstattleitern. Dem Werkstattleiter kommt es dabei sicherlich zu Gute, wenn er selbst im Reparieren von Autos kompetent ist. Aber er braucht darüber hinaus andere Qualitäten. Er muss sicherstellen, dass die Mechaniker seiner Werkstatt gut arbeiten und die Autos bestens repariert werden. Genauso ist es auch bei den Diakonen, wenn sie dafür verantwortlich gemacht werden, die Gemeinden zu diakonisieren. Dazu ist ihre diakonale Qualifikation nützlich, aber es braucht zusätzlich auch noch die Fähigkeit, eine qualifizierte diakonale Arbeit von Gemeindemitgliedern anzuzetteln.

Genau dafür sind, auch nach ihrer eigenen Auskunft, Diakone nicht ausgebildet. Sie wurden, wenn sie nicht gar nur pastorale Qualifikationen erhalten haben, für eigene diakonale Arbeit vorbereitet. Nicht gelernt haben sie aber das, was man profan „Organisations- und Personalentwicklung“ bezeichnen würde: also die organisatorische Inszenierung von diakonalen Aktivitäten, an denen sich möglichst viele Kirchenmitglieder kompetent beteiligen können: also diakonales Projektmanagement. Dazu gehört dann auch die Kunst, diakonale Qualitäten bei möglichst vielen Gemeindemitgliedern zu fördern

⁶⁷ Deswegen trägt der Forschungsbericht zu den Priestern im Titel den Begriff des Modernisierungsstresses. Zulehner, Paul M.: *Priester im Modernisierungsstress*, Ostfildern 2001.

⁶⁸ Zulehner, Paul M./Lobinger, Fritz/Neuner, Peter: *Leutepriester in gläubigen Gemeinden. Plädoyer für Presbyterien von „Korinthpriestern“*, Ostfildern 2003, Teil 3.

⁶⁹ Hinter dieser Frage steht, inwieweit Aufgaben, die der Kirche als ganzer zueigen sind und an denen jeder Getaufte sich zu beteiligen verpflichtet ist, in einem Amt verdichtet werden soll. Dazu Überlegungen von Karl Rahner in: Zulehner, Paul M./Heller, Andreas: *Denn Du kommst unserem Tun mit Deiner Gnade zuvor. Zur Theologie der Seelsorge heute*. Paul M. Zulehner im Gespräch mit Karl Rahner, Ostfildern 2002 (erweiterte Neuauflage).

und an diakonale Projekte dauerhaft zu binden. Für all diese Aktivitäten ist die Weihe kein Ersatz. Vielmehr gehören diese Fähigkeiten eines Diakons zur Diakonisierung der Gemeinde durch organisations- und personalentwicklerische Kompetenzen zu jener Eignung, ohne welche die Diakonatsweihe nicht erfolgen sollte.⁷⁰

Das gilt im Übrigen auch für den Auftrag der Diakone zu predigen. Nicht die Weihe allein qualifiziert zum Predigtamt, sondern nur eine Weihe, welche auf der Eignung aufbaut. Ansonsten wird es zum pastoralen Skandal, wenn inkompetente Diakone dank ihrer Weihe predigen dürfen, gut ausgebildete LaientheologInnen ohne Weihe hingegen nicht. Die Diakone brauchen daher eine gute Aus- und Weiterbildung für ihr Predigeramt; Laien hingegen, wenn sie in der Eucharistiefeier predigen⁷¹, sollten dazu logischer Weise auch eine Weihe erhalten.

Ein Amt in Entwicklung

Diakone, besonders die Samariter unter diesen, leiden unter einer Undeutlichkeit ihres amtlichen „Profils“. Nicht wenige wünschen sich eine „klare Aufgabenumschreibung“ (für 92% wichtig) sowie „klare Abgrenzung der Verantwortlichkeiten“ (92% wichtig). Dieses Bedürfnis kann verstanden werden als Wunsch nach mehr Teamfähigkeit von Pfarrern, bei denen Diakone ihren Dienst erfüllen. Es kann aber auch ein Wunsch nach mehr Entlastung sein. Dieser taucht vor allem bei Personen auf, welche die Spannung zwischen der zugewiesenen Rolle und der eigenen Verantwortung durch Rollenflucht lösen möchten. Dass es bei Diakonen diese Versuchung zur Flucht aus Tätigkeiten gibt, zeigt sich, dass sie häufig jene Arbeiten machen, die ritualisiert sind und ihnen daher wenig Kreativität abverlangen.

Da aber der Ständige Diakon ein noch sehr junger Beruf ist und daher in Entwicklung sein muss, wäre es besser, dem Wunsch nach einer rigiden Profilierung zu widerstehen. Das setzt allerdings voraus, die Person der Diakone durch intensive Aus- und Fortbildung zu stärken. Auf den europäischen Universitäten wird zurzeit an einem akademischen Studium mit dem Abschluss Bakalaureat gearbeitet. Die katholisch-theologische Fakultät Innsbruck, die erste, welche ein solches dreijähriges theologisches Grundstudium entworfen hat, schlägt vor, dieses für Diakone verpflichtend zu machen.⁷² Eine Stärkung der Aus- und Fortbildung der Diakone wird für deren künftige Entwicklung von großem Nutzen sein. Unterbleibt diese, wird es zu einer tragischen Klerikalisierung des Ständigen Diakonats kommen. Zurzeit droht freilich eine solche Klerikalisierung nicht: Nur 19% der befragten Diakone ist es ein Anliegen, dass sie „gut an ihrer Kleidung erkennbar“ sein sollten.

⁷⁰ Dazu: Eignung für die Berufe der Kirche. Klärung, Beratung, Begleitung, hg. v. Hermann Stenger, Freiburg 1988.

⁷¹ Was heute kirchenrechtlich unzulässig ist.

⁷² Niewiadomski, Józef: Aufbruch ins dritte Jahrtausend. Zu den umfassenden Reformen an der Theologischen Fakultät Innsbruck, in: Korrespondenzblatt des Canisianums 136 (2003), 2-7. – Ähnliches wird für die von Bischof Fritz Lobinger und mir vorgeschlagenen Leutepriester oder Korinthpriester gelten, die eine neue Art von Priestern in und aus lebendigen Gemeinden sein könnten. Auch sie gilt es sehr gut aus- und fortzubilden, um der Versuchung einer starren Ritualisierung ihres Berufs vorzubeugen. Zulehner, Paul M./Lobinger, Fritz: Um der Menschen und der Gemeinden willen. Plädoyer zur Entlastung der Priester, Ostfildern 2002. – Zulehner, Paul M./Lobinger Fritz/Neuner, Peter: Leutepriester in lebendigen Gemeinden. Plädoyer für Presbyterien von Korinthpriestern, Ostfildern 2003. .

2017 Diakone: eine kulturelle Avantgarde?

*Wir fangen etwas an;
wir schlagen unseren Faden
in ein Netz der Beziehungen.
Was daraus wird,
wissen wir nie.
Hannah Arendt
in einem Interview mit Günter Gaus*

Methodologisch verlangt dieses Thema zunächst nach einer gediegenen Kulturdiagnose. In deren Kontext sind die Diakone der katholischen Kirche als eine Ausfaltung ihres Amtes zu positionieren, wobei natürlich umgekehrt Diakone auch kulturformend wirken. Die Frage ist: Welche Entwicklungen in unseren modernen Gesellschaften fordern die Diakone der katholischen Kirche heraus? Bei der Beantwortung dieser Frage, die an Laien wie Priester (und von da aus noch mehr an Bischöfe und Päpste) gleichermaßen zu richten ist, stütze ich mich auf eine eigene Umfrage unter Diakonen.⁷³ Diese habe ich nach einer großen Feldforschung an Priestern⁷⁴ sowie vor jener an PastoralreferentInnen⁷⁵ im Jahre 2002 im deutschsprachigen Raum (Schweiz, Deutschland und Österreich) durchgeführt.

Challenges

Futurologen nennen für die derzeitige soziokulturelle Entwicklung zwei Hauptherausforderungen (challenges): Gerechtigkeit und Wahrheit. Mit diesen sind als Kompetenzen, Tugenden (Tauglichkeiten) Solidarität und Spiritualität verknüpft.

- Bei Gerechtigkeit/Solidarität geht es um die Frage, ob und wie in der einswerdenden Welt angesichts der wachsenden Zahl an Menschen und der zugleich knapper werdenden Überlebensgüter für möglichst viele ein offener Zugang gegeben ist bzw. geschaffen werden kann: also zu trinkbarem Wasser, zu ausreichender Nahrung, zu nicht kontaminierter Erde (um mit den ökologischen Aspekten zu beginnen); weiter gehören dazu Wohnen, Nahrung, Familiengründung, Arbeit und Bildung, freie Religionsausübung.
- Das Megathema Wahrheit/Spiritualität wiederum dreht sich die grundsätzliche Frage, was der Mensch ist, woher er kommt, wohin er geht, welches seine Würde und Größe, welches seine unveräußerlichen individuellen und sozialen Rechte sind.

Solidarität mit den Überflüssigen

Die Ungerechtigkeit in der einen Welt von heute schreit, biblisch formuliert, zum Himmel. Die Armutskluft vergrößert sich nach wie vor im Weltganzen: Die armen Länder werden noch ärmer, die reichen hingegen reicher. Zurzeit fließt nach Auskunft der Weltbank mehr Kapital von Afrika nach Europa als umgekehrt. Dieser Rohbefund kennt freilich zwei markante Ausnahmen:

- Auf der einen Seite gibt es neue Entwicklungsoasen in der Armutzone. Die Wirtschaft in China boomt regional in einem Tempo, das nach europäischen Vorstellungen atemberaubend ist. Wir tragen dazu bei, indem wir Billigarbeit aus Eigennutz nach Osteuropa und dann weiter nach Asien verlagern: eine nicht als solche gewertete Form von höchst wirksamer Entwicklungszusammenarbeit.

⁷³ Zulehner, Paul M.: Dienende Männer. Anstifter zur Solidarität. Diakone in Westeuropa, Ostfildern 2003. – Zulehner, Paul M.: Samariter – Prophet – Levit. Diakone im deutschsprachigen Raum. Eine empirische Studie, Ostfildern 2003.

⁷⁴ Zulehner, Paul M./Hennersperger, Anna: „Sie gehen und werden nicht matt“ (Jes 40,31). Priester in heutiger Kultur, Ostfildern 2001. – Zulehner, Paul M.: Priester im Modernisierungsstress, Ostfildern 2001. – Zulehner, Paul M./Lobinger, Fritz: Um der Menschen und der Gemeinden willen. Plädoyer zur Entlastung der Priester, Ostfildern 2002. – Zulehner, Paul M./Lobinger, Fritz/Neuer, Peter: Leutepriester in gläubigen Gemeinden. Ein Plädoyer für Presbyterien von „Korinthpriestern“, Ostfildern 2003.

⁷⁵ Zulehner Paul M./Renner, Katharina: Ortsuche, Ostfildern 2006.

- Auf der anderen Seite gibt es eine sich zuspitzende „Neue Soziale Frage“, die auch die reichen Länder erfasst hat. Den Anstoß dazu gab – wie bei der Entwicklung der Alten Sozialen Frage des 19. Jahrhunderts – eine technische Innovation. Damals war es die Erfindung der Dampfmaschine, heute ist es jene des Mikrochips. Begleitet wurde und wird die neue Technik von einer Ausweitung der Freiheitsgrade: damals für die Fabriksherrn, heute für die Finanzmärkte und die Weltkonzerne. Damals wie heute kam es dadurch zu einer Erschütterung der bestehenden sozialen Verhältnisse: Entstand einst das Proletariat, geraten heute die Sozialstaaten in massive Bedrängnis und mit ihnen Millionen von Menschen. Die Zahl von Modernisierungsverlierenden⁷⁶ wächst.

Der deutsche Zeitdiagnostiker und Literat Hans Magnus Enzensberger hat diese Entwicklung messerscharf so umrissen: „Selbst in reichen Gesellschaften kann morgen jeder von uns überflüssig werden. Wohin mit ihm?“⁷⁷

Schnell kann verdeutlicht werden, wer in Gefahr ist überflüssig zu werden. Es sind jene, welche den Toperfordernissen moderner Gesellschaften nicht entsprechen: das sind in einer Erwerbsgesellschaft jene die nicht arbeiten, in einer Konsumgesellschaft jene, die nicht konsumieren und keine Kaufkraft besitzen, in einer Wissensgesellschaft jene, welche ihr Wissen nicht rasch genug updaten, in einer Erlebnisgesellschaft jene, die sich am Fun und Spaß der Gesellschaft nicht beteiligen (können), in einer Biowissenschaftsgesellschaft jene, welche die falschen Gene haben.

Mit Hilfe dieser Kriterien lassen sich die Gefährdeten leicht aufspüren. Es sind jene Personengruppen, die in der kommenden Zeit in besonderer Gefahr sind, die soziale Sorge zu verlieren und in diesem Sprachsinne „ent-sorgt“ zu werden. Dazu zählen

die Sterbenden, deren (oft „übermedikalisiertes“⁷⁸) Sterben zu teuer kommt und für die durch die Liberalisierung der Euthanasie „sozialverträgliches Frühableben“ geplant werden könnte (so das Unwort des Jahres 1998, formuliert vom damaligen Chef der deutschen Bundesärzteschaft Karsten Vollmar);

bedroht sind die Menschen mit Behinderung, die vorgeburtlich aufgescreent und beseitigt werden, was nicht nur die werdenden Mütter, sondern auch jene massiv unter Druck bringt, die nachgeburtlich durch Unfall oder Erkrankung behindert werden;

schwer haben es jene arbeitswilligen Frauen und Männer – mehr als zwanzig Millionen allein in Europa – die in immer unzureichender finanzieller Langzeitarbeitslosigkeit ruhig gestellt werden;

Überflüssig werden immer mehr Kinder; sie stören häufig das Leben der Erwachsenen, weil diese kaum noch Lebensenergie frei haben, die sie mit Kindern entspannt teilen könnten. Europa ist dabei auszusterben – eine Aussage, die sich auf die Hochrechnung der derzeitigen Geburtenraten in Europa stützt: lediglich eine massive Zuwanderung wird Wirtschaft und Sozialstaat auf dem heutigen Niveau halten können, was allerdings weitere soziokulturelle Probleme mit sich bringen wird;

Überflüssig geworden sind ganze Kontinente (wie der AIDS-belastete afrikanische), deren Tragödien die Weltgesellschaften weit weniger bewegt als die ölreiche Golfregion.

Nun ist das die dunkle Rückseite einer Entwicklung, die auch eine lichtvolle andere Seite hat. Es gibt für die Sterbenden die Hospizbewegung, für die Menschen mit Behinderung engagierte Vereinigungen und schützende Gesetze, Überlegungen zur Langzeiterwerbslosigkeit werden angestellt, es bildet sich eine Lobby für Kinder: nicht nur bei Frauen, sondern in Ansätzen auch bei so genannten „neuen Vätern“.

⁷⁶ Zulehner, Paul M. u.a.: Solidarität. Option für die Modernisierungsverlierer, Innsbruck 21997.

⁷⁷ Enzensberger, Hans Magnus: Die Große Wanderung: 33 Markierungen; mit einer Fußnote "Über einige Besonderheiten bei der Menschenjagd", Frankfurt 41992.

⁷⁸ Eine Übersetzung des weit stärkeren Wortes aus dem Französischen: „surmedicalisé“: Vgl. CCEE: Umgang des heutigen Menschen mit Geburt und Tod. VII. Symposium der europäischen Bischöfe in Rom, 12.-17.10.1989.

Spiritualität

Europa war Jahrhunderte lang ein „christentümlicher Kontinent“: auch wenn es in seiner Geschichte ein wirtschaftlich starkes, kulturell brillantes und religiös friedfertiges Judentum und es in Südspanien oder auf dem Balkan einen ebensolchen schöpferischen Islam gab: Europa ist aber heute auch der einzige Kontinent mit einem wirkmächtigen, praktischen wie reflektierten Atheismus. Gaudium et spes hat dem europäischen Atheismus eine breite und beachtlich einfühlsame, vor allem auch selbstkritische Aufmerksamkeit gewidmet (GS 19-21). Der unvergessliche Kardinal Franz König hat seine Handschrift hinterlassen.

Atheismus

Dieser Atheismus ist ein Gutteil die Folge für ein epochales Versagen des Christentums. Christen haben nicht immer den wahren Gott verkündet, sondern ein Gottesbild, das moderne Wissenschaften nur ablehnen konnten. Vor allem: Vor die fatale Wahl „Gott oder die Freiheit des Menschen“ gestellt, haben sich gerade in Europas jüngerer Freiheitsgeschichte immer mehr für die Freiheit des Menschen entschieden. Das erklärt auch die unterschiedliche Entwicklung der Religion in Europa und Nordamerika. Während sich die amerikanische Freiheitskultur im Verbund mit der Religion der Auswanderer entfalten konnte, musste in Europa die Freiheit durch blutige Religionskriege hindurch zumal der katholischen Kirche abgerungen werden.

Der Atheismus hatte in Europa zudem „(sozial)politische Züge“⁷⁹: Begünstigt wurde er als Protest gegen eine Kirche, die vormoderne soziale und politische Verhältnisse legitimierte und zudem viele Menschen dadurch von der Entwicklung der Welt und der Gesellschaft mit ihren sozialen Bedingungen abhielt, indem sie diese opiat auf das Jenseits vertröstete.

Aus diesem Gemenge entwickelte sich am Beginn der europäischen Moderne das, was die Religionssoziologen einige Jahrzehnte mit der Theorie der Säkularisierung⁸⁰ zu verstehen versuchten: Religion werde entinstitutionalisiert, das Leben und Zusammenleben der Menschen säkularisiert – also religionsfrei gestaltet – wenn nicht Religion überhaupt verschwinden werde. Die Entwicklung vieler sozioreligiöser Indikatoren scheint der Theorie Recht zu geben. Die christlichen Kirchen zumal in Westeuropa stecken (wie viele andere Institutionen übrigens) in einer fundamentalen Übergangskrise. Es gelingt ihnen nur sehr begrenzt, trotz massiver Präsenz im Bildungssystem vieler Länder, die nächste Generation für eine engagierte Gläubigkeit in kirchlichen Netzwerken zu gewinnen.

Anders, weil höchst differenziert, ist nach Auskunft religionssoziologischer Forschung die Lage in den postkommunistischen Kulturen.⁸¹ Während sich im Westen mehr Menschen unter 30 in den letzten Jahren vom Christentum abgewendet haben, haben sich in Ost(Mittel)Europa mehr diesem zugewendet. Und während die Prognosen über die Glaubensstärke der Menschen in Westeuropa eher negativ sind, gelten für Osteuropa positive Vorhersagen.

Europa war immer ein Kontinent des Ringens um die Wahrheit: Was ist der Mensch, wo kommt er her, wo geht er hin, welchen Sinn haben Leid und Tod, Liebe und Glück? Jahrhunderte lang hat es in Europa mehr oder minder nur eine gültige Antwort darauf gegeben. Heute ist die Antwort polyphon geworden. Europa ist kein christlicher (oder besser „christentümlicher“) Kontinent mehr, wenngleich sich in Umfragen nach wie vor zwei Drittel der Bevölkerung einer der christlichen Kirchen zuordnet.

Aber es gibt neben den Christen auch Angehörige des Islam, Juden, Buddhisten und Anhänger anderer aus Asien einströmender Religionen oder religiöser Gemeinschaften. Und es gibt die Atheisierenden. In den kommenden Jahren werden unsere europäischen Gesellschaften religionspolitisch von drei

⁷⁹ Vgl. dazu die gewichtigen Analysen von Reding, Marcel: Der politische Atheismus, Graz 21958.

⁸⁰ Zulehner, Paul M.: Säkularisierung von Gesellschaft – Person – Religion, Wien-Freiburg 1973 (dort mehr zu Max Weber, Émile Durkheim, Peter L. Berger, Thomas Luckmann). Aus jüngster Zeit: Pollak, Detlef, Religion und Moderne, Bochum 2007. – Joas, Hans (Hg.): Die kulturellen Werte Europas, Bonn 2005.

⁸¹ Tomka, Miklós / Zulehner, Paul M.: Religion in den Reformländern Ost(Mittel)Europas, 1999. – Tomka, Miklós / Zulehner, Paul M.: Religion im soziokulturellen Kontext Ost(Mittel)Europas, 2000. – Tomka, Miklós / Maslauskaitė, Ausra / Navickas, Andrius / Toš, Niko / Potocnik, Vinko: Zur Lage von Religion und Kirche. Ungarn, Litauen, Slowenien, 2000. – Prudký, Libor / Aračić, Pero / Nikodem, Krunoslav / Šanjek, Franjo / Zdaniewicz, Witold / Tomka, Miklós: Zur Lage von Religion und Kirche. Tschechien, Kroatien, Polen, 2001. – Gabriel, Karl / Pilvousek, Josef / Wilke, Andrea: Religion und Kirchen in Ost(Mittel)Europa: Deutschland-Ost, 2003. – Máté-Tóth, András / Mikluščák, Pavel: Kirche im Aufbruch. Zur pastoralen Entwicklung Ost(Mittel)Europas, 2001.

„Feldern“ bestimmt werden: einem atheisierenden, einem der großen Religionen sowie daneben einem spirituellen. Dieses speist sich zurzeit aus spirituell erschöpfter Moderne wie aus spirituell erschöpften Kirchen.⁸²

Leben als letzte Gelegenheit

Ein Moment am atheisierenden Feld ist jene in Europa verbreitete⁸³ Grundstimmung, welche die Pädagogin und Soziologin Marianne Gronemeyer mit dem Bild „Leben als letzte Gelegenheit“⁸⁴ eingefangen hat. Es handelt sich dabei um eine Lebensgestalt, welche in der knappen Zeit von neunzig Jahren optimales und leidfreies Glück ernötigen will: in der Liebe, in der Arbeit und im Amusement. In theologische Bilder übersetzt handelt es sich um den Versuch, den Himmel (der über einem verschlossen zu sein scheint) auf Erden zu erreichen. Oder in Abwandlung von Karl Marx: Aus der opiaten Vertröstung auf das Jenseits wurde eine Vertröstung auf das Diesseits.

Gronemeyer hat die logischen Symptome solchen Lebens herausgearbeitet. Solches Leben ist schnell und hastig, anfordernd und überfordernd, es ist bedrängt von der untergründigen Angst zu kurz zu kommen: was wiederum entsolidarisiert. Immer mehr Menschen ist es buchstäblich „zum Davonlaufen“, was fachwissenschaftlich unter dem Wort „Escapismus“ erforscht wird.

Fluchtbewegungen gibt es zahlreiche: in das gespielte virtuelle Leben des Internets und der seiner chat-Räume, in die erlebnisbunte Welt des Alkohols und vieler anderer Süchte, in Kriminalität, in psychosomatische Krankheiten, in sektoide Sonderwelten, in den Selbstmord.

Die Enge der neunzig Jahre scheint für das menschliche Herz, das sich keinen Grenzen beugen will, eng und damit angstbesetzt zu sein: Eine bedrängende Erfahrung, die Erwin Ringel das „präsuizidale Syndrom“ nannte. Also doch, wie Johannes Paul II. klagte, keine „Zivilisation der Liebe“ (die immer die Angst besiegt), sondern eine (aus der Angst geborene⁸⁵) „Zivilisation des Todes“, in der es neben den Lebenszeichen viele Todeszeichen gibt? Eine weitere Variante der einleitenden Worte von Gaudium et spes also: „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten aller Art, sind auch Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger Christi. Und es gibt nichts wahrhaft Menschliches, das nicht in ihren Herzen seinen Widerhall fände.“ (GS 1)

Respiritualisierung

Viele leben aus der unverbrüchlichen Hoffnung, dass am Ende die Sehnsucht des Menschen stärker ist als seine Verzweiflung. Immer mehr Menschen gerade in den am meisten säkularisierten, nämlich den städtischen Kulturen entscheiden sich nicht mehr für das Davonlaufen, sondern für den Widerstand, den kulturellen Aufstand. *Sie suchen nicht das Weite, sondern die Weite.* Sie brechen die Enge auf. Spirituelle Reisen mit vielfältigen Zielen kommen in Gang. Spiritualität wächst aus Säkularität: Respiritualisierung bilde geradzu einen Megatrend seit den späten Neunzigerjahren, so Matthias Horx, einer der prominenten Trendforscher unseres Kulturraumes.⁸⁶

Die großen Trennlinien zumindest in Europa werden religionspolitisch morgen vielleicht nicht mehr zwischen den verschiedenen organisierten Religionen und christlichen Konfessionen verlaufen (auch wenn diese künftig vorab in ethischen Fragen eine gesellschaftspolitische Mächtigkeit behalten werden), sondern zwischen den Säkularen und den Spirituellen, oder wie sie Gerhard Schmidtchen bei einer Studie an den politischen Parteien in Deutschland bezeichnet hatte: den Sterblichen und den Unsterblichen.⁸⁷ Individuelles und – darauf gestützt – gesellschaftliches Leben wird anders entworfen in der Enge der diesseitigen neunzigjährigen Welt als in einer Welt, deren Weite den Himmel umfasst. Dazwischen werden sich Menschen finden (2000 konnten 21% dieser Gruppe zugezählt werden), die ihr Leben auf eine europäisierte Reinkarnationsvorstellung setzen und hoffen, durch ständige

⁸² Zulehner, Paul M.: Gottessehnsucht. Spirituelle Suche in säkularer Kultur, Schwabenverlag 2008.

⁸³ Zulehner, Paul M./Denz, Hermann: Wie Europa lebt und glaubt, Düsseldorf 1991. – Denz, Hermann (Hg.): Die europäische Seele. Leben und Glauben in Europa, Wien 2001.

⁸⁴ Marianne Gronemeyer: Leben als letzte Gelegenheit. Zeitknappheit und Sicherheitsbedürfnisse, Darmstadt 1993.

⁸⁵ Furedi, Frank: Culture of fear: risk-taking and the morality of low expectation, London 2002. – Glassner, Barry: The culture of fear: why Americans are afraid of the wrong things, New York 1999.

⁸⁶ Mathias Horx, Megatrends der späten neunziger Jahre, Düsseldorf 1995.

⁸⁷ Schmidtchen, Gerhard: Religiöse Legitimation im politischen Verhalten, in: Kirche – Politik – Parteien, hg. v. Anton Rauscher, Köln 1974, 57-104.

Wiederkehr im begrenzten Kontext diesseitigen Lebens immer mehr von der unerfüllten Hoffnung zu stillen.

Interreligiöser Dialog

Weltweit freilich wird es in der nächsten Zeit zu einer verstärkten Auseinandersetzung und zugleich Annäherung der großen Religionen der Welt kommen. Der interreligiöse Dialog ist nicht nur um der Wahrheit, sondern auch um des Friedens willen unverzichtbar. Es braucht nicht viel, und die derzeitigen kriegerischen Auseinandersetzung um Freiheit und wirtschaftliche Interessen kippen in den von Samuel Huntington beschworenen „Clash of Civilizations“⁸⁸.

In einem Brief an die religiösen Führer der Welt schrieb im Jahre 1993 der Executive Director des Millennium Institut in Arlington Gerald O Barney: “We, the people of Earth, need the help and involvement of our spiritual leaders. It is from our respective faiths that we derive our sense of origins, of self, of purpose, of possibility. You are our source of inspiration for what we humans and Earth can become. Your dreams are our visions - and our destiny. We depend on you. So we come to you both with our perplexed sense that something is terribly wrong on Earth and with our question: What shall we do?”⁸⁹

Hier kündigt sich neben der religiös-spirituellen Dimension eine zweite Facette des Themas Wahrheit an: die ethische. Es gibt heute kaum ein Krankenhaus, auch keine Regierung, die nicht eine Ethikkommission hat. Auch die Europäische Union leistet sich eine solche. Der Ethikbedarf wird in den nächsten Jahren noch weiter zunehmen. Das ist eine Folge der rasch wachsenden wissenschaftlichen Möglichkeiten: in den Biowissenschaften vor allem, aber auch in der Naturwissenschaft insgesamt. Symbolisch stehen dafür die Zugriffe des menschlichen Geistes auf den Atomkern und auf den Zellkern. Beim Zugriff auf den Atomkern haben sich neben den Errungenschaften (etwa in der Beschaffung von Energie für die Zeit nach dem Öl) bereits die Schattenseiten gezeigt. Das eingemottete Atomkraftwerk von Tschernobyl steht als mahnendes Denkmal: und mit ihm zahllose geschädigte Menschen und mit ihnen die auf lange Zeit hinaus kontaminierte Natur. Die Sorge, dass es neben dem atomaren Supergau auch einen genetischen könnte, ist nicht unbegründet. Dazu kommt, dass zurzeit enorme Mittel in die Biowissenschaften gesteckt werden, ohne zugleich auch die sozialen Nebenwirkungen der wissenschaftlichen Fortschritte zu eruieren. Eine kurzfristige Steigerung der menschlichen Lebenserwartung auf 120 Jahre würde unsere Sozialstaaten endgültig in den Ruin treiben. Eine Schlüsselfrage der Jahre vor uns wird daher lauten: Sollen / dürfen wir machen, was wir können? Wie aber kommt eine Gesellschaft zu Antworten, die auch vor den nächsten Generationen Bestand haben? Ökologisch, genetisch? Zu diesem Bereich wie auch zur bedrängenden Frage AIDS hat die pastorale Konstitution so gut wie nichts gesagt hat: genauer noch gar nichts sagen können. Das Thema stand damals nicht auf der Tagesordnung einer fortschrittssicheren Welt mit einer boomenden Wirtschaft und einer euphorisch expandierenden Naturwissenschaft, die noch kein Tschernobyl und kein Bohpal kannte.

⁸⁸ Huntington, Samuel P.: The clash of civilizations and the remaking of world order, London 1998.

⁸⁹ Barney, Gerald O.: Global 2000 revisited. What shall we do? The critical Issues of the 21st Century, Arlington 1993, xiiif.

2017 Gesellschaftliche Veränderungen als Herausforderung an den Diakoniat

Gerechtigkeit

„Man muss der Freiheit immer Gerechtigkeit abringen.“ So formulierte der am Beginn des 19. Jahrhunderts in Frankreich lebende Dominikaner Jean Baptist Lacordaire (1802-1865). Er beobachtete, wie die neuen parlamentarischen Freiheiten der Kapitaleigner in England der arbeitenden Bevölkerung, dem Proletariat, keine Gerechtigkeit brachten. In diesem Satz von Lacordaire schwingen zwei Megathemen der neuzeitlichen europäischen Geschichte an. Das eine Thema ist das Ringen um Freiheit, besser gesagt um demokratische Freiheitsgrade. Dieses Ringen begann mit dem Bill of rights (1689), setzte sich fort über die Französische Revolution (1789) hin bis zur samtenen Revolution (1989). Stets galt es auch, diese Freiheit gegen freiheitsmissachtende Totalitarismen zu verteidigen, den faschistischen wie den kommunistischen. Auch von einem „Faschismus des Konsumismus“ war⁹⁰ und ist⁹¹ wieder die Rede. Das andere Großthema aber ist jenes der Gerechtigkeit. Mit großen Anstrengungen und zum Teil gewaltsamblutigen Auseinandersetzungen ist es in Europa gelungen, als Lösung der Sozialen Frage des 19. Jahrhunderts Gerechtigkeit für viele zu organisieren. Das Juwel des Sozialstaates als organisierter Solidarität gegen die Risiken der Arbeitslosigkeit, der Krankheit und des Alters entstand.

Nun sieht alles danach aus, dass heute neuerlich Freiheit Gerechtigkeit abzurufen ist. Eine Neue Soziale Frage ist entstanden. Nach dem Fall des Kommunismus, technologisch unterstützt durch die Informatisierung, sind im Bereich der Finanzmärkte und der weltweiten Konzerne durch Deregulierung neue globale Freiheiten entstanden. Diese neue Situation bringt viele Vorteile für die sozioökonomische Entwicklung. Zugleich aber hat diese Globalisierung auch Schattenseiten. Denn die alte Lösung der Sozialen Frage (nämlich der Sozialstaat) gerät immer mehr in eine Finanzierungskrise. Erwirtschafteter Reichtum kann sich seiner sozialen Verpflichtung entziehen. Verschärft wird diese noch durch eine erfreulich gewachsene Lebenserwartung der Menschen in den reichen Ländern. Dazu kommt ein Phänomen, das Hans Magnus Enzensberger so beschrieben hat: „Selbst in reichen Gesellschaften kann morgen jeder von uns überflüssig werden. Wohin mit ihm?“⁹² Überflüssig zu werden droht aber, wer nicht den Kriterien des gesellschaftlichen Lebens entspricht, also in einer Arbeitsgesellschaft keine Erwerbsarbeit hat, in einer Konsumgesellschaft keine Kaufkraft, in einer Erlebnisgesellschaft sich nicht am Fun und Spaß der Gesellschaft beteiligen kann, in einer Wissensgesellschaft sein Wissen nicht rasch genug updaten kann und in einer Biowissenschaftsgesellschaft die falschen Gene hat. Es ist nicht schwer, die in solchen tendenziell neodarwinistischen Verhältnissen Gefährdeten zu entdecken.

Mit Hilfe dieser Kriterien lassen sich die Gefährdeten leicht aufspüren. Es sind jene Personengruppen, die in der kommenden Zeit in besonderer Gefahr sind, die soziale Aufmerksamkeit zu verlieren und in diesem überraschenden Sprachsinn „ent-sorgt“ zu werden. Dazu zählen (was näher ausgeführt werden)

die Sterbenden, deren (oft „übermedikalisiertes“⁹³) Sterben zu teuer kommt und für die angesichts ihrer „Zähligkeit“ „sozialverträgliches Frühableben“ geplant werden könnte (so das Unwort des Jahres 1998, formuliert vom damaligen Chef der deutschen Bundesärzteschaft Karsten Vollmar);

⁹⁰ Pasolini, Pier Paolo: *Freibeuterschriften. Die Zerstörung der Kultur des Einzelnen durch die Gesellschaft*, hg. v. Peter Kammerer, übersetzt von Thomas Eisenhardt, Berlin ²2006.

⁹¹ Heute nimmt nach eigenen Langzeitstudien in freiheitlichen Gesellschaften die Zahl jener (auch junger) Menschen zu, welche die lästige Last der Freiheit wieder loswerden wollen und unterwerfungsbereit werden: Zulehner, Paul M. u.a.: *Religion im Leben der ÖsterreicherInnen 1970-2000*, Ostfildern 2001.

⁹² Enzensberger, Hans Magnus: *Die Große Wanderung: 33 Markierungen*; mit einer Fußnote "Über einige Besonderheiten bei der Menschenjagd", Frankfurt ⁴1992.

⁹³ Eine Übersetzung des weit stärkeren Wortes aus dem Französischen: „surmedicalisé“: Vgl. CCEE: *Umgang des heutigen Menschen mit Geburt und Tod*. VII. Symposium der europäischen Bischöfe in Rom, 12.-17.10.1989.

bedroht sind die Menschen mit Behinderung, die vorgeburtlich aufgescreent und beseitigt werden, was nicht nur die werdenden Mütter, sondern auch jene massiv unter Druck bringt, die nachgeburtlich durch Unfall oder Erkrankung behindert werden;

schwer haben es jene arbeitswilligen Millionen Frauen und Männer – mehr als zwanzig Millionen allein in Europa – die in immer schwächer finanzierter Langzeitarbeitslosigkeit ruhig gestellt werden;

Überflüssig werden immer mehr Kinder; sie stören häufig das Leben der Erwachsenen, weil diese kaum noch Lebensenergie frei haben, die sie mit Kindern entspannt teilen könnten. Europa ist dabei auszusterben – eine Aussage, die sich auf die Hochrechnung der derzeitigen Geburtenraten in Europa stützt.

Überflüssig werden können ganze Kontinente, wie der AIDS-verseuchte afrikanische.

Nun ist das die dunkle Rückseite einer Entwicklung, die auch eine lichtvolle andere Seite hat. Es gibt für die Sterbenden die Hospizbewegung, für die Behinderten engagierte Vereinigungen und schützende Gesetze, Überlegungen zur Langzeiterwerbslosigkeit werden angestellt, auch bildet sich eine Lobby für Kinder: nicht nur bei Frauen, sondern in Ansätzen auch bei so genannten „neuen Vätern“.

Auf diesem Hintergrund gewinnt die alte Forderung Lacordaires neuerlich Aktualität und wird dabei zugleich ausgeweitet. Denn heute muss man globalen Freiheiten globale Gerechtigkeit abringen. Gelingt dies nicht, steht der globale Friede auf dem Spiel – globaler Terror droht.

Zur Lösung sozialer Herausforderungen braucht es Menschen, die ein hohes Maß an Solidarität besitzen. Solche Solidarität ist kein schönes Gefühl, sondern eine Tauglichkeit, eine Tugend, durch die jemand sich stark machen kann für einen offenen Zugang möglichst vieler zu den knapper werdenden Lebenschancen der einen Welt.⁹⁴ Dergestalt solidarische Menschen vernetzen sich: in politischen Bewegungen und Organisationen, zunehmend in zivilgesellschaftlichen Netzwerken.

Soziale Kraft der Kirchen

Inmitten einer solchen nach Gerechtigkeit schreienden Welt leben die Christen in ihren Gemeinden und Kirchen. Sie wissen sich in tiefer Gemeinschaft mit einem Gott, von dem die biblische Tradition sagt, dass er den „Schrei der Armen“ hört. In seinem Katechismus von 1560 formulierte Petrus Canisius als Merkvers:

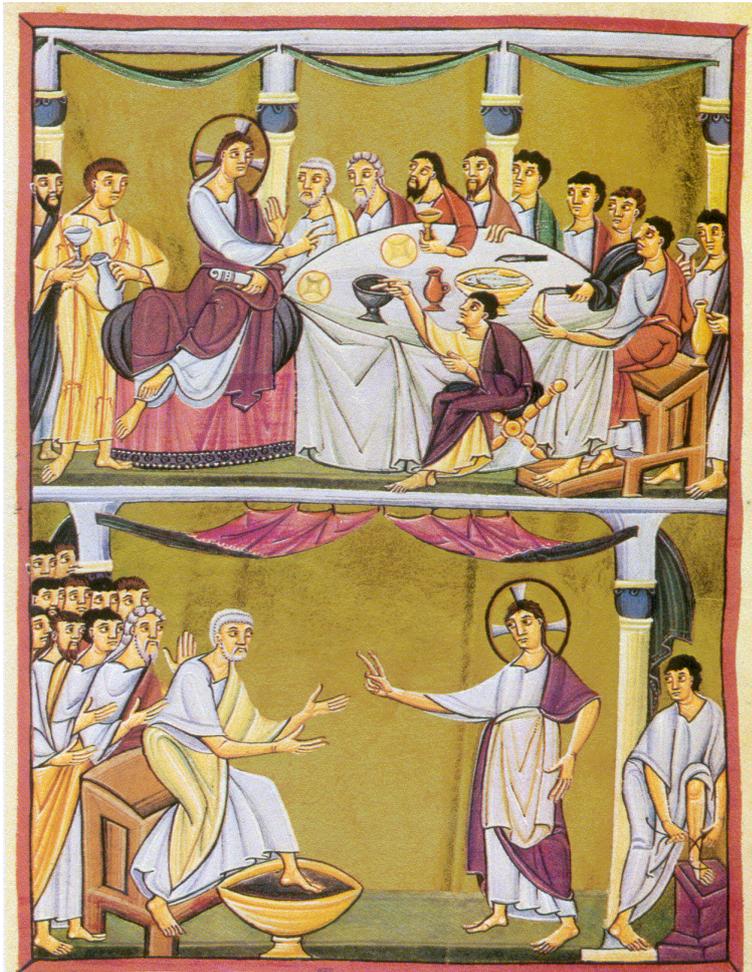
„Clamitat ad dominum vox sanguinis et Sodomorum,
vox oppressorum, merces detenta laborum.“

Zum Herrn schreit die Stimme des Blutes (Abels) und das in Sodom an den Söhnen Lots unter Verletzung des Gastrechts geschehen Unrechts; es ertönt der Schrei der Unterdrückten (Israel in Ägypten) und jener, denen der üb erlebenswichtige Tageslohn vorenthalten wird. Der Bericht über die unterdrückten Israeliten in Ägypten läßt uns Gott von dieser Seite kennenlernen (Ex 3,7-10): Gott sieht das Elend und hört den Schrei, er steigt herab, er befreit. Nun heißt an Gott glauben in der christlichen Tradition, mit ihm tief zu verwachsen. Mystische Gotteinung ist die innerste Herzmitte aller Religion. Wenn durch solche Einung aber jemand gleichsam „gottvoll“ wird, kann er gar nicht mehr anders, als gottförmig bei den Menschen und hier wieder besonders bei den Armen und Armgemachten zu sein. Der Passauer Pastoralplan, unter dem pastoral sensiblen Bischof Franz Xaver Eder veröffentlicht und unter seinem Nachfolger Wilhelm Schraml erfolgreich stillgelegt, heißt es: *„Eine Kirche, die um sich selbst kreist und dabei Gott vergisst, wird leidunempfindlich. Wer hingegen in Gott eintaucht, taucht neben dem Menschen auf. Dabei kann der Weg auch in der anderen Richtung verlaufen: Wer den Menschen begegnet, findet in diesen auch Gott (vgl. Mt 25).“*

Dieser unlösbare Zusammenhang zwischen Mystik und Politik, Kontemplation und Aktion wird neutestamentlich in den frühen Bildern der Kirche deutlich. Wird die Kirche dargestellt (wie im Perikopenbuch Kaiser Heinrichs II. aus dem Jahre 1007), dann finden sich stets die Szenen des Abendmahls und der Fußwaschung beisammen. Wer sich Christus einverleibt, wird selbst „Leib

⁹⁴ Zum gewichtigen Thema Solidarität: Zulehner, Paul M./Denz, Hermann/Pelinka, Anton/Tálos, Emmerich: Solidarität. Option für die Modernisierungsverlierer, Innsbruck 21997. – Zulehner, Paul M. u.a.: Wege zu einer solidarischen Politik, Innsbruck-Wien 1999.

hingegen für das Leben der Welt“, also eine Gemeinschaft, die dient. Diakonie ist daher ebenso Mitte des christlichen Lebens wie die Anbetung. Erst beide zusammen, Gottes- und Nächstenliebe, machen das „Kerngeschäft der Kirche“ aus.



Abendmahl und Fußwaschung: Perikopenbuch
Kaiser Heinrichs II. um 1007,
München Bayerische Staatsbibliothek

Diakonie ist damit ein Grundzug christlichen Lebens. Es kann nicht fehlen, wo jemand in der Nachfolge Christi lebt. Der Weg führt ihn, wie Jesus, vom Berg herauf hin zu den Ausgesetzten, denen, die an den Rändern des Lebens sind (Mt 8,1-4). Mit Blick auf den Bericht über den Auszug Israels aus Ägypten lässt sich auffächern, welche Dimensionen eine solche gottförmige Spiritualität ausmachen. Es ist eine Spiritualität der offenen Augen – sie schaut hin, wo andere wegschauen; eine Spiritualität des wachen Verstandes – sie analysiert die Ursachen des Elends und gibt sich mit bloßer Milderung der Symptome, so wichtig diese auch als erste Hilfe immer ist, nicht zufrieden. Es ist eine Spiritualität des mitfühlenden Herzens, der compassion⁹⁵, jenes Erbarmens, welche die Grundeigenschaft Gottes ist.⁹⁶ Schließlich ist es eine Spiritualität der engagierten Hände, die sich in Projekten und Einrichtungen für die Armgemachten der Welt einsetzt.

Solche diakonale Gesinnung eignet jeder gläubigen Christin, jedem gläubigen Christen. Sie kann Alltagsdiakonie genannt werden. In lebendigen Gemeinden wird diese diakonale Seite des Glaubens ebenso gefördert wie die mystische. So gibt es neben Exerzitien im Alltag auch Exerzitien in Solidarität – und diese gilt zunächst den Glaubensgenossen, und, soweit die Kraft reicht, den Menschen, die nicht zur kirchlichen Gemeinschaft gehören.

⁹⁵ Hier stütze ich mich auf die wichtigen Arbeiten von Metz, Johann B.: Memoria passionis. Ein provozierendes Gedächtnis in pluralistischer Gesellschaft, Freiburg 2006, 105ff.

⁹⁶ Zulehner, Paul M.: Gott ist größer als unser Herz. Für eine Pastoral des Erbarmens, Ostfildern 2006.

Die Wirksamkeit solidarischer Gesinnung steigt mit der Bündelung und Vernetzung solidarischer Menschen in Gemeinschaften, Einrichtungen, Projekten. Die „tätigen Orden“ haben dabei eine herausragende Bedeutung, aber auch die verbandlich organisierte Caritas/Diakonie spielt eine Rolle.⁹⁷ In der Frühzeit der katholischen Kirche waren die Diakone mit solchen Aufgaben im Bereich der glaubensgestützten Solidarität tätig. Im Lauf der Geschichte war es durch andere Einrichtungen abgelöst worden, bis es auf dem Zweiten Vatikanischen Konzil wieder an Bedeutung gewann. Dabei waren die Beweggründe für die Konzilsväter nicht nur soziale Sorgen. Auch die Frage nach genug Priestern und deren Lebensform spielte zweifelsfrei eine Rolle. Die Diakonie der einzelnen verdichtete sich also, in Orden, in Verbänden, aber im amtlichen Diakonat. Dabei bleibt unbestritten, dass alle Organisationen keinen Ersatz für die diakonale Qualität der einzelnen Gläubigen und der Gemeinden sind: weder der Caritasverband, noch die Diakone. Dies gilt insbesondere dann, wenn die Diakonie verantwortlich wird. Denn das Verhältnis zwischen den priesterlichen Volk und den Presbytern der Kirche besteht ja auch nicht darin, dass wegen der Priester das Kirchenmitglied aufhört, priesterlich zu sein. Karl Rahner formulierte daher unmissverständlich: Während alle Christen kirchlich handeln, handeln die Amtsträger im Namen der Kirche.⁹⁸ So sind alle Christinnen und Christen diakonal, und eben diese Diakonie wird von den amtlichen Diakonen im Namen der Kirche gemacht. Sie tun dies auch nicht stellvertretend für die Leute, sondern sehen eine ihrer Hauptaufgaben darin, die diakonale Kraft der Kirche in ihren Gemeinden und Einrichtungen zu stärken.

Die Wirklichkeit

Damit ist der gesellschaftliche wie kirchliche Hintergrund skizziert, auf dem einige Ergebnisse einer Studie an Diakonen im Jahre 2002⁹⁹ diskutiert werden können.

Kulturelle Elite

Diakone, so die Studie, sind eine kulturelle Elite. Denn erstens sind sie religiöse Männer (was keine Selbstverständlichkeit ist, wie Männerstudien hinlänglich belegen¹⁰⁰). Sodann sind sie weit über dem Bevölkerungsschnitt mit Solidaritätsvorrat ausgestattet; zugleich haben sie wenig von der weit verbreiteten angstbesetzten Ichbesorgtheit an sich. Für sie besteht der Sinn des Lebens, anders als bei der Mehrheit in modernen Bevölkerungen, nicht darin, „das Beste (für sich) herauszuholen“. Sie sind – was in unserer Kultur wie ein Paradox klingt – „dienende Männer“ und also solche „Anstifter zur Solidarität“. Selbstbezogenheit¹⁰¹ und Setzen auf die eigene Sicherheit¹⁰² sind so gut wie nicht vorhanden, dafür ist Solidarität¹⁰³ stark vorhanden.

⁹⁷ Benedikt XVI. hat in seiner ersten Enzyklika auf die Geschichte der Caritas mit berechtigtem Stolz der Kirchen hingewiesen: Benedikt XVI.: *Deus caritas est*, Rom 2006. – Dazu: Zulehner, Paul M.: *Liebe und Gerechtigkeit. Zur Antrittsenzyklika von Papst Benedikt XVI.*, Wien 2006.

⁹⁸ Zulehner, Paul M./Heller, Andreas: *Denn Du kommst unserem Tun mit Deiner Gnade zuvor. Zur Theologie der Seelsorge heute.* Paul M. Zulehner im Gespräch mit Karl Rahner, Ostfildern 2002 (Neuaufgabe).

⁹⁹ Zulehner, Paul M.: *Dienende Männer – Anstifter zu Solidarität. Diakone in Westeuropa*, Ostfildern 2003. – Ders.: *Samariter – Prophet – Levit. Diakone im deutschsprachigen Raum. Eine empirische Studie*, Ostfildern 2003.

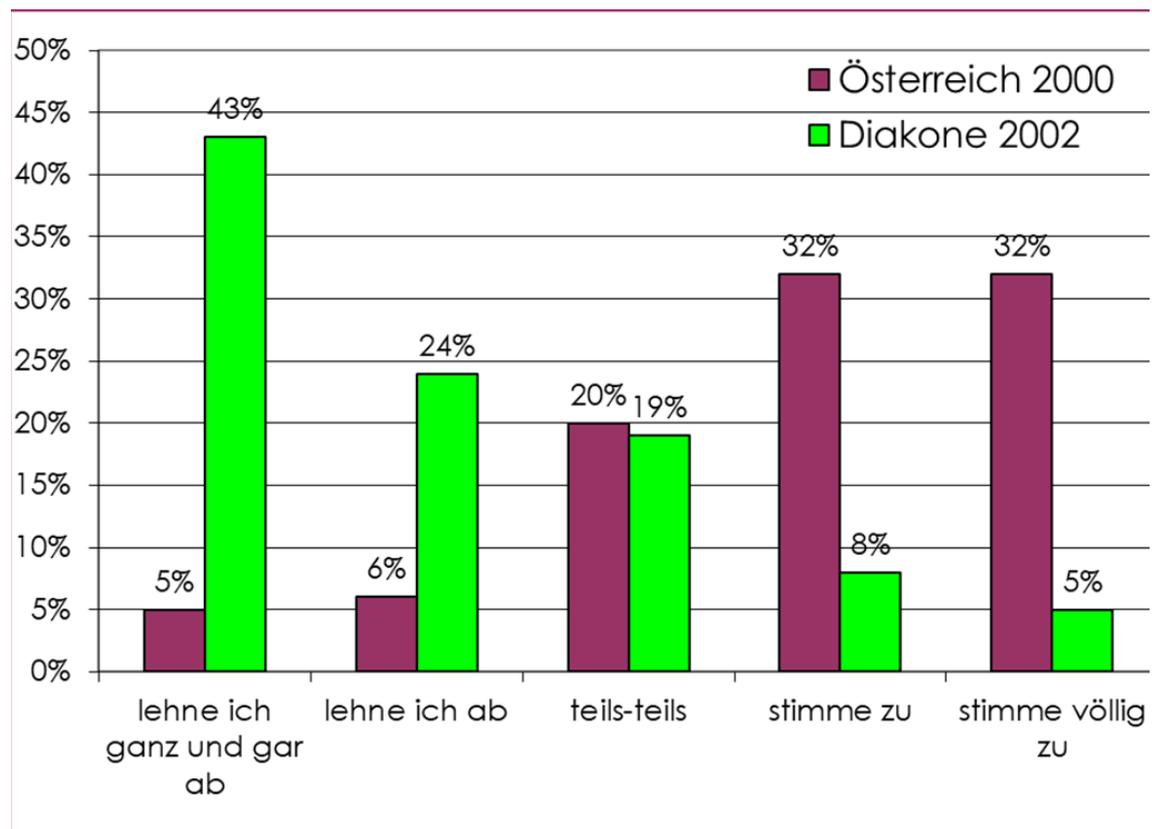
¹⁰⁰ Zulehner, Paul M.: *Zulehner, Paul M./Slama, Andrea: Österreichs Männer unterwegs zum neuen Mann? Wie Österreichs Männer sich selbst sehen und wie die Frauen sie einschätzen. Erweiterter Forschungsbericht, bearbeitet im Rahmen des Ludwig Boltzmann-Instituts für Werteforschung. Österreichisches Bundesministerium für Jugend und Familie, Wien 1994. - Zulehner, Paul M./Volz, Rainer: Männer im Aufbruch. Wie Deutschlands Männer sich selbst und wie Frauen sie sehen. Ein Forschungsbericht. Ostfildern 1998. - Zulehner, Paul M.: *Mannsbilder. Ein Jahrzehnt Männerentwicklung*, Ostfildern 2003.*

¹⁰¹ So wird diese Haltung inhaltlich definiert: Der Sinn des Lebens besteht darin, eine angesehene Position zu gewinnen. Sicherheit und Wohlstand sind wichtiger als Freiheit. Der Beruf soll in erster Linie dazu da sein, ein gesichertes Einkommen zu garantieren. Das Boot ist voll. Unser Land sollte seine Grenzen für weitere Flüchtlinge sperren. Ich bin der Meinung, dass wir jetzt unseren mühsam erarbeiteten Wohlstand verteidigen sollen.

¹⁰² Das sind die dazugehörigen Einzelaussagen: Man muss sich das Leben so angenehm wie nur möglich machen. Wichtig ist, dass der Mensch glücklich wird. Wie das ist seine Sache. Jeder muss seine Probleme selbst lösen. In entscheidenden Situationen ist es besser, zuerst einmal an sich selbst zu denken. Der Sinn des Lebens ist, dass man versucht, dabei das Beste herauszuholen.

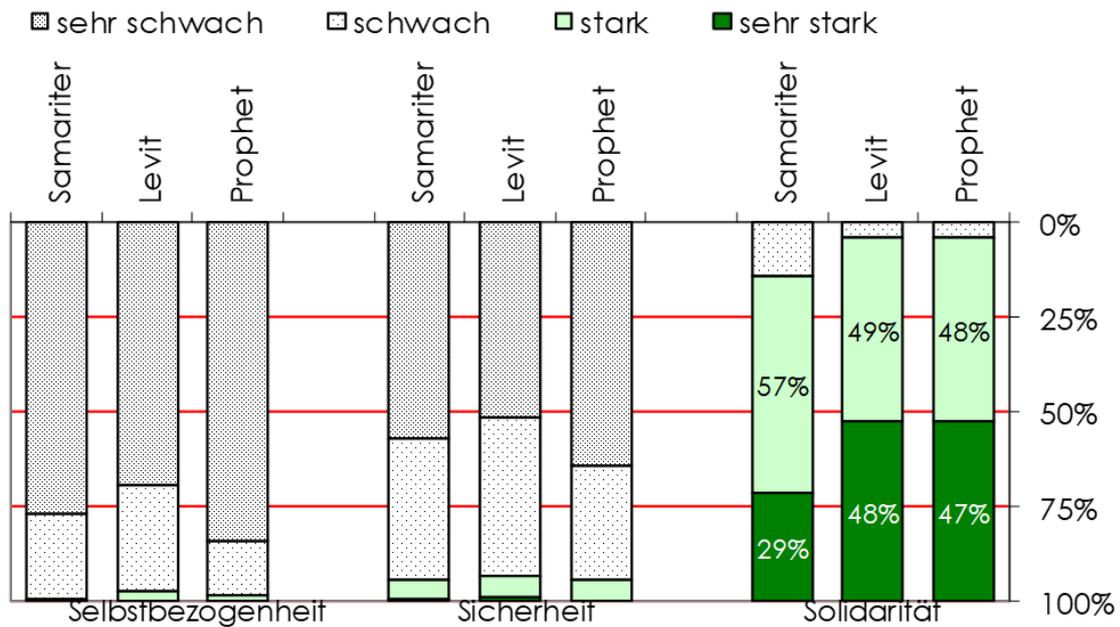
¹⁰³ So wird diese Solidarität definiert: Gemeinnutz geht vor Eigennutz. Wenn wir alle etwas verzichten würden, gäbe es bald keine Armut mehr. Die anstehenden Probleme lassen sich nur lösen, wenn wir alle zusammenhelfen. Von den Gütern der Erde müssen alle Menschen leben können. Daher müssen die Reichen mit den Armen die Güter teilen. Das Wichtigste, was Kinder lernen müssen, ist das Teilen.

ABBILDUNG 6: „Der Sinn des Lebens ist, dass man versucht, dabei das Beste herauszuholen.“



	lehne ich ganz und gar ab	lehne ich ab	teils-teils	stimme zu	stimme völlig zu
Österreich 2000	5%	6%	20%	32%	32%
Diakone 2002	43%	24%	19%	8%	5%

ABBILDUNG 7: Selbstbezogenheit, Sicherheitsstreben und Solidarität



Selbstbezogenheit		sehr schwach	schwach	stark	sehr stark
	Prophet	83%	14%	2%	0%
	Levit	69%	28%	3%	0%
	Samariter	77%	22%	0%	1%
Sicherheit					
	Prophet	0%	4%	48%	47%
	Levit	0%	4%	49%	48%
	Samariter	0%	14%	57%	29%
Solidarität					
	Prophet	64%	30%	6%	0%
	Levit	51%	41%	6%	1%
	Samariter	57%	37%	5%	1%

Variationen

In der letzten Graphik tauchen bereits die drei in der Studie abgegrenzten Diakons-Typen auf. Dieses Ergebnis ist insofern wichtig, weil es Abschied nehmen läßt von der Vorstellung, es gäbe „den“ Diakon in der katholischen Kirche. Auch die Geschichte des Diakonats (nicht zuletzt in seiner weiblichen Form) zeigt, wie kontextabhängig die Ausformung des diakonalen Amtes sein kann.

Zwar gibt es bei allen befragten Diakonen einen gemeinsamen Grundton. Der Diakon, so sagen sie übereinstimmend, ist für mich

- ein Diener an Menschen in Not
- Zeichen der Solidarität Gottes mit den Menschen
- für mich die Verwirklichung meiner Berufung
- Einforderung zu einer diakonischen Kirche
- Brücke zwischen Fernstehenden und Kirche

Dann aber gibt es doch deutlich unterscheidbare Variationen.

- Da ist zunächst der Levit. Er tendiert in allen einschlägigen Fragen zum Priesteramt. Das macht ihn zu einer Art „Diakon im presbyteralen Standby“. Er wäre jederzeit bereit, sich zum Priester weihen zu lassen, wenn er Priesteramt und Ehe wie im Amt des Diakons verbinden kann. Soviel zum Priestermangel.¹⁰⁴Nur 29% von ihnen (aber 46% der Samariter und 52% der Propheten) wollte „nie“ Priester werden.
- Der zweite Typ hat von uns die Bezeichnung „Samariter“ erhalten. Ihn zeichnet aus, dass er den Armen unmittelbar zu helfen bereit ist. Die Strukturen des Unrechts sind weniger sein Thema.
- Damit befasst sich neben der unmittelbaren Hilfe der Prophet. Ihn interessieren Unrechtsstrukturen in Gesellschaft und Kirche.

Bemerkenswert ist, dass die einzelnen von uns untersuchten Diözesen im mitteleuropäischen Raum stark voneinander abweichende Verteilungen zwischen diesen drei Typen aufweisen. Manche Diözesen haben Diakone mit Blick auf die (fehlenden) Priester; andere mit Blick auf die Armen.

Die Unterscheidung zwischen Samaritern und Propheten entspricht im Übrigen diakoniewissenschaftlichen Einsichten. So gibt es eine helfende Diakonie. Wie der Samariter jenem Opfer half, das unter die Räuber fiel, braucht es den unmittelbaren Überlebensdienst an den vielfältigen Armen. Die Kirche hat aber aus dem marxistischen Vorwurf, dass sie nur an den Symptomen des Unrechts arbeite – oder wie die sozialistische Arbeiterzeitung in Österreich 1898 der Kirche vorwarf: sie betreibe lediglich „Klingelbeutelsozialreform“¹⁰⁵ – gelernt: Es gehört heute zu den Selbstverständlichkeiten der Katholischen Soziallehre, dass nicht nur das Elend rehabilitativ, sondern auch die Strukturen im Sinn der Armutsbekämpfung präventiv zu bearbeiten sind. Nicht Umverteilung allein (sie mag ein notwendiger Zwischenschritt sein), sondern gerechtere Strukturen sind das Ziel des Ringens um nachhaltige Gerechtigkeit.

Kompetenzen

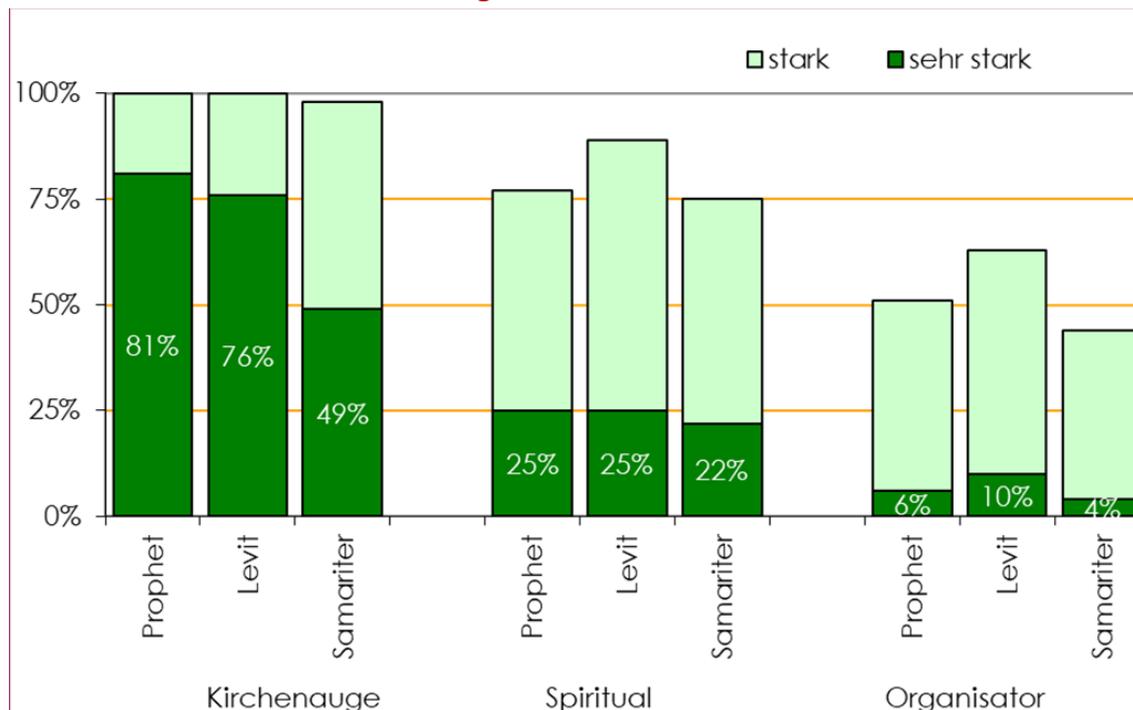
Je nachdem, welche Art von Diakon ein Kirchengebiet haben will bzw. braucht, wird sie in Aus- und Fortbildung auch entsprechende Kompetenzen vermitteln. Leviten werden vorrangig liturgisch-sakramentale Kompetenzen erwerben (wollen¹⁰⁶). Samariter wieder brauchen Fähigkeiten, wie sie aufmerksam die oft verschämten Armen aufspüren und gleichsam „erste Hilfe“ leisten.

¹⁰⁴ Es gibt auch unter den PastoralreferentInnen zwei presbyterialisierende Typen. Zulehner, Paul M.: Ortsuche. Umfrage unter Pastoralreferentinnen und Pastoralreferenten im deutschsprachigen Raum, Ostfildern 2006.

¹⁰⁵ Arbeiterzeitung vom 13.1.1898, 12.1.1894 sowie Gleichheit vom 10.10.1887. Mehr dazu in Zulehner, Paul M.: Kirche und Austromarxismus. Eine Studie zur Problematik Kirche-Staat-Gesellschaft, Wien 1967, 182ff.

¹⁰⁶ Dahinter verbirgt sich ein ziemlich diakoniearmes Priesterbild.

ABBILDUNG 8: Diakone als „Auge der Kirche“



Kirchenauge		sehr stark	stark
	Prophet	81%	19%
	Levit	76%	24%
	Samariter	49%	49%
Spiritual			
	Prophet	25%	52%
	Levit	25%	64%
	Samariter	22%	53%
	Organisator		
Prophet		6%	45%
	Levit	10%	53%
	Samariter	4%	40%

Die syrische Kirchenordnung des fünften Jahrhunderts¹⁰⁷ verpflichtete daher Diakone als „Auge der Kirche“, die Strände nach Toten abzusuchen und für deren Beerdigung zu sorgen, die Kranken in den Dörfern zu finden und nicht zuletzt die Presbyter der Gemeinde (wir beachten die Mehrzahl!) darüber zu informieren. Samariter sollten eine gute Streetworkerausbildung haben. Propheten schließlich brauchen nicht nur theologische und pastorale Ausbildung (diese werden gut benotet), sondern vor allem auch Kenntnisse in strukturellen Zusammenhängen, also in Sozialwissenschaften, Sozialethik, Katholischer Soziallehre, in sozio-ökonomischen Fragen. Lediglich 28% der befragten Diakone fühlen sich hier gut vorbereitet.

¹⁰⁷ Dazu Zerfaß, Rolf: Wenn Gott aufscheint in unseren Taten, in: Zulehner, Paul M.: Das Gottesgericht. Bausteine für eine Kirche der Zukunft, Düsseldorf 1987, 95-106.

TABELLE 3: Meine Ausbildung hat ...

mir genug theologisches Fachwissen vermittelt	69%
mich gut auf die Seelsorge vorbereitet	68%
mich genügend auf liturgische Aufgaben vorbereitet	62%
mich ausreichend auf die diakonische Praxis vorbereitet	60%
mir geholfen, mein Berufsbild zu entwickeln	50%
<i>ausreichend politische/sozialethische Fragestellungen thematisiert</i>	28%
mir geholfen, die nötige Leitungskompetenz zu entwickeln	23%
mich gut auf organisatorische Anforderungen vorbereitet	20%

Dem entsprechen auch die Fortbildungswünsche befragter Diakone, die sich aber einsichtiger Weise je nach Diakontyp deutlich unterscheiden. Konsequenter Weise wünschen „Propheten“ für sich eher soziale Bildung.

TABELLE 4:

	pastorale Bildung	beides	wenn, dann soziale Bildung
Prophet	19%	40%	41%
Levit	16%	57%	27%
Samariter	49%	26%	26%

Die befragten Diakone haben – je nach Typ verschieden – ein gutes Gespür dafür, was sie für ihre alltägliche Arbeit brauchen. Die Kompetenzen gehen (gestützt auf die entsprechenden Einzelaussagen) in drei Richtungen: wahrnehmen (Kirchenaugen sein), motivieren (Spiritual der Gemeinde), organisieren (Organisator sein):

„Kirchenaugen sein“

- sich kritisch mit kirchlichen/gesellschaftlichen Entwicklungen auseinandersetzen
- Menschen motivieren können
- einschätzen können, wo am ehesten Hilfe gebraucht wird
- Menschen in schwierigen Lebenslagen begleiten können
- konfliktfähig sein und ein dickes Fell haben

„Spiritual für die Gemeinde“

- sehr spirituelle Menschen sein
- hohe Bibelkompetenz haben

„Organisator“

- organisatorisch ausgebildet sein
- gut eine Gemeinde/Gruppe leiten können
- gute Lehrer und Erzieher sein
- besonders administrative Tätigkeiten beherrschen
- vor allem den Pfarrer unterstützen
- auf Menschen aus anderen sozialen Milieus zugehen

Sollten die Diakone bei ihrem Bemühen, die Gemeinden diakonaler zu machen, erfolgreich sein, wird das nur über diakonale Projekte laufen. Also brauchen sie (mehr) organisatorische Kompetenz. In dieser Hinsicht wird von den befragten Diakonen die Ausbildung als mangelhaft eingeschätzt.

Orte

Wahrscheinlich sind auch die Orte des Einsatzes je nach Diakonstyp verschieden. Leviten drängen mehr zum Altar und zu den Vorgängen rund um die Sakramente. Sie sind am stärksten innerkirchlich gebunden. Samariter sind zumeist gemeindlich im Umkreis eines Ausschusses für pfarrliche Caritas angesiedelt. Propheten treibt es am ehesten aus dem Binnenraum der Kirche hinaus. Sie sind dann in Einrichtungen und Verbänden tätig, leiten etwa eine Behindertenwerkstatt¹⁰⁸. Noch mehr: sie üben einen Beruf mit diakonaler Dimension aus, wo sie sich sozial und politisch für mehr Gerechtigkeit stark machen können.

Das heißt auch, dass Leviten eher die Kirche als Arbeitsgeberin mit hauptamtlicher Anstellung haben wollen. Propheten hingegen sind vorwiegend Diakone im Zivilberuf, Lehrer, Beamte. Wollten Diakone nachhaltig Strukturen des Unrechts verändern, müssten sie in die Politik gehen. Das ist aber wegen der Unvereinbarkeit eines kirchlichen Amtes mit einem parteipolitischen Mandat (zumindest in Österreich) nicht möglich und anderswo auch gar nicht wünschenswert. Hier stößt das Diakonat an empfindliche Grenzen. Laien sind diesbezüglich die einzigen handlungsfähigen Kirchenmitglieder.

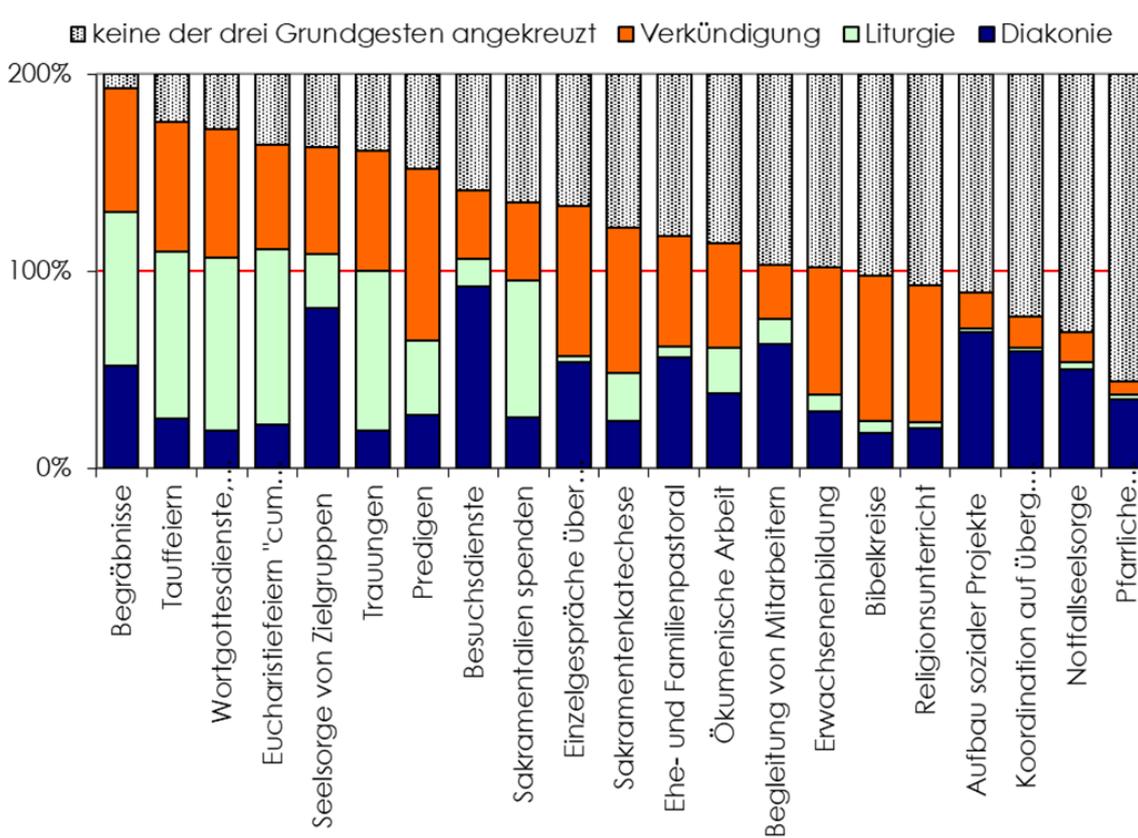
Bleibt noch die Frage nach dem innerkirchlichen Gewinn der Diakone. Indem ein Moment, das jedem gläubigen Leben eigen ist, in einem Amt verdichtet wird, verweist die Kirche auf die Wichtigkeit der Diakonie im Leben aller Christen. Zudem beauftragt sie die Diakone, eben dieses Moment im Leben der einzelnen Kirchenmitglieder und im Leben der Gemeinden zu stärken: ein Dienst, der nach Selbstauskunft der befragten Diakone sehr häufig scheitert. Diakone könnten sich sogar allein durch ihre Existenz in dieser Hinsicht als kontraproduktiv erweisen. Indem die Gemeinde sich einen Diakon hält, ist sie eher geneigt, an diesen ihre eigene diakonale Aufgabe zu delegieren. Ähnliches wird ja auch in Blick auf die organisierte Caritas beklagt.

Grundfunktionen

Die Studie an den Diakonen hat ein bemerkenswertes Detailergebnis erbracht. Es geht dabei um die (viel zu) gut voneinander getrennten sogenannten „Grundfunktionen“ der Kirche: Liturgie, Verkündigung, Diakonie, die wiederum gemeinsam in die Koinonia eingebunden sind. Kaum ein Ordinariat hat nicht für diese drei Dimensionen kirchengemeindlichen Lebens eine eigene Abteilung eingerichtet. Der unzulässigen Trennung der Dimensionen ist damit Tür und Tor geöffnet; die Gefahr, dann in einem der drei Bereiche (es trifft dann meist die Diakonie) zu sparen, liegt nahe. Nicht zufällig hat ja Benedikt XVI. bei seinem Besuch in Bayern darüber geklagt, dass die deutsche Kirche in den anderen Kontinenten gern in Entwicklungsprojekten hilft, nicht aber in Projekten der Evangelisierung: als ob diese beiden Bereiche so leicht trennbar wären, wenn man Verkündigung und Diakonie nicht auch zugleich trennte.

¹⁰⁸ Nur wenige finden wir in der schwierigen diakonalen Arbeit mit jungen Menschen, im Religionsunterricht in Hauptschulen bei nicht pflegeleichten jungen Menschen.

ABBILDUNG 9: Alles, was Diakone tun, nimmt an allen drei Grunddimensionen teil



Die Diakone haben eine solche Trennung in der Studie nicht vorgenommen. Alle ihre Tätigkeiten berühren ihrer Auskunft nach alle drei Dimensionen, wenn auch mit jeweils unterschiedlichem Akzent. Damit halten sie für das kirchliche Leben deutlich in Erinnerung, dass Abendmahl und Fußwaschung, Eucharistie und Diakonie, „in Gott eintauchen, bei den Armen auftauchen“ untrennbar zusammengehören, also das eine vom anderen lebt. Selbst die Rituale der Kirche, dem liturgischen Bereich zugehörig, haben neben ihrem verkündigenden Moment eine starke diakonale Dimension an sich – von Ritendiakonie¹⁰⁹ läßt sich berechtigter Weise reden, wenn ein Kind getauft und wenn Tote beerdigt werden. Zudem: In einer Zeit, in der das Wort von bezahlten Propheten in der Verkündigung wenig zählt, wird die Tat der Nächstenliebe zum stärksten Zeugnis für die Gegenwart und das Erbarmen Gottes.

Zukunftsentwicklungen

Die Diakone wurden zu einigen Aspekten der Zukunft ihres Amtes befragt. Sie wünschen als Amtsträger auch Zugang zu Leitungsaufgaben: im diakonalen Bereich selbst, für die Gesamtgemeinde. Als bischofsunmittelbar hätten viele gern einen Diakonenenrat. Sie haben wenig gegen Diakoninnen, empfinden aber die altkirchlich-ostkirchliche Praxis als Last, beim Tod der Ehefrau nicht mehr heiraten zu können. Sie merken, dass der Priestermangel¹¹⁰ sie von ihrer

¹⁰⁹ Zulehner, Paul M.: Ritendiakonie, in: Die diakonale Dimension der Liturgie, hg. v. Kranemann, Benedikt/Sternberg, Thomas/Zahner, Walter, Freiburg (2006) 271-283.

¹¹⁰ Zum Thema Priestermangel und seiner Lösung: Lobinger, Fritz: Team of Elders. Moving beyond „viri probati“, Quezon City 2007. – Zulehner, Paul M./Lobinger, Fritz: Um der Menschen und der Gemeinden willen. Plädoyer für die Entlastung der Priester, Ostfildern 2002.- Zulehner, Paul M./Lobinger, Fritz/Neuner, Peter: Leutepriester in lebendigen Gemeinden. Ein Plädoyer für gemeindliche Presbyterien, Ostfildern 2003. – Zu den Priestern allgemein: Zulehner, Paul M.: Priester im Modernisierungsstress. Forschungsbericht der Studie Priester 2000. Ostfildern 2001. – Zulehner Paul M./Hennersperger, Anna: „Sie gehen und werden nicht matt“ (Jes 40,31). Priester in heutiger Kultur, Ostfildern 2001. – Hennersperger, Anna: Ein ein(z)iges Presbyterium. Zur Personalentwicklung von Priestern. Amtstheologische Reflexionen zu den Daten der Studie Priester 2000, Ostfildern 2002.

ureigenen diakonalen Aufgabe abdrängt und sie wie die PastoralreferentInnen „presbyterialisieren“, also ohne entsprechende Ordination presbyterale Aufgaben übernehmen.

TABELLE 5: Zukunftsperspektiven von Diakonen

	fände ich gut	fände ich sehr gut
Diakone: sollten die Gesamtleitung einer Gemeinde	28%	31%
In die Leitungsebene der Kirche mehr Diakone	37%	36%
virii probati geben, damit das Spezifische gewahrt	26%	46%
Diakonenrat (äquivalent zum Priesterrat)	25%	42%
Frauen (ohne Bedingungen) zum Diakonat zulassen	16%	47%
verstärkt an struktureller Kirchenentwicklung beteiligen	33%	29%
Bei Tod der Ehefrau als Diakon wieder heiraten	21%	54%
Diakone sollten gut an ihrer Kleidung erkennbar sein	12%	7%
In jeder Gemeinde sollte es einen Diakon geben	26%	55%
Wenn genug Priester, dann Diakone frei für Spezifisches	32%	37%
Diakone: Leitung der Diakonie ihrer Gemeinde...	32%	48%
Frauen zum Diakonat wenn Berufsbild geklärt	14%	18%
Das Weihealter auch für unverheiratete Diakone auf 35	20%	21%

Von mehr gesellschaftlicher Präsenz ist allerdings nicht erkennbar geworden. Ist das ein Hinweis darauf, dass zumindest in unseren Breiten die Kirche die Welt, Wirtschaft und Gesellschaft, die Armen etwas aus den Augen verliert? Das Diakonat könnte, wenn es sich selbst nicht weltvergessen inszeniert, ein Stachel gegen eine spirituelle Verwellnessung¹¹¹ des Christentums sein. Wird es dazu aber die Kraft besitzen angesichts der stillen Verbürgerlichung der Gemeinden¹¹² und des Fehlens an Presbytern?

¹¹¹ Zu dieser Gefährdung christlicher Nächstenliebe im Zuge narzisstisch verformter Spiritualität: Zulehner, Paul M.: Gottessehnsucht. Spirituelle Suche in säkularer Kultur, Ostfildern 2008. – Werden was ich bin. Ein spirituelles Lesebuch, zusammengestellt und herausgegeben von Paul M. Zulehner, Ostfildern 2008.

¹¹² Hier lohnt sich ein Blick auf die Sinus-Milieu-Studie, welche die Kirchengemeinden eher in einem saturierten traditionellen bürgerlichen Milieu beheimatet sieht. Medien-Dienstleistungsgesellschaft (MDG) (Hg.): Milieuhandbuch. Religiöse und kirchliche Orientierungen in den Sinus-Milieus 2005, München 2006. – Ebertz, Michael N.: Wie ticken die Katholiken? Ergebnisse der Sinus-Studie, in: Herder Korrespondenz spezial vom Mai 2006 – Was die Kirche bewegt. Katholisches Deutschland heute, 2-6. – Ders.: Anschlüsse gesucht. Ergebnisse einer neuen Milieu-Studie zu den Katholiken in Deutschland, in: Herder Korrespondenz 6 (2006) 173-177. – Lebendige Seelsorge 57 (2006), Heft 4 mit dem Titel "Kirche in (aus) Milieus" – Bucher, Rainer: Die Provokation annehmen. Welche Konsequenzen sind aus der Sinusstudie zu ziehen? in: Herder Korrespondenz 60 (2006) 450-454. – Hainz, Michael: Milieüberschreitende Evangelisierung. Sinus-Studie 2005, in: Stimmen der Zeit 131 (2006) 562-566. – Zulehner, Paul M./Ebertz, Michael N.: Plädoyer für Kirchenwachstum. Pastoraltheologisches zu den Sinus-Milieus, in: Lebendige Seelsorge 58 (2007) 324-328.

2017 Unsere Bevölkerungen

Unsere knappe holzschnittartige Kulturdiagnose führt logisch zur Frage, ob (demokratische Verhältnisse vorausgesetzt) die Bevölkerungen die Bereitschaft haben, eine „Politik“ mitzutragen, die zur Meisterung der Challenges erforderlich ist. Kurzum: Wie sieht es aus mit der solidarischen und spirituellen Kompetenz moderner Bevölkerungen? Zu beiden Tauglichkeiten gibt es empirische Anhaltspunkte.

Solidaritätsvorrat

So zeigt eine Studie aus Österreich¹¹³, die 1994 durchgeführt und 2002 wiederholt worden war, dass die Menschen durchaus „solidarisch“ sind. Zumindest halten sie „teilen lernen“ für das wichtigste aller in der Untersuchung einbezogenen Erziehungsziele. Zwei Einschränkungen aber sind auf Grund der Daten zu machen: Es handelt sich bei dieser Solidarität um eine mit einer eher geringen Reichweite (Mikrosolidarität), bezieht sich auf die unmittelbare „kleine Lebenswelt“ (Familie, Freunde, Bekannte). Je weiter diese Reichweite ist (Mesosolidarität etwa auf dem Arbeitsplatz, Makrosolidarität in Bezug auf Fremde), umso niedriger sind die Werte.

Diesem Befund entspricht, dass gegenläufig zur Solidaritätskompetenz bei den modernen Menschen eine angstbesetzte und zugleich hedonistisch gefärbte Ichbesorgtheit anzutreffen ist. Diese kommt etwa im Item „Der Sinn des Lebens besteht darin, das Beste herauszuholen“ zum Vorschein.

Die zweite Einschränkung: Bei der aufgedeckten Solidaritätskompetenz handelt es sich um eine Solidarität im Modus des Wünschens. Auf dem langen Weg zur solidarischen Tat aber erstickt der Wunsch, die Werte sinken drastisch. Fragt man nach den Gründen, stößt man auf verschiedene Ängste: die Angst vor dem eigenen schwachen Ich, vor dem eigenen Selbstwert, die Angst davor, im Kurzzeitleben zu kurz zu kommen. Angst entsolidarisiert.

Darin kündigt sich auch schon an, dass gegen solche Angst moralische Appelle nutzlos sind. Appelle erinnern den Menschen an seine Unfähigkeit, an sein Unvermögen (vgl. Röm 7,15-23). Sie heilen ihn davon aber nicht.

Spiritualitätsvorrat

Das ist die Brücke zur anderen Kompetenz, jener in spirituellen Belangen. Ganz neue Studien, wie jene des Bertelsmann-Religionsmonitors¹¹⁴, decken auf, dass einerseits ein beachtlicher Teil der Bevölkerung sich für religiös¹¹⁵ hält. Der dreiteilige Zentralindex Religiosität weist etwa in Deutschland West 21% Hochreligiöse und weitere 59% Religiöse auf. In den drei deutschsprachigen Ländern Schweiz, Österreich und Deutschland (samt dem atheisierenden Deutschland-Ost) sind lediglich 24% Nichtreligiöse.

TABELLE 6: Religiöse Ausstattung moderner Bevölkerungen

	nichtreligiös	religiös	hochreligiös
A	26%	54%	20%
CH	16%	61%	23%
D	29%	53%	18%
<i>West</i>	<i>20%</i>	<i>59%</i>	<i>21%</i>
<i>Ost</i>	<i>65%</i>	<i>29%</i>	<i>6%</i>
ALLE	24%	56%	40%

Gräbt man andererseits tiefer, dann zeigt sich, dass die Auswirkungen dieser Religiosität/Spiritualität auf die verschiedenen Felder des alltäglichen wie außeralltäglichen Lebens verschieden stark sind. Mehr gefragt sind Rituale, weniger Kraft bewirkt diese Spiritualität im Bereich von Beziehung oder im politischen Handeln. Das hat allerdings auch damit zu tun,

¹¹³ Zulehner, Paul M.: Solidarität. Option für die Modernisierungsverlierer, Innsbruck ²1997.

¹¹⁴ Religionsmonitor 2008, hg. von der Bertelsmannstiftung, Gütersloh 2007.

¹¹⁵ Von den befragten Personen werden Spiritualität und Religiosität nicht so scharf getrennt wie dies in der Forschung heute zunehmend der Fall ist.

dass selbst kirchlich formulierter Glaube in den konkreten Fragen des Lebens – so das Zweite Vatikanische Konzil – unterschiedliche Beurteilungen und Handlungsoptionen zulässt (GS 43).

Die Solidaritätsstudien aus Österreich haben gezeigt, dass kirchlich vernetzte Hochreligiöse sich durch überdurchschnittlich hohe Solidaritätsstärke ausweisen. So wie Angst entsolidarisiert, scheint eine bestimmte Gestalt der Religion (nicht jede also!¹¹⁶) zu solidarisieren. Die Landkarte religiöser Netzwerke in Österreich deckt sich weithin mit der Landkarte belastbarer Solidarität.

Männer

Für unsere weiteren Überlegungen ist nicht belanglos, dass es hinsichtlich der Spiritualität (und damit verwoben) auch hinsichtlich der Solidarität markante geschlechtsspezifische Unterschiede gibt. Plakativ formuliert erweisen sich Männer eher als politisch, Frauen hingegen als spirituell. Zumal die inmitten moderner städtischer Säkularität neu aufkeimende Spiritualität im so genannten „spirituellen Feld“ (Ariane Martin¹¹⁷) ist weit häufiger bei Frauen anzutreffen denn bei Männern.¹¹⁸ Religiosität bzw. Spiritualität sind keine Kernkompetenzen moderner Männer.¹¹⁹

¹¹⁶ Privatisiert gelebte Religiosität hingegen hat diese solidarisierende Kraft nicht.

¹¹⁷ Martin, Ariane: Sehnsucht – der Anfang von allem. Dimensionen zeitgenössischer Spiritualität, Ostfildern 2005.

¹¹⁸ Unter den Frauen sind im deutschsprachigen Raum 20% sehr spirituell, unter den Männern 11%. Dieses geschlechtsspezifische Gefälle von den Frauen zu den Männern zieht sich durch alle bekannten religionssoziologischen Befunde hindurch.

¹¹⁹ Zulehner, Paul M./Slama, Andrea: Österreichs Männer unterwegs zum neuen Mann? Wie Österreichs Männer sich selbst sehen und wie die Frauen sie einschätzen. Erweiterter Forschungsbericht, bearbeitet im Rahmen des Ludwig Boltzmann-Instituts für Werteforschung. Österreichisches Bundesministerium für Jugend und Familie, Wien 1994. – Zulehner, Paul M./Volz, Rainer: Männer im Aufbruch. Wie Deutschlands Männer sich selbst und wie Frauen sie sehen. Ein Forschungsbericht. Ostfildern 1998. – Zulehner, Paul M. (Hg.): MannsBilder. Ein Jahrzehnt Männerentwicklung, Ostfildern 2003.

PASTORALREFERENTINNEN

2016 Zur Römischen Instruktion

Die ersten Reaktionen auf die RI waren nördlich der Alpen - vielfach hochemotionalisiert. Von einem "schwarzen Tag für die deutschen Katholiken" war die Rede. Das Papier sei am besten in den Papierkorb zu werfen. Mißtrauen gegen Laienarbeit in der Kirche werde geschürt. Zudem werde Laienaktivität lediglich als "Notersatz für fehlende Priester" angesehen. Unterstellt werde auch, daß die sich ausweitende Laienaktivität negativ auf das priesterliche Amt auswirke.

Inzwischen ist einige Zeit vergangen, Emotionen sind - weil meist kurzlebig - abgekühlt oder verbraucht. Die Chance für eine produktive, weil faire und zugleich kritische Auseinandersetzung wächst.

Um eine solche geht es im Folgenden. Drei Stichworte werden die Überschriften der Überlegungen bilden:

- Herausfordernde Anfragen,
- Entwicklungsbedürftige Schwächen,
- Politische Schritte zur Weiterentwicklung.

A. Herausfordernde Anfragen

1. Selbstghettoisierung

Die RI argumentiert in ihrem ersten Grundlagenteil auf der Basis der Ekklesiologie des Zweiten Vatikanischen Konzils, daß die Kirche in ihrem Wesen dem Heil der Welt dient. Sie ist in der Spur Jesu Proexistenz. Das Evangelium, das ihr anvertraut ist, verkündet sie der ganzen Welt. Sie ist Stadt auf dem Berg, Licht der Welt. Kirche ist somit Dienst in und an jener Welt (Gesellschaft, Kultur), an deren Heil und Heilung Gott liegt. Sie verrichtet so als Sakrament des Heils der ganzen Welt "Heil- und Weltdienst" in einem.

Dieser Grunddynamik läuft aber die neuzeitliche Verkirklichung des Glaubens, des Evangeliums, ja Gottes selbst entgegen. Dieser Prozeß hängt gewiß mit der Ausdifferenzierung gesellschaftlicher Teilbereiche in modernen Gesellschaften zusammen. Im Ergebnis kann dieser Ausdifferenzierungsprozeß zu einer Ghettoisierung des religiösen Bereichs als gesellschaftlicher Teilkultur führen und eine ghettoartige Sozialform von Kirche begünstigen. Das Evangelium und seine Kraft wird dann immer mehr in einem gesellschaftlichen Sonderbereich gebunden und ist dabei, immer weniger in die Gestaltung der übrigen gesellschaftlichen Bereiche "eingemischt" zu sein. Lebensumrahmung statt Lebensgestaltung geschieht.

Eben dieser soziokulturelle Prozeß der Selbstghettoisierung wird u.a. dadurch begünstigt und verschärft, daß immer mehr theologische bestausgebildete Kirchenmitglieder beruflich im kirchlichen Binnenbereich gebunden werden. Das ist somit - angestoßen durch die RI - eine erste zu verfolgende produktive Grundsatzfrage:

- Inwieweit ist die extensive Indienstnahme von Kirchenmitgliedern (Laien, Lientheologinnen) für innerkirchliche Aufgaben nicht zugleich ein Abzug von qualifizierten ChristInnen aus jenen gesellschaftlichen Bereichen, in die das Evangelium vor allem durch Personen eingemischt werden soll, die randvoll sind mit dem Evangelium?
- Wie kann, weitergefragt, die Kirche dafür sorgen, daß morgen mehr solche Personen in den zentralen Bereichen gesellschaftlicher und kultureller Entwicklung präsent sind: in der Wirtschaft, in den Gewerkschaften, in der Politik, in der Bildung, in den Medien, in der Kunst etc.?
- Genügt dazu die herkömmliche Hochschuleseelsorge? Reichen die Pädagogischen Akademien, die Katholische Sozialakademie mit ihren Betriebsseminaren, die Katholische Medienakademie?
- Sollten nicht zusätzlich zu solchen Förderungsmaßnahmen von Kirchenmitgliedern für die besten Lientheologinnen familiengerechte Stipendien ausgesetzt werden, um diese nicht nur theologisch, sondern zugleich "profan" zu qualifizieren?

2. "Ungeweihte Laienpriester"

Das Zweite Vatikanische Konzil hat unter Freilegung verschütteter Traditionen die Grundstruktur der Kirche erneuert. Aus dem über- und unterordnenden Gegenüber von Klerus und Laien wurde das Volk Gottes, mit gleicher Würde und Berufung aller, zugleich mit seinen vielen Charismen und dem unverzichtbaren geistlichen Amt (LG 32, CIC cn 208).

Reiche Kirchengebiete haben die Chance genützt, Begabungen auch beruflich in Dienst zu nehmen. So formte sich die innere Landschaft der Kirche um und kennt (zumindest in reichen Kirchengebieten) "einfache" Laien, beruflich in Dienst genommene Laien sowie Träger des geistlichen Amtes.

Diese Entwicklung verlief im Wesentlichen ungestört, solange es genug Priester gab. Der um sich greifende Priestermangel hat aber die Lage qualitativ verändert. Auf das freiwerdende Berufsfeld der Priester werden Laien gezogen (ehrenamtliche wie hauptamtliche). Diesem Sog geben nicht wenige (kirchlich berufstätige) Laien auch deshalb nach, weil die soziale Belohnungen, die mit den priesterlichen Aufgaben verbunden sind, höher sind als jene der Laienberufe: Ansehen durch religiöse Nachfrage, Macht, Sicherheit).[fn chur]

Die rechtliche Grundlage für diese Indienstnahme von Laien für presbyterale Aufgaben ist der Canon 517, §2. Theologisch wird der Vorgang durch (partielle) Teilhaben am Amt legitimiert.

Dieses theologische Konstrukt der "Notfallsbeteiligung" von qualifizierten Laien an presbyteralen Aufgaben zeitigt - wie sich inzwischen aus der Praxis zeigt - eine Reihe von Nebenwirkungen:

1. Den betroffenen Gemeinden ist nur schwer einsichtig zu machen, warum die Teilhabe auf die Leitung (gestützt durch einen Moderator im Hintergrund) eingegrenzt und nicht auf andere presbyterale Tätigkeitsfelder (Eheschließungsassistenz, Taufen, Beerdigungen..., aber auch Eucharistievorsitz) ausgedehnt wird.

Es wird hier auch gefragt, ob die "Notfallsteilhabe" an der geistlichen Leitung nicht auch auf die "Notfallsteilhabe" am Eucharistievorsitz ausgeweitet werden könne, ja noch mehr, ob diese mit der Teilhabe an der geistlichen Leitung nicht schon mitgegeben sei. Der Grund liege in der Unentflechtbarkeit von Leitung und Eucharistievorsitz. (Vgl. Walter Kaspar, Referat in der DBK)

2. In Dienst genommene, theologisch wie praktisch qualifizierte Laien verlangen wegen der höheren sozialen Bewertung der presbyteralen Aufgaben von sich aus solche Ausweitungen. Es scheint sich dabei immer deutlicher abzuzeichnen, daß es auf die Dauer echte Laienberufe nur geben kann, solange es auch genug Priester gibt.

3. Das Bild der Priester (als Hintergrund-Moderatoren für die vorne agierenden "Ersatzpersonen", als Zulieferer sakramentaler Dienste) erfährt eine markante Transformation: Es verliert an Fülle, Personnähe, und damit an Attraktivität.

Aus all diesen Teilmomenten speist sich die zweite große Frage, die mit der RI untrennbar verknüpft ist: Entsteht auf Grund des Priestermangels nicht derzeit, neben den Laien, den Berufslaien und den (geweihten) Priestern als vierte Gruppe jene der "ungeweihten Laienpriester"?

Deren (einziger) Unterschied zu den geweihten Priestern scheint (langfristig - wenn sich die Entwicklung ungebrochen fortsetzt) die ehelose Lebensform und damit das Lebensengagement zu sein, das in der Weihe dessen "character indelebilis" zum Ausdruck kommt.

Die RI versucht dieser Entwicklung einen juristischen Riegel vorzuschieben. Sie sieht deutlich die schädlichen Auswirkungen sowohl auf die Laienberufe wie auf das priesterliche Dienstamt.

Rom scheint auch zu ahnen, daß diese sich neubildenden "ungeweihten Laienpriester" offensichtlich nur die unerwünschte Transformation des Pfarrermangels in einen Weihemangel sind. Das bedrängende Problem werde so nicht gelöst, sondern lediglich verschoben: Wobei gleichzeitig neue Probleme miterzeugt werden.

Daß aber dieser Weihemangel nicht behoben wird, scheint einzig mit der Verbindung von Weihe und eheloser Lebensform zu tun zu haben. Ohne diese Verbindung würden heute viele der "ungeweihten Laienpriester" geweiht werden. Eben dagegen hat sich Rom in der Bischofssynode 1971 vorerst einmal festgelegt. Dabei wird argumentiert, daß der Pfarrermangel nur Symptom einer tieferliegenden Krise

der von ihm betroffenen Kirchengebiete sei und die Beseitigung des Symptoms keine Sanierung der Lage bringe, sondern eher nur deren Verschärfung.

Aus all diesen Gründen interveniert die RI mit harten juristischen Mitteln gegen die laufende Entwicklung. Dabei sind die erhofften Vorteile gut erkennbar:

- Die stille Umwandlung des Pfarrermangels in einen Weihemangel wird aufgedeckt und gestoppt.
- Die Identität der kirchlichen Laienberufe, aber auch des Priesterberufs wird gewahrt bzw. gestärkt.
- Durch die Verdeutlichung der Priesteridentität werden sich (auch in den reichen Kirchengebieten) morgen wieder mehr diesem attraktiven Dienstamt zuwenden.

Wird dies aber realistisch gesprochen geschehen? Werden sich die Hoffnungen Roms auch erfüllen? Die RI behält ja ihren Sinn nur, wenn es morgen auch wirklich wieder mehr Priester gibt. Denn erklärtes Ziel der RI ist nicht nur die Verdeutlichung der Identität des priesterlichen Dienstamtes, sondern auf diesem Weg auch die Milderung des (weltkirchlich gesehen lokalen) Priestermangels.

Wird dieses angestrebte Ziel aber in nächster Zeit nicht erreicht, dann wird die RI andere - von Rom wohl nicht angezielten - Effekte zeitigen. Zwei mögliche Szenarien seien beschrieben:

** Szenario 1: Neuaufflammen der Diskussion um Zulassungsbedingungen zur Ausweitung des Weihepools*

Die Transformation des Priestermangels durch die (theologisch in der Tat fragwürdigen) Zwischenlösung "ungeweihter Laienpriester" hatte ja eine durchaus ambivalente Nebenwirkung: der Leidensdruck vieler christlicher Gemeinden - ausgelöst durch den Priestermangel - wurde weithin abgemildert. Der Fortgang des gemeindlichen Lebens wurde durch die "Notlösung" mehr oder minder bruchlos ermöglicht. Die Gemeinden waren mit den pragmatischen Lösungen keineswegs nur unzufrieden. Die Gottesdienstkultur wurde über hervorragend gestaltete Wortgottesdienste vielerorts sogar merklich verbessert. Den Gläubigen wurde zugesichert, daß sie auch mit einem solchen Wortgottesdienst ihre Sonntagspflicht erfüllten. Manche Kirchengebiete dehnten (sakramentale) Befugnisse auf die bestellten "ungeweihten Laienpriester" aus: Beerdigung, Eheassistenz, Taufe.

Mit all diesen Maßnahmen wurde, wie gesagt, in den Gemeinden vor Ort der Leidensdruck spürbar verringert. Von den Leuten wurden diese Notlösungen auch keineswegs nur als "Notlösung" aufgefaßt. Die Notlösung war auf dem Weg, zu einer Art faktischen Normalfall zu mutieren.

Eigentlich hätte man in Rom darüber auch erfreut sein können. Denn aus dem Leidensdruck vieler Gemeinden hatte sich ja zunächst eine starke Bewegung gebildet, die Zulassungskriterien der Weihe auszuweiten. Vor allem die freie Wählbarkeit der Lebensform wurde und wird von mit Unterstützung von breiten Mehrheiten im Kirchenvolk von Kirchenversammlungen und freigebildeten Kirchenreformgruppen gefordert.

Die RI fordert nun offensichtlich die betroffenen Kirchengebiete auf, diesen Weg der Krisenabmilderung durch "ungeweihte Laienpriester" zu beenden. Damit wird sich aber vorhersehbar der Krisendruck in der nächsten Zeit dramatisch zuspitzen (vorausgesetzt, die Ortsbischöfe können die schon laufenden Entwicklungen überhaupt noch stoppen). Rom setzt darauf, daß die Not in Verbindung mit einem klaren Priesterprofil und einer gezielten Förderung des Priesterberufs durch Gebet und Bewerbung zu mehr Priestern führen wird.

Was aber, wenn sich diese Hoffnung nicht erfüllt, auch wenn die betroffenen Ortskirchen mit allen Kräften den von der RI gewiesenen Weg einschlagen? Dann wird die RI ungewollt die Suche nach den Alternativen vermehren. Auf der Linie der RI werden die Verantwortlichen sagen, daß Priester nur durch Priester ersetzbar sind. Damit wird der Ruf nach der Änderung der Zulassungskriterien wieder lauter werden: nicht aus Gründen liberaler Freiheitsrechte für die Priester (frei Wahl der Lebensform), sondern aus der wachsenden Not gläubiger Gemeinden. Die RI Instruktion könnte also das Gegenteil dessen bewirken, was römische Politik bisher auf jeden Fall zu verhindern suchte. Sie könnte eine

verschärfte Diskussion um die Pastoral begründete Ausweitung der Zulassungsbedingungen zum Priesteramt auslösen.

** Szenario 2: Ausweitung der "Grauzone"*

Das wäre noch die günstigere Variante von möglichen Entwicklungen. Denn vorstellbar wäre auch ein anderes Szenario. Wegen seines juristisch-verordnenden Charakters, wegen seiner theologischen Schwächen (vgl. weiter unten), wegen des Abstands zu den realen Nöten christlicher Gemeinden, aber auch kirchlicher Laienberufe, könnte sich auch eine ganz andere Entwicklung verstärken.

Es wäre der Weg in den unkontrollierbaren Graubereich. In jenen Bereich also, den die RI unter der vereinfachenden Überschrift "Mißstände" führt, der sich aber immer dann bildet, wenn die zentral formulierten offiziellen Lösungen sich immer weiter von den lokalen Erfordernissen entfernen. Denn wo immer sich Gemeinschaften aus der Kraft des angenommenen und gelebten Evangeliums bilden, wächst eine hohe "Eucharistieaffinität" und damit auch der Bedarf nach einem "Priester in Ruf- und Reichweite". Wo immer sich exzellente Krankenhauseelsorge entwickelt, wächst eine hohe "Affinität" zum Bußsakrament und zur Krankensalbung. Diese inneren Affinitäten drängen zur Realisierung: im wünschenswerten Normalfall in geordneten Bahnen. Wird aber die visionsarme RI die Kraft besitzen, zu verhindern, daß in außerordentlichen Situationen, also in Ermangelung geordneter Möglichkeiten, die Affinität sich in ungeordnete Realisierungen verdichtet? Wird nicht die innere Dynamik der gläubigen Affinität stärker sein als das ausgesprochene, von außen kommende restriktive Verbot von "Mißständen", wie sie die RI in kasuistischer Präzision nennt? Wird es dann nicht zu wenig sein, sich allein auf einen formalen Gehorsam zu berufen und diesen den Ortsbischöfen aufzulasten? Denn was soll ein Ortsbischof einer großen deutschen Diözese tun, wenn die Pfarrer aus ihrer Verantwortung für die Verkündigung in ihren Pfarrverbänden ungefragt praktizieren, daß auch qualifizierte Laiinnen und Laien auch in der Eucharistiefeier predigen? Was sollen Schweizer Ortsbischöfe tun, wenn - auch ohne behördliche Genehmigung - Pfarrer ihre Laienmitarbeiter mit der Eheassistenz beauftragen: weil die Alternative gar nicht mehr heißt, ob eine Laie oder ein Priester der Ehe assistiert, sondern ob es überhaupt noch eine kirchliche Eheschließung gibt. Ist jenen, die dann in riskanter pastoraler Verantwortung den Weg in die Grauzone wählen, wirklich Ungehorsam vorzuwerfen? (Daß ein Ortsbischof einen qualifizierten Pfarrer deshalb aus dem Dienst nimmt, ist angesichts des Pfarrermangels so gut wie unvorstellbar.) Zeigen diese Couragierten nicht gerade verantworteten Christenmut, weil ihnen der suchende Mensch vor Gott wichtiger ist als die geschriebenen Anweisungen, die theologisch besehen nur einen unter mehreren möglichen Wege einmahnen? Halten diese Mutigen sich nicht an Jesu Weisung, daß nicht der Mensch für den Sabbat da ist sondern der Sabbat für den Menschen? (Mk 3,13)

Wenn hier dieser Weg in die Grauzone theologisch nicht von vornherein verworfen wird, so braucht gar nicht geleugnet werden, daß jene, die ihn gehen, auch andere, nicht primär (gemeinde)pastorale Anliegen mitverfolgen. Wenn beispielsweise da und dort (Ordens)Frauen oder auch manche Basisgemeinden in Ermangelung eines ordinierten Priesters "Herrenmahl" statt Eucharistie feiern, dann drücken sie mit diesem Schritt in die Grauzone auch ihren Wunsch nach der Ordination von Frauen aus. Wenn Pastoralassistenten von den Bischöfen nicht nur die Beteiligung an der Gemeindeleitung, sondern auch an dem damit innerlich verbundenen Eucharistievorsitz verlangen, dann steht dahinter auch der berufssoziologisch verständliche Wunsch nach einer kirchlichen Aufbesserung der Laienberufe in Hinblick auf Sozialprestige und (Gestaltungs-)Macht.

Kurzum: Als Folge der RI sind wenigstens drei Szenarien denkbar.

Szenario 1: Die Entwicklung zum "ungeweihten Laienpriester" wird gestoppt und die Zahl der Priester mehrt sich dank der verbesserten Attraktivität und "Bewerbung" des "Priesterberufs".

Szenario 2: Die RI führt zu einer verschärfte Debatte über die Zulassungsbedingungen zum Priesteramt.

Szenario 3: Vor allem wenn die zwei ersten Szenarien keine Chance erhalten (und wenn Sekundärmotive eine starke Wirkung entfalten: Frauenordination, Aufbesserung der kirchlichen Laienberufe), dann wird die Grauzone sich ausweiten.

B. Entwicklungsbedürftige Schwächen der RI

Bisher wurden aus der RI jene Anfragen herausgearbeitet, welche die Entwicklung der katholischen Kirche in der nächsten Zeit beschäftigen müssen. Daß diese durch eine römische Intervention ins Gespräch gebracht werden, ist Ausdruck dafür, daß Rom Leitung wahrnimmt und gestalten will. Das ist nicht nur das Recht der Leitung, sondern

auch ihre Pflicht. Es ist deshalb unangebracht, allein die Tatsache der Intervention zu kritisieren.

Diese Feststellung organisationsentwicklerischer Art entbindet aber noch nicht von der Frage, ob diese Intervention auch optimal erfolgt ist. Die Antwort ist an den Reaktionen gerade in den betroffenen Kirchengebieten ablesbar: Die RI hat inhaltlich (wie hinsichtlich des Verfahrens: dazu mehr unter C.) beträchtliche Schwächen.

* Aus begründeter Sorge um die Identität des Priesters wird in unzulässiger Weise vereinfacht und übertrieben. So heißt es unter den Praktischen Verfügungen im Artikel 2,§5: "Insbesondere bei der Vorbereitung auf den Empfang der Sakramente, sollen die Katecheten auf die Rolle und Gestalt des Priesters als alleinigen Ausspender der göttlichen Geheimnisse, auf die man sich vorbereitet, aufmerksam machen." - Das wird im Normalfall zutreffen, daß Beichte und Erstkommunion von den Priestern gespendet werden. Aber schon bei der Taufe ist das nicht mit Notwendigkeit immer der Fall. Diakone taufen. Im Extremfall kann es eine heidnische Frau sein, die das Sakrament der Taufe spendet. Dazu kommt, daß in überwiegender Mehrheit die katholischen Theologen meinen, das Ehesakrament werde durch die Eheleute gespendet. Im Gegensatz zur RI ist daher nach alter schultheologischer Tradition der Priester eben nicht der alleinige Spender von Sakramenten; auch sieht das derzeit gültige Kirchenrecht vor, in pastoral begründeten Fällen zur Taufe bzw. zur Eheassistenz auch Laien heranzuziehen.

* Unglücklich ist in Artikel 3,§1, die vielleicht so gar nicht intendierte Gegenüberstellung von Weihe und Wissen. Mit ihr wird u.a. begründet, daß Laien von der Homilie während der Eucharistiefeier ausgeschlossen sind: "Es geht nämlich nicht um eine eventuell bessere Gabe der Darstellung oder ein größeres theologisches Wissen, sondern vielmehr um eine demjenigen vorbehaltene Aufgabe, der mit dem Weihesakrament ausgestattet wurde." Die Bindung der Weihe an die Eignung, der Zuständigkeit an die Fähigkeit (H.Stenger) wird hier fahrlässig und auch theologisch zu vereinfacht zu Gunsten der Zuständigkeit aufgelöst. Natürlich wird in der hier angestellten theologischen Evaluierung des Textes nicht übersehen, daß die Purpurhändlerin Lydia aus Thyatira den Worten des Apostels Paulus nur folgen konnte, weil ihr Gott zuvor die Ohren des Herzens geöffnet hat (Apg 16,14). Gott selbst ist somit der eigentliche "Verkündiger", indem er sich in der Freiheitsgeschichte jedes Menschen von innen her offenbart. Jegliche Verkündigung in der Kirche, jene der Religionslehrenden, der katechetisch Tätigen wie auch der amtlich Bestellten ist nur dann wirkmächtig, wenn sie mit diesem inneren Geschehen im Einklang ist. Dadurch ist aber noch überhaupt nichts über die Qualität des menschlichen Anteils der Verkündigung gesagt, sei sie alltäglich oder sei sie amtlich. Es ist daher nicht richtig, die Wirksamkeit beispielsweise der Religionslehrerin auf die gute Gabe der Darstellung zu reduzieren, die Wirksamkeit der Priesterprediger in der Eucharistie hingegen auf deren Beauftragung in der Weihe. Vielmehr ist bei beiden das Zusammenspiel von göttlichem Wirken und menschlicher Begabung anzunehmen. Es ist dann geradezu eine fatale Anweisung an gestreßte Priester, sie brauchten sich um gute Darstellung und theologisches Wissen nicht zu sorgen, weil sie ja die Weihe haben. Denn wie soll Gott innerlich wirken, wenn schlechte Prediger die Leute zuvor schon vertreiben?

* Schwer zu verstehen ist die Passage, "daß man die Sonntagspflicht nur durch die Mitfeier der heiligen Messe erfüllt" (Praktische Anweisungen, Artikel 7,§2). Niemand wird leugnen, daß die Eucharistie Quelle und Höhepunkt nicht nur des individuellen christlichen Lebens, sondern der Ort ist, an dem von Gott her die Kirchengemeinde als lebendiges Volk Gottes gebildet und gewandelt wird. Auch leugnet niemand, daß es ein Notzustand ist, wenn wegen des Fehlens eines Priesters in Ruf und Reichweite nicht jeden Sonntag eine Eucharistiefeier möglich ist.

Natürlich könnte man in der kasuistischen Logik sagen, daß dann auch keine Sonntagspflicht mehr besteht, wenn keine zumutbar erfüllbare Gelegenheit da ist. Aber bezieht sich die Sonntagspflicht allein auf eine individualisierte Verpflichtung, irgendwo als Einzelchrist an einer Eucharistiefeier teilzunehmen? Oder ist die Sonntagspflicht nicht auch ein Teil der tieferliegenden "Kirchen(gemeinde)pflcht": also als Glied am Leib Christi sich für dessen Leben verantwortlich zu wissen? Und das in einer konkreten "Gemeinde", der jemand "hinzugefügt" (Apg 2,47) ist? Teil dieser sonntagsgebundenen "Gemeindepflicht" ist dann das Zusammenkommen rund um den von Gott gedeckten Tisch des Brotes und des Wortes. Und wenn wegen des Priestermangels der Tisch des

Brot nicht gedeckt werden kann: Es ist mit Gewißheit besser, wenigstens den Tisch des Wortes zu decken, statt überhaupt nicht dem Ruf Gottes zu jener Versammlung zusammenzukommen, in der Gott sein Volk bildet und wandelnd formt. Von der sonntagsgebundenen Gemeindepflicht wird dann ein guter Teil erfüllt.

Stimmen diese Überlegungen, dann kann der Satz getrost stehen bleiben, daß dadurch die Gemeindepflicht in der Form der Eucharistieverpflichtung nicht erfüllt ist (CIC cn 1248). Aber daß damit die gemeindliche Sonntagspflicht überhaupt nicht auf den Weg der Erfüllung gebracht wird, stimmt nicht.

Zudem entmutigt es jene formell bestellten WortgottedienstleiterInnen, die mit großem Einsatz an Ausbildung, Vorbereitung und Begleitung durch Hauptamtliche, sich dem sonntäglichen Dienst am Wort stellen.

* Die bisher besprochenen Schwächen des Dokumentes beziehen sich auf jene Aspekte, die im Rahmen des heute durchaus Möglichen fragwürdig sind. Andere Aspekte haben mehr futuristischen Charakter. Sie beziehen sich auf die alte Frage, welche Möglichkeit die Kirche als eine durch Gottes Geist lebendig gehaltene Wirklichkeit mit Herkunft, Gegenwart und Zukunft besitzt, sich weiterzuentwickeln. Die Kirchengeschichte lehrt, daß es solche Entwicklungen reichlich gegeben hat: bei den Sakramenten, bei den kirchlichen Dienstämtern etc. Nun bleiben die bislang erfolgten Entwicklungen durchaus geistgetragene Vor-Gaben. Sie können aber zugleich als verlässlicher Ausgangspunkt dienen für weitere couragierte Entwicklungen. Im Modus des Fragens: Könnte die Kirche nicht doch Krankenhauseelsorgende amtlich mit sakramentalen Salbungen beauftragen (und damit den Ordo weiterentfalten)? Es ist paradox, daß heute protestantische Krankenhauseelsorgende, obwohl sie das Sakrament der Krankensalbung formell nicht kennen, salben, während die katholischen nur noch Worte, nicht mehr aber die viel tiefer gehenden sakramentalen Salbungen spenden. Vielleicht ist der von der RI beklagenswerte Mißstand nicht darin zu sehen, daß etwa Krankenhauseelsorgerinnen in der Form von Sakramentalien salben, sondern vielmehr, daß es nicht mehr die Möglichkeit der sakramentalen Salbung gibt. Ist es da nicht zu wenig, diesen wahren Mißstand bloß durch eine Anweisung festzuschreiben, statt nach einer innovativen Entwicklung auszuschaun: also darüber nachzusinnen, ob die sakramentale Kompetenz, damit der Ordo nicht neu gestaltet werden könnte?

Haben wir uns nicht auf diesen innovativen Weg schon begeben, indem Laien zumindest an der presbyteralen Leitungskompetenz beteiligt werden?

C. Weiterentwicklung

Als die Glaubenskongregation ihre erste Instruktion zu Fragen der Theologie der Befreiung herausgegeben hatte, bekam sie offenbar so viele produktive Rückmeldungen, daß noch innerhalb desselben Jahres eine zweite Instruktion folgte. Damit hat Rom einen guten Weg zum Dialog beschritten. Aus dem "Roma locuta, causa finita" wurde ein "Roma, locuta, causa aperta". Die Leitung in Rom wurde durch den couragierten Dialog entlastet.

Die vorliegende sorgfältige Reflexion auf Anliegen und Schwächen der RI verdichtet sich kirchenpolitisch in die dringliche Bitte, diesen Weg auch diesmal einzuschlagen. Die vielfältigen Reaktionen aus den betroffenen Ortskirchen sind ja keinesfalls nur Ausdruck transmontaner Romschelte. Es steckt tiefe Besorgnis dahinter: um einen verantwortlichen Weg der liebenswerten Ortskirchen auch in reichen und postmodernen Gesellschaften. Es wird ein Zeichen römischer Stärke und daraus geborenen subsidiären Vertrauens in die Ortskirchen und ihre hervorragenden Bischöfe sein, wenn in Rom diese Rückmeldungen aufgegriffen und in einem dialogischen Prozess in eine zweite, verbesserte Fassung der vorgelegten Instruktion eingearbeitet werden.

Es wäre auch nützlich, die betroffenen Ortskirchen an einen Tisch zu bringen und mit ihnen diese verantwortliche Weiterentwicklung zu besprechen. Es wird dann nicht ausreichen, auf das in der Kleruskongregation stattgefunden Symposium, das der RI vorausging, zu verweisen. Es wird auch nicht genügen, darauf hinzuweisen, daß einzelne Ortsbischöfe das Dokument vor seiner

Veröffentlichung zur Stellungnahme erhalten haben. Denn dann wäre es angemessen, auch deren Antworten bekanntzugeben. Ich selbst weiß von mehreren, daß sie nach der Einsichtnahme in den nunmehr vorgelegten Text von dessen Veröffentlichung dringendst abgeraten haben. Ihre Bedenken waren sichtlich nicht unbegründet, wie die Reaktionen ebenso wie die fairen Evaluierungen des Textes zeigen.

Bei einer solchen Weiterentwicklung des Textes wäre es dringlichst wünschenswert, eine Sprache des Vertrauens und der Wertschätzung zu finden und die verordnende Sprache des Mißtrauens abzulegen. Denn die erste RI zu diesem Thema hat nicht wenige ehren- und hauptamtlich Mitarbeitende Kirchenmitglieder arg demotiviert. Es ist keine Ermutigung, wenn Menschen beruflich oder gar ehrenamtlich Lebenszeit für die kirchliche Gemeinschaft investieren, um dann in einem Dokument von der obersten Leitung zumindest Signale zu empfangen, die aus dem Sprachfeld "Notlösung", "Ersatz" "Mißbrauch" kommen. Es braucht enormes vorauseilendes Wohlwollen und hohes, geradezu kasuistisches Differenzierungsvermögen, um Betroffene davon zu überzeugen, daß vieles so nicht gemeint sei. Kommt dann ein solches Dokument in einer Zeit, in der die gesellschaftliche Lage für die Kirche ohnedies schwer ist, in der ihr der postmoderne Wind mit seiner latenten Gotteskrise scharf ins Gesicht bläst, dann ist die in der RI faktisch mitgelieferte Entmutigung besonders bedrückend. Wie soll man in einem solchen Klima der ängstlichen Abgrenzungen und der Mutlosigkeit Kandidaten für pfarrliche Gremien gewinnen? Wie können kirchlich Berufstätige Laien davon abgehalten werden, mutlos zu werden oder gar innerlich zu kündigen? Und wie sollen sich - Hautziel der RI - in einem solch depressiven Kirchenklima junge Menschen für das Priesteramt bereitstellen? Bei aller Berechtigung der Fragen nach der lähmenden Selbstghettoisierung der Kirche und der theologisch unhaltbaren Lage von "ungeweihten Laienpriestern" ist es dringlich vonnöten, die Auseinandersetzung darüber so zu führen, daß Kräfte freigesetzt und nicht vergeudet werden. Sollten die Verfasser der Instruktion gar selbst dem Dokument gegenüber unsicher gewesen sein? Warum ersucht der Papst: "Man muß verständlich machen, daß diese Präzisierungen und Klärungen nicht aus dem Bemühen wachsen, klerikale Privilegien zu verteidigen"? Warum muß sogar ausdrücklich dafür gebetet werden, dessen (des Dokuments) Absichten zu verstehen?

2017 Zu Lage der pastoralen Berufe im deutschsprachigen Raum

Die Kirchen im deutschsprachigen Raum (Deutschland, Schweiz, Österreich) zählen zu den reichen Gebieten der katholischen Weltkirche. Das gibt ihnen die Möglichkeit, im Vergleich zu anderen Kirchenregionen viele Menschen beruflich in Dienst zuzunehmen. Das macht die katholische Kirche zu einem respektablen Arbeitnehmer mit einer Vielfalt von Berufen. Im Folgenden sehen wir von den vielen beschäftigten Personen in den Bereichen Bildung / Schule, Diakonie und Medien ab. Wir blicken nur auf die pastoralen Berufe der katholischen Kirche, oder wie die Deutschen Bischöfe in der Ordnung von 1977 sie nannten: auf „die pastoralen Dienste“.

Diese pastoralen Berufe sind im deutschsprachigen Raum gut erforscht. Im Jahre 2000 fand eine Erhebung statt unter Priestern in Deutschland¹²⁰, der Schweiz, in Österreich¹²¹, aber auch in Kroatien, Polen und in der Ukraine (hier waren griechisch-katholische Priester befragt worden).¹²² 2002 regten die Verantwortlichen für die Diakone in der Diözese Rottenburg-Stuttgart eine Befragung von Diakonen an.¹²³

Schließlich ist es gelungen, 2006 im deutschsprachigen Raum PastoralreferentInnen zu befragen.¹²⁴ Nicht untersucht wurden bislang die GemeindeferentInnen. In Österreich ist für 2009 überdies eine Umfrage unter Ehrenamtlichen in den Pfarreien in Vorbereitung.

Es werden im Folgenden, diese Studien querlesend, zu folgenden Stichworten Ergebnisse und praktisch-theologische Reflexionen vorgelegt: Buntheit, Priesterbild, Weltverhältnis, Kirchenbild.

Buntheit

In allen Studien kam eine enorme Vielfalt an Berufsbildern zum Vorschein. Und dies innerhalb der jeweiligen Berufsgruppe. Priester ist nicht gleich Priester, Diakon nicht Diakon und auch PastoralreferentIn nicht PastoralreferentIn. Diese bunte Vielfalt wurde über eine Typenbildung¹²⁵ sichtbar.

Priester

Unter den Priestern gibt es demnach zeitlose Kleriker, zeitoffene Gottesmänner, zeitnahe Kirchenmänner, zeitgemäße Gemeindeleiter. Diese Benennungen lassen bereits erkennen, dass mehrere Aspekte bei der Bestimmung der bunten Typen von Priestern eine Rolle spielen: Deren innerkirchliche Positionierung (eher in der Gemeinde die Gemeindeleiter, der Gemeinde mehr gegenüber die Kleriker) ist dabei ebenso wichtig wie das Weltverhältnis (hier reicht die Skala von weltabgewandt über weltzugewandt hin zu weltgewandt und weltverwandt). Je nach Land, aber auch nach Alter, variieren die Verteilungen. Die in die Studie einbezogenen osteuropäischen Länder Kroatien und Polen haben Priester, die mit den in Österreich 1970 untersuchten sehr verwandt sind. Aber auch in den deutschsprachigen Ländern, und hier wieder in den einzelnen

¹²⁰ In Deutschland gab es schon gleich nach dem Konzil eine Priesterstudie: Schmidtchen, Gerhard: Priester in Deutschland. Forschungsbericht über die im Auftrag der Deutschen Bischofskonferenz durchgeführte Umfrage unter allen Welt- und Ordenspriestern in der Bundesrepublik Deutschland, Freiburg 1973.

¹²¹ Das sind die vorausgegangenen Priesterstudien in Österreich: Zulehner, Paul M.: Kirche und Priester zwischen dem Auftrag Jesu und den Erwartungen der Menschen. Ergebnisse der Umfrage des Instituts für kirchliche Sozialforschung in Wien über "Religion und Kirche in Österreich" und "Priester in Österreich", Wien 1974, Wien 1971. – Ders.: Wie Priester heute leben. Ergebnisse der Wiener Priesterbefragung, Wien 1970

¹²² Zulehner, Paul M.: Priester im Modernisierungsstress. Forschungsbericht der Studie Priester 2000. Ostfildern 2001. – Zulehner Paul M./Hennersperger, Anna: „Sie gehen und werden nicht matt“ (Jes 40,31). Priester in heutiger Kultur, Ostfildern 2001.

¹²³ Zulehner, Paul M./Patzelt, Elke: Samariter - Prophet - Levit. Diakone im deutschsprachigen Raum. Eine empirische Studie, Ostfildern 2003. – Zulehner, Paul M.: Dienende Männer – Anstifter zur Solidarität. Diakone in Westeuropa, Ostfildern 2003.

¹²⁴ Zulehner, Paul M./Renner, Katharina: Ortsuche. Umfrage unter Pastoralreferentinnen und Pastoralreferenten im deutschsprachigen Raum, Ostfildern 2006. – Zulehner, Paul M./Zulehner, Paul M.: Qualität und Farbe. Zum Ort der Pastoralreferenten in der Kirche, in: Lebendige Seelsorge 4/(2007), 210-213.

¹²⁵ Das dazu verwendete Verfahren ist die Clusteranalyse. Mit Hilfe einer Reihe einschlägiger Aussagen zum beruflichen Selbstbild wurden jene Personen gebündelt und zu Typen zusammengefasst, die bei den Antworten ähnliche Mittelwerte aufwiesen.

Diözesen, sind die Verteilungen verschieden. Der Klerus in den alten Bundesländern ist anders zusammengesetzt als jener in den neuen. Die kommunistische Drucksituation hat den Fortbestand eines eher traditionellen Priesterbildes begünstigt – eine Beobachtung, die man bei Europäischen Priesterversammlungen gut beobachten kann, wenn Priester aus West- und aus Osteuropa zusammentreffen.

TABELLE 7: Verteilung der Priester auf die vier Typen

	zeitlose Kleriker	zeitoffene Gottesmänner	zeitnahe Kirchenmänner	zeitgemäße Gemeindeleiter
Österreich	26%	24%	28%	22%
Deutschland-West	20%	19%	29%	31%
Deutschland-Ost	30%	15%	40%	15%
Osteuropa	47%	30%	19%	5%
Schweiz	27%	18%	25%	30%
Priesteramtskandidaten	32%	25%	31%	13%

QUELLE: PRIESTER UND PRIESTERAMTSKANDIDATEN 2000©

Diakone

Auch die Diakone verstehen sich selbst verschieden. Samariter wollen unmittelbar helfen, wo Not ist. Neben diesen gibt es die von uns so genannten Propheten, weil sie nicht nur Opfer des Unrechts versorgen, sondern Opfer des Unrechts vorbeugend verhindern möchten. Sie sind also an der Veränderung ungerechter Strukturen in Gesellschaft und Kirche interessiert. Schließlich finden wir eine beachtlich starke Gruppe, die ursprünglich Priester werden wollten, wegen des Heiratens aber auch das Amt des Diakons ausgewichen sind. Sie wären aber jederzeit bereit, sich ordinieren zu lassen. Es sind also Diakone „im presbyteralen Standby“.¹²⁶ Die Verteilung dieser drei Diakonstypen ist in den untersuchten Diözesen sehr verschieden. Das macht eine recht unterschiedliche Diakonatspolitik in den einzelnen Diözesen erkennbar. Vielleicht waren, vor allem nach der Einführung des Ständigen Diakonats, nicht wenige Diözesanleitungen der Meinung, dass sich die Kirche auf dem Weg der Öffnung des Priesteramts auch für Verheiratete befindet und wollten sich schon im Voraus einen tauglichen Pool von Kandidaten schaffen. Andere Diözesen wiederum blieben zurückhaltend und setzten dafür lieber auf die gut ausgebildeten PastoralreferentInnen. Sie meinten dies auch damit begründen zu können, dass manche Diakone mehr zum Altar strebten denn zu den Armen und ein Teil von ihnen sich klerikaler gebärdete denn manche Priester.

TABELLE 8: Verteilung der Diakone auf die drei Typen

	Prophet	Levit	Samariter
Osnabrück	48%	35%	16%
Rottenburg	43%	31%	26%
Linz	43%	31%	26%
Salzburg	41%	12%	47%
Wien	40%	33%	27%
Berlin	38%	8%	54%
München	35%	32%	33%
Speyer	35%	44%	21%

¹²⁶ In der Schweiz zählen zwei Drittel zu diesem Typ Chur (56%), St. Gallen (67%). Anders ist die Lage in Salzburg (12%) und Berlin (8%).

Graz	35%	35%	29%
Innsbruck	34%	50%	16%
Augsburg	28%	40%	32%
Magdeburg	28%	44%	28%
Limburg	20%	46%	34%
Chur	13%	56%	31%
St. Gallen	0%	67%	33%
<i>Alle</i>	<i>35%</i>	<i>36%</i>	<i>28%</i>

QUELLE: DIAKONE 2002©

Eine enorme Bandbreite weisen die PastoralreferentInnen im deutschen Sprachraum auf. Angetreten waren ja viele – und auch die offiziellen Berufsbildungsschreiben weisen in diese Richtungen – dass es sich bei diesem relativ jungen pastoralen Beruf um hauptamtlich berufstätige Laien im pastoralen Dienst handelt. Dass sie dabei eine besondere Weltkompetenz und darüber hinaus eine Ehe- und Familienkompetenz mitbringen, wird ihnen nachgesagt. Solche ein Stereotyp stört aber die gar nicht wenigen Unverheirateten in dieser Berufsgruppe. Zudem ist es nach unseren Studien ebenso unhaltbar, den Priestern eben eine solche pastorale unverzichtbare Weltkompetenz generell abzuspochen und sie ausschließlich auf der Seite der PastoralreferentInnen anzusiedeln.

Bei der Typologiebildung spielte, was in der derzeitigen Situation nicht überrascht, das Verhältnis der PastoralreferentInnen zu den Presbytern eine gewichtige Rolle. Auf Grund des Priestermangels überrascht es nicht, dass es eine Art „Sog“ auf die freiwerdenden Priesterstellen gibt. Dieser „Sog“ wird durch einen „Drang“ dorthin verstärkt: Denn Priester haben in der Gesellschaft und auch innerhalb der kirchlichen Gemeinschaften ein Sozialprestige, das sie durch besondere pastorale Leistungen gar nicht verdienen, schlimmstenfalls freilich schnell verspielen können. Priester genießen also eine Art geschenktes zuvorkommendes Sozialprestige, das sich die jungen Laienberufe erst erarbeiten müssen. Und weil der Grund für das den Priestern gewährte Sozialprestige eher die Figur des „heiligen Außenseiters“ ist, des (rituellen) Fahrzeuglenkers hinein in einer bergende göttliche Welt, und Priestern dies durch die Kirche durch Weihe und Lebensform augenscheinlich zugewiesen wird, wird es für Laien generell nicht leicht sein, sich ein solches Prestige zu erwerben.

Der Priestermangel ermöglicht es nun aber hauptamtlichen Laien, über den Weg der Gemeindeleitung zumindest teilweise am Sozialprestige der Priester teilzuhaben. Das modifiziert natürlich die Laienberufe, wie sie sich in Zeiten ausreichend verfügbarer Priester entwickelt haben und auch frei entwickeln konnten. PastoralreferentInnen „presbyteralisieren“, so die Studie. Ein Teil der befragten PastoralreferentInnen, so die Typenbildung¹²⁷, kann als virtuelle Presbyter bezeichnet werden, andere sind es wohl schon real. Die Kirche hat damit den theologisch fragwürdigen Fall von „ungeweihten Laienpriestern“, ein Zustand, der – so mein Vorgänger auf dem Wiener Lehrstuhl Ferdinand Klostermann, nur als „heilsamer Unsinn“ definiert werden kann. Allerdings enthält diese „Notlösung“ eine enorme destruktive Dynamik: denn einerseits macht sie die Weihe überflüssig – es zählt dann nur noch fachliche Kompetenz, was natürlich für alle Berufe gilt, aber nicht ausreicht; andererseits macht es auch sowohl den Priester- wie die Laienberufe kaputt, weil die „realen Presbyter“ unter den Laientheologen weder das eine noch das andere sind. Dass sich dann manche der LaientheologInnen

¹²⁷ Folgende Items wurden im Fragebogen, gestützt auf eine qualitative Vorstudie, vorgelegt: Wenn Laien auf Dauer presbyterale Aufgaben übertragen werden, ist es konsequent, sie zu Priestern zu weihen. Notfalls sollen auch PastoralreferentInnen presbyterale Aufgaben übernehmen, um das gemeindliche Leben aufrecht zu erhalten. Durch meine Dienstbeschreibung sind mir presbyterale Aufgaben übertragen worden. Dass PastoralreferentInnen nicht zu Priestern geweiht werden, liegt allein am Zölibat bzw. an der Nichtzulassung von Frauen zum Priesteramt. Der Priestermangel klerikalisiert den Beruf der PastoralreferentInnen, weil diese immer mehr presbyterale Aufgaben übernehmen müssen. Praktisch bestimmt sich unser Beruf als PastoralreferentIn mehr vom Priester als von den Laien her. Wenn ich frei wählen könnte, wäre ich lieber Priester als PastoralreferentIn. PastoralreferentInnen gehören (theologisch gesehen) nicht auf die Seite des Amtes, sondern des Volkes (der Laien). Meine Berufung als PastoralreferentIn unterscheidet sich deutlich von der Berufung zum Priesteramt.

auf solchen presbyteralen Handlungsfeldern (natürlich gehört hierher auch die Taufe, die ja ursprünglich dem Bischof vorbehalten war!) selbst als vom Volk faktisch geweihte Priesterinnen und Priester verstehen – ist zwar rührend, aber widerspricht dem ekklesialen Charakter des Ordo.¹²⁸ Es verdient vermerkt zu werden, dass durch diese Entwicklung katholische Diözesen auf einen Weg begeben, den die katholische Kirche bei den Limagesprächen über das kirchliche Amt stets als Irrweg gegeißelt hat. Limakonsens ist aber: „Um ihre Sendung zu erfüllen braucht die Kirche Personen, die öffentlich und ständig dafür verantwortlich sind, auf die fundamentale Abhängigkeit von Jesus Christus zu verweisen und dadurch innerhalb der Vielfalt der Charismen für die Einheit zu sorgen.“ Dieses Amt ist „konstitutiv für Leben und Zeugnis der Kirche. Es wird seit frühester Zeit und weithin in allen christlichen Kirchen durch Ordination übertragen.“¹²⁹

Die Verteilung der PastoralreferentInnen im deutschsprachigen Raum ist markant verschieden. Vor allem in der Schweiz presbyteralisiert diese Berufsgruppe mächtig. Es gibt kein Kirchengebiet, in dem so viele Laien in der Gemeindeleitung sind, predigen und taufen, wie in Schweizer Diözesen. Das heißt aber auch, dass es in diesen Schweizer Diözesen keinen Priestermangel, wohl aber einen notorischen und fatalen Weihemangel gibt. In Deutschland, wo die Bischofskonferenz den Einsatz der Laientheologen in Pfarrgemeinden nicht als Regel vorsieht, ist die Lage deutlich anders. Es gelingt aber nur einem Teil, diese Regel auch faktisch einzuhalten, wie die Verteilung der vier Typen in den deutschen Diözesen zeigt. Denn gehen Diözesen verfolgen offenbar einen anderen Weg und stellen PastoralreferentInnen in den Gemeinden ein, dies wohl auch unter dem wachsenden Druck der schwer überlasteten eigenen Seelsorgspriester, deren Hauptsorge darin besteht, aus Seelsorgern (so waren sie primär ausgebildet worden, das wollen viele auch sein) Pastoralmanager in seelsorglichen Großräumen zu werden. Der Verlust von Seelsorge durch den Priestermangel wird von 85% der befragten Priester beklagt, und diese Klage steigt mit der Anzahl der zu betreuenden Pfarreien an.

TABELLE 9: Verteilung der PastoralreferentInnen auf die vier Typen

	LAIEN		PRESBYTER	
	konsequent	bedingt	virtuell	real
Deutschland	35%	31%	21%	13%
Österreich	21%	39%	24%	17%
Schweiz	8%	24%	17%	51%

QUELLE: PASTORALREFERENTINNEN 2006©

Priesterbild

In allen drei Großstudien gab es ein gemeinsames Paket von Fragen zum Priesterbild. In der Priesterstudie wurde damit das Selbstbild der Priester eruiert. In den Studien unter den Diakonen und den PastoralreferentInnen sollte das Fremdbild der Priester erkennbar gemacht werden. Das jeweilige Priesterbild (und wie alle Studien zeigen, das damit eng verwobene Bild der Laien und der Kirche insgesamt) beeinflusst das Verhältnis und die Zusammenarbeit der verschiedenen Berufsgruppen in den Pfarreien, Seelsorgsräumen und Diözesen nachhaltig.

Das sind die einzelnen Testitems:

[Das priesterliche Amt]

... ist von Christus eingesetzt;

... ist Repräsentation Christi;

... beansprucht das ganze innerste Leben seines Trägers;

¹²⁸ Die auf dem Donauschiff geweihte Frauen hatten für die Weihe keine Kirche, in der die Ordination stattfinden hätte können: deren Weihe war daher alles andere als ekklesial, vielmehr heidnisch-magisch.

¹²⁹ Kommission für Glauben und Kirchenverfassung des Ökumenischen Rates der Kirchen, Konvergenzerklärungen zu Taufe, Eucharistie und Amt („Lima-Dokument“), hier: Amt, Nr.8.

- ... dient dem geistlichen Wachstum der Kirche;
- ... hält die anvertraute Gemeinde in der Spur des Evangeliums;
- ... ist Repräsentation der Gemeinde;
- ... sorgt sich darum, dass die vom Evangelium geformten Gemeinden mit der Ortskirche verbunden bleiben;
- ... dient primär der Schlichtung von Konflikten, dem menschlichen Zusammenleben in der Gemeinde;
- ... ist Dienst an der Gemeinde;
- ... ist Ausdruck persönlicher Berufung;
- ... ist ausschließlich Schöpfung der frühen Gemeinden;
- ... gründet nicht in einer besonderen Weihe;
- ... ist Ergebnis eines geschichtlichen Prozesses

Dieses Instrumentar zum Priesterbild wurde erstmals in der Studie der Deutschen Bischofskonferenz 1973 eingesetzt. Damals war es unter der Mitwirkung der Theologen Karl Lehman und Walter Kaspar entwickelt worden. In den einzelnen Aussagen zum Priester(selbst)bild wird einerseits die Beziehung zu Christus angezielt¹³⁰, andererseits die Beziehung zur Gemeinde¹³¹. Eingebaut war in die Fragebatterie die moderne Amtstheologie mit deren Doppeldimension der synchronen und der diachronen Einheit: Das Amt hält die anvertraute Gemeinde in der Spur des Evangeliums und (katholisch) im Verbund mit den anderen Evangeliumsgemeinschaften.

Priester, Diakone und PastoralreferentInnen favorisieren ihr je eigenes Priesterbild. Für PastoralreferentInnen ist der Priester vorab Gemeindeleiter. Für die Priester selbst eher Kleriker. Für die Schweizer PastoralreferentInnen (58%) ist der Priester genau das, was sie selbst leben: Der Priester ist Gemeindeleiter, braucht dazu eher keine Weihe, muss sich nicht „total“ mit seinem Beruf identifizieren, weil es auch nicht das Innerste der Existenz beansprucht. Das bedeutet aber zugleich: Wenn diese Eigenschaften das priesterliche Amt ausmachen, was steht dann ihrem Wunsch entgegen, dass sie in dieser Weise selbst als Priester/Pfarrer anerkannt werden? Ganz anders sehen dies die Priester in Osteuropa; hier ist nur für 3% der Priester „Gemeindeleiter“. In dieser Kirchenregion dominiert das Bild vom Priester als zeitlosen Kleriker (62%).

Praktisch-theologisch erwünscht wäre der zeitoffene Gottesmann zu. Dieser versteht sich „pontifikal“. Er achtet die Rückbindung an Christus wie die Einbindung in den Gang der eigenen Kirche durch die Zeit. Er ist jener Priestertyp, der zwischen Auftrag und Situation vermittelt; die zeitlosen Kleriker flüchten eher in die Tradition, die Gemeindeleiter beugen sich eher der Situation. Die Kleriker dienen, wie sie sagen, dem Kyrios. Die Gemeindeleiter dem Kairos. Die Gottesmänner versuchen, dem Kyrios im Kairos zu dienen.

Die Buntheit in den pastoralen Berufen der katholischen Kirche ist Ausdruck des Reichtums an Möglichkeiten. Sie lehrt aber auch, dass die oder der Einzelne nie in der Lage ist, das gesamte weite Spektrum der pastoralen Berufung zu leben. Die Möglichkeit bestünde, dass die Einseitigen voneinander lernen.

Sobald sich aber Lager von Gleichgesinnten bilden, kann es zu unseligen Belagerungen kommen. Ist dann einer Gruppe zudem die Neigung zum „Autoritarismus“ eigen, also zu einer Art Persönlichkeitsschwäche, die sich in Unterwerfungsbereitschaft äußert, dann kann es zu aggressiven Auseinandersetzungen zwischen den Lagern kommen.

¹³⁰ Repräsentationstheologie, Einsetzung durch Christus, Weihe, dient spirituellem Wachstum, beansprucht das Innere des Priesters.

¹³¹ Schuf sie historisch gesehen die Ämter? Repräsentiert das Amt die Gemeinde? Gründet nicht in einer Weihe? Dient dem Konfliktmanagement.

TABELLE 10: Priesterbilder in den drei Berufsgruppen der Priester, Diakone und PastoralreferentInnen

Amtsbilder>	zeitgemäßer Gemeindeleiter	zeitnahe Kirchenmann	zeitoffener Gottesmann	zeitloser Kleriker
alle Priester	10%	25%	23%	42%
Priester Schweiz	13%	20%	28%	38%
Priester Österreich	12%	25%	24%	39%
<i>Priester Deutschland-West</i>	<i>11%</i>	<i>28%</i>	<i>24%</i>	<i>37%</i>
<i>Priester Deutschland-Ost</i>	<i>9%</i>	<i>38%</i>	<i>15%</i>	<i>38%</i>
<i>Priester Osteuropa</i>	<i>3%</i>	<i>15%</i>	<i>20%</i>	<i>62%</i>
Diakone	17%	28%	35%	20%
alle PastoralreferentInnen	44%	10%	38%	7%
<i>Österreich</i>	<i>34%</i>	<i>9%</i>	<i>43%</i>	<i>13%</i>
<i>Deutschland</i>	<i>42%</i>	<i>11%</i>	<i>40%</i>	<i>7%</i>
<i>Schweiz</i>	<i>58%</i>	<i>10%</i>	<i>28%</i>	<i>4%</i>
Alle	21%	21%	29%	29%

QUELLEN: PRIESTER 2000©; DIAKONE 2002©; PASTORALREFERENTINNEN 2006©

Weltverhältnis

Menschen in einem pastoralen Dienst brauchen eine hohes Maß an Pluralitätstoleranz (Hermann Stenger). Diese ist etwas anderes als Standpunktlosigkeit oder Beliebigkeit. Denn die Welt, in der heute die Kirchenmitglieder leben, ist überaus vielfältig.¹³² Die Menschen bewegen sich auf einer Skala von modern bis traditionell. Dazwischen finden sich höchst unterschiedliche Milieus, die heute in den Kirchen zwar in teuren Erhebungen feststellen läßt, die aber in der alltäglichen Kirchenpraxis viel zu wenig zur Kenntnis genommen werden. Milieuempathie bedeutet Zeitoffenheit, die bei einem Teil der Priester, (den zeitlosen Klerikern) nur schwach ausgeprägt ist. Moderne Zeitgenossen beteiligen sich folglich immer weniger am kirchlichen Leben: Und das oft nicht, weil sie nicht spirituell hoch aufgeladen sind, sondern weil die Stilisierung des kirchlichen Lebens im Widerspruch zu ihren Alltagserfahrungen steht. Es gibt einen von Trägern kirchlicher Berufe selbst verschuldeten Kommunikationsabbruch mit modernen Menschen und deren Lebenswelt. Die derzeit praktizierte Ernennung konservativer Bischöfe in einigen Kirchengebieten wie zum Beispiel in Bayern erschwert die Lage.

Die Gefahr, dass sich die Kirche bei einem Teil ihrer beruflichen Repräsentanten der Welt gegenüber neuerlich verschließt, ist akut. PastoralreferentInnen und mit ihnen die „Samariter“ unter den Diakonen und die „zeitoffenen Gottesmänner“ wären unverzichtbare Garanten einer „kairologischen Sensibilität“¹³³. Von hier aus kann man das Klagen eines Großteils der PastoralreferentInnen über die derzeitige Grundstimmung in der katholischen Kirche verstehen. Sie hegen mehrheitlich (73%) den

¹³² Zulehner, Paul M./Hager, Isa/Polak, Regina: Kehrt die Religion wieder. Religion im Leben der Menschen 1970-2000, Ostfildern 2001.

¹³³ So im Schlusstext eines Symposiums über die PastoralreferentInnenstudie in Wien 2007: Zum Ort der Pastoralreferenten in der Kirche, in: Lebendige Seelsorge 4 (2007), 210-213.

Verdacht, dass der Kirchenleitung die Nähe zum alltäglichen Leben und Leiden der Menschen fehle.. Mit erdrückender Mehrheit mutmaßen sie, dass diese sich der Welt annähernden Reformen des Konzils heute, wenn überhaupt, viel zu langsam und nur halbherzig, ja mutlos¹³⁴ vorangingen (84%) – verschwindende 3% sehen das nicht so.¹³⁵

Ein Moment an der Neubestimmung des Weltverhältnisses scheinen die schleichende Abwertung und der Rückzug der Gemeinden aus der Diakonie zu sein. Natürlich sind die Kirchen in Westeuropa (und nicht nur hier) spirituell erschöpft. Eine Stärkung der spirituellen Kraft des kirch(engemeind)lichen Lebens steht dringlich an. Sonst werden die Kirchen keine gute Adresse für die wachsende Zahl der spirituellen Wanderer (Ernst Bochinger) in den gleichfalls erschöpften Feldern säkularen Lebens werden.¹³⁶ Was aber dabei nicht wachsen sollte, ist eine Wellnessspiritualität der fromm verdrehten Augen. Abendmahl und Fußwaschung zu trennen, Mystik von der Politik, Kontemplation von der Aktion entspräche einer völlig unjesuanischen Trennung von Gottes- und Nächstenliebe, von Abendmahl und Fußwaschung.

Eine Lesehilfe für den wachsenden Rückzug eines beträchtlichen, oft des jüngeren Teils der Priester aus der modernen Welt könnte die neue Lust an der traditionellen Priesterkleidung sein. Die in Umfragen sichtbar gewordenen statistischen Zusammenhänge sind diesbezüglich klar und erdrückend. Dabei ist gegen Identität und Erkennbarkeit in Zeiten der Diffusion nichts einzuwenden. Aber den Neokonservativen geht es nicht um die Erkennbarkeit des Evangeliums, sondern der traditionellen Kirchengestalt und um die Zähmung ihrer eigenen Weltverunsicherung. So lassen sie ihre schwach ausgebildete Persönlichkeit hinter einer erstarrten Rolle verschwinden, aus der Person wird der Funktionär. Die ethisch einzig zulässige kritische Loyalität kippt in blinden Gehorsam. Diese Unterwerfungsbereitschaft ruft dann nach neuen (geistlichen) FührerInnen: Diese sind aber von einer ganz anderen Art als die noch mehr erforderlichen geistlichen Meister. Bei solchen Entwicklungen geht das seelsorgliche Urkapital heutiger Evangelisierung verloren: die Authentizität. Was zählt denn auch schon das Zeugnis eines bezahlten Propheten? Mangel an Glaubwürdigkeit kann durch erstarrt-aggressiven Autoritarismus nicht wett gemacht werden.

Kirchenbild

Diese Beobachtungen bilden eine Brücke vom Weltverhältnis zum Kirchenbild, oder im Sinn des Zweiten Vatikanischen Konzils, von „Gaudium et spes“ zu „Lumen gentium“. Bei einem Teil der Trägern der pastoralen Berufe ist das Konzil umstrittener denn in den zwar stürmischen, aber dennoch gedeihlichen Entwicklungszeiten gleich nach dem Konzil. Die derzeitige Kirchenleitung ermutigt auch nicht zu einer konsequenten Realisierung der Konzilsbeschlüsse, sondern tendiert dazu, scheinbar Reformen rückgängig zu machen. Dass es sich dabei vor allem um liturgische Reformen handelt, ist nicht zufällig. Denn die Reformen des Konzils haben aus dieser Mitte heraus begonnen.

So ist anzunehmen, dass in den nächsten Jahren erneut die Rolle der Laien, auch der Laienberufe, in der Liturgie und damit in der Kirche neu bestimmt werden wird, um es neutral zu sagen. PastoralreferentInnen können schon ein Lied davon singen, ganz gleich ob es um die Mitwirkung an der Gemeindeleitung geht, um die Auslegung des Evangeliums in einer Eucharistiefeier, um die Taufe (zumindest dann, wenn ein Priester nicht in Ruf- und Reichweite ist).

Es ist auch leider vorhersehbar, dass die Mitgestaltungsmöglichkeiten des Kirchenvolks – des laos, also der Laien – in den Jahren vor uns nicht ausgebaut, sondern eher eingeschränkt werden. Die jungen Pfarrer tendieren eher zu einem antiquierten autoritären Leitungsstil – es ist der Stil der Verunsicherten – statt zum Ausbau der Kommunikation und Kooperation, zur Erweiterung der Beratung zur Mitentscheidung. Es ist dann aber zu befürchten, dass die Suche nach Mitgliedern in den Pfarrgemeinderäten sich noch mehr erschweren wird, als dies heute schon der Fall ist.

¹³⁴ Diese Mutlosigkeit wäre ein Hinweis darauf, dass die Kirche in Gefahr ist, den Geist auszulöschen. (Rahner, Karl: Löscht den Geist nicht aus! in: Schriften zur Theologie 7, Zürich 1966, 77-90). Dazu: Zulehner, Paul M.: Ein neues Pfingsten. Ermutigung zu einem Weg der Hoffnung, Ostfildern 2008.

¹³⁵ Zulehner: Ortsuche, aaO., 155.

¹³⁶ Zulehner, Paul M.: GottesSehnsucht. Spirituelle Suche in säkularer Kultur, Ostfildern 2008.

Ganz allgemein wird sich das gesellschaftliche Gesamtbild der Kirche verändern. Die Kirche schrumpft am weltoffenen Pol. Zu diesem gehören die vielen, die sich nach dem Konzil / auch über das – mag ja sein reformstrategisch unbedarft¹³⁷, aber in den Themen sicherlich hieb- und stichfeste¹³⁸ Kirchenvolksbegehren.

Presbyterale Berufungen

Eine letzte Beobachtung. Die Kirche leidet heute, so sagen die Kirchenführenden, unter einem epochalen Priestermangel. Das zwingt zur Errichtung von pastoralen Großräumen, die ja ihren Sinn haben, wenn sie nicht nur mutlos der Administration des Mangels dienen. Denn manche pastorale Vorgänge verlangen nach einem größeren Raum, um optimal gestaltet werden zu können: wie Jugendarbeit, Bildungsarbeit, Diakonie.

Aber hat die katholische Kirche wirklich einen Priestermangel? Zunächst ist festzuhalten, dass unter jenen, die heute einen pastoralen Dienst ausfüllen, beachtlich viele sind, welche persönlich eine Berufung zum Priesteramt in sich verspüren: die Leviten unter den Diakonen, die virtuellen und realen „Presbyter“ unter den PastoralreferentInnen. Eine Umfrage unter jenen, die an der Katholisch-Theologischen Fakultät in Wien studieren, zeigt ebenfalls dass es weit mehr Ordinationsbereite gibt, als in den Priesterseminaren und den Noviziaten leben.¹³⁹

Damit ist das Potential längst nicht umfassend offengelegt. Joseph Ratzinger sagte 1970 in einer Rundfunkrede über die Kirche im Jahr 2000: „Sie [die Kirche 2000] wird auch gewiss neue Formen des Amtes kennen und bewährte Christen, die im Beruf stehen, zu Priestern weihen: In vielen kleineren Gemeinden bzw. in zusammengehörigen sozialen Gruppen wird die normale Seelsorge auf diese Weise erfüllt werden. Daneben wird der hauptamtliche Priester wie bisher unentbehrlich sein.“¹⁴⁰ Der nebenberuflich tätige Priester war in der Kirchengeschichte ebenso verbreitet wie er auch heute in vielen Kirchengebieten sich aus dem Mangel an Finanzen geradezu anbietet. Warum nicht auch bei uns? Die Anglikanische Kirche hat bereits vierzig Jahre weithin gute Erfahrungen damit gesammelt. Wer sagt denn, dass es also nicht unter den vielen Ehrenamtlichen in den Gemeinde „personae probatae“, also gemeindeerfahrene Personen gibt, die – nach einer angemessenen theologisch-pastoralen Ausbildung über drei Jahre und einer guten Supervision – zu „Teams of Elders“¹⁴¹ in einem pastoralen Großraum geweiht werden könnten¹⁴²?

Wer diesen Blick einnimmt, kann keinen wirklichen Priestermangel erkennen: Vielmehr sieht er eine Blindheit der Kirchenleitung für vorhandene Berufungen, bei Männern und bei Frauen. Die Frage ist nur, was theologisch besehen solche „subjektiv“ wahrgenommene Berufungen sind. Aber um Joseph Ratzinger zu zitieren, der dies in Blick auf nichteheliche Lebensgemeinschaft gesagt hat: Theologisch sind diese Berufung zumindest nicht nichts. Jedenfalls könnte die Kirche damit gut wirtschaften und damit verhindern, dass sie durch weitere Ausdünnung der eucharistischen Dichte nicht nur dem Aufbau der Kirche von innen schwer schadet, sondern zugleich dem in jeder eucharistischen Feier sich ereigneten Umwandlung eines Teils der Welt in den österlich-kosmischen Christus (Kol 1,12-20) hinein.

¹³⁷ Zulehner, Paul M.: Austria's naive reformers, In: The Tablet, 23 November 1996, London (1995) 1534 f.

¹³⁸ Zulehner, Paul M.: Kirche auf Reformkurs. Kirchenvolks-Begehren, Düsseldorf-Innsbruck 1995.

¹³⁹ <http://homepage.univie.ac.at/paul.zulehner/php/Paul2/index.php?id=47>

¹⁴⁰ Ratzinger, Joseph: Glaube und Zukunft, München 1970, 122.

¹⁴¹ Lobinger, Fritz: Team of Elders. Moving beyond viri probati, Quezon City 2007. – Auch: Zulehner; Paul, M./Lobinger, Fritz/Neuner, Peter: Leutepriester in lebendigen Gemeinden. Ein Plädoyer für gemeindliche Presbyterien, Ostfildern 2003.

¹⁴² Dies wäre eine Form der relativen Weihe, übrigens geraume Zeit in der Kirchengeschichte die einzig zulässige.

PRIESTER

1991 Aspekte zur Bearbeitung des "Pfarrermangels"

A. Jan Kerkhofs: *Typologie der Situationen*

B. Paul M. Zulehner: Typologie praktizierter Lösungen

Lösungen vom Pfarrer (Amt) her entworfen

Ausgangslage: durch Überalterung, zu wenige Priesterweihen [hohe drop-out-Rate in den Seminarien], Amtsniederlegungen, Überarbeitung [und damit ausgelöste körperliche und psychosomatische Leiden] knapper werdende priesterliche Ressourcen

Ziel: Bessere (weltweite) Verteilung der knapper werdenden priesterlichen Ressourcen

Methodisch: Oftmals Aufgreifen von pastoralen Anliegen, die unabhängig vom Pfarrermangel wichtig sind/wären (liegen geblieben sind): z.B. Pfarrverband, Förderung neuer pastoraler Berufe (PastoralreferentInnen, Diakone), Anreicherung der Gottesdienstformen (Wortgottesdienste z.B.), stärkere Einbeziehung von Laien in "priesterliche" Aufgabenfelder" (z.B. Leiten), vielfältige Formen von Kooperation in der Seelsorge

Sorge um mehr Priester

- Werbung (z.B. Österreich: Plakatwerbung um kirchliche Berufe)
- zusätzliche Ordensleute in die Pfarrseelsorge (häufig aber umgekehrt: Orden geben Pfarreien auf - welche? nicht jene mit Gutshöfen)

Umschichtung von Priestern

- Priester aus dem Ausland (internationale Umverteilung: früher schon: fidei-donum-Priester; Jachym-Delleport: Europaseminar für Holländer, dann Spanier)[PMV 1962]
- diözesane Umschichtung (aus kategorialen Bereichen..., aus Schulen); insgeheim wird ein Vorrang der Pfarrseelsorge vor den anderen Seelsorgsformen (Verbände, Katholische Aktion, Basisgemeinden etc.) praktiziert;

Reduzierung der (bisherigen) Aufgaben der Priester

- "Sparmaßnahmen" (z.B. weniger Messen...); Kriterien werden aufgestellt, die eine eigene Messe rechtfertigen [Spanien: wieviele müssen da sein]; die Sonntagspflicht wird entprivatisiert: eine Messe pro Diözese sei prinzipiell genug. Aufwertung der Praxis des Glockenlätens, um eine Teilnahme ohne Anwesenheit ermöglichen zu können
- Verwaltung wird (letztverantwortlich) einem kompetenten Laiengremium übertragen [Limburg 1991]
- Beerdigungsdienst durch Laien
- Wortgottesdienstleitung durch Laien (ADAP)

Beteiligung von Laien an priesterlichen Diensten: (Laien als) Bezugspersonen

- (vorübergehende) Beteiligung von Laien (hauptamtlich, ehrenamtlich: delegate?) an Teilrollen: vor allem für "Leitung" und zum Ansprechen bei seelsorglichen Wünschen: nichtpriesterliche Bezugspersonen (wer dafür in Frage kommt: Limburg 1991)

Territoriale Maßnahmen

- (a) Zusammenlegen von Pfarreien (closing) zu Großpfarreien
- (b) Zusammenarbeiten im Pfarrverband (clustering): kooperative Gemeindeleitung
 - allgemein: Priester auf jeden Fall für Eucharistie, Sakramente und Predigt in der Eucharistie zuständig; Pflicht zur Teilnahme am Pfarrgemeinderat
 - Variationen:

mit einem hauptamtlichen Pfarrer für mehrere (eigenständige) Pfarrgemeinden	Frage der Gremien, (Möglichkeit gemeinsamer Sitzungen mehrerer Gremien zu gemeinsamen Fragen: Limburg 1991) der Gottesdienstzahl, vor allem an hohen Festen: wo Christmette etc.
mit einem Pastoralteam (einem Pfarrer, einem Kaplan, eine/r Hauptamtlichen),	<i>variable Zuständigkeiten:</i> * je eine Person für eine der Pfarreien "gesamtzuständig" * je eine Person für eine bestimmte Seelsorgsaufgabe in allen verbundenen Pfarreien zuständig variable Wohnformen: * alle wohnen im Zentralort, wo auch der Pfarrer wohnt * die Teammitglieder wohnen auf die einzelnen Pfarreien verteilt: in jeder sollte jemand wohnen und so in "Ruf- und Reichweite" sein
mit nebenberuflichem Priester als "Moderator im Hintergrund" ("leitender Priester" Limburg 1991),	Beteiligung eines Laien an amtlichen Aufgaben, auch an der Leitungsaufgabe (cn 517, §2)

(c) Entwicklung von Kriterien, in welcher Pfarrei ein Priester wohnt ("pastorale Zentralorte")

Kernfrage: Bestand versorgend erhalten oder missionarische Dynamik der Gemeindegründung?

Gewohnheiten der Gläubigen verändern

- Die Möglichkeit eröffnen, die Sonntagspflicht unter Woche erfüllen zu können ("gleitender Sonntag")
- die Gläubigen mit Bussen zu den Gottesdiensten fahren, oder Fahrgemeinschaften [Wentdorf b.Hamburg]

Lösungen unter Berücksichtigung von Amt *und* Gemeinde

(Pfarr)Gemeindeentwicklung

Maßnahmen in allen (bestehenden) Pfarreien (Basismaßnahmen, die auch ohne Pfarrermangel vonnöten sind):

- Entwicklung der Christenberufung
- Entfaltung der Charismen
- damit Wahrnehmen der Grundvorgänge durch Pfarreimitglieder (Katechese, Diakonie, Liturgie)
- Neugestaltung der Pfarrerrolle (durch Integration der Laienverantwortung in diese)

Maßnahmen für den Notfall

- "Leiten" durch Mitglied der Pfarrei (Sprecher, Team - gewählt und vom Bischof öffentlich bestätigt)
- verantwortlich dafür, daß die Pfarrei oft genug einen Priester zur Stelle hat
- Vertretung der Interessen der pfarrerlosen Gemeinden in der Diözese: Sichtung der Erfahrungen, pastorale Lobby (einschließlich der Beteiligung an der Entscheidung, welche Maßnahmen für diese Pfarrei für den Fall, daß der Bischof keinen Pfarrer mehr bestellen kann, getroffen werden)
- später vielleicht: Vorschlagen eines Kandidaten (eventuell aus der eigenen Gemeinschaft), den der Bischof berufsbeleitend ausbilden und dann weihen soll

1994 Priester im Modernisierungsstress

Die letzten großen Priesterumfragen waren 1971 gemacht worden: in Deutschland, in der Schweiz, in Österreich, auch in anderen Regionen der katholischen Weltkirche. In der nachkonziliaren Aufbruchzeit wollte man wissen, wie es um Dienst und Leben der Priester steht. Gründe dafür gab es genug: Das Konzil „redefinierte“ (Philip Selznik) die Kirche neu, in ihr die Rolle der Laien. Das musste auch das Selbstverständnis der Priester berühren: War doch aus einer Priesterkirche eine Volk-Gottes-Kirche geworden. Das Konzil war jedoch mit der Neuordnung des priesterlichen Dienstamtes auch aus Zeitgründen nicht weit genug gekommen. Daher gab es alsbald nach dem Konzil Debatten über das priesterliche Amt und seine Umgestaltung. Bischofskonferenzen meldeten sich zu Wort, ebenso die inzwischen gut organisierten Priestergruppen. Nicht nur die ehelose Lebensform stand zur Diskussion und beschäftigte die Bischofssynode 1971 über die Priester. Gerungen wurde auch um die Frage, was ein Priester angesichts der vertieften Sicht der Kirche sowie der Neubewerteten Rolle der Laien ist.

Forscherisch ist es seitdem überraschend ruhig geblieben. Nur Kleinstudien zum Priesteramt gab es in den letzten dreißig Jahren.¹⁴³ Allein systematische Theologen und Theologinnen schrieben teils umfangreiche Werke über das Priestersein¹⁴⁴. Dazu wurden in den letzten Jahren Ergebnisse von Studientagungen¹⁴⁵ veröffentlicht, eher spirituell ausgerichtete Werke publiziert¹⁴⁶ und in vielen Festschriften finden sich zahllose Reflexionen zur priesterlichen Situation¹⁴⁷. Die Veränderungen im Lebensalltag der Priester sind aber ungemindert weitergegangen. Zwei markante Vorgänge ragen heraus: der tiefgreifende Wandel in der Lage von Religion in der Kirche in einer sozial wie kulturell bewegten Moderne sowie das europaweit grassierende Phänomen des Mangels an „Priestern in Ruf- und Reichweite“.

Am ältesten Lehrstuhl für Pastoraltheologie, in Zusammenarbeit mit der Arbeitsstelle für kirchliche Sozialforschung (AfKS), habe ich mich daran gemacht, die forschersich vergessenen Priester neuerlich zu beforschen. Die Ergebnisse der Studie PRIESTER 2000 liegen demnächst in Buchform vor.¹⁴⁸ In diesem knappen Beitrag werden das Forschungskonzept sowie zentrale Erkenntnisse erstmals einer breiten Öffentlichkeit präsentiert. Vorausgegangen waren Präsentation der Ergebnisse in den Priesterräten und Leitungsgremien jener Diözesen, die sich an der Umfrage beteiligt haben. Den beteiligten Priestern sage ich an dieser Stelle Dank für Ihre Mitarbeit an der Studie.

Bewegter Auftakt

Schon die Bewerbung der Studie in den sehr unterschiedlichen Kirchenregionen (nachkommunistische Gebiete, „westliche“ Diözesen) erwies sich als eigenes Forschungsthema. 1971 hatten die Studien in der Schweiz, in Deutschland und in Österreich noch die Bischofskonferenzen in Auftrag gegeben. Vorahnend, dass eine solche Studie bei

¹⁴³ Sayer, Josef: Sozialer Wandel in der Kirche. Eine empirische Untersuchung zur Sozialisation beim Priesterberuf, Düsseldorf 1976. – Pirklbauer, Birgit L.: Priesteridentität zwischen Kirche und Gesellschaft: Diskussionsbeiträge aus soziologischer Theorie und Empirie, Linz 1998.

¹⁴⁴ Müller, Gerhard Ludwig: Priestertum und Diakonat, Freiburg 2000. – Greshake, Gisbert: Priester sein in dieser Zeit. Theologie – Pastorale Praxis – Spiritualität, Freiburg 2000. – Müller, Judith: In der Kirche Priester sein. Eine Analyse des Priesterbildes in der deutschsprachigen katholischen Dogmatik des 20. Jahrhunderts, Würzburg 2001.

¹⁴⁵ Vgl. Stubenrauch, Bertram (Hg.): Christsein als Priester. Was verbindet und trägt, Trier 1999. – Klasvagt, Peter / Lettmann Reinhard (Hg.): Priester mit Profil. Zur Zukunftsgestalt des geistlichen Amtes, Paderborn 2000.

¹⁴⁶ Vgl. Kamphaus, Franz: Priester aus Passion, Freiburg 1993. – Häring, Bernhard: Heute Priester sein. Eine kritische Ermutigung, Freiburg 1995. – Brantzen, Hubertus: Lebenskultur des Priesters: Ideale, Enttäuschungen, Neuanfänge, Freiburg 1998. – Scholtissek, Klaus (Hg.): Schürmann, Heinz: Im Knechtsdienst Christi. Beiträge zur weltpriesterlichen Existenz hier und heute, Paderborn 1998.

¹⁴⁷ Vgl. Hillenbrand, Karl / Kehl, Medard (Hg.): Du führst mich hinaus ins Weite: Erfahrungen im Glauben – Zugänge zum priesterlichen Dienst. Freundesgabe für Georg Mühlenbrock, Würzburg 1991. – Schreer, Werner / Steins Georg (Hg.): Auf neue Art Kirche sein. Wirklichkeiten – Herausforderungen – Wandlungen. Festschrift für Bischof Dr. Josef Homeyer, München 1999. – Hillenbrand Karl, Niederschlag Heribert (Hg.): Glaube und Gemeinschaft. Festschrift für Bischof Paul Werner Scheele zum 25jährigen Konsekrationsjubiläum, Würzburg 2000.

¹⁴⁸ Zulehner, Paul M. / Hennersperger, Anna: Sie gehen und werden nicht matt (Jes 40,13). Priester in heutiger Kultur, Ostfildern 2001. – Zulehner, Paul M.: Priester im Modernisierungsstress. Ergebnisse der Studie PRIESTER 2000. Ein Forschungsbericht, Ostfildern 2002.

Kirchenleitungen sehr unterschiedlich aufgenommen werden würde, haben wir uns mit unserem Forschungsansinnen nicht an Bischofskonferenzen gewandt. Wir haben Priesterräte beworben. Einzelne Bischöfe haben dann für bzw. gegen ihre Priesterräte entschieden. Die Argumente waren zumeist verwandt: Als Bischöfe würden sie ja „ihre Priester“ kennen. „Ihre“ schon: aber alle, und wie tief ginge diese Kenntnis, so unsere besorgte Gegenfrage. Andere sagten, sie wünschten sich für die Priester nicht Umfragen, sondern Spiritualität. Wer wollte dagegen etwas sagen: Vernunft oder Gnade, ein alter Schachzug, um unangenehmer Realität auszuweichen. Noch klarer und zugleich beklemmender ein Brief der Nuntien an die beteiligten Bischöfe: Die Fragen bezögen sich auf Themen, die herkömmlicherweise nur im Forum internum behandelt werden (vielleicht die Frage nach der Fortbildung, oder ob es einen geordneten Haushalt gibt – nach Freundin oder Sexualkultur wurde ohnedies nicht gefragt). Zudem würde auf dem Weg von Umfragen aus einem „mysterisch-sakramentalen“ Kirchenbild ein „soziologisches“ werden. Tatsächlich erwarten manche von sozialwissenschaftlicher Forschung zuviel, während andere zugleich zuviel befürchten. Erschreckt hat der dritte Gegengrund: „Wenn die Daten veröffentlicht werden, werde dem Stand des Klerus schwerster Schaden entstehen.“ Die „Angst der Mutter Kirche“ (so ein betroffener Bischof) ist groß. Die Meinung über den westeuropäischen Klerus ebenso schlecht. Die Bischöfe wurden daher aufgefordert, alles zu tun, dass die Umfrage nicht stattfindet. Aber vielleicht haben die Nuntien, bei theologischem Tageslicht an ihren eigenen Argumenten zweifelnd, mit der Zustellung des Briefes so lange gewartet, bis die Fragebögen an der AfkS in Wien waren.

Anders als die offiziellen Abrater mit dem Ziel von Forschungsunterbindung sehen die befragten Priester die Umfrage: Sie erwarten sich von der Studie, dass über Dienst und Leben der Priester heute auf guter Grundlage nachgedacht wird. Man dient auch den Priestern nicht durch angstbesetztes Wegschauen, sondern nur durch wertschätzendes Hinschauen. Auch für uns ist eines der forschersichen Ziele Personalentwicklung und damit auch Entwicklung der Organisation Kirche. Bischöfe sind im Rahmen ihrer Fürsorgepflicht für eine angemessene und gut fundierte Personalentwicklung für alle ihre Mitarbeitenden verantwortlich. Ein Bischof forderte auch deshalb die Priester seiner Diözese zur Beteiligung an der Umfrage auf, weil dies ein wertvoller mitbrüderlicher Dienst sei. Die Ergebnisse der Studie geben ihm Recht.

Beteiligung

Beteiligt haben sich bisher neunzehn Diözesen in sehr verschiedenen Regionen der katholischen Kirche in Europa (von Polen über Kroatien, Österreich, Deutschland Ost und West hin zur Schweiz). Rund 2500 anonym ausgefüllte Fragebögen liegen vor. Von den zugestellten Bögen wurde im Gesamtschnitt 40% zurückgeschickt. Das ist eine überraschend hohe Zahl für eine schriftliche Umfrage mit einem Fragebogen, der fast zwei Stunden zum geduldigen Ausfüllen benötigte.

Schriftliche Vollerhebungen sind nie repräsentativ. Doch haben wir die Priester gebeten, unabhängig vom ausgefüllten Bogen uns eine Postkarte mit ihrem Namen zuzusenden. So konnten wir die Alterstruktur des Klerus der jeweiligen Diözesen mit der Altersstruktur der rückgesandten Bögen vergleichen. Das Ergebnis ist forschersich höchst befriedigend. Die Altersstruktur der Antwortenden ist der Altersstruktur des Seelsorgsklerus sehr ähnlich. Befragt wurden Seelsorgspriester: gleich ob Welt- oder Ordenspriester.

Typologie

Das Herzstück der Studie ist die Erforschung von Amtsverständnissen. Wie sehen und verstehen Priester ihren priesterlichen Dienst? Verstehen sie ihr Amt als christuszentriert oder/und gemeindezentriert? Wie nehmen sie ihr Amt in historischer Hinsicht wahr: zeitlos oder/und in Entwicklung?

Zwischen den zwei Buchdeckeln systematischer Priesterbücher steckt zumeist ein einziges Wunschamtsbild. Zwischen den „Buchdeckeln“ des realen Priesterlebens hingegen finden sich viele Amtsverständnisse. Vermutlich ist nicht nur jeder Christ und jede Christin, sondern auch jeder Priester

heute ein „Sonderfall“. Freilich: Unter letztlich einmaligen Priestertypen finden sich hohe Ähnlichkeiten, die auch statistisch aufgespürt werden können.

Um unterschiedliche Amtstypen abzugrenzen, haben wir in der Studie eine leicht angereicherte Fragebatterie aus der deutschen Priesterstudie des Jahres 1971 verwendet.¹⁴⁹ Sie enthält eine Handvoll wichtiger Aussagen über das priesterliche Amt. Bei der Bildung der Typologie wurde eine Aussage ausgeklammert, die fast alle einhellig annehmen: „*Das priesterliche Amt ist Dienst an der Gemeinde*“. Bei den übrigen Fragen hingegen gibt es zum Teil beträchtliche Unterschiede.

Das priesterliche Amt ...

... ist Dienst an der Gemeinde.

... ist von Christus eingesetzt.

... beansprucht das ganze innerste Leben seines Trägers.

... ist Repräsentation Christi.

... dient dem geistlichen Wachstum der Kirche.

... ist Ausdruck persönlicher Berufung.

... hält die anvertraute Gemeinde in der Spur des Evangeliums.)*

... sorgt sich darum, dass die vom Evangelium geformten Gemeinden mit der Ortskirche verbunden bleiben.)*

... ist Repräsentation der Gemeinde.

... ist Ergebnis eines geschichtlichen Prozesses.

... gründet nicht in einer besonderen Weihe.

... ist ausschließlich Schöpfung der frühen Gemeinden.

... dient primär der Schlichtung von Konflikten, dem menschlichen Zusammenleben in der Gemeinde.

**) VON UNS HINZUGEFÜGTE NEUE ITEMS*

Auf der Basis vielfältiger Analysen mit den Forschungsdaten haben sich für vier Amtstypen abgezeichnet. Unter gibt es ihnen klare Verschiedenheiten. Zudem können sie mit der amth theologischen Debatte gut in Verbindung gebracht werden. Das statistische Auswertungsprogramm fügt die Priester an Hand ihrer Antworten zu vier „Clustern“ (Klumpen) zusammen. Wer zu einem bestimmten Cluster gehört, hat die zwölf Aussagen zum Priesteramt ähnlich beantwortet. Die Namensgebung der vier Typen ist unsere forschende Leistung.

Vier Amtstypen

Den ersten Typ haben wir den „*zeitlosen Kleriker*“ benannt. Er versteht sein Amt allein christuszentriert: von ihm hat er eine Berufung, die in der Weihe zum Ausdruck kommt. Er repräsentiert Christus in der Gemeinde. Diese Berufung erfasst sein innerstes Wesen und dient dem Wachstum der Kirche. Mit der Repräsentation der Gemeinde kann der zeitlose Kleriker weniger anfangen. Noch weniger Verständnis bringt er für historische Entwicklungen des Amtes auf. Er versteht das Amt „zeitlos“, es ist zu allen Zeiten christusunmittelbar.

Einen zum zeitlosen Kleriker konträren Typ bildet der „*zeitgemäße Gemeindeleiter*“. Für ihn sind Weihe und unmittelbare Christus-Berufung zweitrangig. Er versteht sein Amt kaum christuszentriert, sondern sehr gemeindezentriert. Zeitgenössischen Amtsvorstellungen (wie eine Gemeinde in der Spur des Evangeliums halten; Gemeinden mit anderen Gemeinden in der Ortskirche zusammenzuhalten) kann er durchaus etwas abgewinnen. Für historische Entwicklung seines Amtes ist er weit offen. Das heutige Amt ist sicher das Ergebnis eines geschichtlichen Prozesses. Vielleicht sogar eine Schöpfung der frühen

¹⁴⁹ Schmidtchen, Gerhard: Priester in Deutschland. Forschungsbericht über die im Auftrag der Deutschen Bischofskonferenz durchgeführte Umfrage unter allen Welt- und Ordenspriestern in der Bundesrepublik Deutschland, Freiburg 1973, 49. – Dazu auch: Eine erste Umfrage an Priestern war in den USA gemacht worden (Fichter, Joseph: Americas forgotten Priests – What they are saying, New York 1968). Es folgten sodann Umfragen in Europa: neben Schmidtchen - Müller, Alois: Priester – Randfigur der Gesellschaft? Befund und Deutung der Schweizer Priesterumfrage, Zürich 1974. – Kirche und Priester zwischen dem Auftrag Jesu und den Erwartungen der Menschen, hg. v. Zulehner, Paul M., Wien 1974.

Gemeinde und nicht von Christus eingesetzt: Diesen Sätzen stimmen Priester dieses Amtstyps in hohem Maße zu.

Der dritte Typ wird „*zeitnaher Kirchenmann*“ genannt. Er hat kein Verständnis für historische Amtsentwicklungen, er schätzt dafür Berufung und Einsetzung durch Christus hoch ein. Er orientiert sich weniger an einer Gemeinde, in der er sein Amt ausübt, sondern ist mehr kirchenbezogen.

Der vierte Typ schließlich ist nach unserer Benennung der „*zeitoffene Gottesmann*“. Auf der einen Seite hat er viel gemeinsam mit dem zeitlosen Kleriker – insbesondere seinen starken Christusbezug. Auch fühlt er, dass das Amt sein innerstes Wesen erfasst. Zugleich erlebt er sich aber auch gemeindebezogen. Und obwohl er an der Einsetzung des Amtes durch Christus festhält, nimmt er doch zugleich historische Amtsentwicklungen an. Der zeitoffene Gottesmann ist also jener Typ, der sich nicht an der einen oder anderen Randposition festmacht. Er ist nicht der Entweder-oder-Typ (wie die zeitlosen Kleriker oder die zeitgemäßen Gemeindeleiter), sondern der Und-Typ: christuszentriert und gemeindezentriert, zeitlos und in Entwicklung.

Die Priester in den untersuchten Kirchenregionen verteilen sich unterschiedlich auf diese vier Typen. In „moderneren“, auch finanziell besser ausgestatteten „westlichen Regionen“ ist ein überdurchschnittlicher Anteil von zeitgemäßen Gemeindeleitern sowie von zeitnahen Kirchenmännern. „Östliche Regionen“ (in den nachkommunistischen Gebieten) hingegen haben einen sehr hohen Anteil zeitloser Kleriker und zeitoffener Gottesmänner.

Auch nach Weihejahrgängen verteilen sich die Typen verschieden. In den mittleren Weihejahrgängen (bei den nach dem Konzil Geweihten) ist der Anteil der modernen Gemeindeleiter am höchsten. Er nimmt aber zu Gunsten der zeitlosen Kleriker zu den jüngeren Weihejahrgängen hin wieder merklich ab und erreicht unter diesen die Werte der ältesten Jahrgänge. Diese „U-Form“ begegnet bei vielen Einzelergebnissen. Die ältesten und die jüngsten Weihejahrgänge sind einander ähnlich, wenngleich vermutlich aus unterschiedlichen Gründen, weil ja frühere Verhältnisse historisch nie einfach wiederkehren. Dazwischen liegen die Konzilsjahrgänge wie eine „Sandwichgeneration“.

Gestaltungskräfte

Das zweite große Thema der Analyse des opulenten Datenmaterials bildet die simple Frage, wie zu verstehen ist, dass zu gleichen Zeit in derselben Diözese der eine Priester ein zeitloser Kleriker und ein anderer ein zeitgemäßer Gemeindeleiter wird. Wo werden die Weichen gestellt? Welche Kräfte gestalten diesen Zuweg mit?

Das Ergebnis: Es sind viele Kräfte am Werk. Monokausale Erklärungsmodelle scheiden aus. Ein erstes Bündel ist theologischer Art. Die Amtsverständnisse haben ihre jeweilige (amts)theologische Stärke, die allerdings immer zur Gefährdung kippen kann.

Amtstheologische Dimensionen

Der zeitlose Kleriker steht amtstheologisch vor allem für das Konzept von der Repräsentatio Christi als Haupt der Kirche. Er erinnert daran, dass es beim Evangelium um das zuvorkommende Handeln Gottes in Christus geht („Einsetzung durch Christus“). Er weist darauf hin, dass sich die Kirche Christus verdankt. Er stellt das amtliche Gegenüber Christi zur Gemeinde dar. Er macht die Unableitbarkeit des Amtes deutlich. Er ahnt wie sehr die ganze Person von der Berufung erfasst ist. Der zeitlose Kleriker steht für die „*christologische*“ Dimension des Amtes.

Ganz anders der zeitgemäße Gemeindeleiter. Charakteristisch für ihn ist das hohe Gespür für die Kirche als priesterliches Gottesvolk. Typisch für ihn ist die Wertschätzung der Taufe. Er versteht sich daher als „Bruder unter Brüdern und Schwestern“. Das „Mit euch bin ich Christ“ des Augustinus zählt für ihn mehr als das „Für euch bin ich Bischof“. Er hat Respekt vor der fundamentalen Gleichheit aller. Die Förderung der Vielfalt der Charismen ist ihm ein Anliegen. Hohe theologische und praktische Bewertung genießt Synodalität. Der zeitgemäße Gemeindeleiter steht für die „*ekklesial-funktionale*“ Dimension des Amtes.

In eine gänzlich andere Richtung weist amtstheologisch der zeitnahe Kirchenmann. Seine Hauptposition: Es braucht Weihe (Zuständigkeit), aber auch Fähigkeit (Kompetenz). Berufung muss

zum Beruf werden: das aber geht nicht ohne Professionalisierung. Denn der Priester ist auch Dienstnehmer in der Kirche. Der zeitnahe Kirchenmann relativiert Gemeinde auf Kirche hin. All das hat Konsequenzen für das Rollenverständnis: Zwischen dem Ich und der amtlichen Rolle braucht es eine gestaltete Distanz. Wer einen Beruf hat, benötigt berufsfreie Räume und Zeiten: Rekreation schafft Kreativität. Dieser Typ verkörpert die „*vokative*“ Dimension des Amtes.

Schließlich wieder der zeitoffene Gottesmann. Er hält die Balance zwischen der *repraesentatio Christi* und Repräsentation der Gemeinde. Die *repraesentatio Christi* wird im Sinn des Konzils funktional gesehen: als Dienst (in) der Kirche. Ihm gelingt das Ausbalancieren des Gegenübers und des Miteinanders: von amtlichem und gemeinsamem Priestertum. Für ihn hat das Amt synchrone und diachrone Einheitsfunktion: in der Gemeinde (und zwischen den Gemeinden). Charakteristisch ist auch die Ausgewogenheit zwischen spiritueller Tiefe und Offenheit. Der zeitoffene Gottesmann steht für die „*pontifikale*“ Dimension des Amtes.

Werden die Stärken der einzelnen Typen auf diese positive Weise beschrieben, dann wird klar, dass jeder Typ jeweils *eine* Dimension in sich trägt, die amtstheologisch gültig ist. Daraus folgt, dass keiner für sich allein den gesamten Reichtum katholischen Amtsverständnisses beherbergt. Erst zusammen ergeben sie ein reichhaltiges katholisches Presbyterium.

Und weil ihre Stärken zugleich ihre Grenzen sichtbar machen, heißt das personalentwicklerisch, dass jeder Amtstyp die anderen drei braucht, um nicht einseitig zu werden. Jeder Priester muss somit von den anderen drei Amtstypen lernen. Das verlangt allerdings, dass Priester die Unterschiede nicht zur Lagerbildung und zur feindseligen Belagerung verwenden, sondern als eine enorme Chance zur Eigenentwicklung. Jeder Priester sollte aus den anderen drei Amtstypen einen guten Freund haben, von dem er amtstheologisch lernen kann.

Lernt ein Priester nicht, bunkert er sich sozusagen in seine (begrenzte) Stärke ein, dann gerät er in Gefahr und wird zur pastoralen Gefährdung. Des zeitlosen Klerikers Stärke kippt dann leicht in einen Klerikalismus, der dem gemeinsamen Priestertum aller Gläubigen keine Bedeutung mehr zuerkennt. Der zeitgemäße Gemeindeleiter ist von einem Laizismus gefährdet, der vor lauter „Brüderlichkeit“ nicht mehr weiß, wozu er geweiht ist. Der zeitnahe Kirchenmann kann verbeamtet und zum „liberalen Pfarrherrn“ verkommen. Der zeitoffene Gottesmann schließlich ist nicht davor gefeit, der Spannung zu entrinnen, die in seinem „pontifikalen Amtsverständnis“ steckt. Er ist in Gefahr, von der spannungsreichen Brücke herunter zu gehen und sich auf eine Seite zu schlagen.

Modernisierungsstress

Die unterschiedlichen (amts)theologischen Dimensionen allein „erklären“ aber nicht hinreichend, warum die Priester unterschiedliche Amtsverständnisse haben. Immer noch ist die Frage offen, warum den einen die eine amtstheologische Dimension, den anderen hingegen eine deutlich anders akzentuierte anzieht. Hier führt die Haltung eines Priesters zur heutigen Welt, zur „Moderne“ weiter.

Viele Priester spüren, so die Daten der Studie, eine starke Spannung zwischen Kultur und Evangelium, Lebenswelt der Menschen und Positionen der eigenen Kirche. In dieser Spannung beziehen Priester einen Standort. Die einen treten auf die Seite der Kirche und sehen von dort her auf die Welt. Die anderen halten es genau umgekehrt. Sie blicken von der Welt auf die Kirche.

Von eben diesem Vorgang wird nachweislich das jeweilige Amtsbild mitgeprägt. Zeitlose Kleriker stellen sich eindeutig auf die Seite der Kirche: von hier aus kritisieren sie die in ihren Augen glaubenslose „moderne Welt“. Die zeitgemäßen Gemeindeleiter wiederum finden wir auf Seiten der „Welt“. Sie fühlen sich als „Zeitgenossen“. Von dort aus schauen sie auf die Kirche, die sie als „weltfremd“ und „unmodern“ erleben. Die zeitnahen Kirchenmänner sind den zeitgemäßen Gemeindeleiter und damit mehr dem Pol der „Welt“ nahe. Die zeitoffenen Gottesmänner schließlich bewegen sich, ihrem balancierenden Grundcharakter entsprechend, „dazwischen“. Sie erleben sich sowohl kirchengebunden wie menschnah in einem. In ein präzises Wortspiel gekleidet: Die zeitlosen Kleriker sind weltabgewandt, die zeitoffenen Gottesmänner weltzugewandt. Die zeitnahen Kirchenmänner sind weltgewandt, die zeitgemäßen Gemeindeleiter weltverwandt.

Amtstypen formen sich daher nicht nur in der Auseinandersetzung mit den vielfältigen Facetten katholischen Amtsverständnisses, die historisch gewachsen und heute nebeneinander zugänglich sind. Nachhaltig formen auch die Erfahrungen mit der heutigen „modernen“ Welt mit. Viele Priester leben im Modernisierungsstress. Beide Formkräfte, vor allem das Weltverhältnis, wachsen von Kindesbeinen an. Sie können sich im Verlauf der Biographie des Priesters weiterentwickeln, etwa beim Wechsel von einer traditionellen Landpfarrei in die Jugendarbeit, von einem Krankenhaus auf einen kirchlichen Leitungsposten.

Diese Formbarkeit stärkt die Hoffnung, dass die einzelnen Typen grundsätzlich lernfähig sind, und im Zuge gesuchter Selbstentwicklung bzw. gut organisierter Personalentwicklung in Bewegung kommen: nicht nur in der Form des Wechsels von einem Grundtyp zum anderen, sondern noch mehr im Sinn der Anreicherung der eigenen Stärken durch Stärken, die bei anderen besser aufgehoben sind.

Verästelungen

Das dritte große Paket an Einsichten bezieht sich auf die „Auswirkungen“, die das jeweilige Amtsverständnis auf Dienst und Leben eines Priesters hat. Der Amtstyp erweist sich wie der Stamm eines Baumes, von dem aus Äste weggehen.

Eine erste Verästelung zeigt sich bei der Einschätzung *der Glaubenslage der Kultur und der Lage der Kirche* in ihr. An den beiden Randtypen illustriert: Sehen die zeitlosen Kleriker eine Glaubenskrise, diagnostizieren die zeitgemäßen Gemeindeleiter eine Kirchenkrise. Konsequenterweise fordern die einen eine Neuevangelisierung der unchristlichen Kultur, die anderen hingegen die Modernisierung der unmodernen Kirche. Gilt den einen die nachkonziliare Kirche als verweltlicht, klagen die anderen darüber, dass sie weltfremd ist. Dass auf diesem Hintergrund das Konzil jeweils anders bewertet wird, ist nur konsequent. Nur wenigen zeitlosen Klerikern passt das Konzil überhaupt nicht; mehrheitlich sind sie mit den Perspektiven, aber auch mit der in den letzten Jahrzehnten stark verlangsamten Verwirklichung des Konzils zufrieden. Unter den zeitgemäßen Gemeindeleitern hingegen sind viele „enttäuschte Konzilsreformer“, die sich auch im Lager des Kirchenvolksbegehrens wiederfinden.

Eine zweite Verästelung bezieht sich auf die *Schwerpunkte im priesterlichen Dienst*. Zeitlose Kleriker sehen die Stärken des Priesters darin, frei zu sein für die Verkündigung. Zeitgemäße Gemeindeleiter hingegen sehen sich Schulter an Schulter mit jenen Menschen, die sie durch das Leben begleiten möchten. Zeitlose Kleriker sehen den Schwerpunkt ihrer priesterlichen Aufgaben in Liturgie und Verkündigung; zeitgemäße Gemeindeleiter hingegen in der diakonalen Sozialpastoral. Verschieden ist das Verhältnis zu den Laien. Zeitlose Kleriker neigen dazu, die Letzt-, damit Alleinverantwortung der Priester für die entscheidenden Vorgänge im kirch(engemeind)lichen Leben einzumahnen. Die zeitgemäßen Gemeindeleiter hingegen setzen auf die Ausweitung der Synodalität: die pastoralen Gremien sollten nicht nur beraten, sondern in weit mehr Angelegenheiten als heute entscheiden. Setzen also die einen auf monokratische Leitung, schätzen die anderen gremiale Synodalität. Die Synthese der zeitoffenen Gottesmänner ist wieder in Verbindung beider die gut geleitete Synodalität. Sie folgen dem Prinzip: je mehr Beteiligung, um so mehr angemessene Leitung braucht es. Daher suchen sie für die Fortbildung nicht nur Training in zeitgemäßer Glaubensverkündigung, sondern auch in Leitung und Kooperation.

Spiritualitäten

Die dritte Verästelung trifft die Person des Priesters: das, was ihm bei der Erfüllung seines priesterlichen Dienstes und der Gestaltung seines ehelosen Lebens hilft. Da sind zunächst starke Unterschiede hinsichtlich der hilfreichen Ressourcen. Diese sind selbst vielgestaltig. Hilfreich werden erlebt die traditionellen „Institutionen“, die ein hohes Maß an personunabhängiger Entlastung bringen könnten: das regelmäßige Breviergebet, die geistliche Begleitung in Verbindung mit der regelmäßigen Beichte, Exerzitien. Sodann hilft Priestern ihre persönliche Spiritualität: Gebet, Meditation, theologische Lektüre. Davon unterscheidbar ist gemeinschaftliche Spiritualität: Bibelgespräch, gemeinsames Beten, geistlich gestaltete Supervision. Die vom Konzil gewünschte Spiritualität im alltäglichen pastoralen Dienst stellt eine vierte Variante dar.

Schließlich werden Priester von menschlichen Netzen getragen: Gemeinschaften, in denen Priester gemeinsam arbeiten, gemeinsam wohnen, gemeinsam beten.

Die vier Typen verfügen über ein recht unterschiedliches Ausmaß an diesen vielfältigen Hilfen, und zwar sowohl quantitativ wie qualitativ. Die zeitoffenen Gottesmänner haben, gleich gefolgt von den zeitlosen Klerikern, in Summe die meisten hilfreichen Ressourcen, die zeitgemäßen Gemeindeleiter hingegen die wenigsten. Hin zu den zeitgemäßen Gemeindeleitern verringert sich auch die Basis der Hilfen: traditionelle Hilfen wie gemeinschaftliche Spiritualität fallen bei ihnen gänzlich aus. Ihnen helfen allein persönliche Spiritualität, pastoraler Dienst und menschlicher Support. Dieses Ergebnis ist insofern bedrückend, als gerade die zeitgemäßen Gemeindeleiter in ihrem hohen Modernisierungsstress ein hohes Maß an spirituellen Hilfen benötigten: aber offensichtlich darüber nicht in ausreichendem Ausmaß verfügen. Daraus resultiert bei den zeitgemäßen Gemeindeleitern eine unterdurchschnittliche Berufszufriedenheit. Unter ihnen sind auch die meisten (wenngleich immer noch wenige), die den Priesterberuf – hätten sie neu zu wählen – nicht mehr ergriffen und die auch jungen Menschen nicht zuraten würden, Priester zu werden. Unter ihnen sind auch relativ gesehen die meisten, die wegen der Ehelosigkeit aus dem Amt scheiden.

Ungestützter Zölibat

Dem Thema der ehelosen Lebenskultur wurde breiter Raum gegeben. Und das nicht mit dem von Kirchenleitungen befürchteten und kritischen Kreisen erhofften Ziel, Zahlen zur Abschaffung der Zölibatspflicht zu sammeln oder aufzudecken, wie schlecht Priester den Zölibat „halten“.

Das Ergebnis ist hinsichtlich der Qualität des Priesterzölibats eher erstaunlich positiv ausgefallen. Wir waren hypothetisch der Meinung, dass die Lebensform der Ehelosigkeit wie jene der Ehe unter den heutigen Bedingungen unter einem starken Gestaltungsstress steht. Daraus haben wir vermutend geschlossen, dass vielleicht ein Drittel gut durchkommt, ein Drittel ringt und ein Drittel scheitert, indem sie nach innen hin resignieren oder nach außen hin ausscheiden.

Die Daten zeigen, dass die Priester für ihr eheloses Leben viele gute Gründe kennen und auch annehmen. Allerdings besteht nur ein Teil den Zölibat ohne größere Krisen. Der (im übrigen für moderne Kulturen erwartbare) Normalfall sind Krisen, ist ein Auf und Ab wie in der Ehe (zwei Drittel der befragten Priester sehen sich im Rückblick so). Nur ein kleiner Teil resigniert und gibt die ehelose Lebensform auf: Formell durch Amtsniederlegung wegen Heirat, oder indem sie unter dem Dach des formell beibehaltenen Zölibats „liiert“¹⁵⁰ leben. Nicht ganz 10% gehören – unterschiedlich nach Kirchenregion und Modernisierungsstress – zu dieser Gruppe der Liierten. Auch das zölibatäre Leben steht offensichtlich im Modernisierungsstress. Die Antwort der Mehrzahl der Priester ist aber nicht Abschied vom Zölibat, sondern dessen „Modernisierung“. Solche Modernisierung ist natürlich riskant für das Bestehen. Sie ist aber auch problematisch, weil die Priester in unseren Gesellschaften an vormodernen Kriterien gemessen werden, und zwar auch von jenen, die für sich eine moderne Beziehungskultur praktizieren.

In die gleiche Richtung der „Modernisierung“ weisen die Daten über den *Anfang des ehelosen Lebens*. „Freientscheider“, die sich von allem Anfang an frei entschieden haben und meinen, dass sich dann ihr Leben hindurch nicht viel verändert haben, sind eher selten und finden sich am ehesten unter den zeitlosen Klerikern. Weit größer ist die Gruppe der „Nachreifer“. Sie haben sich zwar Anfangs auch klar für die ehelose Lebensform entschieden. Diese hat sich aber über die Jahre hinweg reifend entwickelt. Die dritte Gruppe der „Hinnehmer“ (sie wird zu den jüngeren Weihejahrgängen hin kleiner) sind jene, welche den Zölibat eher in Kauf nehmen und auch nicht im Lauf der Zeit nachreifend hineinwachsen.

So leben die einen die ehelose Lebensform traditionell und sehr abgrenzend-geordnet. Ihr Prinzip hieß in der alten Seminarerziehung „numquam solus cum sola“. Andere hingegen stilisieren den Zölibat

¹⁵⁰ Wir haben in der Studie erkundet, wo ein Priester „daheim“ ist: bei Eltern, Verwandten, in einer Basisgruppe, in seinem Haushalt, einer Ordensgemeinschaft, oder eben bei einer „vertrauten Person“. Sodann haben wir die Frage der Österreichischen Priesterstudie übernommen, ob ein Priester, könnte er das Amt behalten, sicher weiter ehelos leben würde, wahrscheinlich ehelos, wahrscheinlich heiraten oder sicher heiraten würde. Jene, die sich bei einer „vertrauten Person“ daheim fühlen und ganz sicher heiraten würden, wenn sie könnten, nennen wir „liiert“. Auch das ist nur eine Annäherung.

„modern“. Sie experimentieren mehr, leben ihn sozusagen auch auf Frauen hin mit offenem Visier, riskieren Begegnung, vertieften personalen Austausch und Auseinandersetzung, werden grenzgängerisch – und streben dennoch danach, in all diesem Auf und Ab ehelos zu bleiben. Ein kleine dritte Gruppe stellt sich solchem riskanten Experiment nicht.

Aber ist es unter Eheleuten wirklich anders? Wie bei diesen ergeben sich gerade für jene Priester, die Ehelosigkeit „modern“ leben, gewichtige Fragen: Haben sie für ihre riskante Form genug Unterstützung? Gibt es wirksame Beratung für den Fall, dass die eigenen Ressourcen nicht ausreichen? Stehen genügend spirituelle Ressourcen zur Verfügung? Der Verdacht ist empirisch begründet, dass gerade jene, die viele spirituelle Ressourcen brauchten, über nur wenige verfügen.

Das Experimentieren eheloser Priester hat eine bemerkenswerte kulturelle Seite. Unsere Kultur tendiert auf den ersten Blick dazu, dass Beziehungen zwischen den einander anziehenden Geschlechtern entweder eheartig oder nicht gelebt werden. Dazwischen gibt es kaum etwas Kulturvolles. Es fehlt heute an einer reichen und reifen Kultur von Freundschaften. Priester, die nicht vereinsamen wollen, sondern in tiefgehenden Beziehungen leben, könnten für die Kultur Erfahrungen sammeln, weder zu vereinsamen noch in Ehe zu leben: und dennoch in reifen und verantwortbaren Beziehungen, die den Namen der Freundschaft verdienen.

Neben dieser Einsicht in die „Modernisierung eheloser Lebensstile“ hat die Studie auch aufgedeckt, dass der kirchlich zuge dachte Zölibat gesellschaftlich wie kirchlich *keine Unterstützung* genießt. In dieser Hinsicht sind sich alle Amtstypen einig. Die Konsequenz, die daraus gezogen wird, variiert freilich. Denn zeitlose Kleriker beklagen die fehlende Unterstützung und fordern eine solche; die zeitgemäßen Gemeindeleiter hingegen sehen kaum Chancen, dass es in unseren Breiten in absehbarer Zeit eine breite Unterstützung in Gesellschaft und Kirche geben kann und fordern deshalb die Freistellung. Freilich, auch das zeigt die Studie unmissverständlich: Eine solche Freistellung wäre heute nichts anders als die Abschaffung des Zölibats. Es sind viele Priester, die der Auffassung zustimmen: „Selbst wenn der Zölibat „freigestellt“ wäre, wäre es für junge Menschen sehr schwer, ihn frei zu wählen, weil sie niemand dabei unterstützt und dazu ermuntert.“ Zurecht fordern daher heute jene, denen daran liegt, dass es auch in unseren Breiten morgen noch ehelose Priester gibt, dass vor einer Freistellung des Zölibats dessen Aufwertung zumindest in den Kirchengemeinden erfolgen müsse.

Sekundärer, notgedrungener Abwehrklerikalismus

Die Studie macht auf ein nur vermeintlich nebensächliches Problem aufmerksam, das sich aus dem gegenwärtigen Priestermangel ergibt. Zugänglich wird dieses Problem am besten, wenn man zunächst wichtige Stationen der jüngeren amtstheologischen Entwicklung nebeneinander stellt. Den Ausgangspunkt bildet das *tridentinische Amtsbild* vom Guten Hirten: Der Priester, der sich um die ihm anvertrauten Gläubigen seelsorglich sorgt (und sie dazu kennen muss) und ihnen für ihren Lebensweg die Sakramente reicht.

Das *Zweite Vatikanische Konzil* hat dieses herkömmliche Amtsbild angereichert. Neben der Verantwortung für die Sakramente wurde die Verkündigung des Wortes Gottes betont. Die Aufwertung der Laien fügte den Gemeindepriestern neue Aufgaben hinzu. Das Bild vom Priester, der „Gemeinden gründet und leitet“¹⁵¹, wurde geprägt.

Der *Priestermangel* wiederum formt die angereicherte Priesterrolle spürbar um: Jetzt verlagert sie sich der Schwerpunkt priesterlicher Aktivitäten von der Person auf die Organisation oftmals mehrerer Gemeinden. Der Priester wird zum Coach der vielen haupt- und ehrenamtlichen Mitarbeitenden, verliert damit den Zugang zur Seelsorge bei den kleinen Leuten: über 80% der Priester, quer durch alle Priesteramtstypen, beklagen diesen „pastoralen Notstand“¹⁵² des Verlusts unmittelbarer Seelsorge. Dieser Verlust ist umso prekärer, als nach Studien an modernen Bevölkerungen¹⁵³ die Erwartung der Menschen gegenüber den christlichen Kirchen sich gerade auf Riten und Trost durch Seelsorge bezieht.

¹⁵¹ So die Deutschen Bischöfe: Ordnung der pastoralen Dienste, Bonn 1977.

¹⁵² Schellenberger, Bernardin: Wider den geistlichen Notstand. Meine Erfahrungen mit Seelsorge, Freiburg 1991.

¹⁵³ Neuestens in der Langzeitstudie „Religion im Leben der Österreicher 1970-2000“: Zulehner, Paul M. u.a.: Wiederkehr der Religion? 2001 (Verlag und Ort sind noch nicht definiert).

Was aber im Priestermangel allein stabil bleibt sind die Verantwortung für weniger Sakramente (auch die Taufe, die Eheschließung, manchmal die Krankensalbung wandern von den Priestern weg hin zu Laien) sowie die ehelose Lebensform.

Gerade jüngere Weihejahrgänge und auch nachwachsende Priesteramtskandidaten erleben diese Entwicklung als *bedrohliche Ausdünnung der Priesterrolle*. Ihre Antwort ist Abwehr gegen die laufende Entwicklung. Sie wehren sich gegen mehr Eucharistiefiern, die ihnen wegen des Priestermangels zugemutet werden; sie widerstehen zunehmend der Zumutung, immer mehr Pfarreien verantworten zu sollen. Und als weitere Abwehr stehen sie dem Versuch entgegen, immer mehr bislang beim Priester angesiedelte seelsorgliche personbezogene Aufgaben an Laien abtreten zu sollen. Das tun sie aber nicht aus herkömmlichen Gründen eines wiederkehren autoritären Klerikalismus. Vielmehr ist dieser neue Klerikalismus „notgedrungen“, „sekundär“ und entspringt der Sorge um die schleichende Ausdünnung des priesterlichen Berufsprofils.

Priester, die zu diesem neuartigen Klerikalismus neigen, drängen Laien zurück, fordern wieder mehr Verantwortung für die Priester, auch in den Gremien. Sie sind sogar vermehrt gegen die *viri probati* aus gleich welchen Überlegungen –pastoraler (wegen der Eucharistiefähigkeit der Gemeinde) oder liberaler Art (wegen der Menschenrechte). Die gegenwärtige Entwicklung, die den Mangel an Priestern in Ruf- und Reichweite – wiederum notgedrungen – nur raumpflegerisch-rechtlich administriert, scheint somit sowohl den Priesterberuf zu gefährden, mit ihm die authentischen Laienberufe und damit die ungestörte konziliare Entwicklung.

1995 Enquete zum sexuellen Missbrauch: Abschlusserklärung

Aus gegebenem Anlass ist in Zusammenarbeit mit Fachleuten und Verantwortlichen der kirchlichen Jugendarbeit an der Wiener Universität am 19.6.1995 ein Positionspapier verabschiedet worden, das es um der betroffenen Kinder willen lohnt hier dokumentiert zu werden:

Sexueller Missbrauch von Kindern in pädagogischen Einrichtungen

Zur Zeit werden in Österreich 25% der Mädchen und 8-10% der Buben sexuell missbraucht. Mehr als 8 von 10 dieser Fälle geschehen in der eigenen Familie, der Rest in außerhäuslichen pädagogischen Einrichtungen.

Wenn sich die katholisch-theologische Fakultät im Verein mit der evangelischen Schwesternfakultät und vielen anderen Institutionen mit dem „Sexuellen Missbrauch von Kindern in pädagogischen Einrichtungen“ befasst, so tut sie dies in erster Linie zum Schutz der gefährdeten Kinder, zu Gunsten der Beratung suchenden Täter sowie zum Vorteil der pädagogischen Institutionen und nicht zuletzt jener Eltern, die aus vielen Gründen ihre Kinder außerfamiliären pädagogischen Einrichtungen anvertrauen und sicher sein wollen, daß diese fachlich und menschlich optimal betreut werden. Die Begriffe „Konsumentenschutz“ und „Qualitätssicherung“ haben hier Geltung!

1. Kinder sind immer auf Anerkennung, liebevolle Zuwendung, Wärme und Geborgenheit seitens der Erwachsenen angewiesen. Erziehung braucht positive Identifikation des Kindes mit der/dem Erziehenden, deshalb sind maßvolle persönliche Beziehungen, Nähe und Zuwendung notwendige Arbeitsvoraussetzungen für den pädagogischen Beruf. Pädagogisch Tätige sind aber dafür verantwortlich, innerhalb dieses sensiblen Beziehungsgefüges die nötige professionelle Distanz zu wahren, damit es nicht zu Verzweckung, Ausbeutung oder Missbrauch von Kindern kommen kann.
2. Die Gefahr gewaltsamer Übergriffe an Kindern seitens pädagogisch Tätiger ergibt sich u. a. aus den konkreten Rahmenbedingungen pädagogischer Einrichtungen. Vereinsamung, emotionale Defizite führen dazu, dass Kinder niederschwellig (also mit geschwächtem Widerstand) auf Zärtlichkeit und Zuwendung ansprechbar werden. Erziehende brauchen für derartige Arbeitsfelder eine hohe personale wie fachliche Kompetenz, die in Ausbildungen erworben und durch eine entsprechend qualifizierte Praxisreflexion (Supervision) beständig erweitert werden muß.
3. Die Täter sind auch in pädagogischen Einrichtungen überwiegend Männer. Die Bereitschaft, sich Kindern gewaltsam oder missbräuchlich zu nähern, wurzelt u. a. in ihrer - gesellschaftlich anerkannten - männlichen Sozialisation: männliche Definitionsmacht, das Selbstverständnis vom „stärkeren“ Geschlecht, die Initiatorrolle im Beziehungsgeschehen sind u. a. Faktoren, die im Einzelfall übergriffiges Verhalten gegenüber Abhängigen fördern. Zudem scheuen viele Männer nach wie vor eine ausführliche Auseinandersetzung mit ihrem „Innenleben“, mit ihren Gefühlen, Phantasien und Ängsten. - Für alle Personen, die pädagogisch tätig sind, ist zu verlangen, daß sie sich in besonderer Weise mit ihrer Sexualität und Geschlechterrolle, aber auch mit Aggression und Abhängigkeit auseinandersetzen, sich psychologisch gründlich bilden und ihre Berufsrolle beständig reflektieren. Die Missbrauchsneigung kann viele Facetten haben, zum Beispiel „männliche“ Gewaltanfälligkeit, „weibliche“ Symbiosetendenz.
4. Pädagogische Einrichtungen müssen Transparenz und Selbstkontrolle finden und weitere geeignete Maßnahmen ergreifen, um missbräuchliche Übergriffe die anvertrauten Kinder auszuschließen. Dazu zählen: Mehrpersonen - Erziehungsmodelle analog dem Teamteaching im Unterricht, Kooperation mit außerinstitutionellen pädagogischen Einrichtungen (Öffnung), verbindliche Weiterbildungsangebote für die MitarbeiterInnen (Teamsupervision, regelmäßige Fachbildung...), sowie eine konsequente und qualitative Weiterentwicklung kooperativer Erziehungsmodelle.
5. Um Kinder vor (sexuellen) Übergriffen zu schützen, ist neben einer fundierten Sexualaufklärung auch eine Erziehung zum Widerstand, zum „Nein“ - Sagen notwendig. Diese muß einen kreativen Kontrapunkt zu einer einseitigen „Gehorsamerziehung“ darstellen. Um die praktische Erziehungsarbeit diesem Ziel anzunähern, ist eine gründliche Revision des Bildes vom Kind bzw. der

Kindheit vonnöten. Eine Pädagogik, die Kinder als eigenständige Persönlichkeiten ernst nimmt, wird sie auch zum Widerstand gegen emotionale Hörigkeit ermutigen.

6. Die entschlossene Bereitschaft, Kindern grundsätzlich zu glauben, wenn sie von Übergriffen berichten, muss als oberstes Prinzip bei der Aufdeckung von sexuellem Missbrauch gelten. Leider werden Erlebnisse von Kindern oft genug als Lüge, Phantasterei oder Bagatelle hingestellt. Durch die Verleugnung der Tat durch Täter und Gesellschaft entsteht akute Wiederholungsgefahr sowie die Gefahr, das Kind weiter zu traumatisieren. Aber auch für die verdächtige Person muss die Unschuldsvermutung gelten, bis die Beweislast aussagekräftig ist. Bei erfolgten Übergriffen hat sich allein eine rasche Trennung von Täter und Opfer als der wirksamste Schutz des Kindes erwiesen. Die Verantwortlichen von pädagogischen Einrichtungen sind daher verpflichtet, solche Trennungen unverzüglich einzuleiten, sobald sich der Verdacht auf eine Gefährdung von Kindern erhärtet. Dabei soll im Normalfall nicht das Opfer, sondern der Täter die Nachteile der Trennung tragen und aus dem pädagogischen Dienst genommen werden.

7. Auch die Kirchen sollen eigene frei zugängliche Beratungsstellen einrichten, die interdisziplinär (JuristIn, SozialpädagogIn, ÄrztIn, TherapeutIn...) besetzt werden. Dabei ist eine enge Zusammenarbeit mit außerkirchlichen unabhängigen Einrichtungen anzustreben. Die Einrichtung kirchlicher Untersuchungskommissionen ist zudem für die rasche und effiziente Aufarbeitung von Fällen mit Tätern in kirchlichen Anstellungsverhältnissen sinnvoll und notwendig. Es muss insbesondere die Möglichkeit geben, dass Männer, die einen Missbrauch begangen haben, Beratung finden. Unabdingbar ist im übrigen die Klärung, auf welche Weise solche Beraterische und therapeutische Vorgänge nicht nur ermöglicht, sondern auch finanziert werden. Um eventuelle Folgekosten tragen zu können, sollte ein gut dotierter Fonds eingerichtet werden.

In diesem Zusammenhang ist insbesondere auf eine in den US-amerikanischen Diözesen bestehende Institution zu verweisen. Diese besteht in der Einrichtung diözesaner Kommissionen, denen einerseits die vorausgehende und begleitende Schulung sämtlicher Personen obliegt, die in irgendeiner Weise in diözesanen Bildungseinrichtungen mit Jugendlichen zu tun haben. Andererseits ergreift die Kommission innerhalb kürzester Frist (meist schon nach 24 Stunden) geeignete Maßnahmen, sobald ihr ein Fall von Missbrauch eines Kindes oder Jugendlichen gemeldet wird. Diese Maßnahmen bestehen nicht nur in einer sofortigen (wenngleich zunächst vorläufigen) Außerdienststellung des Beschuldigten, sondern umfassen auch therapeutische Maßnahmen gegenüber Opfer, Täter, Mitschüler, Eltern und Verwandte des Opfers. Die Einrichtung ähnlicher Kommissionen in Bildungseinrichtungen österreichischer Diözesen wäre empfehlenswert.

8. Die öffentliche Debatte des sexuellen Missbrauchs von Kindern sowie eine entsprechende Öffentlichmachung der Zielsetzungen, Rahmenbedingungen und Arbeitsweisen pädagogischer Einrichtungen dienen dem Schutz der Kinder. Die theologischen Fakultäten der Universität Wien hoffen, durch ihr Symposium dazu einen guten Beitrag zu leisten.

1995 Priester und Gemeinden in gewandelten Lebensbedingungen

Lebensbedingungen: Kulturdiagnose

(CCEE: Prag 1992 - Das Evangelium leben im Umkreis von Freiheit und Solidarität)

Freiheit

Der Anspruch auf Selbststeuerung des Lebens (*erste große Kulturentwicklung in Europa*) ist in den letzten Jahrzehnten rasch gewachsen, stagniert aber zur Zeit.

Dieser Anspruch verändert das Verhältnis der Menschen zu Institutionen, Normen und Autoritäten tiefgreifend. Nicht deren Ende ist in Sicht, wohl aber eine tiefgreifende Transformation. Die Menschen beanspruchen (wo immer es geht: anders: Verkehrsordnung, Finanzamt, Arbeitsplatz) eine Mitgestaltung ihrer Beziehung zu ihnen. Sie werden wählerischer und damit mobiler.

Dem Anspruch auf Selbststeuerung entspricht der "Zwang zur Wahl". Unsere Kultur verlangt daher nach dem Freiheitskünstler. Oft klaffen Freiheitskompetenz und Freiheitsanspruch / Freiheitszumutung auseinander. Die Folge: Identitätskrisen, Identitätsanleihen (z.B. Jugendsekten, Fundamentalismus). Die Chance der Ausbeutung von Freiheitsflüchtern wächst.

Ein Moment an der Selbststeuerungskultur ist der Trend zu Bedienungseinrichtungen, die im Modus des Angebots Dienstleistungen verkaufen.

Solidarität

In unserer Gesellschaft wächst (*zweite große Kulturtradition Europas*) der Bedarf an belastbarer Solidarität. Die Selbststeuerungskultur wird zur Risikogesellschaft. Die Zahl der Risikoopfer nimmt zu (Arbeitslose, Geschiedene, Aidskranke, psychisch Belastete, Escaper=Flüchter).

Noch gibt es viele funktionstüchtige "private Hilfsnetze". Die Mobilisierung des Beziehungssystems betrifft aber die Tragfähigkeit solcher Netze.

Eine bestimmte Form von Freiheit verträgt sich nicht mit Solidarität, obwohl es ohne wahre Freiheit keine Solidarität geben kann (*Johannes Paul II, SR 45*). Statt bezogener Selbstverwirklichung entsteht (angstbesetzte und angstverursachte) unbezogene Selbstverwirklichung (J.Willi).

Ähnliches trifft auch auf das traditionelle "private Hilfsnetz" Kirchengemeinde zu. Ein Teil der Leistungen wurde aus den Gemeinden hinausinstitutionalisiert. Ein anderer Teil erstickt in satter Frömmigkeit. Gemeinden werden diakoniearm. Damit gerät die Kirche auch in den Sog der Erlebniskirche, spirituell wie "geschwisterlich". Der sonntägliche Kirchengang kann zu einem religiös garnierten Konditoreibesuch verkommen (vgl. Mt 25).

Der verschlossene Himmel

Nach Jahrhunderten der "Vertröstung auf das Jenseits" gibt es in den europäischen Kulturen eine "Vertröstung auf das Diesseits" (vgl. P.M.Zulehner, H.Denz, *Wie Europa lebt und glaubt*, Düsseldorf 1993). Maximierung leidfreien Glücks wird in knapper Lebenszeit ernötigt.

Angestrengte Lebenshast hat sich ausgebreitet: in der Arbeit, in der Liebe, im Amüsement. Das hat tiefe religiöse Ursachen in einer vermeintlich profanen "säkularisierten" Kultur (dieses Wort wird mit Vorliebe nur noch innerkirchlich verwendet als Verurteilung der bösen Welt und als Selbstrechtfertigung, mit dieser nicht ins Reine kommen zu können):

Offenbar gelingt es zur Zeit relativ wenigen, ihre Himmelssehnsucht an einen "offenen Himmel" zu binden. Ist aber der Himmel verschlossen, ist der Mensch verurteilt, diesen "auf Erden zu suchen", eben in der Liebe, in der Arbeit und im Amüsement. Bei dieser erbarmungslosen (R.Bleistein) Suche scheitert mögliches begrenztes Glück an permanenter Überforderung. (Mehr dazu in: P.M.Zulehner, *Ein Obdach der Seele. Geistliche Übungen nicht nur für fromme Zeitgenossen*, Düsseldorf ⁶1995).

Dennoch: Was uns heute fehlt, wird uns morgen wichtig werden. Eine religiöse Suche hebt an. Noch ist diese unbehaust. Die Kirchen tun sich schwer damit, das Vertrauen derer in die alltägliche Seelsorge, die mit neuer Qualität (aus erfahrenem Lebensleid) suchen, ist nicht groß.

Pastorale Grundorientierung ("Gemeinde")

Ekklesiogenese

1. "Radikale" Christen werden immer mehr zu einer "kognitiven Minderheit". Diese können überleben, wenn persönliche Entschiedenheit (aus ureigener religiöser Erfahrung: Der Christ der Zukunft wird ein Mystiker sein - Karl Rahner) und religiöse Vernetzung (in vielfältiger, diskreter und freiheitlicher Weise) zusammenspielen.
2. Das Leben in diesen Radikalgemeinden lebt aus tiefer Mystik und verdichtet sich in selbstloser Diakonie. Es gelingt solchen Gemeinden die nicht einfache Balance zwischen Radikalität und Realität, ohne zu einer "liberalistischen" "church light" zu verkommen.
3. Subjekt des Lebens und des Wirkens dieser Engagiertengemeinde sind möglichst viele ihrer Mitglieder. Dabei zählt vorrangig die "kulturierende" Präsenz in "profanen Bereichen". Die innergemeindlichen Aufgaben gelten als subsidiär.
4. Solche Gemeinden haben einen Life-Cycle (F.M.Saarinen, 1986). Sie wachsen, altern, verjüngen sich, erleben Auferweckung. Die einzelne Gemeinde hat keine Überlebensgarantie. Sie kann auch sterben. Umgekehrt wächst die Möglichkeit zur Gründung neuer Gemeinden. Ekklesiogenese (also das Gründen von Gemeinden) wird eine der herausragenden Aktivitäten der Kirche. Die bewegende Kraft ist eine für viele gemeinsam bewohnbare Vision. Fehlt diese, fehlt der "pastorale Eros und es drohen Verjüngung, Routine und Resignation.
5. Die theologische Logik der Gemeindegründung ist elementar einfach: Gott ist Bauherr (Ps 127,1). Er fügt Personen (Apg 2,47) hinzu. Es gilt, diese gegebenen "geistlichen Kirchenberufungen" und die mitgeschenkten Begabungen (Kirchenvision, Fähigkeiten) zu entdecken, zu entfalten und zu stabilisieren (vgl. Grundkurs gemeindlichen Glaubens).

Identität und Offenheit

5. Bilden sich solche "Gemeindekerne" mit einem hohem Grad an glaubhafter (authentischer) Identität, dann können diese auch ein hohes Maß an Öffnung und Offenheit wagen (Formel: je identischer, desto offener).
6. Eine solche offene "kognitive Minderheit" wird eine neuartige diakonale Aufgabe übernehmen: nämlich religiös Suchende solidarisch zu begleiten (ohne immer erwarten zu müssen, daß jemand auch Mitglied wird und in den Innenkern eintritt. Die Berufung zur Kirche und die Berufung zum Heil sind offenkundig nicht immer deckungsgleich).

Priester in unserer Zeit

Kulturell

Kulturell gilt der Priester seit altersher nicht nur als Vertreter einer religiösen Institution, sondern er ist eine Art personifizierte Erinnerung an das Numinose, das Heilige. Er ist eine Art "heiliger Außenseiter" (Lebensform, Absonderung - nicht Sonderling) (vgl. Lindner, Lentner, Holl, 1968). Die Haltung gegenüber "dem" Priester ist diffus und vielschichtig. Einerseits wünscht man ihn "anders", andererseits gibt es den Wunsch nach der Einebnung (z.B. Zölibat). An der Person des Priesters werden somit viele eigene Lebensdimensionen festgemacht (Wie wichtig ist Sexualität im Prozeß der Menschwerdung? Sind Menschen, die keine Möglichkeit zumal zu genitaler Sexualität haben, nicht halbe Menschen: Behinderte, ungewollt Alleinlebende...? Aber auch: Da gibt es Menschen, die um fremdgewordene Welten wissen; sie relativieren, was uns Heutigen überwichtig ist, Besitz, Macht, Sexualität; als "heilige Außenseiter" erinnern sie an eine tiefe und unausrottbare Sehnsucht nach dem Heiligen...)

Selten geworden sind auch im Alltagsleben Menschen, bei denen Vertrauen institutionalisiert ist. Gewiß gibt es das organisierte Vertrauen bei Ärzten oder Therapeuten. Und doch scheint das Vertrauen in Priester noch einmal eine andere Qualität zu besitzen. Warum?

Ist wegen solcher Aspekte das Ansehen von Priestern in der Rangliste von Berufen so groß?

Innerkirchlich

Innergemeindlich

1. Aufgabe der Priester wird es immer mehr, Gemeinden nicht nur zu leiten, sondern überhaupt erst zu gründen. Dazu brauchen Priester eine hohe mystagogische und vernetzende (gemeinschaftstiftende) Kompetenz.
2. Lebt eine Gemeinde, ist sie kompetent zu leiten. Dabei ist Leiten zu erlernen. Eine Leitungsverweigerung im Namen der "Brüderlichkeit" zerstört diese.
3. Priester werden immer mehr in ihrer gemeindeverbindenden Aufgabe gefordert. Dazu sind Priester vor allem durch ihr Amt bestellt: um die diachrone und synchrone Einheit zu erhalten. Gemeinden zusammenzuhalten kann schon auf der Ebene des Pfarrverbandes beginnen.
4. Neuartige Fähigkeiten brauchen Priester in der Zusammenarbeit mit den vielen Berufenen, den ehren- wie den hauptamtlichen Kirchenmitgliedern.
5. Einige Herausforderung erwachsen den heutigen Priestern durch die Überalterung und die Verringerung der Zahl arbeitsfähiger Priester.
 - (a) Indem immer mehr Gemeinden leitend zu verantworten sind, kann die Zeit für die unmittelbare seelsorgliche Begegnung schrumpfen. (Bleibt da nicht der einzelnen, wenn er diese Fähigkeit hat und liebt, aufgefordert, sich im Rahmen des unerläßlichen Selbstmanagements hinreichend solche Begegnungen zu sichern?)
 - (b) Was aber, wenn in wenigen Jahren (im nächsten Pontifikat vielleicht schon) sich die katholische Weltkirche (regional oder generell) zu begrenzten Ausnahmen vom Zölibatsgesetz entschließt, um die Gemeinden eucharistiefähig zu erhalten? Der Weg dahin könnte dadurch vorangetrieben werden, daß sich Gemeinden zu OGOPOs zusammenschließen und nach fünf Jahren intensiver Gemeindentwicklung dem Bischof ein Presbyterium vorschlagen und ihn bitten, dieses mit der erforderlichen amtlichen Vollmacht (vielleicht neu aufgeteilt) zu betrauen? Was wird dann mit den Männern im Seminar? Mit den "Laisierten"? Mit den amtswilligen Frauen?

Personbezogen

Enorme Aufgaben stellen sich dem priesterlichen Seelsorger in "redemptiver" Hinsicht. Das Gesetz der Gradualität, nicht jener der Gradualität des Gesetzes (Johannes Paul II., FC) ist zu leben. Das jeweils lebensgeschichtlich Mögliche (einschließlich dessen, was im Vertrauen auf Gott darüber hinaus lebbar ist), muß gefunden werden. Flexible Unnachgiebigkeit ist gefragt.

Das setzt ein hohes Maß an Empathie, Menschenkenntnis voraus. Solche wird in Begegnungen entwickelt, kann aber durch Poesie, Musik etc. geschärft werden.

Vor große Anforderung kann die Spannung zwischen religiösen Erwartungen und ausdrücklich christlich-kirchlichem Auftrag führen. Im Rahmen der Kultur religiöser Rituale / Sakramente ist die heute fast immer der Fall. Wie weit geht der Mut zum diakonalen Fragment? Gibt es im Amt nicht ein bleibende Spannung zwischen dem Mann Gottes und dem Mann der Kirche (damit eben auch zwischen dem forum internum und dem externum)?

Persönlich

1. Priester leben wie die Kirche selbst in einem tiefgreifenden Übergang. Das destabilisiert alte Rollenmuster, weil sich die Erwartungen diversifizieren. In solchen Zeiten kann jemand seine Sonderwelt beziehen, wo er sein altherwürdiges Priesterbild pflegen kann (wie er dann umgekehrt auch die museale Christlichkeit anderer am Leben erhält). Er kann in eine Identitätskrise stürzen, die ihn entweder handlungsunfähig oder demonstrativ abweichend macht. Das beste Modell wäre: Auf dem soliden Fundament einer tragfähigen Ichstärke wächst die Lust zur kreativen

Rollenentwicklung (die immer nur im Austausch mit den vorgefundenen Erwartungen und deren Weiterentwicklung erfolgen kann).

2. Eine hohe Kunst wird es sein, Taufspiritualität und Weihespiritualität neu auszubalancieren.

(a) Taufspiritualität: Der Priester kann nur als Bruder und gläubigen Schwestern und Brüdern überleben (er braucht seine eigene Gemeinde, die ihn nährt, damit er auch andere nähren kann: G.Bulanyi). Es gibt auch keine höhere Würde, denn Mitglied des heiligen "laós" zu sein (LG 33, cn 208).

(b) Amtsspiritualität: Wie kann man, ohne sich abzusondern, zum Amt aussondern lassen? Amt ist daher immer Last, macht am Ende einsam, bleibt immer auch gemeindefremd, kann prophetischen Widerstand erfordern (was etwas ganz anderes ist als zwanghafte Hartnäckigkeit).

11.12.2022 10:13:00 REGKONF.DOC

Lit.: J.Kerkhofs, P.M.Zulehner, Europa ohne Priester, Düsseldorf 1995. - P.M.Zulehner, H.Denz, Wie Europa lebt und glaubt, Düsseldorf 1993. - P.M.Zulehner, Obdach der Seele. Geistliche Übungen nicht nur für fromme Zeitgenossen, Düsseldorf⁵1995.

2001 Der ungestützte Zölibat

Es zählt zu den empirischen Überraschungen, dass Akzeptanz und Wertschätzung der ehelosen Lebensform unter den befragten Priestern beachtlich hoch sind. Sie liegt mit Sicherheit weit höher als die Wertschätzung der Ehe in modernen Bevölkerungen. Überraschend mag auch angesichts der öffentlichen oder veröffentlichten Meinungslage sein, dass Priester in einem hohen Maß mit ihrem Priesterleben zufrieden sind. Wäre eines Tages dem Priester freigestellt, unter Beibehaltung der Lebensform diese neu zu wählen, würde eine überwältigende Mehrheit sicher weiter ehelos leben. Dennoch: Auch und gerade die ehelose Lebensform wird vom Modernisierungsstress nachhaltig beeinflusst.

Antimoderner Entscheidungszwang

Das zeigt sich schon beim Einstieg in die ehelose Lebensform. Nach einem Durchhänger in den Weihejahrgängen nach dem Konzil nimmt zu den jüngeren Weihejahrgängen hin die Einstellung merklich ab, den Zölibat „in Kauf zu nehmen“, um Priester werden zu können. Diese Form von kompromissfreudigem Opportunismus ist unter den jüngeren spürbar weniger oft anzutreffen als unter den Priestern der mittleren Generationen (das heißt freilich unter den älteren).

Die nachwachsende Priestergeneration ist zur Zeit allerdings deshalb wohl auch zahlenmäßig kleiner, weil dieses Risiko der Entscheidung schwerer geworden ist. Wer zur ehelosen Lebensform nicht heiter Ja sagen kann, sagt dann lieber gleich nein statt jein. Zu Recht vermerken daher auch die befragten Priester, dass junge Leute wegen der Sorge, der Aufgabe nicht gewachsen sowie durch die zugemutete Ehelosigkeit überfordert zu sein, den Weg zum Priesteramt abbrechen. Die Entscheidung zur Ehelosigkeit wird immer mehr ein Frage der persönlichen Reifung, der autonomen Ichstärke, der Integration der Sexualität in die eigene Persönlichkeit – alles Qualitäten, die in der heutigen Priesterseminarerziehung neben der Suche nach einer breiten personalen wie vernetzten Spiritualität im Mittelpunkt stehen (müssten). Werden diese Seiten gut trainiert werden, können auch jene Seminaristen und Priester, die sich oft ebenso mühsam zu einer Ehe durchringen und auch heiraten, mit mehr Aussicht auf eine befriedigende und gelingende Ehe rechnen.

Moderne Stilisierung ehelosen Lebens

Aber nicht nur die Anfangsentscheidung zum ehelosen Leben wird von den modernen Verhältnissen mitgeformt. Auch die Stilisierung des ehelosen Lebens wird zunehmend „modern“. Dass die Entscheidung des Anfangs eindeutiger wird, besagt ja noch nicht gleich, dass es für die Priester leichter geworden ist, zölibatär in einer Weise zu leben, die sich sehen lassen kann. Auch in dieser Hinsicht stehen die Priester unter „Modernisierungsstress“.

Die Stilisierung des ehelosen Lebens hat sich also selbst zumal bei den „modernen Priestern“ „modernisiert“. Modern ist es aber nicht, sich früh in seinem Leben für eine bestimmte Lebensform (Ehe, Ehelosigkeit) zu entscheiden und diese Entscheidung dann so zu kultivieren, dass sie ein Leben lang selbstverständlich bleibt. Nur ein Teil der befragten Priester gibt an, im ehelosen Leben kein Auf und Ab erlebt zu haben. Die Krisen im ehelosen Leben sind wie bei Eheleuten zum erwartbaren Normalfall geworden. Erziehung zum ehelosen Leben wird daher immer mehr zur Anleitung, wie man (Mann) in Krisen bestehen kann.

Zur Modernisierung des Zölibats gehört auch, dass sich dessen Stilisierung im Lauf eines Priesterlebens des öfteren wandeln kann. Modern ist eben die Verflüssigung überkommener festgefügtter Formen. „Ehelos leben ist wie das Leben in der Ehe ein lebenslanges Lernen und Ringen“: dieser Aussage können sehr viele Priester etwas abgewinnen.

Wie die Ehelosigkeit gelebt wird, wird zudem immer mehr zu einer individuellen Angelegenheit. Priester finden dann eine Form, die sie selbst verantworten können. Ehelosigkeit wird somit reichhaltiger, bunter, grenzoffener. So wie in modernen Kulturen die Grenzen der Ehe durchlässiger sind, scheint dies auch in bei den Ehelosen der Fall zu sein. Das führt aber nur bei einem überraschend kleinen Teil der befragten Priester auch zu einer Lebensgestalt, die einer Ehe näher ist als der in Krise geratenen Ehelosigkeit. Lierte Priester, die mit einer vertrauten Person leben und bei Freistellung des

Zölibats auch sicher heiraten würden, sind weit weniger, als der Kronenzeitung lieb ist oder die Kleruskongregation befürchtet. Wenn sich aber ein Priester zu dieser zwiespältigen Randform liierten Lebens unter dem Dach der Ehelosigkeit durchringt, dann hat er mit sehr hoher Wahrscheinlichkeit einen sehr hohen Modernitätsgrad. Faktisch wählen ja auch solche moderne Priester die „modernste Form der Beziehung“, nämlich die ungebundene Bindung.

Keine Unterstützung

Die Studie gibt nicht nur diskret Auskunft über die Entscheidungsmodelle zum Zölibat am dessen Beginn und zu seiner Stilisierung während eines langen Priesterlebens. Fast noch wichtiger als die Gestaltung der ehelosen Lebensform durch die befragten Priester selbst ist die soziokulturelle Seite dieser Lebensform. Das Ergebnis ist drastisch: Zwar wird diese Lebensform von der katholischen Kirche ihren Priestern zugemutet. Aber sie erhält keinerlei Unterstützung: weder in der modernen Gesellschaft, noch in der Kirche selbst.

Das sagen wir aus dem Blickwinkel der Erfahrungen, die Priester machen. Die Aussage „Ich bekomme für mein eheloses Lebens Unterstützung in der Gemeinde“ findet ebenso wenig Zustimmung wie im Gegenzug dazu der Satz bejaht wird „In den Gemeinden gibt es heute kein zölibatsförderndes Klima“. Die Priester ahnen auch die Folgen dieser Nichtunterstützung für die nachwachsenden Priester. Denn sie stimmen weithin auch der Aussage zu: „Selbst wenn der Zölibat ‚freigestellt‘ wäre, wäre es für junge Menschen sehr schwer, ihn frei zu wählen, weil sie niemand dabei unterstützt und ermuntert.“

Sozialpsychologisch ist die Lage der Ehelosen tatsächlich makaber. Nicht einmal im Sozialraum Kirche, in welcher der Zölibat eine (im Normalfall) unumgängliche Zugangsbedingung zum Priesteramt ist, erleben sich die Ehelosen unterstützt. Priester erhalten eine andauernde Doppelbotschaft: Leb ehelos, aber wir schätzen deine Lebensform nicht. Diese mangelnde Wertschätzung drückt sich nicht zuletzt darin aus, dass die ehelose Lebensform eben als unmodern gilt und deshalb im Zug der Kirchenmodernisierung – im Namen der Menschenrechte oder der Eucharistiefähigkeit gläubiger Gemeinden – verlangt wird, dieses Zulassungskriterium aufzuheben.

Freistellen wäre aufgeben

Empirische Studien ersetzen nicht das spirituelle Ringen und auch nicht kirchenpolitische Entscheidungen. Doch werden Zusammenhänge sichtbar, die für das Ringen wie für das Entscheiden nützlich sind. Klar wird in der Studie, dass die Priester mit ihrem zugemuteten Zölibat alleingelassen sind. Auch kirchlich. Hier erhebt sich als Forderung entweder unterstützen oder nicht mehr zumuten. Ein nicht unterstützter Zölibat ist unter modernen Bedingungen zynisch.

Lässt sich aber das zölibatsabweisende Klima in der Kirche wenigstens umformen? Wer das verneint, verstärkt die Argumente dafür, den Zölibat in der Tat freizustellen.

Wir können aber auch prognostizieren, was geschieht, wenn unter den gegebenen Bedingungen der Nichtunterstützung der Zölibat freigestellt werden würde. Die Folge wäre nicht die freie Wahl, sondern eine Art kulturell verordnete Pflichtehe wie bei jüdischen Rabbinern oder protestantischen PastorInnen – und das mit allen Risiken, denen eine christliche Ehe unter modernen Bedingungen ausgesetzt ist. Wer unter dem Modernisierungsdruck ehelos bleibt, ist dann eine Ausnahmeerscheinung, schwul oder neurotisch.

Kurt Koch, Basels von links und rechts bedrängter Bischof, zieht daraus längst schon die angemessene Konsequenz. Zu Recht verlangt er, vor einer (auch lebhaften) Freistellung müsse der Zölibat aufgewertet werden. Denn ohne Aufwertung wäre zur Zeit die Freistellung des Zölibats dessen Abschaffung.

Für sich selbst sorgen

In dieser doch nicht einfachen Lage für die Ehelosen werden an Hand der Studie auch noch einige Konsequenzen sichtbar, die Anregungen für die vernünftige Sorge um eine tragfähige Kultur des eigenen ehelosen Lebens darstellen. Die Studie deckt einen doppelten engen Zusammenhang auf:

Priester, die starke spirituelle Ressourcen haben, und Priester, die in Netzwerken leben, tun sich sichtlich mit ihrem ehelosen Leben leichter als jene, die spirituell ausgebrannt sind und zudem entnetzt und vereinsamt leben. Wer also unter den gegebenen (keineswegs komfortablen Bedingungen) befriedigend ehelos leben will, wird sich auf der einen Seite um eine „moderne“ Spiritualität sorgen, die aber auch die entlastende Dimension des Geordneten umgreift. Ein Schuss Entlastung durch Ordnungen (als Ausdruck von getroffenen Entscheidungen) kann im spirituellen priesterlichen Lebenshaushalt eine nützliche Gegenkraft zum modernen Experimentieren darstellen.

Auf der anderen Seite gehören Vernetzungen von Ehelosen zu den Stützungsmaßnahmen. Sozialpsychologisch wird die fehlende kirchliche oder soziale Unterstützung ein wenig wettgemacht durch solche kleine Unterstützungsnetze. Das kann ein Priesterkreis sein, eine Wohn- und/oder Arbeitsgemeinschaft sein (fördert die moderne pastorale Großraumentwicklung solche?), eine Weltpriestergemeinschaft im Sinn der augustinischen Regel, die Mitgliedschaft in einer spirituellen Bewegung. Es ist auf Grund der Studie bedauerlich, dass die in den letzten Jahrzehnten gewachsenen „basisgemeindlichen“ Netzwerke für die Ehelosen keine derartigen Entlastungsnetzwerke darstellen. Es lohnte sich also, in diesen „Basisgemeinden“ sich zu einer Neubewertung der ehelosen Lebensform durchzuringen, auch für den dort oftmals gewünschten Fall der „Freistellung“ des „Pflichtzölibats“.

In den hiermit abgeschlossen vier kleinen Essays zu wichtigen Ergebnissen der Studie Priester 2000 wurden keine Zahlen veröffentlicht. Meine Absicht war es eher, neugierig zu machen. Im Zuge der weiteren Bearbeitung des pastoraltheologisch hochergiebigsten Materials wird es im Herbst 2001 ein kleines Buch geben, das Priester (und solche, die es noch werden wollen) zur Selbstentwicklung anregt, um das eigene Priesterleben noch bunter zu machen. Im Frühjahr 2002 wird sodann ein fundierter Forschungsbericht erscheinen. Wer an der einen oder anderen Publikation Interesse hat, kann sich jetzt schon vormerken lassen unter pmz@univie.ac.at.

2001 Priester im Modernisierungsstress

Priester sind eine schützenswerte Minderheit geworden: in der Kirche und damit auch in der Gesellschaft. Das hat nicht nur damit zu tun, dass es in unseren Kirchenbreiten zu wenige davon gibt. „Priester in Ruf- und Reichweite“ sind rar geworden. Das ist für gläubige Gemeinden ein unerträglicher Notstand, den auch vereinzelt Bischöfe wie jener von Limburg (Franz Kamphaus) öffentlich beklagen. Schützenswert sind die Priester auch deshalb, weil sie in den letzten Jahrzehnten in eine ziemlich missliche Lage geraten sind.

Das hat mit dem Zweiten Vatikanischen Konzil begonnen. Priester zählen nicht zu den Gewinnern dieses Konzils. Dieses hat die Kirche in der modernen Welt neu platziert. Die Innenarchitektur der Kirche wurde umgestaltet: die biblischen Quellen und die Kirchenväter haben starke Berücksichtigung erhalten. Das führte auch zu einer Neubesinnung auf Würde und Auftrag der Laien. Aus einer Kirche für das Volk, einer Priesterkirche, sollte eine Kirche des Volks werden. Welchen Platz sollte dabei der Priester einnehmen? Das Konzil hat darauf keine auf Dauer tragfähige Antwort gegeben, auch wenn es den Priestern und der Priesterausbildung ein Dokument gewidmet hat.

Wie sehr in Bewegung war, was der Priester sein sollte, zeigt sich daran, dass bald nach dem Konzil eine Flut von Priesterbüchern geschrieben wurde, sich regionale Kirchenversammlungen mit dem Priesterbild befassten, 1971 eine eigene Bischofssynode über die Priester stattfand. 1971 wurden auch in vielen Ländern Umfragen unter den Priestern abgehalten, in Wien übrigens schon ein Jahr zuvor: in Österreich, in Deutschland, in der Schweiz, in den USA, in Lateinamerika, in Afrika. Dann versandete das Interesse, die Priester blieben weithin auf sich selbst gestellt.

Dabei wurden sie von mehreren Kräften nachhaltig geformt: von den religiösen Erwartungen der Leute an erster Stelle. Diese Erwartungen wiesen aber in viele Richtungen. Der Priester der Leutereligion wurde ebenso gewünscht wie der „heilige Außenseiter“, der Gemeindegründer geradeso wie der Gemeindeleiter.

Sodann kamen einige Weichenstellungen des Konzils zu tragen. Die Priester mussten lernen mit selbstbewussten, zudem mit hauptamtlich eingestellten Laien zu leben und zu arbeiten. Zusätzlich zum sakramentalen Bereich setzte das Konzil einen Akzent auf die Verkündigung als wesentliches Aufgabenfeld der Kirche und damit ihrer Priester. Schließlich zeitigte auch die vertiefte Sicht der Kirche an Ort und Stelle Folgen: die Pfarre, ein Hauptort priesterlichen Wirkens, galt als „Kirche am Ort“, ausgestattet mit allen Merkmalen der Gesamtkirche. Priestern wurde aberwartet, dass sie „Gemeinden gründen und leiten“ (so die deutschen Bischöfe 1977).

Mangel an Pfarrern

All diese Entwicklungen hätten gelingen können, wären sie nicht durch einen zunehmend dramatischen Pfarrermangel durchkreuzt worden. Die Anreicherung des priesterlichen Dienstes durch Laien, Gemeinde und Verkündigung wich einer zunehmenden Ausdünnung. Priester werden für immer größere Seelsorgeräume zuständig. Ihre Hauptaufgabe ist die Sorge um die Einheit dieser Räume, das Zusammenspiel der vielen ehren- und hauptamtlichen Laien, die Feier der zentralen Sakramente, vorab der Eucharistie. Der Abstand zu den Lebensgeschichten der „kleinen Leute“ ist gewachsen. Seelsorge nimmt bei vielen Priestern deutlich ab.

Umfrage aus Fürsorge

Auf diesem Hintergrund habe ich mich entschlossen, um der Priester willen erstmals nach 1971 Dienst und Leben der Priester gründlich zu erforschen. Am Institut für Pastoraltheologie in Wien haben wir 51 ausführliche „Priestergespräche“ geführt, um jene Themen und Vermutungen abgrenzen zu können, die wir in einer breiten Umfrage überprüfen wollten. Daraus entstand ein Fragebogen, der eine exerzitienähnliche Gewissenserforschung für viele Priester werden sollte, die sich an der Umfrage beteiligt haben. Fast 2000 Fragebögen kamen zu uns zurück, das sind etwa 40% der ausgesandten Bögen. Beteiligt haben sich die Priesterräte von dreizehn Diözesen in Österreich, Deutschland West und Ost, in der Schweiz und – was höchst aufschlussreich war – in Kroatien. Wir haben diese Aktion trotz des Protest aus manchen offiziellen Stellen und der Skepsis in einigen Kirchenleitungen als brüderliche Fürsorglichkeit verstanden. Bischof mit Nowak

von Magdeburg deutete seine Mitwirkung als Ausdruck seiner Fürsorgepflicht für sein Presbyterium.

Zur Zeit entsteht eine CD-ROM für jene Priester, die sich an der Umfrage beteiligt und die gebeten haben, über Ergebnisse informiert zu werden. Diese kann bei mir gegen ein Entgelt angefordert werden. Voraussetzung ist ein Computer mit einem CD-Laufwerk und dem Programm Powerpoint aus dem Microsoft Office-Programm (bitte angeben, ob eine Version unter Office 97 oder Office 97 und darüber). Es ist auch möglich, diese Datei gegen Entgelt per eMail zu erhalten (dazu meine eMail-Adresse zur Bestellung: pmz@univie.ac.at).

Amtsbilder

In diesem und späteren Beiträgen stelle ich zentrale Ergebnisse der Umfrage vor. Das Herzstück der Studie ist die Erforschung priesterlicher Selbstbilder. Nun könnte man ja meinen, dass die Priester sich im Sinn der amtlich verfassten Kirche verstehen. Sie werden dazu ja auch an anerkannten Hochschulen ausgebildet. Also sollte erwartet werden, dass die Priester letztlich ein einheitliches Amtsbild mit leichten Randunschärfen vielleicht haben. Nun ist eine solche Erwartung schon deshalb trügerisch, weil sich ja das Konzil selbst auf der Ebene des Kirchenbildes dazu durchgerungen hat, zwar mit hohen Mehrheiten Texte zu verabschieden, in diesen aber manchmal doch konkurrierende Positionen nebeneinander stehen zu lassen. Wenn es aber, wie Weihbischof Krätzl unentwegt betont, schon zwei Kirchenbilder gibt, ist schon auf der theoretischen Ebene zu erwarten, dass es auch mehrere Priesterbilder gibt.

Unsere Studie zeigt freilich, dass zwei Kirchenbilder und dementsprechend zwei Priesterbilder nicht ausreichen. Wir konnten immerhin vier sich deutlich unterscheidende Amtsbilder abgrenzen. Diese haben gewiss vieles Gemeinsam. Doch unterscheiden sie sich auch beträchtlich.

Selbsttest

In diesem ersten Beitrag ebne ich einen Weg zu einem spielerischen Verständnis dieser vielfältigen Priesterbilder. Dazu wurde in der Auswertungsgruppe an Hand der vorliegenden Daten ein Selbsttest entwickelt. Diesen lege ich hier vor in der Hoffnung, dass Sie als Leserin oder Leser diesen Test für sich selbst machen. Wer Priester ist, gelangt dann zu „seinem“ Priesterbild. Wer nicht Priester ist, Frau oder Mann, kann auskundschaften, wie sie, wie er den Priester sieht.

In der nächsten Nummer finden Sie dann die Umfrageergebnisse zu den Amtsbildern. Zugleich werden Sie auch das Ergebnis des Ihres eigenen Selbsttests deuten können.

Dieser Selbsttest ist relativ einfach. Es werden wenige „Testsätze“ zum priesterlichen Amtsverständnis vorgelegt. Diese entstammen der deutschen Priesterstudie aus dem Jahre 1971 und wurden von der Deutschen Bischofskonferenz abgesegnet (wie auch unser Fragebogen von delegierten Vertretern der beteiligten Diözesen gemeinsam überarbeitet und angenommen worden. ist).

In einem ersten Schritt kreuzen Sie an, wo auf der jeweiligen Antwortskala ihre persönliche Meinung zu liegen kommt. Stimmen Sie einem Testsatz voll zu, wählen sie 1. Lehnen Sie diesen gänzlich ab, dann kreuzen Sie bei fünf an. Dazwischen können Sie fein abstufen.

Sodann finden Sie neben der Fünferskala vier Buchstaben, von A bis D. Wählen Sie jenen Buchstaben aus, der Ihrem „Kreuz“ auf der Skala am nächsten liegt. Und notieren Sie diesen Buchstaben dann in der Auswertungsliste am Ende. Sie haben dann fünf einzelne Buchstaben. Vorhersehbar wird ein bestimmter Buchstabe öfter vorkommen als andere. Das ist der Schlüssel zu Ihrem Amtsbild. Je bunter ihre Buchstabenreihe ist, desto wahrscheinlich haben sie auch ein Mischbild bzw. neigen zu einem benachbarten Amtsbild. Das Rätsel löst sich in der nächsten Nummer.

Hier ist nun der Selbsttest:

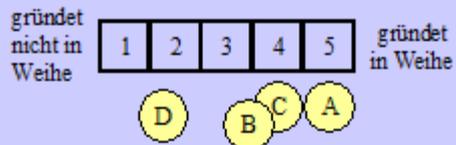
Kasten 1. Das priesterliche Amt beansprucht das ganze innerste Wesen seines Trägers.



Sie nehmen zuerst zum Satz Stellung. Entweder stimmen Sie voll zu (1), oder lehnen den Satz gänzlich ab (5) oder liegen dazwischen. Sodann suchen Sie Buchstaben auf, der dem gesetzten Kreuz am nächsten liegt, und notieren diesen im Kasten 6.

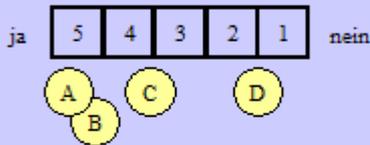
PROFIB 200-2

Kasten 2. Das priesterliche Amt gründet nicht in einer besonderen Weihe.



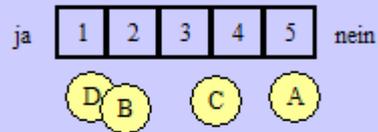
PROFIB 200-1

Kasten 3. Das priesterliche Amt ist von Christus eingesetzt.



PROFIB 200-4

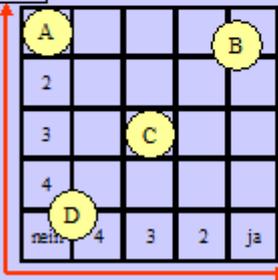
Kasten 4. Das priesterliche Amt ist Ergebnis eines geschichtlichen Prozesses.



PROFIB 200-5

K5. Das priesterliche Amt ist Repräsentation...

Christi



Zuerst suche ich meinen Zahlen werte für die „Repräsentation Christi“, dann jene für die „Repräsentation der Gemeinde“. Wo sich beide Zahlenwerte im Feld treffen, leg mein Kreuz. Wieder suche ich den nächstliegenden Buchstaben.

der Gemeinde

PROFIB 200-4

6. Meine Einzelpositionen (Buchstaben) bei den Kästen 1-5 sind:

Kasten 1 _____

Kasten 2 _____

Kasten 3 _____

Kasten 4 _____

Kasten 5 _____

7. Jener Buchstabe, der bei meinen Antworten auf die fünf Testsätze am öftesten vorkommt, ist...

(Ich kreise ihn ein und halte ihn für die nächste Nummer bereit!)

A B C D

2001 Priester im Modernisierungsstress

Es gibt den Priester in der Einzahl nur in den Büchern der Regale. In den Büchern des Lebens gibt es dagegen eine bunte Vielfalt: zeitlose Kleriker, zeitoffene Gottesmänner, zeitnahe Kirchenmänner, moderne Gemeindeleiter. Von Zwischentönungen ganz abgesehen.

Das trifft zu, obgleich ein kirchliches Lehramt versucht, ein Priesterbild als das eine offizielle hinzustellen. Auch zwischen den Buchdeckeln hundertseitiger Priesterbücher lässt sich noch ein einziges Priesterbild darstellen und als das einzig akzeptable propagieren. Die Realität aber ist weicher, lebendiger, vielfältiger, bunter.

Theologische Anreicherung

Das hat zunächst auch mit der theologischen Entwicklung zu tun. Vor dem Zweiten Vatikanischen Konzil war das priesterliche Selbstverständnis stark auf die Sakramente und die personbezogene Seelsorge zentriert. Das Konzil reicherte dieses Verständnis an verschiedenen Stellen an: Zum Sakrament kam das Wort und seine Verkündigung. Priesterkirche wurde zum Gottesvolk geweitet mit einer fundamentalen Gleichheit an Berufung und Würde aller mit einem bunten Reichtum an voneinander nicht ableitbaren Charismen. Auch der einst als protestantisch verworfene Gedanke der Gemeinde erhielt einen sicheren Platz im Katholizismus. Das Selbstverständnis der Priester kam so in Bewegung. Manche klagten über Verunsicherung, weit mehr unter ihnen erlebten es als Bereicherung. Priester zu sein konnte nun viele Akzente haben: das Zuvorkommen Gottes in Christus amtlich darzustellen, Gottes Lebensdienst am Menschen in Gang zu bringen, das, was in der Weihe als Begabung steckt (bzw. ihr vorausgesetzt wird) professionell zu entfalten, als Priester der eigenen Taufe wieder mehr Gewicht zu geben und es als Entlastung zu erleben, zunächst mit den anderen Schwestern und Brüdern Christ zu sein und nicht immer für die anderen Priester sein zu müssen.

Diese turbulente theologische Entwicklung in der kurzen Zeit von dreißig Jahren schlägt sich im Selbstbild von Priestern nieder. Es wundert nicht, dass nicht jeder einzelne alle bunten Facetten verwirklicht, sondern Akzente setzt. Der eine ist dann mehr der Gottesmann, der andere der Gemeindeleiter. Und erst zusammen sind sie der Reichtum des Presbyteriums.

Modernisierung

Doch erklärt dieser Hinweis auf die rasche Entwicklung der Theologien des priesterlichen Dienstes nicht zufriedenstellend, warum von den einzelnen eben solche Akzente gesetzt werden. Warum wird etwa in einer überschaubaren Diözese wie St. Gallen, Zagreb oder St. Pölten der eine (zu Füßen desselben Dogmatikprofessors sitzend) ein zeitloser Kleriker und der andere ein moderner Gemeindeleiter – um nur die „Antipoden“ zu nennen?

Hier hilft die Forschung weiter. Denn was unsere vier Priestertypen neben ihren theologischen Vorlieben am meisten unterscheidet, ist ihre Haltung zur modernen Welt. Und die ist nicht nur folgenschwer für das „theologische Selbstverständnis“, sondern auch für das, was einer als Priester tut bzw. tun möchte.

Die Priester erleben zwischen der modernen Welt und der alten Kirche zumeist eine hohe Spannung. Das bringt sie dazu, einen Standort zu beziehen. Die einen nehmen dann den Standort der alten Kirche ein. Erkennbar wird dies in der Studie daran, dass dann die moderne Welt als eher glaubenslos bewertet wird. Das macht die einen pessimistisch, die anderen missionarisch. Andere von den vielen befragten Priestern hingegen beziehen angesichts der Spannung nicht den Standort der alten Kirche, sondern der modernen Welt. Leicht erkennbar ist diese Positionierung daran, dass die alte Kirche aus dem Blickwinkel der modernen Welt kritisiert wird.

Konzil

Nun hat mit eben dieser Spannung zwischen alter Kirche und moderner Welt gerade das Zweite Vatikanische Konzil gerungen. Eine abgeschottete Kirche wollte sich mit der modernen Welt kritisch-loyal zusammentun, damit das Salz des Evangeliums wieder mehr in die moderne

Weltsuppe kommt. Priester, die heute die Entwicklung vom Standpunkt der modernen Welt her sehen, sind mit den Entwicklungsperspektiven des Konzils zufrieden. Angesichts der konkreten Entwicklung sind sie aber „enttäuschte Konzilsreformer“.

Jene, die heute das Konzil vom Standort Kirche aus bewerten, sind größtenteils zumal mit der nachkonzilaren Entwicklung der letzten beiden Jahrzehnte zufrieden. Der Anteil derer, die Perspektiven und Entwicklung verwerfen, ist im Klerus ganz klein.

Was zu tun ist

Je nach bezogenem Standort unterscheiden sich nun die Priester deutlich. Während die einen (von der Sicht der alten Kirche her) die moderne Welt für glaubensarm einschätzen und eine offensive Evangelisierung verlangen, fordern die anderen (vom Blickwinkel der modernen Welt her) eine rasche Modernisierung der alten Kirche. Eben diese erscheint aber den anderen wiederum als eine unbotmäßige Verweltlichung der Kirche, die der Verchristlichung der modernen Welt nichts bringe. Während also die einen der Welt Gott bringen wollen, möchten die anderen der Kirche moderne Strukturen einpflanzen. Aber auch das trifft zu: Während den Weltkritikern die Freiheit in Gesellschaft und Kirche längst zu weit geht, fordern die Kirchenkritiker mehr Respekt vor modernen Qualitäten in der Kirche: für Freiheit, für Mitbestimmung, für die freie Wahl der Lebensform, für die Beteiligung der Frauen, für den Respekt vor der Lebensart der Gleichgeschlechtlichen.

Es ist nicht mehr schwer zu erraten, dass die vier aufgespürten Haupttypen gleichsam auf einer Modernitätsskala anzutreffen sind. Während die zeitlosen Kleriker gegenmodern sind, erweisen sich die modernen Gemeindeleiter als hochmodern. Die zeitoffenen Gottesmänner nähern sich der Mitte der Skala von der Seite der zeitlosen Kleriker her, die zeitnahen Kirchenmänner hingegen von jener der modernen Gemeindeleiter.

Priester haben somit nicht nur ein je eigenes theologisches Verständnis ihres Amtes, sondern auch ein maßgeschneidertes Verständnis des modernen Lebens. Zeitlose Kleriker sind dann weltabgewandt, zeitoffene Gottesmänner weltzugewandt. Zeitnahe Kirchenmänner sind weltgewandt. Moderne Gemeindeleiter schlicht weltlich – im besten Sinn dieses Wortes. Die Vielfalt von Priestern, wie wir sie vorfinden, ist somit auch eine Folge der biographischen Auseinandersetzung mit der modernen Lebenskultur. Priester formen sich im Modernisierungsstress.

Rückwirkungen

Es hat starke Auswirkungen, ob sich jemand von der „feindlichen“ modernen Welt abwendet oder diese in riskanter Offenheit in sich einlässt. Denn rückwirkend werden Akzente im priesterlichen Wirken gesetzt. Die Zeitlosen wollen Gott zur Welt bringen. Verkündigung und Sakramente sind ihnen topwichtig. Missionarische Evangelisierung ist ihr Programm. Die Zeitgemäßen hingegen setzen auf Lebensbegleitung, sehen die Stärken des priesterlichen Dienstes in der Diakonie. Die einen wünschen für die Aus- und Fortbildung mehr Dogmatik, die anderen mehr Kurse in Führen und Leiten. Dazwischen liegen die Brückenbauer, die sich große Sorge um eine zeitgemäße Glaubensverkündigung machen.

Auswirkungen hat der Modernitätsgrad aber nicht nur auf die Akzente, die im priesterlichen Tun gesetzt werden. Massive Rückwirkungen hat der Modernitätsgrad eines Priesters auf das Zusammenspiel von Priestern und Laien und hier wiederum mit den Frauen. Die Zeitlosen sind der festen Überzeugung, dass es für die meisten wichtigen Aufgaben in der Kirche Priester braucht. Die Modernen hingegen geraten in Argumentationsnotstände, wenn sie erklären sollen, warum nicht letztlich alle Aufgaben von Laien wahrgenommen werden könnten. Für die einen ist klar, dass Christus unmittelbar Männer ins Priesteramt gesetzt hat und diese Tatsache die Kirche für immer bindet. Die Modernen hingegen nehmen die diesbezügliche römische Entscheidung natürlich zur Kenntnis: aber sie sehen in ihr keinen Anlass, nicht weiter darüber theologisch nachzudenken. Von da her ist auch verständlich, warum die Zeitlosen dem männlichen Diakon eine gute Zukunft geben und sich auch vorstellen können, dass Frauen Diakoninnen werden. Die Modernen hingegen lehnen den Männerdiakon aber ab (weil er Laien verdrängt), fordern aber dieses als zukunftslos eingeschätzte

Männerdiakonat für die Frauen. Das Doppelspiel verliert in der Studie seine Maske: Denn wer das Diakonat für die Frauen fordert, will nachweislich nicht das Diakonat, sondern die Priesterweihe für die Frauen.

Spiritualitäten

Merklich sind die Rückwirkungen des Modernisierungsstressses auch auf die Spiritualitäten. Die spirituelle Welt ist bei den befragten Priestern neuerlich sehr bunt. Spiritualität reicht von der persönlichen spirituellen Praxis über die herkömmlichen spirituellen Hilfen (Brevier, Exerzitien, geistlicher Begleiter) hin zu Formen der spirituellen Vernetzung oder der Spiritualität im alltäglichen priesterlichen Tun zusammen mit jenen, zu denen die pastorale Begegnung hinführt. Zu solchen spirituellen Hilfen kommen noch menschliche hinzu: bei den jungen Priestern zumeist noch die Eltern, dann andere Priester, befreundete Frauen und Männer, vertraute Personen.

Anzunehmen ist, dass jene Priester, welche sich der modernen Welt aussetzen, für dieses Risiko einen starken spirituellen Rückhalt benötigen. Denn sonst kann leicht aus der Modernisierung des Priesters seine Säkularisierung werden, aus seiner Weltlichkeit seine Verweltlichung.

Die Forschungsergebnisse signalisieren hier einen bedrängenden Notstand. Denn je moderner Priester sind (vor allem also die modernen Gemeindeleiter), verfügen in Summe über erheblich weniger (messbare) spirituelle Ressourcen als jene, die das Risiko der Moderne scheuen. Fast hat man den Eindruck, dass sich die zeitlosen Kleriker in eine gefahrlose spirituelle Sonderwelt zurückziehen und dort wie Mäuse in einem spirituellen Lagerhaus schwelgen, während die modernen Gemeindeleiter in der modernen spirituellen Wüste in Gefahr sind, auf der Suche nach belebenden Oasen zu verdursten. Spiritualität für die Weltabgewandten kann daher nur bedeuten, sich von Gott her zu den Menschen zu bekehren, das idyllische Kapharnaum zu verlassen und in das heidnische Galiläa hinabzu ziehen (Mt 4,12-16), um dort in liebender Anwesenheit zu wirken (Carlo M. Martini). Spiritualität für die Weltlichen hingegen kann nur bedeuten, sich neue spirituelle Quellen zu erschließen, um nicht im zermürbenden Alltag eines modernen Priesterlebens unterzugehen.

Ob dies auch für die unmoderne Lebensform des Zölibats gilt – darüber berichtet der letzte und vierte Beitrag.

2001 Steckbrief zur Studie Priester im Modernisierungsstress

2000 sind in Österreich, Deutschland Ost und West, in der Schweiz, in Kroatien und Polen 2500 Priester mit einem ausführlichen Fragebogen über ihren Dienst und ihr Leben befragt worden. Die Daten wurden an der AfkS (Arbeitsstelle für kirchliche Sozialforschung) in Wien ausgewertet. Dokumentiert sind die Ergebnisse in einem 450-seitigen Forschungsbericht: Zulehner, Paul M.: Priester im Modernisierungsstress. Forschungsbericht der Studie **PRIESTER 2000**®, Ostfildern 2001, Schwabenverlag. Eine vorrangig an der Personalentwicklung der Priester interessierte Interpretation wichtiger Ergebnisse finden sich in: Zulehner, Paul M./Hennersperger, Anna: „Sie gehen und werden nicht matt“ (Jes 40,31). Priester in heutiger Kultur, Ostfildern 2001, Schwabenverlag.

Priestertypen

Das wohl wichtigste Ergebnis der Studie **PRIESTER 2000**® sind die vier Haupttypen. Gespeist werden diese je nach ihrem Bezug zu Christus und zur Gemeinde sowie zur modernen Kultur. Erleben sich die „Kleriker“ sehr eng an Christus rückgebunden, spüren die „Gemeindeleiter“ eine starke Einwebung in die Gemeinde, in der sie ihren Dienst machen. Dazwischen sind Priester, die weniger an eine Gemeinde, sondern mehr an die Kirche gebunden sind. Und schließlich gibt es Gottesmänner, welche die Brücke zwischen Christus und der Gemeinde bauen.

Hinsichtlich der modernen Welt sind die „Kleriker“ weltabgewandt, die „Gottesmänner“ weltzugewandt, die „Kirchenmänner“ weltgewandt, die „Gemeindeleiter“ weltverwandt.

Daraus ergibt sich die vollständige Bezeichnung der vier Haupttypen als „zeitlose Kleriker“, „zeitoffene Gottesmänner“, „zeitnahe Kirchenmänner“ und „zeitgemäße Gemeindeleiter“. Nur alle vier zusammen ergeben das eine Presbyterium.

Alle haben Stärken, sie brauchen aber auch die jeweils anderen, um bei ihnen zu lernen. (Für solch personalentwicklerisches Lernen wurde auf Grund der Studie ein eigener „Priesterspiegel“ entworfen in Zulehner/Hennersperger: „Sie gehen und werden nicht matt“, 151-162.)

Zu den Ergebnissen

Grundstimmigkeit

Zwei Drittel der befragten Priester sind mit ihrem Dienst und ihrem Leben „grundstimmig“. Grundstimmig nennt die Studie **PRIESTER 2000**® einen Priester, der beruflich zufrieden ist, sich wieder für den Priesterberuf entscheiden würde, müsste er sich noch einmal entscheiden und der auch einem jungen Menschen raten würde, Priester zu werden.

Dieses Ergebnis hat nicht nur überrascht, sondern wurde sehr rasch auch kirchenpolitisch benützt. Wenn die Priester so grundstimmig sind, dann könnten ihnen im Zuge der - wegen des bedrängenden Priestermangels notwendigen – seelsorglichen Strukturreformen zusätzliche Aufgaben zugemutet werden. Die ohnedies grundstimmigen Priester könnten mehr Pfarreien oder auch größere Seelsorgsräume übernehmen. Zudem sei es unnötig, sich über den mit dem Priesteramt verbundenen Zölibat Gedanken zu machen.

Beide Folgerungen werden den komplexen Ergebnissen der Studie nicht gerecht. Vielmehr lassen sie befürchten, dass die Grundstimmigkeit der Priester falsch gedeutet und dass aus ihr schädliche Folgerungen abgeleitet werden.

Zölibat: Wertschätzung und fehlende Unterstützung

Beispiel Zölibat: Laut Umfrage stimmt es zwar, dass eine satte Mehrheit jener Priester, die befragt wurden, viele gute Gründe für das ehelose Leben haben. Zugleich aber meinen sie, dass die abverlangte Lebensform (neben der Angst, der „hohe“ Beruf könne sie überfordern) es nicht wenigen jungen Menschen schwer mache, den Weg zum Priesterberuf einzuschlagen. Vor allem meinen die meisten Priester, dass es in der Kirche hinsichtlich des Zölibats eine Doppelbotschaft

gebe: die Kirchenleitung erwarte seine Annahme, das Kirchenvolk wie die moderne Kultur leiste aber keinerlei Unterstützung dabei. Nicht wenige Priester meinen deshalb auch, dass junge Menschen auch dann den Zölibat nicht annehmen würden, wäre er freigestellt: Denn sie fänden dabei keinerlei Unterstützung. Nicht der Zölibat belastet daher die Mehrzahl der Priester, sondern das Fehlen der Unterstützung.

Entlasten statt belasten

Beispiel Berufszufriedenheit: Die Grundstimmigkeit bietet keinerlei Anlass dazu, Priestern im Zuge des Umbaus der Seelsorgestrukturen noch weitere Belastungen zuzumuten.

Die aufgedeckte Grundstimmigkeit ist nämlich der Ausdruck eines labilen Gleichgewichts zwischen wahrgenommenen Stärken im priesterlichen Dienst, erlittenen Belastungen im persönlichen und kirchlichen Leben sowie vielfältigen menschlichen und spirituellen Verarbeitungsressourcen. Zum Zeitpunkt der Umfrage haben die Stärken und die spirituellen Kräfte die wahrgenommenen Belastungen der Priester sichtlich bei einer großen Zahl ausgeglichen. Noch?

Es gibt Gründe zu vermuten, dass zumal im Zuge des Umbaus der pastoralen Kirchenstrukturen (auf Grund des wachsenden Pfarrermangels) sich der Akzent innerhalb der Stärken merklich verlagert. Die Hauptstärke, von der viele Priester leben, ist die seelsorgliche Begleitung von Menschen entlang ihrer Lebensgeschichte, von der Wiege bis zur Bahre. Sobald aber die neuen Raumordnungspläne der meisten priesterarmen Diözesen vollendet sein werden, werden die Priester nicht mehr Seelsorger an der Seite der Menschen sein, sondern den Großteil ihrer Kraft und Zeit mit dem Management großer Seelsorgseinheiten verbringen.

Damit wird die Balance zwischen Stärken (Gratifikationen) und Belastungen (Irritationen), die zur Zeit bei den meisten Priester zu Gunsten der Gratifikationen ausschlägt, in Richtung der Irritationen verschoben werden. Im Zuge weiterer Belastungen werden auch menschliche wie spirituelle Ressourcen verbraucht. Die Priester werden dann mit geringeren Gratifikationen und schwächeren spirituellen Kräften leben müssen. Das wird vorhersehbar ihre Grundstimmigkeit verringern.

Fürsorgepflicht für Priester

Die Kirche, die von Gott berufene Männer für den priesterlichen Dienst annimmt, übernimmt mit deren Weihe eine Fürsorgepflicht. Hauptverantwortlich dafür ist und bleibt dafür der Ortsbischof als jener, der „auf seine Priester schaut“ und deshalb den Namen „epi-skopos“ trägt. Gerade Bischöfe müssten dann auf Grund ihrer Fürsorgepflicht verhindern, dass die immer weniger und zugleich älter werdenden Priester immer mehr belastet werden. Seine Pflicht ist Sorge um Entlastung.

Vielleicht ist das eines der wichtigsten Ergebnisse der Studie, die Strukturen der Kirche so zu gestalten, dass der priesterliche Dienst menschlich zumutbar bleibt und Freude machen kann. Es ist dabei unzulässig zu meinen, Spiritualität sei ein Ersatz für eine priesterfreundliche Kirchenpolitik- etwa mit der Formel: Man muss die Spiritualität der Priester stärken, damit sie die Strukturreform aushalten können.

Für die Priester sorgen heißt sich um mehr Priester zu sorgen

Statt Arbeitsräume der Priester ständig auszuweiten und die Arbeit der Priester zu entpersonalisieren wird es dringend notwendig sein, dass es für die nach wie vor vorhandenen gläubigen Gemeinden mehr Priester gibt. Dazu kann – was ja schon immer geschehen ist, gebetet werden; es lässt sich auch noch mehr und zielsicherere Werbung für den Priesterberuf machen; was weniger weiter führt ist noch mehr Priester aus anderen pastoralen Kulturräumen zu importieren; was aber – wenn das alles zu keiner Mehrung der Priesterzahlen und damit zur Entlastung der Priester führt, dann kann die Kirche gar nicht anders, als nach anderen Lösungen auszuschauen. Darüber zu diskutieren geht aber über die Ergebnisse der Studie hinaus. (Mehr dazu in: Zulehner, Paul M.: „Ihr ladet den Priestern Lasten auf“ (nach Lk 11,46). Priester im Kirchenumbau. Weitere Folgerungen aus der Studie **PRIESTER 2000**®. Ostfildern 2002 (in Vorbereitung)).

2002 Der Priester als Brückenbauer

Zur Herz-Jesu-Festakademie im Canisianum (Innsbruck) am 7.6.2002

„Als Jesus hörte, dass man Johannes ins Gefängnis geworfen hatte, zog er sich nach Galiläa zurück.

Er verließ Nazaret, um in Kafarnaum zu wohnen, das am See liegt, im Gebiet von Sebulon und Naftali.

Denn es sollte sich erfüllen, was durch den Propheten Jesaja gesagt worden ist:

Das Land Sebulon und das Land Naftali, die Straße am Meer, das Gebiet jenseits des Jordan, das heidnische Galiläa: das Volk, das im Dunkel lebte, hat ein helles Licht gesehen; denen, die im Schattenreich des Todes wohnten, ist ein Licht erschienen.

Von da an begann Jesus zu verkünden: Kehrt um! Denn **das Himmelreich ist nahe.**“

(Mt 4,12-17)

Ich werde diesen Text über das Wirken Jesu aus dem Matthäusevangelium als Grundlage für meine pastoraltheologischen Meditationen verwenden. Dabei gilt es sich eingangs kurz zu vergewissern, was Jesus wollte. Dann aber wenden wir uns der Hauptfrage meiner Überlegungen zu, auf welchem Weg Jesus sein Ziel zu erreichen versuchte.

- Das Ziel gibt Jesus an in der Formel: „Kehrt um! Denn das Himmelreich ist nahe.“
- Den Weg wiederum können wir in der Passage erkennen: „Er verließ Nazaret, um in Kafarnaum zu wohnen, das am See liegt, im Gebiet von Sebulon und Naftali.“
- Sind schließlich diese beiden Fragen nach dem Ziel und dem Weg durchbedacht, dann werden wir uns noch eine Weile uns selbst zuwenden, die zum priesterlichen Amt in der Kirche Christi berufen sind. Dies wird uns zur Aussage führen, dass eine der Haupteigenschaften von uns Priestern unsere „pontifikale Kompetenz“ ist. Damit ist der Priester als Brückenbauer gemeint: einer also, der eine Brücke baut zwischen Jesu Auftrag und der jeweiligen Kultur, in die Gott selbst uns (ohne unser Zutun) hineingestellt hat.

„Das Himmelreich ist nahe“

„Das Himmelreich ist nahe“: Diese elementare Aussage signalisiert Jesu Herzensanliegen. In ihm ist es schon da. Es soll sich durch jene in der Welt verbreiten, die ihm nachfolgen: also durch seine von ihm gesammelte Jünergemeinde, seine Kirche – durch uns.

Himmelreich meint hier etwas unorthodox umschrieben:

- Dass Gottes Urbild vom Menschen, sein Schöpfungstraum sich verwirklicht.
- Formen soll sich jener Mensch, der um seinen Ursprung aus Gott und seine Rückkehr in Gott weiß.
- Ein solcher Mensch lebt daraus – wie Paulus unter Berufung auf einen griechischen Dichter Aratus aus dem 3. Jh. v. Christus den skeptischen Aufgeklärten auf dem Areopag Athens erklärt – „von Gottes Art zu sein“ (Apg 17,28).
- Ein solch gottvoller Mensch wird dann wie Gott, der in sich lautere, beziehungsreiche Liebe ist, ein Liebender sein: was ihm möglich ist, weil aus dem Getragensein durch Gott seine tiefsitzende Daseinsangst und die daran geknüpfte psychische Obdachlosigkeit und Einsamkeit besiegt sind.
- Die Kirche, die dem Kommen des Himmelsreichs dient, steht daher für eine neue Welt, einen neuen Menschen, der gottvoll und (daher) liebesstark ist. Himmelreich meint somit die konkrete Lebenskultur der Menschen in einer geheilten Gestalt – nicht eine Fluchtwelt jenseits des alltäglichen Lebens der Menschen.

„Verließ Nazaret, um in Kafarnaum zu wohnen“

Damit stehen wir bereits vor der Hauptfrage meiner heutigen pastoraltheologischen Meditation. Wie kümmert sich Jesus um das Kommen des Himmelsreichs, das sich

ausbreiten soll inmitten der Lebenswelt der Menschen von heute: also in der jeweiligen Kultur. Die Antwort: Jesus vollzieht einen Ortswechsel von Nazaret nach Kafarnaum.

1989 hat der große Kardinal von Mailand Carlo Maria Martini den in Rom zu einem Symposium des CCEE zum Thema Geburt und Tod als Herausforderung der Evangelisierung eine Exhorte gehalten. Er wollte den Bischöfen genau für das Anliegen der Evangelisierung der europäischen Kultur eine angemessene Geisteshaltung vermitteln und stützte sich dabei auf den von mir gewählten Text.

Er forderte in seiner Homilie, deren zentrale Passage ich hier zitiere, von den Bischöfen eine ähnlichen „Ortswechsel“, wie Jesus ihn vorgenommen hat, als er von Nazaret nach Kafarnaum hinabstieg.

Hören wir Kardinal Martini, den großen Bibliker im Bischofsamt selbst:

Um die Geisteshaltung... auszudrücken, will ich mich auf eine Stelle des Matthäusevangeliums beziehen. Am Beginn seines Wirkens – er hat bereits die Versuchungen bestanden – „verließ Jesus Nazaret, um in Kafarnaum zu wohnen, das am See liegt, im Gebiet von Sebulon und Naftali. Denn es sollte sich erfüllen, was vom Propheten Jesaja gesagt worden ist“ (Mt 4,13f.).

Der Evangelist deutet das, was von außen besehen nichts anderes als einfacher Ortswechsel erscheint, als eine Tatsache von tiefer Bedeutung.

Was war nämlich **Nazaret**? Ein unbedeutender Marktflecken in Galiläa, der weder im Alten Testament noch bei Josephus Flavius noch im Talmud erwähnt ist. Es ist ein Ort ländlicher Ruhe, einfacher Lebensformen, kleiner Eifersüchteleien und begrenzter Horizonte. Im Vergleich dazu erscheint Kafarnaum als eine offene und bunte Stadt, ein Ort der Arbeit und des Handels, der Banken und des Verkehrs, Grenzstadt im Galiläa der Heiden, Sitz der römischen Verwaltung, Ort der Begegnung zwischen den Kulturen.

Auch für Jesus bedeutet der Ortswechsel nach **Kafarnaum**, Gewohnheiten, das Vorhersehbare zu verlassen und sich dem Wandel, den Begegnungen auszuliefern, dem, was wir heute Auseinandersetzung mit der „Moderne“, mit der „Komplexität“, mit dem „Pluralismus“ nennen. Nach Kafarnaum hinabsteigen hieß also, sich mit einer neuen Lebensweise auseinander zu setzen, mit Leuten, mit dem täglichen Leben, das gekennzeichnet ist von harter Arbeit und Leiden, von Neuem und Unsicherheit. Nicht umsonst beschreibt der Evangelist Markus den ersten Aufenthalt Jesu in Kafarnaum als eine Begegnung mit Besessenen und mit allen möglichen Kranken (Mk 1,23.30.32).

Jesus begegnet diesem Wandel **nicht widerwillig**, so als ob er nostalgisch Nazaret verbunden geblieben wäre. Er hat Kafarnaum so angenommen, dass man es „*seine Stadt*“ nennen konnte (Mk 9,1). Das hinderte ihn nicht, frei und kritisch gegenüber der Stadt zu sein. Er verschweigt nicht die Schuld, spart nicht mit Mahnungen, bis hin zu Drohung, wie man in Mt 11,23 sieht. **Aber alles nimmt seinen Ausweg von einer tiefen Liebe, von einer täglichen Anwesenheit, von einem Teilnehmen am Geschick und den täglichen Leiden seines Volkes.**

Etwas Ähnliches ist schon den Verbannten im fünften Jahrhundert gesagt worden, von denen im 29. Kapitel bei Jeremia die Rede ist. Sie lebten vom Heimweh nach der alten Kultur in Jerusalem, und sie fühlten sich wie Fremdlinge im Land Babylon. Der Prophet Jeremia sagt ihnen nicht, sie sollten Jerusalem vergessen. Er verbietet ihnen auch nicht, ihr Idealbild vor Augen zu haben. Er untersagt ihnen aber das Heimweh nach einer Lebensweise, die es nicht mehr gibt und niemals mehr geben wird und die sie hindert, mit Liebe in der neuen Stadt zu arbeiten, die in der Zwischenzeit, ohne dass sie es sich ausgesucht hätten, ihnen durch den Gang der Dinge anvertraut worden ist: „So spricht der Herr der Heere, der Gott Israels, zur ganzen Gemeinde der Verbannten, die ich von Jerusalem nach Babel weggeführt habe: Baut Häuser und wohnt darin, pflanzt Gärten, und esst ihre Früchte! Nehmt euch Frauen, und zeugt Söhne und Töchter, nehmt für eure Söhne Frauen, und gebt euren Töchtern Männer, damit sie Söhne und Töchter gebären. Ihr sollt euch dort vermehren und nicht vermindern. Bemüht euch um das Wohl der Stadt, in die ich euch weggeführt habe, und betet für sie zum Herrn; denn in ihrem Wohl liegt euer Wohl.“ (Jer 29,4-7)

Auch Jona, nach Ninive geschickt, muss auf seine Kosten lernen, diese Stadt zu lieben und sich über ihre Bereitschaft zur Umkehr zu freuen, denn wie könnte es Gott „nicht leid sein um Ninive, die große

Stadt, in der mehr als hundertzwanzigtausend Menschen leben, die nicht einmal rechts und links unterscheiden können - und außerdem so viel Vieh?“ (Jona 4,11)

Kulturation

Nicht nur Jesu Weg ist jener hinein in die zeitgenössische Kultur. Auch unsere Berufung, unser Auftrag als Kirche ist es, in einer täglichen Anwesenheit teilzunehmen am Geschick und den täglichen Leiden der Menschen. Darin geschieht Begegnung zwischen dem Evangelium und der jeweiligen Kultur, in die Gott uns hineingestellt hat. Eben diese Begegnung verdient den Namen *Evangelisierung*. *Als solche ist sie ein Wechselspiel*. Johannes Paul II. definierte Evangelisierung in einem Schreiben an die Präsidenten des CCEE im Jahre 1985. Dort heißt es: *Evangelisierung bedeutet, dass die Kirche lernt und lehrt.*

- Die Kirche lernt von der Kultur: ich nenne das solches Lernen der Kirche Kulturation der Kirche durch die Welt;
- Umgekehrt lernt die Kultur von der Kirche, die sie das Evangelium lehrt: Solches Lehren ist Kulturation der Welt durch die Kirche.

Ich werde jetzt diese zwei Formen der Kulturation ein wenig näher darlegen.

Kulturation der Kirche

Die Kirche hat nicht immer von der Kultur gelernt. Ich greife ein einzelnes Beispiel heraus, nämlich die Missionierung des Igbolandes in Nigeria. Der Priester Celestin Ekkenia aus diesem Stamm hat soeben seine Doktorarbeit darüber geschrieben. AN einer Stelle seiner engagierten Doktorarbeit heißt es:

„Früher hatten die europäischen Missionare die Bibel, und wir hatten das Land. Heute haben wir die Bibel, und die Europäer haben das Land.“

Ekkenia hat herausgearbeitet, wie Evangelisierung oftmals lief: zugleich aber macht er klar, dass sie so nicht gehen kann. Denn, so seine Kritik, es wurde ein europäisiertes Christentum eingepflanzt, jenes Christentum, in dem die Missionare (wie Jesus in Nazaret) daheim waren. Sie stiegen nicht nach Kafarnaum hinab.

Der Preis dafür war sehr hoch. Denn Christentum hat die, die gläubig wurden, der Kultur und ihren Reichtümern entfremdet. Es entstand nach und nach die tragische Alternative: Entweder bist du ein Christ oder ein Igbo...

Im Zuge dieser Missionierung, die zugleich eine Entkulturation der Bevölkerung mit sich brachte, haben die Missionare viele Reichtümer der alten Igbo-Kultur übersehen: den Umgang mit Ahnen, die entfaltete Kultur der Trauer, die hohe Solidarität zwischen den Generationen, die tiefe Kultur des Feierns.

Kulturation durch die Kirche

Mit der Forderung einer Kulturation der Kirche – dass also die Kirche immer auch von den Reichtümern der Kultur zu lernen hat, ist aber nicht mitgesagt, dass sie alles übernehmen und keine prophetischen Änderungen vornehmen soll. Denn jede Kultur ist ambivalent, sie hat heile, aber auch heillose Anteile. So haben schon einige afrikanische Doktoranden über das Kulturgut der Polygamie gearbeitet. Dabei habe ich die Versuchung beobachtet, diese altherwürdige Einrichtung aus ökonomischen Gründen wie aus Gründen der klugen Ordnung des Zusammenlebens mit den Geschlechtern nur positiv zu bewerten. Wird dabei aber nicht übersehen, welche Rolle Frauen in solchen alten männerzentrierten Kulturen zukommt?

In welchen Bereichen ringen aber heute unsere Kulturen? Wo sind die Kirchen herausgefordert. Im Zuge der Kulturation, der lehrenden Mitgestaltung der Kultur, in die wir hineingestellt sind, stellen sich

heute zumeist zwei große Themen – jenes der Spiritualität und jenes der Solidarität. Hier kommen auf die Kirchen große Aufgaben zu.

- Zur Spiritualität gehören heute immer mehr Fragen wie: Wer ist der Mensch in seiner unantastbaren Würde von seinem Anfang in Gott her? Wie kann der Mensch in Verbindung mit seinem Anfang bleiben und daraus leben lernen? Welches sind die unveräußerlichen Lebensrechte eines jeden Menschen, vor der Geburt bis hinein in das Sterben?
- Zur Solidarität wiederum gehören die großen Fragen nach der Gerechtigkeit: Wie können möglichst alle Menschen zu den knapper werdenden Lebenschancen der einen Welt Zugang haben? Wie können die Güter der Erde, die zum Überleben aller da sind, gerechter verteilt werden? Wie kann es mehr Gerechtigkeit zwischen Männern und Frauen geben, zwischen jungen und alten Menschen, zwischen den Einheimischen und den Fremden? Wie leben die Menschen solidarisch miteinander in Liebe und compassion? Alle diese Fragen haben deshalb hohes Gewicht, weil immer deutlicher wird, dass nur Gerechtigkeit Frieden schafft und nichts so sehr Kriege und Terrorismus verursacht, wie Ungerechtigkeit.

Ein Musterbeispiel ist das dauerhafte Unrecht, das dem palästinensischen Volk im „entheiligten Land“ zugefügt wird, indem ihm eigenes Lebensland und ein eigener Staat seit 1967 vorenthalten wird. Wenn dieses Unrecht nicht behoben werden wird, wird auch der Terror nicht enden und wir dann weiter Israel nicht in Sicherheit leben können – die Spirale der Gewalt wird sich weiterdrehen – zum Schaden der Menschen, vor allem der Frauen, der Kinder, der Alten.

Den Kirchen kommen hier beträchtliche Aufgaben zu. Sie hat viele Instrumente, um solche gesellschaftliche Aufgaben der Kulturation der Welt aus der Kraft des Evangeliums voranzubringen:

- Entscheidend wird sein, was die Kirche selbst lebt. Es braucht „Orte, nicht nur Worte“: Wichtig sind neue Gemeinschaften mit neuen Menschen und einem neuen Herzen. Die Kirchen werden dann Licht der Welt und Salz der Erde sein können. Auf dem Boden der kirchlichen Gemeinschaften wird es sich zeigen, dass durch das Evangelium die menschheitsalten Diskriminierungen keine Chance haben, wie Paulus im Brief an die Galater schreibt: nicht mehr Juden und Griechen (hier wird die rassistische Diskriminierung überwunden), nicht mehr Sklaven und Freie (da geht es um die ökonomistische Diskriminierung), nicht mehr Männer und Frauen (das meint die sexistische Diskriminierung). Denn „einer“ geworden seid ihr in Christus Jesus (Gal 3,28).
- Dann braucht es Personen, die durch den Dienst der sie tragenden Gemeinschaften randvoll sind mit dem Evangelium, und die soziokulturelle Gestaltungsmacht haben: PolitikerInnen, Medienleute, PädagogInnen, Wirtschaftstreibende, Gewerkschafter, Künstler, Dichter.
- In Demokratien ist zudem das Kirchenvolk politisch zu sensibilisieren durch politische Bildung: zu entwickeln ist ein Gespür für Freiheit, Solidarität, für einen auch im Sterben noch tragenden Lebenssinn; von Bedeutung sind aber auch prophetische Worte durch Kirchenleitungen z.B. in einer modernen Katholischen Soziallehre.

Und wir, die Priester?

Wir wenden uns auf dem Hintergrund der bisherigen Überlegungen den Priestern zu: also dem was viele von uns sind bzw. die hier in diesem Haus in kompetenter Weise seit 90 Jahren ausgebildet werden.

Ich werde hier keine umfassende Theologie des Priesteramtes vorlegen. Dazu gibt es an der hiesigen Fakultät Berufenerne. Worum es mir aber geht ist herauszuarbeiten, welche Fähigkeit Priester haben sollen in einer Kirche, in der Evangelisierung im Modus des Lernens und Lehrens geschieht, wodurch die zweifache Kulturation in Gang kommt: die Entwicklung des kirchlichen Lebens durch die Reichtümer jener Kultur, in der die Kirche wirkt, sowie die

Entwicklung des gesellschaftlichen Lebens aus der Kraft des Reichtums des eingemischten Evangeliums.

Natürlich ist die ganze Kirche und in ihr jedes Mitglied dafür verantwortlich, dass ihre Gemeinschaften in der Spur des Evangeliums bleiben. Aber die Kirche bestellt dazu auch in den Gemeinschaften, die sich der Kultur öffnen, amtlich Personen, welche die Quelle des Evangeliums offen halten Sie stellen sicher, dass die ihnen anvertrauten kirchlichen Gemeinschaften in der Spur des Evangeliums bleiben. Das sind vor allem die Bischöfe, dann aber in ihrem Auftrag die lokal bestellten Priester.

Diese Aufgabe der Priester setzt voraus, dass sie eine hohe Evangeliums-Kompetenz besitzen. Priester sollten randvoll sein mit dem Evangelium. So wie das Evangelium dem Bischof bei seiner Weihe auf das Haupt gelegt wird, so sollte es jedem Priester am Herzen liegen. Das Evangelium gehört zugleich meditiert und mit allen bibeltheologischen Erkenntnissen studiert.

Wenn es dann aber darum geht, dass das Evangelium zur Welt kommt, sich einmischt in die Entwicklung der Kultur, dann ist es die andere Aufgabe der Priester sicherzustellen, dass die uns anvertrauten Gemeinschaften „nach Kafarnaum hinabsteigen“. Das heißt, dass unsere Gemeinden sich nicht selbstzufrieden abschließen, sondern in der alltäglichen Lebenswelt der Menschen anwesend sind, also teilnehmen am Geschick und den täglichen Leiden der Menschen. Die Menschen kennen zu lernen, das beginnt mit Aufmerksamkeit, mit dem Hinschauen, auf die Freuden und Hoffnung der Menschen ebenso wie auf ihre Trauer und Leiden. Von Gott selbst heißt es in Ex 3,7: „Gesehen, ja gesehen habe ich das Elend meines Volkes in Ägypten, gehört, ja gehört habe ich die laute Klage über ihre Antreiber. Ich kenne ihr Leid.“ Gott zeichnet daher jene Aufmerksamkeit aus, welche ein zentrales Moment an solidarischer Liebe ist. In Kirchengemeinden leben daher Menschen, die vom Leid der Menschen nicht wegschauen, sondern hinschauen, die sich nicht abwenden, sondern zuwenden.

Wer einerseits randvoll ist mit dem Evangelium, andererseits eintaucht in das alltägliche Leben der Menschen, der kann eine Brücke schlagen zwischen der alltäglichen Lebenswelt der Menschen, ihrer Kultur und dem Evangelium. Das macht Priester zu Brückenbauern. Die Urkompetenz der Priester ist daher, dass sie „pontifikal“ sind, in der Lage, Brücken zu bauen.

Wenn wir den Priester als Brückenbauer verstehen, dann werden auch schon zwei Versuchungen klar, mit denen Priester zu kämpfen haben. Ich stütze mich dabei auf die Untersuchung von 2500 zentraleuropäischen Priestern.

Versuchung: sich von der Welt zurückzuziehen

Da ist die erste Versuchung, die ich die klerikale nenne. Es ist der Rückzug in die kirchliche Sonderwelt. Priester, die sich klerikal zurückziehen, sind daran erkennbar, dass sie an der Welt und ihrer Lebenskultur tief leiden. Die Welt wird von ihnen nur als heillos gesehen. Solche Priester sind zumeist weltfremd. Sie neigen dazu, Priester nur für Ihres gleichen zu sein, Priester für die gar nicht wenigen Weltenttäuschten. Sie werden leicht ungerechte Weltkritiker. Sie ziehen sich – um wieder Kardinal Martini zu zitieren – in die idyllische Sonderwelt „von Nazaret“ zurück. Mit den weltkritischen Teilen der eigenen Kirche sind sie dagegen in einer blind-unkritischen Weise loyal.

Versuchung: sich von der Kirche zurückzuziehen

Es gibt aber umgekehrt auch die modernistische Versuchung: Sich angesichts der Kluft zwischen Kultur und Evangelium zumindest von der Kirche zurückzuziehen. Solche Priester sehen einäugig nur das Gute an der Welt. Zugleich sind sie gezeichnet von einem tiefen Leiden an der konkreten Kirche, an der sie nichts Gutes sehen. Auf Grund ihrer

unkritischen Loyalität zur Welt verweltlichen sie. Aus „Geistlichen“ werden „Zeitgeistliche“, so schon vor Jahrhunderten der Regensburger Bischof und Pastoraltheologie Johann Michael Sailer. Diese werden in der Folge ungerechte Kirchenkritiker, welche die Fremdheit der Kirche beklagen und nichts Gutes mehr an ihr sehen.

Priester als Brückenbauer

Es gibt aber auch jene Gestalt des Priesters, welcher die letztlich in dieser Weltgeschichte nie behebbare Spannung zwischen Evangelium und Kultur durchhält. Sie haben eben eine belastbare pontifikale Kompetenz. Sie sehen wohl auch das Heillose in der Welt, übersehen aber auch das Gute nicht, das Gott durch seinen Geist in der Welt wirkt – mit uns, ohne und, manchmal gegen uns (so die philippinischen Bischöfe vor Jahren).

Ein pontificaler Priester sieht zugleich das Heillose in der Kirche, übersieht aber auch das Gute nicht, das aus der Kraft Gottes in den kirchlichen Gemeinschaften gewachsen ist.

Was ihn also auszeichnet ist eine kritische Loyalität sowohl zur modernen Kultur wie zur alten Kirche.

Das „Kreuz“ der pontificalen Priester

Auf dem Hintergrund solcher Zusammenhänge wird deutlich, dass Priester als Brückenbauer in einer ständigen Spannung leben. Es ist spirituell möglich, diese unentrinnbare Spannung als das Kreuz des Priesters zu bezeichnen. Der Priester, der sowohl dem Evangelium wie der Kultur sich aussetzt, ist zwischen beiden ausgespannt. Seine schwerste Versuchung ist es, von diesem Kreuz herabzusteigen ohne am Kommen der Himmelreichs auf einem leichteren, bürgerlicheren Weg mitzuwirken.

Der griechische Dichter Nikos Kazantzakis hat sich dieser Versuchung in einem seiner besten Romane gestellt. Dieser trägt den Titel „Die letzte Versuchung“ (1988), ein Buch, das unverstanden von der katholischen Filmkritik später vom herausragenden Regisseur Scorsese verfilmt worden ist.

Jesus ist schon ans Kreuz genagelt. In seiner Agonie überkommt ihn die Wahnvorstellung, dass er nicht auf dem Weg des Kreuzes, sondern ohne dieses auf einem bequemerem, bürgerlichen Weg die Welt ebenso erlösen könne.

Eben dieses andere, einfachere, bürgerlichere Leben lässt Kazantzakis Jesus inmitten des Todeskampfes durchlaufen. Jesus verliebt sich in Maria von Magdala, hat mir ihr Kinder, wird ein berühmter Rabbi, mit hohem Ansehen im Tempel und unter den Pharisäern und Schriftgelehrten, vom Volk bejubelt. – Suchen nicht auch manche von uns einen priesterlichen Dienst ohne das Kreuz zwischen Kultur und Evangelium tragen zu müssen?

Dann aber lässt Kazantzakis Judas auftreten, und gestaltet dessen tragische Rolle, die er als Verräter in der Leidensgeschichte hat, zu jenem wahren Freund Jesu um, der ihm letztlich hilft, seiner wahren Berufung treu zu bleiben. Damit er nämlich nicht vom Weg des Kreuzes abkommt, verrät er Jesus an seine Feinde. Er macht damit den Weg frei, dass Jesus an Kreuz kommt und für uns nach seinem Tod mit einer Lanze sein Herz für die Welt geöffnet wird.

Nur ein Priester, der das Kreuz der Spannung zwischen moderner Kultur und ererbtem Evangelium produktiv durchhält, erfüllt den ihm von Gott zugedachten Auftrag im Dienst am Evangelium.

Zulehner, Paul M./Hennersperger, Anna: „Sie gehen und werden nicht matt“ (Jes 40,31). Priester in heutiger Kultur, Ostfildern 2001. – Zulehner, Paul M.: Priester im Modernisierungsstress.

Forschungsbericht der Studie PRIESTER 2000[®], Ostfildern 2001. – Zulehner, Paul M./Lobinger, Fritz: Um der Menschen und der Gemeinden willen. Plädoyer zur Entlastung der Priester, Ostfildern 2002.

2002 Der Weg in ein neugestaltetes Priesteramt

Mit Bischof Fritz Lobinger¹⁵⁴:

Weite Bereiche der katholischen Kirche in unseren Breiten leiden zur Zeit unter einem dramatischen Schwund an „Priestern in Ruf- und Reichweite“¹⁵⁵. In dieser Notlage hat sich in vielen Diözesen eine Doppelstrategie herausgebildet:

Einerseits wird die Lage „raumpflegerisch“ bearbeitet. Die Seelsorgsräume werden so lange vergrößert, bis wieder jeder Raum einen verantwortlichen Priester hat. Im schlimmsten Fall erreicht ein Seelsorgsraum die Größe einer Diözese, eine Entwicklung, die sich in Frankreich bereits beobachten lässt.

Andererseits wird die Notlage des Pfarrermangels zur Chance zur Durchführung der schleppenden Konzilsbeschlüsse umgedeutet. Dieses Programm läuft unter dem Titel „kooperative Pastoral“. Der Pfarrermangel wird zur längst fälligen Gemeindeentwicklung und in deren Rahmen zur Förderung von Gemeindemitgliedern genützt, die ihre unvertretbare Berufung erkennen sowie die ihnen mit der Kirchenberufung geschenkten Charismen zum Wohl der Gemeinde einbringen.

Kirche ohne Sakramente

Das Fehlen an Priestern für die Gemeinden hat zudem zu einer weiteren höchst fragwürdigen Nebenentwicklung geführt. Immer mehr traditionell an das priesterliche Amt gebundene Aufgaben wandern zu zumeist hauptamtlichen Laien. Der kirchenrechtliche Sprachgebrauch dafür lautet, dass Laien neben dem ihnen „eigenen beruflichen Auftrag zur Übernahme einzelner Aufgaben des kirchlichen Amtes herangezogen“¹⁵⁶ werden können. Im einzelnen werden genannt:

„Kommunionsspendung, Leitung von Wortgottesfeiern, Predigtendienst, Leitung von Trauer- und Begräbnisfeiern“. Der Katalog solcher Aufgaben weitet sich zur Zeit immer mehr aus. So werden etwa in der Schweiz hauptamtliche Laiengemeindeleiter beauftragt, bei Trauungen zu assistieren, zu taufen und eine Gemeinde (faktisch) zu leiten, und das – so die listige Sprachregelung etwa in der Diözese Speyer – mit einer „Ganzverantwortung“, wengleich nicht mit einer „Letztverantwortung“ – denn diese liegt bei dem im Hintergrund wirkenden Moderator, der ein Priester sein muss.

Theologisch bedeutet diese Entwicklung einen „heilsamen Unsinn“:

„Heilsam“ sind diese Entwicklungen, weil es besser ist, wenn irgend jemand diese amtlichen Aufgaben wahrnimmt.

Der „Unsinn“ liegt darin, dass hier ein „Amt ohne Weihe“ sich ausbildet. Das Faktum der „ungeweihten Laienpriester“ verdunkelt sowohl die originären Laienberufe (PastoralreferentInnen, GemeindereferentInnen) als es auch letztlich die Priesterweihe zunehmend abwertet, ja überflüssig macht, weil die meisten an das Priesteramt gebundenen Aufgaben nunmehr auch von (zudem verheirateten) Laien erledigt werden können.

Für die gesamtkirchliche Entwicklung wirkt sich positiv aus, dass auf diesem Weg ohne große Umstände und weithin unbemerkt faktisch auch Frauen ins Amtsfeld gelangen und die Leute anfangen, sich daran zu gewöhnen. Nicht zu übersehen ist zudem, dass diese Entwicklung einerseits das Ergebnis eines Sogs ins Priesteramt ist: die vakanten Priesterstellen ziehen Laien (und auch Diakone) auf sie hin. Zugleich gibt es auch einen Drang von Hauptamtlichen in solche Aufgaben. Denn diese sind in der kirchlichen Öffentlichkeit höher angesehen, eröffnen über den Zugang zur Schlüsselgewalt in der Kirche auch mehr freien Handlungsspielraum und bringen nicht zuletzt auch mehr Sozialprestige und zugleich auch höheres Einkommen.

¹⁵⁴ Er ist Bischof in der südafrikanischen Diözese Aliwal. Vorher hat er über Jahre jenes südafrikanische Pastoralinstitut LUMKO geleitet, dem das auch bei uns verbreitete „Bibel teilen“ zu verdanken ist.

¹⁵⁵ Die deutschen Bischöfe: Ordnung der pastoralen Dienste, Bonn 1977.

¹⁵⁶ So in der Dienstordnung für Gemeindereferentinnen/Gemeindereferenten in den Bayerischen (Erz-)Diözesen vom 19.9.2001.

Eucharistische Ausdünnung

Solch „heilsamer Unsinn“ wird von nicht wenigen als Übergangsregelung „in Kauf genommen“. Es sei immer hinzuzufügen, so die Anleitungen, dass es sich um eine Notlage handelt, für die wir zur Zeit eben keine andere Möglichkeit besitzen. Diese Notlage wird noch dadurch verschärft, dass sie ein zentrales Problem nicht lösen: Das ist die zunehmende Ausdünnung des kirchlichen Lebens hierzulande an Eucharistiefiern und insbesondere im krankenseelsorglichen Bereich an Krankensakramenten. Immer mehr westeuropäische Kirchenregionen nähern sich damit einer Art kirchlichen Lebens, das in Missionsgebieten schon Jahrhunderte lang der Normalfall ist: dass die Feier der Eucharistie zu einem seltenen Ereignis werden wird, an wenigen Sonntagen (und manchmal in den Missionsgebieten) auch an einem Wochentag während eines Jahres.

Der Unterschied zwischen den Missionsgebieten und den „alten Kirchengebieten“ ist allerdings beträchtlich: Die Missionsgebiete kennen kein anderes kirchliches Leben als das mit den ganz seltenen Eucharistiefiern und ganz wenigen manchmal vorbeireisenden Priestern. Westeuropas Kirchen, die zur Zeit ihren Klerus verlieren, hatten über undenkliche Zeiten eine sehr hohe sakramentale Versorgung, die auch durch Predigt und Kirchenrecht massiv eingeklagt worden ist: Wer seine Sonntagspflicht nicht erfülle, versündige sich schwer gegenüber seiner Kirche und darin auch gegenüber Gott. Sonntagspflicht bedeutet aber selbstverständlich „Kirchenbesuch“ und damit „Messe“. Ganz auf dieser Linie liegt die Wertschätzung der sonntäglichen Eucharistiefier im Liturgiedekret des Zweiten Vatikanischen Konzils:

„Dennoch ist die Liturgie der Höhepunkt, dem das Tun der Kirche zustrebt, und zugleich die Quelle, aus der all ihre Kraft strömt. Denn die apostolische Arbeit ist darauf hingeeordnet, dass alle, durch Glauben und Taufe Kinder Gottes geworden, sich versammeln, inmitten der Kirche Gott loben, am Opfer teilnehmen und das Herrenmahl genießen. Andererseits treibt die Liturgie die Gläubigen an, dass sie, mit den „österlichen Geheimnissen“ gesättigt, „in Liebe eines Herzens sind“; sie betet, dass sie „im Leben festhalten, was sie im Glauben empfangen haben“; wenn der Bund Gottes mit den Menschen in der Feier der Eucharistie neu bekräftigt wird, werden die Gläubigen von der drängenden Liebe Christi angezogen und entzündet. Aus der Liturgie, besonders aus der Eucharistie, fließt uns wie aus einer Quelle die Gnade zu; in höchstem Maß werden in Christus die Heiligung der Menschen und die Verherrlichung Gottes verwirklicht, auf die alles Tun der Kirche als auf sein Ziel hinstrebt.“(SC 10)

Der Pfarrermangel hat somit zur Folge, dass die Kirche die Menschen hierzulande auf eine Kirche mit weniger, ja nach und nach mit einem Minimum an Sakramenten vorbereitet (Reinhold Stecher). Dieser Gewichtsverlust der sakramentalen Dimension wird langfristig im Bewusstsein unserer Kirchenmitglieder auch die Kirche selbst als das „Grundsakrament“ abwerten. Denn die Kirche selbst demonstriert im Zuge der Administration des Priestermangels, dass es „zur Not“ auch ohne Sakramente und Priester geht. Von der Not zur Normalität ist aber der Weg nicht weit.

Entwickelte Gemeinden

Wir haben uns seit geraumer Zeit pastoraltheologisch mit dieser Entwicklung beschäftigt.¹⁵⁷ Wir schlagen gemeinsam für die kommende Entwicklung einen neuen (Aus-)Weg vor. Dabei ist es uns wichtig, nicht nur das Ziel genau zu beschreiben, sondern jetzt schon mitzubedenken, wie es praktisch erreicht werden kann und was sich im kirchlichen Leben an erwünschten und unerwünschten Nebenwirkungen ereignen wird, wenn der Weg zu diesem Ziel eines Tages eingeschlagen wird. Ich stelle dies in wenigen Punkten dar:

20. Im Mittelpunkt steht die – durch das Zweite Vatikanische Konzil im Rückgriff auf die biblischen Gründungsurkunden und die reiche kirchliche Tradition gestützte – Vertiefung der Sicht der Kirche. Diese ist Gottes Volk, das von Gott selbst „gebaut“ wird, indem er ihm unentwegt (aus allen Völkern und Sprachen) Menschen „hinzufügt“ (Apg 2,47): diese Menschen also beruft (was in den Sakramenten der Eingliederung in die Kirche gefeiert wird) und sie auch mit reichen Geistesgaben (Charismen) zum Aufbau der Kirche in ihren Gemeinden beschenkt. Dieser Kirche ist von Gott das (priesterliche) Amt geschenkt: damit sie nie vergisst, dass sie sich nicht selbst schafft, sondern sich Gott verdankt;

¹⁵⁷ Dazu: Kerkhoffs, Jan/Zulehner, Paul M.: Europa ohne Priester? ### . – Lobinger, Fritz: Wie Gemeinden Priester finden. AfKS-Dossier #####

Hauptaufgabe der bestellten Amtsträger ist es, die anvertrauten Gemeinden in der Spur des Evangeliums und im Verbund mit den anderen Evangeliumsgemeinden zu halten. Daher ist eines der zentralen Symbole der Weihe in ein kirchliches Amt die Überreichung des Evangeliums: dem Bischof wird es aufs Haupt gelegt – das Evangelium wohlgerneht, nicht das Kirchenrecht.

21. Auf dem Hintergrund der kirchlichen Gewohnheiten in den letzten Jahrhunderten ist es erforderlich, die Gemeinden und die „Hinzugefügten“ so zu entwickeln, dass diese in unvertretbarer Eigenverantwortung das Leben und Wirken ihrer Gemeinde tragen und verantworten.

22. Kein Lösungsvorschlag für den derzeit sich in vielen Kirchenregionen ausbreitenden Pfarrermangels darf dieses Ziel behindern. Das wäre aber unserer Meinung nach dann der Fall, wenn in wenig entwickelten Gemeinden der „scheidende Pfarrer“ lediglich durch einen „Priesterersatz“ ersetzt wird – sich aber ansonsten am gemeindlichen Leben nichts ändert. Das kann auch dann geschehen, wenn ein Hauptamtlicher bestellt wird, dem die nach wie vor versorgten Kirchenmitglieder die gleichen Erwartungen entgegenbringen wie dem bisherigen Kleriker oder die aus berufssoziologischen Gründen sich in die Rolle eines Klerikers begeben: nunmehr freilich nicht in der Form eines Klerikers, sondern eines Pastorexperthen. Die Kirche würde auf diesem Weg nur von einer Priesterkirche in eine Expertenkirche umgeformt werden. Das wäre dann aber nichts anderes als ein modernisierter Klerikalismus. Zwar würde damit der Priestermangel in kurzer Zeit beseitigt werden können: Die vom Konzil gewollte Erneuerung des kirchlichen Lebens in den Gemeinden bliebe aber nach wie vor auf aus, noch mehr, sie könnte dadurch sogar behindert werden.

23. Es gibt bislang drei praktische Lösungsvorschläge, um den drastischen Priestermangel zu verarbeiten, einen traditionellen, einen pragmatischen und einen reformistischen:

traditionell: das Gebet um mehr herkömmliche Priester (aus dem Pool eheloser akademisch gebildeter Männer) soll verstärkt werden; es sollen Priester aus priesterreichen Regionen in priesterarme gehen; die Berufungspastoral und als Teil von ihr die Werbung für kirchliche Berufe soll intensiviert werden;

pragmatisch: (hauptamtliche) Laien (und Diakone) übernehmen (zur Not) presbyterale Aufgaben; als Begleitmaßnahme wird die Größe der Seelsorgsräume der verfügbaren Zahl von Priestern angepasst;

reformistisch: der Pool, aus dem Priester genommen werden, soll durch Änderung der Zulassungsbedingungen (Geschlecht, Ausbildung, Lebensform) vergrößert werden. Dadurch könnte die fehlenden Priester rasch ersetzt werden.

24. Wir machen einen vierten Vorschlag¹⁵⁸: Nicht die fehlenden Priester sollen rasch ersetzt werden. Vielmehr soll der herkömmliche Priestertyp durch einen zweiten Priestertyp ergänzt werden. Inspiriert sind wir bei diesem Vorschlag durch die paulinischen Gemeindeberichte. Diese kennen gleichfalls zwei Priestertypen: einen gemeindegründerisch-missionarischen Typ (Paulus selbst) und in den einzelnen Gemeinden einen gemeindeleitenden, gottesdienstvorstehenden Typ (die Presbyter etwa in Korinth). Wir schlagen daher vor, diese beiden Priestertypen „Paulus-Priester“ und „Korinth-Priester“ zu nennen. Das sind die entscheidenden Unterschiede zwischen diesen beiden Priestertypen:

„*Korinthpriester*“: sie werden für priesterliche Aufgaben in jener Gemeinde bestellt, aus der sie kommen, und sie existieren immer als ein Team, nicht als Einzelne. Der erste Schritt ist dabei nicht die Suche nach einer Priesterberufung die im Herzen der Einzelnen aufbricht, sondern es ist die Gemeinde die gemeindeerfahrene Personen sucht ("viri probati"), die sie für das Priesteramt erwählt und die dazu der Bischof in einem Gottesdienst in ein gemeindliches Presbyterium hinein weiht. Sie stehen der Eucharistiefeyer vor und leiten aus deren Mitte her die Gemeinde, indem sie die sie erwählende Gemeinde in der Spur des Evangeliums halten.

- „Pauluspriester“: diese wissen sich zunächst als Person zum Priesteramt berufen und werden dann in der Kirche zu einer amtlichen Aufgabe bestellt. Ihre Hauptaufgabe ist, mit dem anvertrauten Evangelium Gemeinden zu gründen sowie gegründete Gemeinden (und deren 2Korinthpriesterteam“) zu begleiten.

25. Zu den beiden Priestertypen gibt es unterschiedliche Zugänge und Voraussetzungen:

¹⁵⁸ Dazu mehr in Zulehner, Paul M./Lobinger, Fritz: Um der Menschen und der Gemeinden willen. Plädoyer für die Entlastung von Priestern, Ostfildern 2002.

- die „Pauluspriester“ kommen nach wie vor aus dem Pool der ehelosen, akademisch gebildeten Männer (und in einer nicht bestimmbar Zeit auch wohl der Frauen¹⁵⁹); dieser Typ des Priesteramts wird zumeist hauptamtlich ausgeübt;
- die „Korinthpriester“ hingegen kommen aus einem anderen Pool; im Mittelpunkt steht jetzt die Gemeindeführung (was sie in diesem und nur in diesem Sinn zu „viri probati“ macht); möglich ist, dass sie verheiratet sind; sie werden in ein gemeindliches Presbyterium hineingeweiht, in dem es vielleicht in unbestimmter Zeit auch Frauen geben wird; ihre Ausbildung ist wie ihre Fortbildung berufsbegleitend, die Ausübung dieses Priesteramtes ist im Normalfall ehrenamtlich.

26. Die katholische Kirche könnte dann auch für die leidige Zölibatsdebatte einen überraschenden Ausweg finden. Sie braucht einerseits den „Pflicht-Zölibat“ nicht aufheben. Denn dieser bleibt für die „Pauluspriester“ verpflichtend. Andererseits gibt es daneben auch verheiratete Priester, aber eben eines anderen Typs. Die Lösung liegt daher nicht in der (liberal konzipierten) Freistellung des Zölibats, sondern in der (pastoral begründeten) Entwicklung des neuen Typs von „Korinthpriestern“. Das ergibt eine gewisse Wahlfreiheit für die ehelose Lebensform: diese Wahl erfolgt aber nicht direkt, sondern indirekt über die Wahl des jeweiligen Priestertyps. Ein junger Mensch, der Priester werden will, kann sich dann entweder für den Weg ins ehelose konzipierte „Pauluspriesteramt“ entscheiden, oder er lebt längere Zeit in einer Gemeinde mit in der Hoffnung, dass es sich gemeindlich so bewährt, dass die Gemeinde ihn in ein „Korinthpriesteramt“ erwählt.

Auf diesem Weg könnte dann auch eine entängstigte „Zölibatspolitik“ erfolgen. Nach allen vorliegenden Studien wäre derzeit die Freistellung des Zölibats (für Weltpriester) zugleich deren Abschaffung. So überrascht es nicht, dass in der griechisch-katholischen Kirche von den Welt Priestern mehr als 97% verheiratet sind. Daher fordern immer mehr vor einer Freistellung eine Aufwertung des Zölibats.¹⁶⁰ Diese Aufwertung könnte am besten dadurch erfolgen, dass das Priesteramt selbst zuvor gesplittet wird in „Paulus- und in Korinthpriester“ und die Ehelosigkeit mit dem hochwertigen Pauluspriesteramt verbunden bliebe.

27. Dieser Vorschlag, mit dem Priestermangel amtsentwicklerisch produktiv umzugehen, hat einen weiteren Vorteil. Würden wir heute an die Stelle der fehlenden (ehelosen) Priester „viri probati“ setzen, wäre das mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit keine Förderung der längst in vielen Pfarreien noch ausstehenden inneren Gemeindeentwicklung.

- „Korinthpriester“ soll es unserer Ansicht nach nur in gut entwickelten Gemeinden geben, die für die Grundvollzüge ihres Lebens und Wirkens handlungsfähige Arbeitsteams ausgebildet haben. Sie leben dann aus eigener Kraft und nicht durch das Wirken des zu ihnen gesandten Priesters.
- „Pauluspriester“ sollten nicht nur Presbyterien von Korinthpriestern begleiten, sondern zugleich auch bevorzugt in wenige entwickelte Gemeinden geschickt werden. Dort könnten Sie sich gemeindegriinderisch betätigen, indem sie den Umbau von versorgten in selbstsorgende Gemeinden (vielleicht in Zusammenarbeit mit einer guten diözesanen Gemeindeberatung) vorantreiben.

Wir halten diesen unseren Vorschlag kirchengeschichtlich keineswegs für besonders neu oder originell. Schon unsere Benennungen erinnert an die Situation in neutestamentlichen Gemeinden. Später gab es die Praxis einer relativen und einer absoluten Weihe. Relativ geweiht wurde jemand zumeist aus einer und für eine bestimmte Gemeinde, für absolut Geweihte dagegen musste erst eine Gemeinde gesucht werden. Relativ Geweihte sind somit stärker ortsgebunden als die mobilen absolut Geweihten: was jeweils Vor- und Nachteile hat.

Diese zwei Variationen sind aber bis auf den heutigen Tag nicht in Vergessenheit geraten. Die „Ordnung der pastoralen Dienste“, 1977 von den Deutschen Bischöfen als Konkretisierung der weltkirchlichen „ratio universalis“ herausgebracht, beschreibt das Priesteramt so: Aufgabe der Priester ist es, „Gemeinden zu gründen und zu leiten“¹⁶¹. Die Entwicklung des gemeindeführenden Typs der „Korinthpriester“ könnten dazu führen, dass die gemeindegriinderische Tätigkeit von Priestern (im Modus der „Pauluspriester“) wieder verstärkt würde. Das könnte dem in unseren Breiten so sehr gewünschten missionarischen Elan der gesamten Pastoral einen mächtigen Schub verleihen.

¹⁵⁹ Pius IX. schrieb in seiner theologisch gewichtigen Enzyklika, dass sich der Pontifex Romanus „nie und nimmer“ anfreunden werde mit Demokratie, Meinungsfreiheit, Pressefreiheit, und vor allem nicht mit der Religionsfreiheit. 101 Jahre später verabschiedete das Zweite Vatikanische Konzil sein Dekret über die Religionsfreiheit. Johannes Paul II. betonte, dass sich die katholische Kirche « nie und nimmer » aus Treue zu Christus bereit finden dürfe, Frauen ins Priesteramt zu weihen. War dies möglicher Weise auch der Anfang eines Countdowns? Und wenn ja: wie lange könnte dieser nunmehr dauern?

¹⁶⁰ Koch, Kurt: VKB...

¹⁶¹ Genaues Zitat...

2002 Priesterliche Identität im Wechsel der Zeit

Vielfalt der Priestertypen und ihre Gefährdungen

Wie steht es um Anforderungen bei den heutigen Priestern. Die Studie Priester 2000 hilft hier weiter. Ein Hauptergebnis ist die Entdeckung vier markant verschiedenen Priestertypen. Diese haben wir, in unterschiedlicher Verteilung, in allen einbezogenen Diözesen entdeckt, in Deutschland, Österreich, der Schweiz, aber auch in Kroatien, Polen oder in der Westukraine bei griechisch-katholischen Priestern. Wir haben diese vier Typen zeitlose Kleriker, zeitoffene Gottesmänner, zeitnahe Kirchenmänner und zeitgemäÙe Gemeindeleiter benannt. Zudem haben wir verstehen gelernt, warum es diese vier Priestertypen gibt. Im Lauf ihrer Lebensgeschichte und dann im Lauf ihres priesterlichen Lebensweges spielen offensichtlich theologische wie soziologische Formkräfte eine Rolle.

Theologisch stehen die zeitlosen Kleriker dem tridentinischen, die zeitoffenen Gottesmänner dem vatikanischen Priesterbild nahe. Die zeitgemäÙen Gemeindeleiter haben einen Bezug zur Professionalisierung des Priesterbildes in den Achtzigerjahren. Die zeitgemäÙen Gemeindeleiter schließlich haben ihren Ort in den (basis)gemeindlichen Theologien.

Wir verfolgen hier aber die kulturelle Prägung der vier Priestertypen weiter, weil uns interessiert, welcher der heutigen Typen für die morgigen Herausforderungen am besten geeignet ist. Hier spielt eine zentrale Rolle, wie sich ein Priester im Spannungsgefüge der alten Kirche und der modernen Welt positioniert:

- Die zeitlosen Kleriker erweisen sich als „Kulturflüchter“, sie stehen der Welt kritisch gegenüber.
- Auf dem Gegenpol finden sich die zeitgemäÙen Gemeindeleiter, welche sich in der modernen Welt sehr wohl fühlen und deshalb der in ihren Augen unzeitgemäÙen Kirche gegenüberstehen. Sie können mit Johann Michael Sailer „Zeitgeistliche“ benannt werden.
- Die zeitnahen Kirchenmänner sind eher dem Kirchenmanagement verpflichtet, die Spannung zwischen Kultur und Evangelium sehen sie pragmatisch.
- Die zeitoffenen Gottesmänner positionieren sich im spannungsgeladenen Dazwischen, also zwischen Kirche und Welt, zwischen Kultur und Evangelium. Sie sind die Pontificalen, die Brückenbauer.

Wenn Evangelisierung nach Johannes Paul II. heißt: „Die Kirche lernt und lernt“, dann werden die Einseitigkeiten und damit Gefährdungen der einzelnen Priestertypen erkennbar:

- Zeitlose „Kulturflüchter“ sind in Gefahr, zu lehren, nicht zu lernen (Verlust, die gottgegebenen Zeichen der Zeit zu lesen);
- „Zeitgeistliche“ sind in Gefahr zu lernen, nicht zu lehren (Verlust der prophetischen Widerständigkeit);
- „Kirchenmanager“ sind in Gefahr, weder zu lernen noch zu lehren;
- die „Pontificalen“ leben in aufreibender Dialektik zwischen lernen und lehren.

Herausforderungen an Priester

Es ist nunmehr möglich, einige Konsequenzen für die Formung künftiger Priester zu ziehen – wobei diese Ideen auch für die Fortbildung der heute im Dienst stehenden Priester angebracht sind:

- Ein Programm für die Zeitlosen kann mit dem Kardinal Carlo Maria Martini mit der Formel: „Hinabsteigen nach Kafarnaum“ beschrieben werden. Martini stützt sich dabei auf den Bericht des Matthäusevangelium (Mt 4,13f), dass Jesus von Nazaret nach Kapharnaum hinabsteigt. Für Jesus ist das, so der Kardinal vor den 1989 zu einem Symposium in Rom versammelten Bischöfen Europas meditierend, kein einfacher Ortswechsel, sondern drückt eine Geisteshaltung aus. Nazaret steht dabei für die ländliche Provinz, das pastoral Gewohnte, Kapharnaum hingegen für die offene und bunte Stadt. Für Jesus hieß dies, sich mit einer neuen Lebensweise auseinander zu setzen, mit Leuten, mit dem täglichen Leben, das gekennzeichnet ist von harter Arbeit und Leiden, von Neuem und Unsicherheit. Jesus bestand diese Herausforderung nicht widerwillig, sondern er hat die Kapharnaum angenommen als „seine Stadt“ (Mk 9,1). Er sparte auch nicht an harter Kritik an ihr und ihrer Lebensweise. Aber alles, was er dort tat, nahm seinen Ausweg von einer tiefen Liebe, von einer täglichen Anwesenheit, von einem Teilnehmen am Geschick und den täglichen Leiden seines Volkes. – Viel von dieser Haltung findet sich bei den Zeitgeistlichen, in deren Schule die Zeitlosen gehen könnten. Dies würde zu einer Stärkung der diakonalen Dimension des Amtes führen.
- Das Programm für die Zeitgeistlichen ist gegenläufig. Es könnte lauten: „Vom Berg herabsteigen“ (Mt 8,1-4). Zwar berichtet diese Stelle von der Heilung eines Aussätzigen, also einer diakonalen Handlung Jesu. Zum Aussätzigen gelangt Jesus aber eben vom Berg herab. Dieser gilt als Symbol der Nähe zu Gott, den Jesus seinen lieben Abba nennt und in dessen Nähe er sich betend zurückzog. Zeitgeistliche sollten in die Schule der Zeitlosen gehen und dort die spirituelle Dimension des Amtes stärken.
- Auch für die Kirchenmanager lässt sich ein bibelgestütztes Programm formulieren: „Vernachlässige die Gnade nicht, die in dir ist und die dir verliehen wurde, als dir die Ältesten aufgrund prophetischer Worte gemeinsam die Hände auflegten!“ (1 Tim 4,14) Lernziel könnte das Wiedergewinnen der Seelsorge sein. Das ist allerdings nicht nur eine Frage des persönlichen Wollens, sondern kirchenstruktureller Voraussetzungen. Viele Priester klagten in der Studie Priester 2000 darüber, dass in ihrer priesterlichen Tätigkeit die personbezogene Seelsorge immer mehr in den Hintergrund tritt und großraum- und organisationsbezogenes Pastoralmanagement ihr Arbeiten prägt. Das schafft bei einer großen Zahl von Priestern eine massive Identitätskrise und verursacht Ausbrennen und selbstschützenden Zynismus. Priester leiden darunter, dass ihre Priesterrolle immer mehr ausgedünnt wird und die spirituell ergiebigen Tätigkeiten zu anderen pastoralen Berufen (hauptamtliche Laien, Diakone) auswandern. Das geschieht paradoxer Weise auch zu deren Schaden: denn es entstehen immer mehr ungeweihte Laienpriester. Diese Entwicklung lässt sich durch noch so schöne Instruktionen über den „Priester als Hirten und Leiter der Pfarrgemeinde“ nicht aufhalten. Die Hirtenaufgabe ist zum Pastoralmanagement verkommen. Dafür aber sind Priester kaum gerüstet – weshalb an zweiter Stelle der Fortbildungswünsche Führen und Leiten, Kommunikation und Personalführung steht. Die Regel ist klar: Neben dem Priester kann es nur dann eigenständige pastorale Berufe geben, wenn es genug Priester gibt. Der Priestermangel beschädigt alle pastoralen Berufe gleichzeitig, die Priester eingeschlossen.
- Eigenwillig ist schließlich das Lernprogramm für die Pontifikalen. Sie brauchen nicht mehr Nähe zum Evangelium bzw. zur Kultur. In beiden Sphären sind sie gut verwurzelt. Eben dies ist aber der Grund, dass sie wie kaum andere Priester die harten Spannungen zwischen Kultur und Evangelium erleiden. Der unentrinnbare pastorale Grundkonflikt ist gerade zu das Kreuz pontifikaler Priester (wir nannten sie die zeitoffenen Gottesmänner), das ihn zu tragen aufgeladen ist. Es braucht für die Pontifikalen eine Spiritualität des Standhaltens, der Bereitschaft, jene unausweichlichen Kompromisse im eigenen Leben wie im Leben der pastoral Anvertrauten mitzutragen, die jeder einzelne Zeitgenosse in seiner Lebenspolitik schließen muss – wobei es typisch für das Evangelium ist, diese

Kompromisse nicht als endgültig zu nehmen, sondern sie offen zu halten für eine stets neue, von Gottes Kraft getragene Entwicklung in Richtung des Evangeliums. In ein Jesuswort eingefangen könnte das Programm für die Pontificalen daher lauten: „Wer mein Jünger sein will, der verleugne sich selbst, nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach.“ (Mt 16,24) Priesterlicher Dienst ist somit in überraschender Weise gerade wenn er sich der Welt aussetzt und sich von ihr nicht selbstschützend zurückzieht, vom Kreuz Christi geprägt. Das führt den Priester nicht nur in die enge Nachfolge Jesu, sondern macht seinen Dienst für die Menschen und die Welt heilsam.

Zur Kultur ehelosen Lebens

Eines der markanten Ergebnisse der Priesterstudie sind differenzierte Erkenntnisse über die Kultur ehelosen Lebens bei heutigen Priestern. Dabei zeigte sich, dass nur ein kleiner Teil von ihnen – diözesan freilich verschieden „liiert“ lebt: also sagt, er sei bei einer Freundin psychisch beheimatet und würde auch sofort heiraten, wenn er dabei das Amt behalten könnte. Die übrigen haben durchaus eine in ihrer Bilanz eher positive Bewertung ihres Zölibats.

Zugleich aber stellen sie mit hohen Mehrheiten fest, dass der Zölibat weder gesellschaftlich noch kirchlich eine Unterstützung finde: worin sie auch eine der Hauptursachen sehen, dass junge Menschen den Weg zum Priesteramt scheuen. Nicht der Zölibat ist das Hauptproblem, sondern seine Nichtunterstützung. Im Klima solcher Nichtunterstützung steigt dann auch die Wahrscheinlichkeit, dass ins ehelose Leben jene einziehen, welche sich dort spezielle Gratifikationen erhoffen: jene, die vor ihrer eigenen Sexualität flüchten, die sexuell gefärbte Begegnungen nicht mit reifen Erwachsenen, sondern mit wehrlosen Kindern suchen, die unverdaute pädophile Neigungen haben.

In einer solchen Lage fällt die Kunst, eheloses Leben befriedigend zu gestalten, auf die Person des Priesters zurück. Was früher ein kulturell getragenes Gut war, ist heute eine einsame Lebensleistung. Wir sehen nun auch in der Studie, wie die Priester damit zurecht kommen. Ein kleinerer Teil fühlt sich glücklich und kommt gut durch. Der Normalfall aber ist eine Art „Modernisierung des Zölibats“, die im übrigen ganz ähnlich bei der Lebensform Ehe zu beobachten ist. Priester sagen zu zwei Drittel, dass sie Krisen durchleben, dass ihre Ehelosigkeit ein ständiges Auf und Ab ist und dass sie eine verantwortbare Lösung gefunden haben.

Ehelose Kultur lebenslang lernen

Von hier aus stellen sich Fragen an die persönliche Lebenskultur, aber auch an Aus- und Fortbildung der Priester. Grundsätzlich muss künftig mehr geschehen, um die Personen für eine befriedigende Kultur ehelosen Lebens zu stärken; zugleich braucht es entlastende Unterstützungssysteme. Entscheidend ist dabei die Integration der Sexualität in eine reife Persönlichkeit. Denn jeder unreife Priester ist (wie jeder unreife hauptamtlicher Laie auch) ein pastorales Risiko. Es ist erfreulich, dass angesichts des Desasters einiger US-amerikanischer Diözesen Rom nunmehr doch auf eine gediegene psychologische Betreuung drängt. Auch die Kirche wird aus Schaden klug. Es ist eine grobe Fahrlässigkeit zu meinen, dass eine bestimmte Form von Spiritualität ein Ersatz für menschliche Reifung ist. Schon in der Vorbereitung auf das Priesteramt braucht es daher eine Enttabuisierung des Themas der männlichen Sexualität und ihrer kulturvollen Gestaltung im Kontext von Beziehungen, die nicht ehelich sind. Es braucht eine Pädagogik der Bewährung, nicht der Bewahrung.

Sodann wird es nötig sein, die Priester krisenfester zu machen. Da Krisen für zwei Drittel offensichtlich der Normalfall sind, braucht es dringend Kollegenkreise, in denen Krisen offen thematisiert werden können. Auch Formen der Supervision und der Therapie sind auszubauen.

Solches kann nur geschehen, wenn es zu einem Zusammenspiel der Selbstverantwortung der einzelnen Priester mit der Fürsorgepflicht des Bischofs mit seinem Presbyterium kommt. Die Politik des Vertuschens und des Versetzens hat sich längst als Weg in die finanzielle Katastrophe erwiesen. Die Öffentlichkeit geht mit den Verfehlungen der Priester gnadenlos um, schon allein deshalb, um der

Kirche ihre moralische Härte angesichts der vielen Brüche im ganz normalen Leben (etwa dem Zerbrechen von Ehen) heimzuzahlen.

Hilfreich wäre auch eine Unterstützung ehelosen Lebens durch die Gemeinden. Gäbe es hier mehr Wertschätzung, dann wären letztlich auch die Orden nicht in einer derart bedrohlichen Überlebenskrise.

Allerdings können alle diese produktiven Überlegungen zu Gunsten einer Kultur ehelosen Lebens nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Zahl der jungen Männer, die sich in den nächsten Jahrzehnten für das ehelose Leben entscheiden werden, sehr klein sein wird. Dreißig Jahre hatten wir gehofft, wir gingen lediglich durch eine Talsohle; ein neuer Berufungsfrhling sei in Sicht. Das mag weltweit stimmen, trifft aber auf die modernen Kulturen des nordatlantischen Bereichs nicht zu.

Schädliche Folgen des Priestermangels

Die Folgen dieser Situation sind dramatisch:

- immer mehr gläubige Gemeinden bleiben ohne sonntägliche Eucharistiefeyer;
- immer mehr Priester werden aus personbezogenen Seelsorgern zu organisationsbezogenen Pastoralmanagern;
- immer mehr Laien rücken in presbyterale Aufgaben ein; dadurch entsteht eine neue Berufsgruppe der „ungeweihten Laienpriester“ – wir würden viele von diesen ja sofort weihen, wären sie ehelos;
- damit verliert der Priesterberuf zusätzlich für die wenigen an Attraktivität, weil ja nunmehr verheiratete Ungeweihte weithin dasselbe tun wie sie als ehelos Geweihte;
- auch die pastoralen Laienberufe (wie übrigens auch der junge Diakonat) werden in einem solchen Sog auf das priesterliche Tätigkeitsfeld beschädigt.

Paulus- und Korinthpriester

Bischof Fritz Lobinger und ich schlagen daher seit geraumer Zeit vor, zu erwägen, ob nicht neben den ehelosen „Pauluspriestern“, welche vorrangig missionarisch-gemeindegründerisch tätig sind, aus den Gemeinden heraus Presbyterien von „Korinthpriestern“ kommen sollten. Pauluspriester wären dann jene, die zunächst eine innere Berufung spüren und dann in eine Gemeinde geschickt werden. Korinthpriester hingegen wären gemeindeerfahrene Personen, welche die Gemeinde erwählt und die dann prüfen, ob sie auch zum Amt Berufene sind. Eine solche Splittung des priesterlichen Amtes, die im übrigen sich ostkirchlichen Verhältnissen annähert, wäre zudem eine überraschende Antwort auf die von vielen aus liberalen Gründen vorgetragene Forderung, den Zölibat freizustellen. Es gäbe dann – jetzt aber aus pastoralen Erwägungen – tatsächlich eine Wahl: zunächst zwischen den beiden Formen des priesterlichen Amtes, dadurch aber indirekt auch über die Lebensform. Es wäre ein Ausweg.

Literaturtipp

Paul M. Zulehner / Anna Hennersperger, „Sie gehen und werden nicht matt“ (Jes 40,31). Priester in heutiger Kultur. Schwabenverlag, Ostfildern 2001.

Paul M. Zulehner, Priester im Modernisierungsstress. Schwabenverlag, Ostfildern 2001.

Paul M. Zulehner / Fritz Lobinger, Um der Menschen und der Gemeinden willen. Plädoyer zur Entlastung der Priester. Schwabenverlag, Ostfildern 2002.

Anna Hennersperger, Ein ein(z)iges Presbyterium. Zur Personalentwicklung von Priestern. Amtstheologische Reflexionen zur Studie Priester 2000. Schwabenverlag, Ostfildern 2003.

Zulehner, Paul M./Patzelt, Elke: Samariter – Prophet – Levit. Diakone im deutschsprachigen Raum. Eine empirische Studie. Schwabenverlag, Ostfildern 2003.

Zulehner, Paul M.: Dienende Männer. Anstiftung zur Solidarität. Schwabenverlag, Ostfildern 2003.

Fazit

Priester lassen sich einteilen in die Gruppe der Zeitgeistlichen, Kulturflüchter, Kirchenmanager und Pontifikalen.

Nicht der Zölibat wird von den Priestern als Haupthindernis betrachtet, sondern die fehlende Anerkennung dieser Lebensform in der Gesellschaft.

Ehelosigkeit ist ein lebenslange Herausforderung und ein lebenslanger Lernprozess.

Es ist an der Zeit, neben den zölibatär lebenden „Pauluspriestern“ bewährte verheiratete Gemeindemitglieder zum Priesteramt zuzulassen.

Paul Michael Zulehner, geb. 1939, ist Professor für Pastoraltheologie in Wien, Dekan der Katholisch-Theologischen Fakultät und Leiter des Ludwig-Boltzmann-Instituts für Werteforschung (Religion und Solidarität). Bekannt wurde er durch zahlreiche Veröffentlichungen und zählt zu den profiliertesten Pastoraltheologen im deutschsprachigen Raum. Er publizierte zuletzt die Studien PRIESTER 2000[®] sowie DIAKONE 2002[®].

2003 Leutepriester in lebendigen Gemeinden.

Schon seit geraumer Zeit machen die deutschen Diözesen – vielfach unterstützt von Mc Kinsey – „downsizing“. Der Mangel an „Priestern in Ruf und Reichweite“ zwingt dazu, die Seelsorgsräume der geringeren Zahl an verfügbaren Pfarrern anzugleichen. Dazu kommt, wie im Erzbistum Berlin, die Geldknappheit. Also werden Pfarreien nicht nur in Pfarrverbänden zusammengefaßt, sondern fusioniert. In Berlin führte das zur unglaublichen Situation, dass es kurzfristig zu viele Priester gab – also gingen die einen in Frühpension, andere wurde an andere Diözesen verkauft.

Unbemerkt gerät auf diesem Weg der Mangelverwaltung die Kirche in vorvatikanische Kirchenverhältnisse zurück. Denn die Entscheidungen über die pastoralen Räume orientieren sich einzig an der Zahl des Klerus. Das Volk Gott gerät wieder in die Lage, vom Klerus (und zusätzlichen nichtgeweihten Laien mit priesterlichen Aufgaben) versorgt zu werden. Es ist wie bei einem Paar, das sich auf ein partnerschaftliches Selbstbild eingeschworen hat, wo beide Beruf und Familie verbinden – und dann kommt ein Kind und plötzlich kehren die beiden (ungewollt) wieder in die alten Rollenmuster zurück, dass die eine arbeiten geht und der andere daheim bleibt – genauer, jener daheim bleibt, der weniger verdient.

Unter ökonomischen Druck verschwinden die Ideale.

Aufbrechen oder Untergehen

Dieser Weg, den hierzulande viele Kirchengebiete eingeschlagen haben, hat dramatische Nebenwirkungen. Es geschieht ja letztlich nur „downsizing“: Der Kirchenbetrieb wird auf jene Größe zurückgefahren, die auch personell wie finanziell bestritten werden kann. Die kirchenbetriebliche Organisation bleibt aber unangetastet, genauer sie wird sogar auf frühere Formen zurückentwickelt. Es wird damit aber nicht Zukunft gewonnen, sondern es geschieht ein Schritt zurück in die Vergangenheit.

Kein pastoraler Aufbruch droht. Ein Untergang wird verwaltet statt ein Übergang gestaltet.

Dieser Weg hat auch fatale Auswirkungen auf die Organisationskultur. Er verstärkt depressives Jammern. Das ist verständlich: Immer weniger Personen müssen immer mehr arbeiten. Und weil es keine missionarische Aufbruchstimmung gibt, sondern lediglich betriebswirtschaftliches „Redisigning“, ist zu vermuten, dass die beim ersten Einschnitt nicht „freigesetzten“ Mitarbeitenden für die Zeit vor dem bald vorhersehbaren nächsten Einschnitt versuchen werden, ihren eigenen Arbeitsplatz zu verteidigen und zu sichern. Eben solches defensives Handeln trägt nicht zur erforderlichen missionarischen Offensive bei.

Nun sind all diese betriebswirtschaftlich erforderlichen Vorgänge nicht völlig sinnlos. Doch gäbe es dazu produktivere Alternativen. Es wäre möglich aufzubrechen statt unterzugehen.

Dazu erschien dieser Tag ein Buch, in dem die Theologen Peter Neuner und Paul M. Zulehner eine von Bischof Fritz Lobinger aus der südafrikanischen Diözese Aliwal geborene Idee vorstellen, ausbauen und theologisch durchdenken.

Lebendige Gemeinden

Den Ansatz bildet die Entwicklung lebendiger Gemeinden. Mit diesen ist gemeint ein Netzwerk von Menschen, die randvoll sind mit dem Evangelium. Sie haben begriffen, dass alle von Gott Berufene und mit seines Geistes Gaben Begabte sind. Also sind sie bereit, sich ehrenamtlich für das Leben und Wirken ihrer Gemeinde einzusetzen. Gemeinsam tauchen sie in Gott ein und neben den Armen auf. Sie sind mystisch und politisch in einem. Das Herzstück ihres christlich-gemeindlichen Lebens ist die Feier der sonntäglichen Eucharistie. Hier begeben sie sich gleichsam in Gottesgefahr: sie lassen sich von Gott versammeln, wissen sich in den Gaben, die auf dem Altar sind, rufen Gottes wandelnden Geist herab und flehen, dass sie selbst werden mögen „Leib hingeben“, eine Gemeinschaft also, die von Gott dazu gerüstet wird, dass sie den Menschen dient.

Priester anderer Art

Nun hat für solche Gemeinden – eine Fallstudie im Vikariat Wien Nord belegt, dass sie eine gute Chance hat sich zu entfalten, wo etwa 1800 Getaufte organisatorisch verbunden sind – die offizielle Kirche vielfach keine Priester mehr zur Verfügung. Das trifft aber die Gemeinden in ihr Innerstes. Das, woraus sie leben, was sie aufbaut, ständig erneuert, kann nicht mehr regelmäßig stattfinden. Gläubige Gemeinden werden eucharistisch ausgehungert.

Hier schlagen die Autoren Lobinger, Neuner und Zulehner vor, dass aus solchen lebendigen Gemeinden heraus (und nur aus solchen!) und in dieses hineinverwoben ein gemeindliches Presbyterium gebildet wird. Gemeindeerfahrene Personen („personae probatae“) werden dem Bischof zur Priesterweihe vorgeschlagen. Zusammen bilden sie in der lebendigen Gemeinde das priesterliche Amt aus und leiten auch die Gemeinde.

Gedanken machen sich die Autoren auch über deren Aus- und Fortbildung. Wichtig ist ihnen auch, dass es neben solchen „Leutpriestern“ auch weiterhin „Bistumpriester“ gibt: die wir aus der Tradition kennen, akademisch gebildet, ehelos lebend, und vor allem mit der Entwicklung sterbender oder gefährdeter Gemeinden beschäftigt oder überhaupt missionarisch-gemeindegründerisch (z.B. in einer Jugendkirche) unterwegs. Das heißt auch, dass die „Leutpriester“ gegebenenfalls verheiratet sein können und die Kirche in der nächsten Zeit dazu eine Ausnahme vom Zölibatsgesetz macht.

Während also die einen geweiht werden um in Gemeinden zu gehen, werden die anderen geweiht, weil die Gemeinde sie vorschlägt. Im Kern sind sie aber einander gleich: Sie sind Amtsträger, die in Erinnerung halten, dass sich die Kirche Gott verdankt. Sie werden vom Bischof geweiht (und damit von Christus bestellt), um auch prophetisch nicht nur in einer Gemeinde, sondern manchmal im prophetischen Gegenüber zur Gemeinde zu leben.

Hauptamtliche und Ehrenamtliche

Leutepriester erfüllen ihren Dienst auf der gemeindlichen Priesterbank ehrenamtlich. Es sind Personen in einem profanen Beruf oder pensioniert, haben also eigenes Einkommen. Sie nehmen damit die künftige Gestalt der Kirche auch in unseren Breiten vorweg, die es heute als Normalfall im Süden längst gibt: eine kirchensteuerarme Kirche.

Das wenige Geld, das die Kirche dann hat, wird für Hauptamtlich in pastoralen Projekten gesteckt, die entweder größere räumliche Reichweite haben (Bildungsarbeit, Medien, Schulen etc.) oder aber eine starke missionarisch gemeindegründerische Kraft besitzen (wie eine Jugendkirche oder eine Stadtmission). Hier werden morgen die gut ausgebildeten GemeindereferentInnen und PastoralreferentInnen Arbeit finden.

Peter Neuner bescheinigt in seiner Evaluierung dem Vorschlag Lobinger/Zulehner, dogmatische Unbedenklichkeit.

Zulehner, Paul M. / Lobinger, Fritz / Neuner, Peter: Leutepriester in lebendigen Gemeinden, Ostfildern 2003, Schwabenverlag.

2006 Gemeinden ohne Priester?

Eucharistie und Leitung in den Pfarren als eine der Zukunftsfragen nicht nur in Österreich

Prioritäten

Die Suche nach den Prioritäten der österreichischen Kirche von heute - so der an uns herangetragene Themenwunsch – beginnt beim jüngsten Ad-limina-Besuch der österreichischen Bischöfe in Rom¹⁶². Damals wurde kein offizieller Bericht zur Lage der katholischen Kirche in Österreich medial präsentiert, die Bischöfe informierten den Papst einzeln. Papst Benedikt XVI. will in seiner Rede zu den Mitgliedern der österreichischen Bischofskonferenz „gelassen und zuversichtlich die Lage der österreichischen Diözesen gemeinsam (zu) analysieren, um die neuralgischen Punkte zu erkennen“¹⁶³. Ausgehend vom fortgeschrittenen Säkularisierungsprozess, der auch Österreich fest im Griff habe (schwindende Identifikation mit der Lehre der Kirche, mangelndes Glaubenswissen und Abnahme der Furcht vor Gottes Geboten), formuliert der Papst zwei Handlungsoptionen:

Klares, mutiges und begeistertes Glaubensbekenntnis zu Jesus Christus:

eine nichts verschweigende Verkündigung und Glaubensunterweisung (v.a. im Bereich der Sittenlehre) und Hinweis auf den Katechismus der katholischen Kirche, der zu gebrauchen ist.

Kleine und große missionarische Maßnahmen, die eine Trendwende herbeiführen:

Die Kirche Österreichs sei missionarisch „gut unterwegs“, es müsse aber noch vieles getan werden.

Benedikt XVI. ermutigt die Bischöfe zu klugen und richtigen Personalentscheidungen, zum Beispielgeben und zum ermutigenden Wort.

Beide Forderungen des Papstes fanden sich in der Presseerklärung der Österreichischen Bischofskonferenz von deren Herbstvollversammlung, die anschließend an den Ad-limina-Besuch von 8.-10.11.2005 in Rom stattfand, wieder: „Der Papst hat die Bischöfe eingeladen, gemeinsam mit ihm ‚gelassen und zuversichtlich‘ die Zeichen der Zeit zu erkennen und das Evangelium Christi unverkürzt zu verkünden (...) Die Bischöfe fühlen sich bestärkt, die großen missionarischen Aufbrüche der letzten Jahre – Wiener Stadtmission, Mitteleuropäischer Katholikentag, Initiative ‚Offener Himmel‘ in Salzburg – weiterzuführen und zu vertiefen. Das ‚begeisterte und begeisternde‘ Zeugnis für Christus kann jene spirituelle Trendwende zu einem mehr an Glaube, Hoffnung und Liebe herbeiführen.“¹⁶⁴

Zu den zwei genannten Prioritäten – unverkürzte Verkündigung des Evangeliums und missionarisches Wirken in der Welt von heute – kommt noch eine dritte hinzu: Der Einsatz in der Familien- und Ehepastoral, unter dem Motto: „Mut zur Ehe, Mut zum Kind“.¹⁶⁵

Die kirchliche Praxis in Österreich ist zwar vielfältiger, als dass man sie auf die drei formulierten Prioritäten reduzieren könnte; diese deuten aber Hauptlinien bzw. Schwerpunktsetzungen der Bischofskonferenz an. Die Bischöfe legen darin jene Bereiche fest, in die sie gegenwärtig mehr investieren wollen und müssen, um ihrem Auftrag besser gerecht zu werden.

Außerdem beschäftigt sich die Pastoraltheologie in Österreich u.a. mit Fragen innerkirchlicher Strukturreformen, welche in der Praxis notwendig erscheinen und die genannten seelsorglichen Prioritäten ermöglichen sollen.

Ein traditionell katholisches Land in den „Wechseljahren“

In den vergangenen Jahrzehnten musste sich die katholische Kirche in Österreich mit vielen, oft hausgemachten, medialisierten Skandalen auseinandersetzen. Mit der Bestellung von Klaus Küng

¹⁶² Von 3. bis 9.11.2005.

¹⁶³ Papst Benedikt XVI. am 5.11.2005, in: http://212.77.1.245/news_services/bulletin/news/17301.php?index=17301&po_date=05.11.2005&lang=it (14.4.2006).

¹⁶⁴ <http://www.kathpress.at/content/site/dokumente/erklarungen/2005/ARTICLE/53.html#herbst05> (14.4.2006).

¹⁶⁵ Vgl. Frühjahrsvollversammlung der Österreichischen Bischofskonferenz von 14.-16.3.2006, in: <http://www.bischofskonferenz.at/article.siteswift?so=all&do=all&c=gotosession&d=s%3A35%3A%22Bischofskonferenz%2FPresseerkl%E4rungen%22%3B&SWS=ce6f830ef3758525acd9cdc2988e6586> (14.4.2006).

zum neuen Bischof von St. Pölten scheint diese, teilweise turbulente und kirchenaustrittsreiche Ära zu Ende zu sein. Nun eröffnet sich ein Raum, der mit positiven Schlagzeilen gefüllt werden kann bzw. konsequentes Hausaufgaben erledigen ermöglicht.

Österreichs Kirche ist – so wie in fast allen Ländern Europas – in Bewegung. Die Zahl der Menschen, die sich zur katholischen Kirche bekennen, geht stets zurück, laut der Volkszählung von 2001 sind es nur noch 73% der Bevölkerung. Nur noch? Auch diesem Rückgang kann etwas Positives abgewonnen werden: Zwei Drittel der Bevölkerung fühlen sich – und das unter postchristlichen kulturellen Bedingungen! – mehr oder weniger mit der Kirche verbunden, was unbestritten ein großes Potential für die Zukunft darstellt.¹⁶⁶

Eine Schattenseite dieser Entwicklung ist Geldmangel: Die in den vergangenen Jahrzehnten gewachsene Struktur an Ämtern, Organisationen und Hauptamtlichen kann mit den vorhandenen Mitteln aus dem kleiner gewordenen Topf des Kirchenbeitrags nicht im selben Ausmaß aufrecht erhalten werden. Die Situation ist zwar nicht so krass wie in einigen deutschen Diözesen; allerdings wird der rote Stift langsam aber sicher auch hierzulande gespitzt. Anders ausgedrückt: Die Organisation muss an die Ressourcen angepasst werden, Reformen stehen ins Haus.

Noch ein Aspekt der gegenwärtigen Lage wird immer deutlicher: Das herkömmliche Pfarrsystem ruht auf der Leitfigur „zölibatärer Pfarrer“ auf. Da es immer weniger Priester und immer mehr Pfarrgemeinden ohne Priester vor Ort gibt, gerät die überkommene Sozialform der Kirche in eine Krise.¹⁶⁷

Drängende Fragen: Eucharistiefeier und Gemeindeleitung

Unter dieser Problematik haben nicht nur Priester, sowie Frauen und Männer, die sich in der Seelsorge haupt- und ehrenamtlich engagieren, sondern auch alle Mitglieder der Gemeinden zu leiden. Der Kern ihrer Sorge lautet: sonntägliche Eucharistiefeier, Leitung der Gemeinde und Vertretung der Gemeinde nach außen. Pfarrer haben sich unlängst zu einer Initiative zusammengeschlossen, um mit „drängender Sorge“ ihre Besorgnis Ausdruck zu verschaffen, dass die Kirchenleitung gläubige Gemeinden eucharistisch verhungern läßt.

Suche nach neuen Wegen

Im Zusammenhang mit dem Mangel an Amtsträgern und Priesterweihen wird die Änderung der Zulassungsbedingungen zum Weihe sakrament diskutiert (viri probati, Diakoninnen, Priesterinnen).¹⁶⁸ Die Erfahrung der letzten Bischofssynode „Die Eucharistie: Quelle und Höhepunkt des Lebens und der Sendung der Kirche“¹⁶⁹ hilft einer realistischen Einschätzung der Lage. Unter den in Rom behandelten Themen wurden auch der Priestermangel und die Priesterweihe von verheirateten Männern angesprochen.¹⁷⁰ Bischof Manfred Scheuer aus Innsbruck zieht aus der Synode seine Konsequenzen: Trotz der Gesprächsansätze über viri probati „schätze ich die weltkirchliche Lage aber so ein, dass das nicht der Weg ist, den die Gesamtkirche in den nächsten Jahren gehen wird. Und ich möchte nicht die pastorale Zukunftsplanung auf einem Wunschdenken aufbauen.“¹⁷¹

In diesem Sinne werden in einigen österreichischen Diözesen Auswege bzw. neue, zukunftsfähige Wege gesucht. Zum einen wird auf verstärkte Berufungspastoral und ausländische Priester gesetzt¹⁷²,

¹⁶⁶ Vgl. Regina Polak, Religion kehrt wieder. Handlungsoptionen in Kirche und Gesellschaft, Ostfildern, 2006, 255-258.

¹⁶⁷ Vgl. Paul M. Zulehner, Kirche umbauen – nicht totsparen, Ostfildern 2004, 10-17.

¹⁶⁸ Z.B. präsentierte der Pastoralrat der Diözese Linz sein Anliegen einer Fortsetzung des Dialoges über die Zulassungsbedingungen zum Weiheamt und die Stellung der Frau in der Kirche und bat den Bischof, dass er diese Anliegen in Rom vertreten möge. Bischof Ludwig Schwarz hat die Thematik für die nächste Weltbischofssynode vorgeschlagen. Vgl. Matthäus Fellingner, Diözese Linz will sich zukunftsfit machen, in: http://www.dioezese-linz.at/redaktion/index.php?action_new=Lesen&Article_ID=29154 (20.4.2006).

¹⁶⁹ Die Synode fand von 2. bis 23.10.2005 in Rom statt.

¹⁷⁰ Vgl. http://religion.orf.at/projekt02/news/0510/ne051007_synode_fr.htm (20.4.2006).

¹⁷¹ Gabi Starck, Mario Zenhäusern, Bischof Manfred Scheuer und seine Liebe zu Tirol, Interview in der Tiroler Tageszeitung vom 14.4.2006, in: <http://www.tirol.com/politik/innsbruck/34814/index.do> (20.4.2006).

¹⁷² Vgl. z.B. Gespräch mit Bischof Kapellari, in: <http://steiermark.orf.at/stories/100968/> (20.4.2006).

zum anderen werden zeit- und ressourcenaufwändige Prozesse gestartet, die neue Modelle unter fachgerechter Begleitung prüfen und entwickeln.

Vier Beispiele werden nun angeführt:

Werkstatt für Gemeindeentwicklung¹⁷³

Dieses Projekt wurde von der Arbeitsstelle für Gemeindeentwicklung der Arbeitsgemeinschaft der Pastoral- und Seelsorgeamtsleiter Österreichs initiiert und getragen mit dem Ziel, Entwicklungsprozesse in Pfarrgemeinden und Personalgemeinden zu reflektieren, Synergien zu schaffen und die Experimentierfreudigkeit zu wecken. Jedes der insgesamt zehn Werkstattgespräche folgte einem Leitfaden: Klärung der Interessen der Anwesenden, Vorstellung des Experiments/Projekts durch die Beteiligten, Reflexion der Leitbilder, Personal- und Organisationsentwicklung, Impulse für die Kirche Österreichs.

Z.B. im fünften Werkstattgespräch wurde Pfarre Scheffau (Erzdiözese Salzburg) vorgestellt, die von einer Pastoralassistentin in Zusammenarbeit mit dem Pfarrgemeinderat und dem Moderator geleitet wird.¹⁷⁴

Seelsorgeräume in der Diözese Linz¹⁷⁵

Die Dekanate der Diözese Linz werden in neue Seelsorgeräume untergliedert, mit dem Ziel, Synergieeffekte in verschiedenen Bereichen der Seelsorge zu bewirken. Hauptamtliche Seelsorgerinnen und Seelsorger werden prüfen müssen, ob diese oder jene Tätigkeit in jeder Pfarre einzeln organisiert werden muss oder ob partnerschaftliche Kooperationen über die Pfarrgrenzen hinweg in Zeiten von Ressourcenknappheit nicht sinnvoller und sparsamer wären. Dieses System wurde auf Grund von gründlichen Analysen der momentanen Lage in der Diözese (Jänner 2004) und der zukünftigen Finanz- und Personalentwicklung (Horizont 2010) ins Leben gerufen.

Modelle der Beteiligung Ehrenamtlicher an der Pfarrleitung in der Diözese Linz

Durch die Reform der Dekanate in Seelsorgeräume bleibt die Grundeinheit der Seelsorge, die einzelne Pfarre, bestehen, d.h. Pfarrgemeinden ohne Priester werden nicht zusammengelegt. Diese Entscheidung führt zur Entwicklung von Modellen, in denen die Leitung bestimmter Bereiche durch ausgebildete Ehrenamtliche vor Ort wahrgenommen werden kann. Jede betroffene Gemeinde ist anders, hat unterschiedliche Voraussetzungen und muss einzeln behandelt werden. In Linz gibt es drei Modelle (Seelsorgeteam, ehrenamtliche Pfarrverantwortliche oder Pfarrgemeinderat mit delegierten Leitungsaufgaben), die kirchenrechtlich zwischen dem Pfarrgemeinderat und der Diözese - vertreten durch die Abteilung Pfarrgemeinde und Spiritualität im Pastoralamt - verhandelt und entwickelt werden.

Leitungsteam in der Pfarre Rodaun in Wien

Ein anderes, einem Modell in Linz ähnliches Projekt läuft in Wien, in der Pfarre Rodaun. Seit 1.9.2004 wird diese Gemeinde durch ein Team geleitet: Moderator (letztverantwortlicher Priester), Pastoralassistentin mit besonderen Befugnissen (administrative Verantwortung: Leitung der Pfarrkanzlei, Matrikenführung, Führung des Pfarrsiegels, Zeichnungsberechtigung) und einem Gemeindeassistenten (Kinder-, Jugend- und Erwachsenenpastoral, Caritas, Senioren und Hausverwaltung). Das Projekt wurde durch den Erzbischof von Wien, Kardinal Christoph Schönborn für fünf Jahre genehmigt.¹⁷⁶

Herausforderung für Amt und Theologie in Europa

Einleitend wurde eine Schwerpunktsetzung der katholischen Kirche in Österreich genannt: Ermutigung zum glaubwürdigen Glaubenszeugnis einzelner Kirchenmitglieder und Wiedergewinnung der missionarischen Kraft, die Frauen und Männer zum Hinausgehen aus der Anonymität (heraus)fordert.

¹⁷³ Vgl. <http://www.pastoral.at/arge-bereiche/gemeindeentw/gemeindeentw.html> (20.4.2006).

¹⁷⁴ Vgl. http://www.pastoral.at/arge-bereiche/gemeindeentw/5_d_pfarrgem_als_raum_d_glaubensw.html (24.4.2006).

¹⁷⁵ Vgl. <http://www.dioezese-linz.at/pastoralamt/pfarre/seelsorgeraum/seesr-grundinfo.asp> (20.4.2006).

¹⁷⁶ Vgl. http://www.pfarre.rodaun.at/organisation/or_organisation_fr.htm (20.4.2006).

Um Glaubenszeugnis und Mission zu stärken und zu unterstützen, halten wir eine gelingende Pastoral in überschaubaren Gemeinden für unerlässlich. Daher zieht die Prioritätensetzung der Bischöfe die konkrete Beschäftigung mit einer Frage aus der Praxis nach sich: die Leitung der Pfarrgemeinden, die auf Grund des Mangels an geweihten Leitungspersonen, also Amtsträgern, „zusperren“ müssten.

Ekklesiologisch und pastoraltheologisch ist es sinnvoll und wichtig, dass sich eine Gemeinde am Ort versammeln kann, um Eucharistie zu feiern, dass sie am Ort durch eine klare Leitungsstruktur präsent ist und repräsentiert wird. Für eine Gemeinde, die ohne Priester bleiben soll, ist es zunächst ein Schock: Wir wurden immer mehr oder weniger gut versorgt, aber – wie geht es weiter?

Die Not der momentanen Situation (nicht nur in Österreich) wird vielerorts durch Zusammenlegungen von Pfarren oder durch ausländische Priester zu lindern versucht. In Österreich gibt es jedoch auch viele theologisch bestens ausgebildete Frauen und Männer, die ihre Kompetenzen in den Leitungsdienst einbringen können und engagierte Gemeindemitglieder, die eine angemessene Ausbildung auf sich nehmen würden, um einen Dienst in der Kirche zu übernehmen.

Diese müssen sich nun vermehrt einbringen und Mitverantwortung übernehmen. Die bisherige Leitungsgestalt (ausschließlich in der Hand des Priesters) wird sich wohl ändern müssen, Mitverantwortung und Delegation werden stärker genutzt. Was der nächste Schritt des langen Weges sein wird, steht noch offen. Mutige Vordenker prophezeien ein Zusammenwirken der Bistumspriester und sog. „Leutepriester“ (für die Gemeinden bestellte lokale Presbyterien)¹⁷⁷. Fest steht, dass die gegenwärtige Lage in Europa Mut, Kreativität und Dialogbereitschaft von Christinnen und Christen in den Gemeinden, in Amt und Theologie braucht, die im Zusammenspiel neue Entwicklungen initiieren, begleiten und reflektieren müssen.

¹⁷⁷ Vgl. Paul M. Zulehner, Fritz Lobinger, Peter Neuner, Leutepriester in lebendigen Gemeinden. Ein Plädoyer für gemeindliche Presbyterien, Ostfildern 2003.

2007 Der Garten Eden Österreich.

Eine Lektion aus dem Buch Genesis.

Gott hatte also den Menschen erschaffen aus Ackerboden und in seine Nase den Lebensatem geblasen, so berichtet das Buch Genesis (Gen 2,4b-25). *"Dann legte Gott, der Herr, in Eden, im Osten, einen Garten an und setzte dorthin den Menschen, den er geformt hatte." (2,8)* Wir wissen auch über die Gartengestaltung detailliert Auskunft: *„Gott, der Herr, ließ aus dem Ackerboden allerlei Bäume wachsen, verlockend anzusehen und mit köstlichen Früchten, in der Mitte des Gartens aber den Baum des Lebens und den Baum der Erkenntnis von Gut und Böse. Ein Strom entspringt in Eden, der den Garten bewässert; dort teilt er sich und wird zu vier Hauptflüssen.“*

Gemessen an dieser göttlichen Gartenarchitektur fällt es nicht schwer, an Österreich zu denken. Es ist bis heute geschmückt mit Bäumen, köstlichen Früchten; es ist ein Land der Ströme, so singen wir stolz in unserer Bundeshymne. Österreich – ein Stück vom Garten Eden?

Freilich, wir vergessen dabei nicht, dass die Menschen aus dem Paradies vertrieben worden sind. Dennoch aber sind Erinnerungen und Ahnungen daran geblieben. Gibt es denn nicht paradiesesförmige Orte, paradiesische Ereignisse? Solche haben eine soziale wie eine spirituelle Seite – und wenn beide zusammentreffen, wächst „wellness“, Wohlbefinden, also noch einmal: ein wenig Paradiesisches.

1. Zum paradiesischen Glück gehört (sozial besehen) die Erfahrung einer von Liebe durchwobenen Gemeinschaft. Nicht zufällig erzählt wiederum die alte Geschichte aus der Genesis:

„Dann sprach Gott, der Herr: Es ist nicht gut, dass der Mensch allein bleibt. Ich will ihm eine Hilfe machen, die ihm entspricht. Gott, der Herr, formte aus dem Ackerboden alle Tiere des Feldes und alle Vögel des Himmels und führte sie dem Menschen zu, um zu sehen, wie er sie benennen würde. Und wie der Mensch jedes lebendige Wesen benannte, so sollte es heißen. Der Mensch gab Namen allem Vieh, den Vögeln des Himmels und allen Tieren des Feldes. Aber eine Hilfe, die dem Menschen entsprach, fand er nicht. Da ließ Gott, der Herr, einen tiefen Schlaf auf den Menschen fallen, sodass er einschlief, nahm eine seiner Rippen und verschloss ihre Stelle mit Fleisch. Gott, der Herr, baute aus der Rippe, die er vom Menschen genommen hatte, eine Frau und führte sie dem Menschen zu. Und der Mensch sprach:

*Das endlich ist Bein von meinem Bein /
und Fleisch von meinem Fleisch. /
Frau soll sie heißen, /
denn vom Mann ist sie genommen.*

Darum verlässt der Mann Vater und Mutter und bindet sich an seine Frau und sie werden ein Fleisch.“
(Gen 2,18-24)

Vielfach vereinzeln heute die Menschen. Sie suchen dann oft angestrengt nach Kunstgemeinschaften. Manchmal werden sie, oftmals nur vorübergehend, fündig in den Häusern der Tourismusbranche und erleben dabei ein wenig trautes Ahnung von Eden. Tourismus umsorgt manchmal Menschen, um die sich kaum jemand sorgt, sondern denen wir gesellschaftlich eher unsere Sorge entziehen – die wir also in einem tiefen Sinn dieses Wortes entsorgen. Dazu gehören heute die vielen rüstigen Seniorinnen und Senioren.

Menschen in liebenden Gemeinschaften zusammenzubringen ist nicht einfach. Eine alte chassidische Geschichte erzählt, dass dies sogar Gott schwer fällt:

"Eine Matrone fragte Rabbi Jose ben Chalafta: In wievielen Tagen hat Gott seine Welt erschaffen? Der Rabbi antwortete: in sechs Tagen. Die Matrone fragte weiter: Und was tut er seitdem? Rabbi Jose erwiderte: Er bringt die Ehepaare zusammen. Das kann ich auch, versetzte die Matrone; ich habe zwar sehr viele Knechte und Mägde, aber in einer knappen Stunde kann ich sie miteinander zur Ehe verbinden! Rabbi Jose sprach: Das mag leicht sein in deinen Augen, für Gott jedoch ist es so schwierig wie das Spalten des Schildmeeres. Darauf verließ der Rabbi die Matrone und ging fort.

Was tat die Matrone? Sie nahm 1000 Knechte und 1000 Mägde, stellte sie in einer Doppelreihe auf und befahl: Der und der soll die und die heiraten! Und so verband sie alle in einer Nacht zur Ehe.

Am nächsten Morgen kamen die verheirateten Knechte und Mägde zur Matrone: Dem einen war der Kopf zerschlagen, dem anderen war ein Auge ausgerissen, wieder einem anderen war ein Fuß gebrochen; der eine sagte: die will ich nicht, und jene sagte: den will ich nicht.

Bestürzt sandte die Matrone hin und rief den Rabbi Jose ben Chalafta zu sich. Sie sprach zu ihm: Eure Tora ist wahr, brauchbar und den Umständen entsprechend ist sie; alles was du gesagt hast, hast du richtig gesagt. Rabbi Jose jedoch erwiderte: Ich habe somit recht behalten; wenn das Eheschließen auch leicht ist in deinen Augen, für Gott ist es so schwierig wie das Spalten des Schilfmeeres.“

2. Das paradiesische Glück kennt neben der sozialen auch eine spirituelle Seite. Ein Moment an ihr ist unverschämte Nacktheit: *„Beide, Adam und seine Frau, waren nackt, aber sie schämten sich nicht voreinander.“ (Gen 2,25)*

Viele moderne Menschen leben ständig maskiert. Sie geben sich nach außen anders, als sie innerlich sind. Kein Wunder, dass wir uns nach Zeiten sehnen, in denen wir keine Masken voreinander brauchen. So lieben wir den Karneval, eine typisch katholische Einrichtung.

Maskiert, also verstellt und versteckt leben viele Zeitgenossinnen und Zeitgenossen auch vor Gott. In dichten Zeiten unseres Lebens fallen aber die spirituellen Masken. Haben deshalb viele Angst vor dem Urlaub, weil sich da die Maskierung nicht mehr durchhalten und hinter dem Alltag und seinen Pflichten verstecken läßt. Die Frage kommt hoch, die laut Genesis auch dem ersten Menschen von Gott gestellt worden ist: Adam wo bist du? Urlaub also als eine Zeit, wo man sich auch vor Gott nicht verstecken muss. Die spirituellen Masken fallen. Ein unverstellter Blick auf das eigene Leben wird möglich. Urlaub also als eine privilegierte Zeit für Spiritualität? Für Stille, Meditation, spirituelle Bücher und Gespräche?

3. Unsere Erzählung aus der Genesis enthält für uns noch eine weitere Botschaft. Gott hat den Menschen eingesetzt, im Weltgarten in seiner göttlichen hegerisch-pflegerischen Art ein Gärtner zu sein: *„Gott, der Herr, nahm also den Menschen und setzte ihn in den Garten von Eden, damit er ihn bebaue und hüte.“ (Gen 2,15)*

Das gilt es zu lernen: Die Welt ist des Menschen Mitwelt (und nicht Umwelt), wir müssen stets neu lernen, in Gottes Art mit Natur umzugehen. Also haben wir eine ökologische Verantwortung. Es ist zu unterscheiden, was gut, was böse ist. Der Baum der Erkenntnis bildet immer noch die Mitte der Welt! So ökologisch sollten wir auch aus ökonomischer Einsicht handeln: Wer die Mitwelt zerstört, zerstört die Lebensgrundlage des Tourismus. Dann bedroht der Klimawandel das alpine Schifahren. Zugleich hat sich bewährt, auf die Wasserqualität unserer Seen zu achten. Gerade der Tourismus ist – oder soll immer mehr werden – ein Anwalt eines ökologischen Umgangs mit dem Paradies Österreich. Nachhaltig Spuren des Gartens Eden in Österreich zu sichern ist auch wirtschaftlich intelligent.

Nachdem Gott das paradiesische Österreich erschaffen hatte, besuchte er dieses wunderbar gelungene Land. Ihr habt drei Wünsche frei, ruft er seinen Gastgebern zu. Was wünscht ihr euch? Da sagten die Österreicher: Berge! Ums Jahr kam Gott wieder als Gast und fragte: Und der zweite Wunsch? Da wünschten sich die Österreicher Kühe auf den Bergen. Schließlich kommt Gott ums Jahr ein drittes Mal, um den dritten Wunsch zu hören. Zuvor aber bewirten ihn die Österreicher in einem Admonter Berghotel; er bekommt Käse kredenzt und erlebt eine wunderbare Aussicht bei leichtem Föhn. Und der dritte Wunsch, so fragt Gott. Darauf der Österreicher: Das macht alles zusammen 45 Euro 30.

2007 Weiterhin hoher Nachdenk- und Gestaltungsbedarf

Replik auf den Beitrag von Ralph Neuberth

Ralph Neuberth hat mehr als Recht: Jeder spezifische Methodenzugang zur Realität ist einseitig und eng. Das gilt auch für den von ihm versuchten systemischen Ansatz. Diesen vermisst er in der Studie im Übrigen zu Unrecht: Eine sozialwissenschaftliche Studie ist nie an den Einzelpersonen allein interessiert (an diesen auch). Es geht um Verwandtschaften, Typologien, Relationen zwischen Berufen, um die Weltbezogenheit pastoraler Berufe (diese begründete in der Priesterstudie die Typologie mit), um Kontexte. Dass dabei einzelne das Gefühl haben, dass es ihnen subjektiv gut geht, sie viel Handlungsspielraum haben und zudem auch beträchtliche Gestaltungsmacht, spiegelt ja auch das sie tragende und immer auch prägende, manchmal auch einengende, in Einzelfällen in die Verzweiflung treibende System mit. Wie viele Laien, mit oder ohne Anstellung, – aber auch Priester (!) – leiden unter einer bestimmten Art, wie in manchen Diözesen das Bischofsamt ausgeübt wird? Und diese Art ist nicht nur persönlichkeitsgeprägt, vielmehr stellt sich die Frage, warum im Kirchensystem heute just bestimmte Persönlichkeiten bevorzugt Bischöfe werden. Dass in Wien eine Person wie Hans Hermann Groer bestellt wurde, ist ohne Blick auf das System nicht zu verstehen (und mit dem Blick auf das System im Übrigen noch weniger).

Notwendigkeit der „zweiten Theologischen Reflexion“

Die Begrenztheit aller human- und sozialwissenschaftlichen Ansätze liegt darin, dass sie ohne eine „zweite theologische Reflexion“ (Karl Rahner) für die Entwicklung der Kirche unergiebig bleiben. Von dieser her kommen dann letztlich auch die Fragen, an denen die erste profanwissenschaftliche Reflexion mitzuarbeiten hat. Insofern ist keine Kirchenbezogene Studie „uninteressiert“ und „ohne Werte“ (was die AutorInnen der Studie auch nie behauptet haben). Hätte jemand nach der Veröffentlichung der Studie beklagt, dass wir keine pastoraltheologische Deutung der Daten aus heilsgeschichtlicher Perspektive vorgelegt haben, hätte ich hohes Verständnis gezeigt. Allerdings hätte ich darauf hingewiesen, dass die Studie lediglich ein erster Schritt in diese zweite Richtung ist.

Rollenproduktive Kreativität

Die kirchliche Gemeinschaft versucht ihrem heilsgeschichtlichen Auftrag auf dem Weg in die Zukunft dadurch gerecht zu werden, dass Aufgaben abgegrenzt und geeigneten Personen als „Rollen“ übertragen werden. Diese Rollenübertragung ist ein aufwändiger Vorgang: Ausbildung, Berufseinführung, Fort- und Weiterbildung, Anerkennungs- und Feedbackkultur, Leitbildentwicklung, Teamarbeit, Mitarbeitergespräch, gegebenenfalls auch Konfliktbereitschaft bis hin zu Entlassung (alles systemische Themen der Umfrage). Natürlich sind die ÜbernehmerInnen der Rolle nicht ichlose „Rollensklaven“, obgleich es solche unter Priestern und Laien leider gibt. Rollenübertragung und -übernahme sind ein sensibler dialektischer Vorgang. Erwünscht ist im Regelfall, dass die Übernehmenden die Rolle nicht nur geistlos ausführen (manche nennen solche Geistlosigkeit gar „Gehorsam“), sondern gestalten und durch die gemachten Erfahrungen weiterentwickeln. Die Studie zeigte, dass hier die Berufsgruppe der PastoralreferentInnen gut abschneidet. An rollenproduktiver Kreativität herrscht laut Studie kein Mangel. Eher schon scheint ein beachtlicher Teil – aus vielfältigen systemischen Gründen übrigens – die von den Verantwortlichen gesteckten Rollengrenzen zu überschreiten. Es gibt, so unveröffentlichte Teile der Studie, einzelne PastoralreferentInnen, die Kranke salben, Herrenmahl feiern und sich als durch die Akzeptanz des Kirchenvolks faktische ordinierte PriesterInnen fühlen. Lediglich die Bischöfe hätten das Problem, dass sie diese Volksordination nicht anerkannten. *„Ich sehe kein spezifisches Profil eines Pastoralreferenten und erlebe meine Tätigkeit priesterlich – und für die meisten Gemeindeglieder bin ich ihr Pfarrer, da sehen sie keinen Unterschied – allenfalls sehen sie, dass jene Berufsgruppe, die man nicht mit allen Kompetenzen ausstattet, kritischer ist, ja dass wir eigentlich vom System her immer schon dissident sind, immer dazwischen stehen und eine Identität haben, die nicht gänzlich vorgesehen ist.“ (Aus der Schweiz)*

Solche Zusammenhänge sind systemisch mehr als bedenkenswert. Es sind ja nicht die PastoralreferentInnen, welche die Gemeinden in eine solche Lage bringen, sondern die Bischöfe selbst,

die keine Priester haben, wohl aber – wie in der Schweiz – Kirchengemeinden mit genügend glaubensstarken Menschen sowie eigenen Finanzen. Wie prekär aber auch die Lage der Ortsbischöfe selbst etwa in Deutschland ist, zeigt sich nicht zuletzt daran, dass sie auf der Ebene der Bischofskonferenz beschlossen haben, PastoralreferentInnen in der Regel nicht pfarrlich einzusetzen, einzelne Diözesen unter dem Druck der Priestermangels aber genau das zunehmend machen (müssen). Dass es allerdings auch berufssoziologische Interessen bei PastoralreferentInnen gibt, in das presbyterale Berufsfeld einzuziehen, wird von Ralph Neuberth zu leichthändig vom Tisch gewischt, wobei er die systemischen Anteile dieses Drangs in das Amt übersieht: Sicherheit (auch im Blick auf den Familienerhalt) durch Weihe zieht die einen an, befürchteter Loyalitätsdruck hält andere ab; auch die sozial wichtige, aber bei Priestern und PastoralreferentInnen erheblich unterschiedliche Erwartungslage aus einer restvolkskirchlichen Bevölkerung wirkt weit mehr auf das berufssoziologisch Anerkennungsgefüge als oberflächlich zugegeben wird.

Dass die Studie – wenngleich erst in der zweiten Hälfte – auf die „Presbyteralisierung“ zu reden kommt, liegt nicht an den AutorInnen und dem, was man in sie projizierte, sondern an der kirchlichen Realität und natürlich der betroffenen Berufsgruppe. Es ist derzeit die bestimmende berufspolitische Zukunftsfrage in den untersuchten Kirchengebieten, auch wenn's nicht gefällt, sondern bisweilen sogar verängstigt. Ist eben diese Zukunftsangst in der Berufsgruppe der Grund, warum man dieses Thema nicht haben will? Ein solches erkenntnisleitendes Interesse könnte ich verstehen. Wäre das Thema aber nicht kirchenpolitisch derart heiß, hätte sich die Rezeption auch nicht so sehr auf diesen Teil der Studie gestürzt (im Corpus der Studie ist es nur ein Subteil).

Es ist einfach zu bedenken, dass es den pastoralen überaus wertvollen Beruf der PastoralreferentInnen (anders als KatechetInnen und ReligionslehrerInnen) lediglich in drei großen Kirchengebieten gibt, deren Merkmal Kirchensteuer/Kirchenbeitrag ist. Natürlich ist akademisch-theologische Ausbildung ein unerlässliches Kapital für die Präsenz der Kirche in modernen Bildungsgesellschaften. Dazu kommen vielfältige Zusatzqualifikationen bei PastoralreferentInnen: Im Schnitt haben sie weit mehr als die ordinierten Seelsorger. Dennoch: Was ist, wenn vorhersehbar den Diözesen das Geld ausgeht? Wohin wird es dann kanalisiert? Die Kirche braucht also ein Optimum an (akademisch geformter) Theologie: Aber wird sie diese auch in Hinkunft bezahlen (können)?

Nachdenk- und Gestaltungsbedarf

Für wen unsere derzeit noch reichen Kirchen auf dem Weg in die finanzielle Bescheidenheit die knapper werden Mittel ausgeben, ist offen. Es stellt sich (systemisch) die Frage, ob nicht viele lokal Ordinierte (wie z.B. die unaufhaltsam kommenden ordinierten Priesterteams in lebendigen Gemeinden) künftig ehrenamtlich wirken und hochqualifizierte PastoralreferentInnen von einem Verbund von Gemeinden für größerräumige Aufgaben und Projekte, in pastoralen Zentren angesiedelt, bezahlt werden. Hier hat das System Kirche hohen Nachdenk- und Gestaltungsbedarf, für den es in der Studie eine Menge produktiver Anhaltspunkte gibt.

Ein von R. Neuberth beinahe euphorisch gefeiertes Selbstbild für PastoralreferentInnen ist leider keines. Er meinte eine „relationale Verortung“ der PastoralreferentInnen entdeckt zu haben, welche das Selbstbild der Berufsgruppe endgültig klären könne. Aber dass sich 90% der Befragten als SeelsorgerIn und BegleiterIn verstehen, ist genauso beeindruckend wie nichtssagend. Die Berufsgruppe über Seesorge zu definieren geht allein deshalb nicht, weil diese allen, die zur Kirche gehören, gemeinsam aufgetragen ist. Es bringt nicht weiter, mit dem Gemeinsamen das Besondere zu begründen. Viel wichtiger wäre es gewesen, hätte R. Neuberth einen Vorschlag gemacht, warum es unter den vielen Seelsorgenden sowohl Bezahlte als auch Ordinierte braucht, ohne dass dadurch eine Minderwertung der anderen seelsorglich Tätigen (einschließlich der Ehrenamtlichen) geschieht. Solange ein systemischer Betrachter diese systemisch durchaus lösbaren Fragen nicht klärt, bleiben seine Ratschläge für die weitere Entwicklung der Innenarchitektur der Kirche und ihrer pastoralen Berufe inmitten der Welt von heute interessant, aber auch hilflos und daher folgenlos.

2007 Zukunftsfähig werden.

„Wenn wir so weitermachen wie bisher, werden wir nicht mehr lange weitermachen.“ Dieser Ausspruch von Erhard Eppler gewinnt immer mehr an Bedeutung. Denn die Weltgesellschaft, die unser gemeinsames Schicksal ist, steht vor immer größeren Herausforderungen. Meistern werden diese Challenges aber nur Menschen, die dafür eine hohe, sich stets erneuernde und weiterentwickelnde Kompetenz besitzen.

Schulen und in ihnen der Formung der künftigen Generationen kommt dabei eine wichtige Aufgabe zu. Ziel ist es, junge Menschen zukunftsfähig zu machen. Die großen Themen solche Zukunftsformung sind uns aus der Geschichte vor allem Europas und der Neuen Welt vorgegeben: Freiheit, und diese in Balance mit der Gerechtigkeit. Und im Hintergrund die Frage nach Sinn, Ethik und Wahrheit und Religion:

- Freiheit ist das geniale Projekt der Europäischen neuzeitlichen Geschichte. Diese ist eine Abfolge von Freiheitsrevolutionen, unter denen die Jahre 1789 (Französische Revolution) und zweihundert Jahre später 1989 („Samtene Revolution“) herausragen. Freiheit: das meint verantwortliche Selbstentwicklung, und zwar so, dass diese nicht in die angstvolle Enge des einsamen Ichs mündet, sondern das Freiheit zur Liebe sich verdichtet. Neuere Studien zeigen, dass gerade jüngere Menschen anfangen, diese lästige Last der zugemuteten Freiheit wieder loszuwerden: an „Führer“, Gurus und geistig enge Gruppen. Wird die Freiheitskultur ihre eigene Totengräberin? Freiheitskompetenz zu erwerben und zu festigen – ein Urziel schulischer Formung junger Menschen!
- „Man muss der Freiheit immer Gerechtigkeit abringen“, so der Sozialphilosoph Jean B. Lacordaire am Beginn des 19. Jahrhunderts. Aus sich heraus ist Freiheit historisch gesehen nie Gerechtigkeitsproduktiv gewesen. Ohne Gerechtigkeit aber gibt es keinen Frieden, weder einen sozialen noch einen internationalen. Eine neue Form der Ungerechtigkeit wächst in modernen Kulturen Europas, so der Zeitkritiker und Literat Hans Magnus Enzensberger: „Selbst in reichen Gesellschaften kann morgen jeder von uns überflüssig werden. Wohin mit ihm?“ Es ist nicht schwer, jene Gruppen national und international aufzusprühen, die in der Gefahr sind, überflüssig zu werden. Gerechtigkeitkompetenz – das zweite Megaziel der Menschenformung in Schulen.
- Und dann Sinn und Wahrheit, Ethik und Religion. Natürlich haben wir es in Zeiten des „Radikalkonstruktivismus“ (wahr ist nur, worauf wir uns einigen) schwer, etwas als unantastbar zu bezeichnen. Nicht einmal die Würde des Menschen scheint unantastbar zu sein. Gerade in der Forschung, aber auch in anderen Bereichen des Lebens droht der Zugriff des Menschen auf den Menschen. Wir können mehr machen, als vielleicht der Entwicklung der Welt und der Menschheit gut tut: beim Zugriff zum Atomkern haben wir Tschernobyl riskiert. Und beim Zugriff zum Zellkern? Mit dem Können steigen die Risiken. Wer schätzt diese ab? Wer ist in der Lage, wirksam Halt zu sagen bei einer Möglichkeit, die wir haben, um des Menschen, um der Mitwelt willen? Junge Menschen wünschen einen stärkeren ethischen Diskurs. Dazu kommt, dass durch den globalen Marsch der Migration sich Kulturen durchmischen und damit auch ein religiöser Pluralismus entsteht. Die Begegnung von Kulturen und Religionen zählt damit zu den großen Herausforderungen der Jahre vor uns. Werden junge Menschen aus unseren Schulen mit einer ethischen und einer religiösen Kompetenz entlassen? Wie können Glaube und Vernunft zusammengehalten werden? Wer vermag die dunklen von den hellen Seiten der Religion zu unterscheiden? Gibt es eine Religionskritik, welche die unverzichtbaren Stärken der Religion sichert und die Schattenseiten (wie Gewaltneigung, Intoleranz) ausscheidet?

Schulen können dann Zukunftsbiootope sein, wenn in ihnen zukunftsfähiges Lebenswissen selbstverständlich plausibel ist. Soll aber eine nachhaltige Formung junger Menschen geschehen, braucht es in diesen Zukunftsbiotopen „signifikant Andere“, also „Zukunftshebammen“. Das pädagogische Urpotential sind und bleiben Pädagoginnen und Pädagogen, die selbst zukunftsfähig sind.

2008 „Aufbrechen oder untergehen“ (2008)

Meine hochverehrten Damen, meine sehr geschätzten Herrn, Schwestern und Brüder! ¹⁷⁸

Dass wir in einer Umbaukrise stecken, das wissen Auch, dass das Ende der konstantinischen Ära gekommen ist, ist ein geläufiger Satz. Aber dass Glauben heute Wahl ist und nicht nur Schicksal, das ist vielleicht für Bayern noch deutlich zu betonen, so wie in Österreich. Weil wir noch beides haben: Ich denke, wir haben solche, die traditionell herein kommen in unsere Kirche aber wir haben andere, die sich in Freiheit hinaus wählen. Und vielleicht auch wieder herein wählen. Ich denke, die Zukunft gehört auf jeden Fall der Entscheidung. Diese Entscheidung ist eingebettet in Familien, in Gemeinschaften, und - was uns sehr bedrängt - bei jungen Menschen, in die Gruppe der Pears, wo Familien und Eltern kaum Zugang haben. Auch die Kirchen nicht. Es kommt das Ende der Zeiten wo auch Bayern durchmissioniert war. Das wird ja auch bedeuten, wir gehen einer missionarischen Zeit entgegen. Das Motto heißt: Jede Generation ist neu zu gewinnen. Und das ist anstrengend wie es noch nie in Europa war. . Eine solche dramatische Transformation der Kultur bewirkt unweigerlich eine Transformationskrise der Kirche. Oder ein Transformationsvergnügen. Sehn sie es mal so: Es war noch nie so interessant Pastoraltheologe zu sein, wie in diesen turbulenten Zeiten. In Zeiten des Stillstands ist es langweilig, auch für Sie. Also für die Innovativen ist jetzt Hochzeit. Im besten Sinn dieses Wortes. Manchmal auch schon höchste Zeit.

Aufbruch in eine ungewisse Zukunft

So denke ich, wir sind in einer spannenden Zeit. Und meditieren Sie irgendwann, wenn Sie Zeit haben in ihrer Kirchengemeinde Jeremia 29, wo das Volk Israel nach Babylon entführt worden ist. Und dann gibt's halt auch die Nostalgiker, die sagen: „schön wär's gewesen, wir wären noch in Jerusalem und wir hätten noch die alte Volkskirche.“ Und dann sagt ihnen der Prophet: „Sorgt euch um das Wohl der Stadt, in die ich euch hinweg geführt habe. Heiratet muslimische Töchter und Söhne.“ Naja das ist in Bayern riskant, wenn man das so sagt. Verstehen sie, so war die Lage Israels damals, so offen. Und der Prophet meint, das wäre jetzt der Auftrag. Also dort wo man von Gott hingestellt ist. Und das ist glaube ich eine super Überschrift über unsere Kirchen, dass Gott uns implementiert hat in diese Kultur. Und unsere Urversuchung ist zu sagen: „Könnt's nicht anders gehen? Könnt's nicht so sein wie früher?“ Ich arbeite sehr viel in Osteuropa. Da möchten sehr viele die Zeiten wie vor dem Kommunismus haben. Und das haut nicht mehr hin. Also diese Transformationskrise - und ich kann's Ihnen nicht ersparen weil ich Katholik bin und bei Evangelischen rede, und da muss ich meine biblische Kompetenz demonstrieren.

Numeri 13: eine wunderschöne Geschichte. Das Israel, das jetzt rauskommt aus diesen vertrauten Fleischtöpfen in Ägypten, das Einzige war halt, dass sie nicht frei waren, aber das war für sie nicht so schwierig. Weil die Töpfe gefüllt waren. Überlegen Sie das. Was das für unsere Kultur heißt. In einer Wohlstandskultur wo die Töpfe voll sind und die Freiheit fast schon uninteressant wird. Auch für junge Leute. Und dann stehen sie an der Grenze Kanaans nach 40 Jahren Wüstenwanderung. Und das lesen Sie und meditieren Sie auch zu Hause wirklich auch für sich. Schauen Sie, dass sie selber es sich in sich hineinträufeln lassen. Weil ich glaube das ist ein Supertext. Und dann schickt der Moses als erstes Kundschafter aus So ein gutes Kundschafterteam. Der war hochdemokratisch der Moses, weil er aus jedem Stamm noch einen nimmt. Weil er wollt sich nicht sagen lassen, das warn nur die Bayern, die da ausgezogen sind in die Zukunft. Aber die Österreicher brauchen da nicht mitzuziehen. Verstehen Sie. Es ist aus jedem Land ist ein Botschafter, und die kommen dann zurück und sagen: „Toll die Verheißung die hat schon was an sich. Es ist ein Land von Milch und Honig.“

Dann kommt aber auch die andere Seite - und beachten Sie, die andere Seite ist immer präsent. Dass da plötzlich Riesen sind, die Amalekiter. Und dann sagen sie: „Nein, nein. Das werden wir nie schaffen. Dieses Gefühl, die Zukunft werden wir nie schaffen mit unseren bisherigen Erfahrungen. Das taugt

¹⁷⁸ „Leicht gekürztes Grundsatzreferat, gehalten am 2. Mai 2008 in Neuendettelsau. Der Vortragsstil ist beibehalten worden.“

nicht. Das ist die Erfahrung.“ Und dann fangen sie an zu fragen. Und das ist eine herrliche Frage für all unsere Kirchengemeinden und Kirchenleitungen:

„Warum nur will uns der Herr in dieses Land führen?“, eine Superfrage. Warum nur will er das? In dieses Land Kanaan, das uns so fremd ist. Es gibt diese Riesen und diese Unbezwingbaren und dann meutern sie. Sie leisten Widerstand. Sie wollen Mose und Aron absetzen. Wir wollen ganz was anderes. So wie bisher. Das Vertraute. Das Gewohnte. Das wo wir herkommen. Wo wir eingewohnt sind. Das ist die Wiener Versuchung urschlechthin: wozu Änderung? Und sie wollen wieder zurück nach Ägypten. Das ist das Dramatische an der Geschichte, dass sie zurückwollen, in die Sklaverei. Dass ihnen das sympathischer ist, als in dieses Risiko einzuziehen, dass das Land ist. Und dann kriegen sie vor diesen Riesen, eine Heidenangst. Das ist, glaub´ ich, ein kostbares Wort. Sie kriegen eine Heidenangst. Ich beobachte zur Zeit ähnliches in unseren beiden Kirchen, die ja eine Ökumene der Krise durchmachen. Dort sind wir am meisten vereint zur Zeit. Kriegen die eine Heidenangst, buchstäblich. Aber es kippt eben auch das Vertrauen. Wenn sie die Geschichte zu Ende lesen - sie ist unendlich lang dann nachher - dann sehen sie, Gott macht sie selber stark und kommt mit seiner Kaboot in das Zelt und leuchtet vor dem Volk auf, und sagt: Leute mit mir geht das! Ich ziehe voraus wie bisher und ihr werdet das schaffen.“

Der Lebenszyklus einer Gemeinde

Wenn Sie wollen, dass es morgen lebendige Gemeinden gibt - sagen Sie es lebendige Kirche gibt. Weil Sie sagen ja, es gibt keinen Ort, wo intensiver Kirche ist, als in der Gemeinde. Also sag ich auch - und verstehen Sie das, wenn ich dann so sage - alternativ, dass es lebendige Kirche gibt. Nur, das Wort Gemeinde ist zur Zeit zu parochial festgenagelt. Probieren Sie ein bisschen mehr die Öffnung, weil ich werde jetzt hier nicht theologisch, sondern denke eher schon an die Organisationsformen, die wir brauchen. Und die müssen viel pluraler werden in Zukunft. Der Sinn dieses Kongresses ist ja die herkömmlichen Strukturen zu ergänzen, durch eine Trias. Das finde ich sehr klug, was Sie hier machen. Ich glaube, Sie sind auf einem exzellenten Weg, wenn Sie die parochialen Strukturen ausweiten. Ich komme da drauf noch zurück. Aber ich rede vorher zuerst noch von diesem Saarinen, der einmal Frage gestellt hat mit der methodistischen Forschung in Amerika: „Wann ist denn eine Gemeinde lebendig? Oder eine Kirche lebendig?“ Es ist sehr hilfreich zu lernen, dass eine Gemeinde einen *lifecycle* – einen Lebensbogen - hat. Ich mein, vom Ende her gesehen ist es auch sehr hilfreich zu wissen, dass Kirchengebiete sterblich sind. Glauben Sie ja nicht, dass die Kirche in Europa nicht sterben kann. Gehen Sie nach Kleinasien, nach Nordafrika wo es blühende Regionen des Christentums gab. Aber das, was so geblüht hat, wie jetzt in Europa, das gibt es dort nicht mehr. Also die Kirche ist auch hierzulande sehr verletzlich. Sehr sterblich. Und manches wird auch sterben. Zum Beispiel viele unserer Orden, die im 19. Jahrhundert entstanden sind, werden sterben - mit Sicherheit. Also der *lifecycle* beginnt ganz klein mit der Geburt, sagt er. Danach folgen Kindheit, Jugend, Erwachsenenzeit, dann hat er neue Begriffe, die Reife, die Aristokratie, die Bürokratie. Das ist ihnen vertraut. Je mehr Bürokratie, desto näher dem Tod, nicht? Das ist auch immer so.

Am Anfang ist die Vision

Das können Sie bei der Kirche durchspielen: Wie begann die Kirche? Sie hat begonnen, dass da eine Vision hat. Randvoll war er, der Jesus davon. Das mit ihm die künftige Gestaltung der Welt in die Vollendung kommt. Mit seinem Tod, mit seiner Auferstehung. Und dass man an ihm dann sehen kann, wohin, worauf hin die ganze Welt zusteuert. Das ist seine Vision. Reich Gottes nennt er das. Ich weiß nicht ob Sie das so einfach auch erklären können. Sie sollten lernen auf einem Bein stehend, einer siebzehnjährigen Atheistin aus Ostdeutschland das zu erklären. Und wenn Sie Schwierigkeiten haben, lange auf einem Bein zu stehen, dann üben Sie halt länger zu stehen. Aber besser ist es, kürzer das zu sagen. Und der Jesus sagt: „In mir ist das schon da. Hat schon angefangen.“ und jetzt möchte er aber, dass die Welt umgewandelt wird. Und nehmen Sie das auf in ihr Programm. Wir stehen für die Verwandlung der Welt, und nicht nur für die Verwandlung einzelner Menschen. Das halte ich für ganz wichtig. Dass Sie hier nicht den Individualismus der modernen Kultur auf den Leim gehen. Weil dieser moderne Individualismus ist ein Isolationsindividualismus. Sie verstehen das. Auf Antrieb. Da schaut niemand mehr hin. Da ist

jeder alleine. Aber wir sagen, wir sind alle eins. Galaterbrief. Wir verwachsen untereinander. So sehr, dass wir gar nicht mehr anders können als uns Brüder und Schwestern zu nennen. Nun, die Vision steht also am Anfang und dann versucht Jesus das auszuweiten diese Verwandlung der Welt, in dem er Leute mit seiner Vision randvoll infiziert. Sie werden heute sicher noch einmal den Satz von mir hören, , dass dieses eins werden mit Christus ein Seinsvorgang ist - und nicht nur ein Denkvorgang.

Wir werden wirklich Einer. Und Christus wächst in uns. Und wenn er in uns wächst, werden wir sein Leib - untereinander. Das Ärgernis der Ökumene bei mir ist, dass wir alle untereinander in Christus verwoben sind, und miteinander nicht können. Verstehen Sie. Das ist das Ärgerliche! Also diese Visionsgemeinschaft ist nicht irgend eine Gemeinschaft – ist kein Club, kein Verein – sondern das ist „sein“. Das ist ein Stück der bleibenden Schöpfung, die jetzt schon sichtbar wird. Denken Sie von der Zukunft her. Wofür wir Christen stehen ist, dass der Himmel jetzt schon beginnt – in Spuren. Das Ausstehende fängt an. Und drum sind wir eine eschatologische Gemeinschaft. In 1. Korinther 10,11 heißt es: „Wir, die wir wahrhaft an das Ende der Zeiten gekommen sind.“ Glaub doch niemand. Jeder glaubt, wir sollen das Bürgerliche verschönern. Das bürgerliche Leben. Aber wir stehen nicht für das bürgerliche Leben, sondern wir stehen für die ausstehende Zukunft der Schöpfung als solche. Das sollte uns stolz machen und wichtig machen in der Welt. Das ist unsere Bedeutung. Das wir leibhaftig ein Stück des ausstehenden Himmels jetzt schon realisieren. Weil wir leben, wie nach der Auferstehung. Lesen Sie doch Sölle, aus dem Gedicht „Fliegen lernen“ „daß der tod hinter einem sein kann weil vor einem die liebe ist.“¹⁷⁹ Das ist unsere Zukunft. Dass wir werden, was wir sind.

Strukturen entstehen

Und dann kommt es natürlich zu einer Vergrößerung der Gemeinschaft. Da wird´s dann arbeitsteilig und es braucht eine Administration. Aber alles muss die Vision fördern. Das müssen Sie auf den Prüfstand stellen. Alle Programme, die Sie haben, alle Administrationen, die Sie haben. Diese jesuanische Vision des Kommens seines Reiches, also der Umwandlung der Welt hinein in diese himmlische, bleibende, nachösterliche Gestalt. Also dass es zugeht, wie nach der Auferstehung, das heißt, dass wir aus der Angst vor dem Tod frei sind, also lieben können. Das ist nämlich das Innerste der Auferstehung. Die Zähmung der Angst vor dem Tod. Das was die Menschen kaputt macht und moralisch schlecht macht, ist nichts anderes als genau diese tödliche Angst. Lesen Sie Römerbrief, den lieben Sie sowieso sehr mit der Rechtfertigungslehre. Römer 7, 15-25. Ich lieb diesen Text übrigens auch sehr, weil er uns davor warnt, zu moralisieren. Es hat überhaupt keinen Sinn, den Leuten nur das Gesetz vorzuhalten. Da weiß er, dass er ein Sünder ist. Aber das ändert ihn nicht. Nur die Gnade wird ihn ändern. Das heißt, wenn er verwächst mit diesen auferstandenen Christus. Was haben wir für Vorgänge in unserem christlichen Leben, wo wir verwachsen? Ich möchte Sie ein bisschen heute zu Mystikern machen. Also, dieses Verwachsen –was sind die Vorgänge wo wir verwachsen? Ist es das Wort? Das diskursive allein sicher nicht. Das Ritual? Beides zusammen? Müssen wir wieder lernen, den Auferstandenen in uns so hineinzuessen, dass wir umgewandelt werden von innen her? Ich komm gleich darauf zurück. Dann sagt Hildegard Knef:

„Von nun an geht's bergab.“

Dann verlieren Gemeinden die Vision. Und sie werden schwach. Sie werden alt. Sie fangen an, sich auf den Weg des Totes zu begeben. Und das ist das Lustige an Saarinen, er ist ja ein Witzbold: Er sagt „Und in der Zeit feiern die meisten Jubiläen.“ Ja, weil Sie sagen, erinnert euch, wie wir angefangen haben. Denken Sie an Ihre Ehe. Das war doch früher toll, ja? Wie wir geheiratet haben. Super war das. Und dann feiert man 25 Jahre Jubiläum und erinnert sich, dass es am Anfang besser war, nicht? Oder man erinnert sich an die Priesterweihe und denkt sich, mein Gott haben wir damals einen Eros gehabt,...einen pastoralen - und was ist daraus geworden? Es nützt sich alles ab. Jede Vision im eigenen Leben. Das ist tragisch.

Dann ging die Gemeinschaft verloren. Jetzt stehen wir vor der deutschen Volkskirche. Das ist Programm und Administration. Das ist ein religiöser Lionsclub. Altherrengeellschaft. Bei uns in der katholischen Kirche, je höher, desto besser. Dann kommt die Bürokratie. Auch kein Programm

¹⁷⁹ Aus dem Gedicht „über auferstehung“. Aus: dorothee sölle. fliegen lernen. gedichte. fietkau, berlin 1994.

mehr. Sie können mit dem Adressmaterial der Evangelischen Kirche Deutschlands Jahrzehnte lang die Wirtschaft bedienen. Sie können sich vorstellen, es gibt die Katholische Kirche noch lange, auch wenn es nur noch das Sekretariat der Bischofskonferenz und keinen einzigen Katholiken im Land gibt.

Spannung zwischen Vision und Struktur

Das ist absolut lebensfähig – längere Zeit. Was heißt das jetzt? Und ich möchte Sie auf diese Polarität aufmerksam machen: Wir haben eine riesige Spannung zwischen Vision und Struktur. Wobei ich ein Freund visionsgerechter Strukturen bin. Ich behaupte zweitens, unsere großen Kirchen beschäftigen sich zur Zeit nur mit Strukturen. Das Geld geht aus. Wie können wir die neuen Räume gestalten? Wir haben im Grunde genommen ein unglaubliches Ringen um Strukturen. Das heißt, wir haben einen Kirchenbetrieb entwickelt, dank des ökonomischen Reichtums, der jetzt in der Fülle nicht mehr finanzierbar ist. Und was machen wir mit Mc Kinsey? *Downsizing!* Das heißt wir fahren so weit runter, bis der Kirchenbetrieb wieder finanzierbar ist. Aber sehen Sie, das müssen Sie alle 5 Jahre wieder machen. Weil da droht kein Aufbruch. Sondern das ist den Untergang verwalten. Sie verwalten das Sterben eines auslaufenden Kirchenmodells, das von der Kirchensteuer lebt.

Aufbruch durch Vision

Wenn Sie wirklich einen Aufbruch wollen – auch Sie selber – an Ort und Stelle, schauen Sie, dass Sie vor guten Visionen in der Gemeinde platzen. Das ist die einzige Kraft, die Sie in Bewegung hält. Weil das ist die Trias von Motivationen. Erstens Sie orientieren, zweitens Sie motivieren und drittens Sie kritisieren. Den derzeitigen Zustand natürlich. Darum waren die Propheten alle so unangenehm, dass man sie im Alten Testament alle erschlagen hat. Alle, auch im Islam übrigens, die Sufis, die ja die Mystiker waren, hat keiner überlebt, von den Großen. Die sind von den Imamen alle vernichtet worden. Weil sie im Grunde genommen systemkritisch waren und viel zu frei, und so Einfaltstore des unangenehmen Gottesgeistes waren.

Also, wir brauchen eine alte Vision. Und für diese Vision im Übergang in andere kulturelle Situationen neue Strukturen. Das ist unsere Aufgabe. Und es ist dramatisch, dass wir die Neuformung der Strukturen an Mc Kinsey ausgelagert haben. Die ja nichts verstehen von unseren Visionen. Und meine Freunde von Mc Kinsey sagen immer: „Ja, das ist euer Geschäft“. Aber unsere Bischöfe z. B. die sagen: „Sanier uns das Budget“. Und dann sanieren sie das Budget im Rahmen der alten Visionen aber auch der alten Strukturen. Und das geht nicht. Wobei ich ein Anwalt der alten Visionen bin, der jesuanischen Tradition. Also da auszuscheren, das finde ich Selbstmord für die Kirche. Es gibt nichts Schlimmeres, als wenn man den Pfad des Evangeliums verlässt, das ist Katholisch oder Evangelisch völlig gleich. Also ich rat Ihnen sehr die Visionen mehr zu schätzen, als die Strukturen. Aber auch wenn Sie über die Strukturen reden, zu sagen, welche angemessenen Strukturen brauchen wir, damit wir wirklich Neuland gewinnen für die Kirche und die alten Traditionen? Wie könnten wir Zugang schaffen für viele Menschen, die sich vom Evangeliumsstrom entfernt haben? Dass sie wieder an die Ufer des Stromes des Lebens kommen. Ich denke das ist die Schlüsselfrage und dann kann man fragen, was brauchen wir dafür?

Den Schatz der Visionen heben

Ich sag zuerst ein bisschen etwas über Vision. Ich weiß es nicht, ob das wirklich so ist, wie ich mir das vorstelle, dass man zu Visionen nur auf partizipativen Weg kommen kann. Ich halte mich an den Satz des 1. Korintherbriefes 12,7 „Jedem oder jeder ist die Offenbarung des Geistes gegeben.“ Das heißt, wenn Sie eine Pfarrgemeinde haben, eine Jugendkirche, irgendein Projekt – es ist ganz gleich wo Sie leben und arbeiten. - unterstellen Sie, dass jede und jeder mit der Sie beisammen sind, eine Vision von Gott geschenkt bekommen hat, über das was Kirche ist. Jede trägt eine in sich, verstehen Sie. Jede trägt das schon. Sonst hätten Sie noch nicht verstanden was Taufe ist, weil Gott fügt Leute hinzu, die er mit einer Berufung versorgt, bei 1. Samuel 3, 1-10 ist wunderschön nachzulesen, wie das funktioniert. Und denen schenkt er Begabungen. Charismen, sagen wir. Und ein Urcharisma ist eine Vision von Kirche. Wir haben sehr viele Visionskurse

gemacht, mit Leuten in Pfarrgemeinden, und die Pfarrer haben nur gesagt: „Die wissen das nicht, die Leute, wofür wir stehen.“ Am Schluss war es der Pfarrer, der es nicht mehr wusste. Ja, weil er sich staunend eigentlich sagen lassen musste, alle tragen eine Vision, oder Bausteine einer Vision in sich. Das Ziel wäre, dass wir diesen Schatz an Visionen einer Kirchengemeinde heben. Und aus dem, was die Leute in sich tragen einen gemeinsamen Visionsvorrat entwickeln. Das heißt, jeder trägt eine kleine Heilige Schrift in sich. So haben wir das gesagt. Jeder trägt das in sich. Man muss das heben. Das heißt, wir gewinnen die Leute immer zuerst bei sich selber nachzuschauen, das zu artikulieren, stichwortartig zu Papier zu bringen, und so. Und dann einander in ganz kleinen Gruppen zu erzählen. Wir lesen einander vor aus kleinen Heiligen Schriften. Das ist vielleicht für Sie ein ungewöhnlicher Begriff. Aber trauen Sie dem sehr. Das ist ein sehr frommer Begriff. Na ja, dass Gott eine Geschichte mit mir hat, und sich mir mitteilt. Jedem ist die Offenbarung des Geistes gegeben. Das heißt, jetzt vor diese Frage gestellt: Was ist die Aufgabe der Kirche? Glaub ich, dass jeder was beitragen kann. Aus dieser Kraft des ihm geschenkten Gottesgeistes. Taufe, Konfirmation können Sie alles theologisch auswerten was da ist. Ich glaube, dass der Gottesgeist auch den Atheisten geschenkt ist. Probieren Sie das einmal durch - oder den Buddhisten- vermute ich, ja das ist meine Hoffnung. Weil ich kann mir Gott anders nicht vorstellen. Und dann können Sie daraus, aus diesen Fundus ja so Bausteine sammeln, und sehen, was haben die gemeinsam und wo sind die Unterschiede. Die Unterschiede sind sehr wertvoll. Sind nicht alle gleich. Das ist ein sehr buntes Feld. Und erst dann rat ich Ihnen, das auf den Prüfstand der großen Heiligen Schrift und der alten kirchlichen Traditionen zu stellen. Also auch Luther gehört dazu für Sie natürlich.. Aber es gibt noch sehr viele Bilder. Ich zeige Ihnen gleich drei, von denen ich glaube, dass sie gute Bilder wären, um heute eine solche Vision zu bilden. Die Bibel stärkt uns, leitet uns an und kritisiert uns. Sie schützt uns davor, dass wir den eigenen Vogel mit dem Heiligen Geist verwechseln. Ja sicher, so kann man das ganz simpel sagen. Und wir haben immer Macht und Interessen, wenn wir von Gott reden. Lesen Sie Tillmann Moser¹⁸⁰. Das ist eine wunderbare Lektüre über das Missverständnis des Priesters, wenn er Durchsagen von Gott macht. Ja, das ist schon wichtig zu sehen, dass wir häufig uns selber verkündigen. Und nicht das, wofür wir eigentlich als Verkündiger stehen. Das wäre so ein Weg, wie man zu einer gemeinsamen Vision kommt. Und wie gesagt, ich hab jetzt Zurückhaltung wenn ich - ohne dass wir diesen Weg gemeinsam gegangen sind hier - ihnen noch drei Lieblingsbilder zeige. Ich zeig Ihnen nur Bilder. Und ich rat Ihnen sehr, als evangelische Christinnen und Christen, trauen Sie in Zukunft mehr den Bildern und den Ritualen, weil alle Ritualpsychologen uns sagen, die gehen viel tiefer als das diskursive Wort.

Orpheus und Eurydike als Bild zur Visionsentwicklung

Ein erstes Bild zur Visionsentwicklung: Dahinter steht die alte Geschichte von Orpheus und Eurydike. Ich hab das in einem Buch auch einmal publiziert, d. h. „Gottespastoral“¹⁸¹. Der Orpheus- und Eurydike-Mythos steht dahinter. Die Frage ist ganz simpel. Und das bewegt eigentlich letztlich jeden. Auch hartgesottene Zeitgenossen eben. Atheisten letztlich. „Was ist am Schluss stärker – der Tod oder Liebe?“ Das ist die Urfrage der Menschheit und in den griechischen Mythen sehr gut aufgehoben. Und der griechische Mythos, den kennen Sie ja. Der geht ehr negativ aus. Weil ja der Liebende den zurück holen möchte, aber er schaut dann den langen Weg zurück und bricht dann die Auflage und scheitert, d. h. er verliert die Eurydike für immer. Aus der Sicht des Menschen behält der Tod die Oberhand. Das ist die Botschaft der menschlichen Erfahrung, die im Mythos gut aufgehoben ist. Und dann sagen die alten Christen, ganz früh schon Clemens von Alexandrien: der Eigentliche Orpheus ist der Christus-Orpheus. Und die die er liebt, das ist die Menschheit, die Eurydike. Sie ist auch in den Bereich des Todes geraten. Also steigt er hinab in die Unterwelt. So bekennen wir im Glaubensbekenntnis. Das Glaubensbekenntnis ist ein Dokument des Orpheusmythos. Ich weiß nicht, ob Sie das schon klar haben. Hinabgestiegen in das Reich des Todes ist der alte Mythos. Und er steigt in den Tod, um die Menschheit ins Leben zurückzuführen. Die Menschheit zurückzuführen, nicht die Getauften allein. Die ganze Menschheit will er zurückführen in das Land des Lebens. Die Lyra in der Hand

¹⁸⁰ Tillmann Moser ist insbesondere durch die Veröffentlichung „aggressiver“ religionskritischer Werke wie „Gottesvergiftung“ bekannt geworden.

¹⁸¹ Paul M. Zulehner, Josef Brandner: Meine Seele dürstet nach dir. (Psalm 63,2). GottesPastoral, Schwabenverlag 2002

des Christus-Orpheus das ist jene Lyra, mit der er das Lied der Rettung singt. Er konnte ja nur mit dem Lied auf seiner Lyra den Todesfluss überschreiten, sagt der alte Mythos. Und so ist die Lyra, sagt Clemens von Alexandrien, die Kirche in der Hand des Christus-Orpheus, damit zugunsten der Menschheit das Lied des Lachens und der Hoffnung und der Auferstehung erklingt. Was ist das für eine Vision? Wir lassen die heutige Menschheit auf der Lyra der Kirche in der Hand des Christus-Orpheus ein Lied des Lachens, der Hoffnung und der Auferstehung erklingen. Schauen Sie sich an, was wir für ein Image haben. Wir sind eine Moralinstitution, wir haben lauter pädophile in der Katholischen Kirche. Die Evangelen haben nur ganz wenige davon. Also die Kirche als Lyra in der Hand Christus-Orpheus. Ist eine erste Vision die ich habe. Dass Sie sagen, wofür steh ich denn eigentlich? Wofür geh ich denn? Für diese Lied des Lachens, der Hoffnung, der Auferstehung. Um die Botschaft durch die Welt zu tragen. Anders als die Befürchtung der Menschheit, dass der Tod das letzte Wort hat. Hat die Liebe das letzte Wort. Das ist nämlich die Botschaft des Evangeliums, sonst letztlich nichts. Weil Gott die Liebe ist. Also hat Gott das letzte Wort in seiner Liebe.

Abendmahl und Fußwaschung

Nehmen Sie ein anderes Bild - Abendmahl und Fußwaschung: Schauen Sie sich an, dass nichts anderes die Kirche stärker gründet als das Abendmahl. Wo wir uns Christus einverleiben und sein Leib werden. Und damit keine Missverständnisse auftraten, was für eine Qualität dieser Leib hat, erzählen wir den Einsetzungsbericht. Und dann sagen wir: „Leib hingegeben, Blut vergossen“. D. h. wir reden von der Fußwaschung. Und deswegen ist das Abendmahl ohne die Fußwaschung nicht zu haben. Und das ist glaube ich das Innerste der Theologie, dass du in Gott eintauchst. Dass du in Gott eintauchst und dann gar nicht mehr anders kannst, als mit Gott ja, gottvoll geworden, gottförmig geworden, aufzutauchen bei denen wo Gott vor uns schon hingegangen ist. Das ist nämlich das Entscheidende daran. Und das wir gottlos werden, wenn wir Gott nicht auf seinem Weg folgen. Auf den Weg seiner Hingabe. Eine Kirche, die nicht dient, dient zu nichts. Es lohnt sich wirklich auch bei Ihnen nachzudenken, über die tiefe, gemeindegründende Kraft des Abendmahls. Dieses Hineinwachsen in den Auferstandenen. Natürlich kann das auch ohne dieses Ritual geschehen, das ist vollkommen klar. Aber es ist eines der stärksten Vorgänge im kirchlichen Leben, die wir haben. Von allen Anfang an übrigens. In der Tradition des Christentums. Dass es Menschen sind, die gleichsam Christus in sich symbolisch hineinessen aber was sich symbolisch darstellt, ist ein zutiefst innerlicher Vorgang, dass wir hineinverwandelt werden in den auferstandenen Christus. Das halt ich für das innerste Wesen der Kirchengründung. Das Herrenmahl. Und darum find ich das ganz komisch, dass es keine Einigung zwischen den Kirchen gibt - beim Herrenmahl. Weil das ist das Urkirchengründerische was in den einzelnen christlichen Kirchen vorhanden ist. Vielleicht ist die eigentliche Schwäche in unserer katholischen Kirche, dass wir dauernd von der Wandlung reden. Gottes Geist herab rufen auf die Gaben die wir da gewandelt haben möchten und sagen eigentlich sind´s ja wir und dann sagen wir am Schluss Gott verwandel die Gaben, aber uns lass bitte in Ruh. Dann verkommt das Innerste zum religiös verschönten Konditoreibesuch jeden Sonntag.

Ja schon. Da droht keine Wandlung. Und wo keine Wandlung passiert, ist kein Aufbruch möglich. Ich glaube das innerste Wesen des Aufbruches ist die innerste Wandlung der Kirche in diese Gestalt des Auferstandenen, des Gekreuzigten und auferstandenen Christus. Kreuzigung steht für die Hingabe. Auferstehung steht dann für das Leben und die Vollendung.

Spiritualität der offenen Augen

Übrigens, wer bei den Armen auftaucht, taucht auch in Gott ein. Das gilt nämlich auch in der Umkehrung. Da lesen Sie die wunderschönen spirituellen Texte der Theresa von Kalkutta. Das ist spirituell so randvoll. Lesen Sie auch durchaus solche frommen katholischen Texte. Ja, ja die guten Texte. Sie brauchen ja die Schlechten nicht zu lesen. Wir lesen ja auch nicht Ihre Schlechten. Und wenn Sie das machen, kriegen Sie Menschen mit einer Spiritualität. Eine Spiritualität der offenen Augen. Wo wir hinschauen, wo andere wegschauen. Des wachen Verstandes. Wo wir nicht nur helfen, sondern auch versuchen, dass morgen nicht mehr geholfen werden muss. Das find ich eine wichtige Aufgabe der kirchlichen Diakonie: die Opferprävention. Oder dass wir ein mitfühlendes Herz haben – die *compassion*, dass wir unter das Kreuz Jesu treten und das mittragen, und nicht nur im Lehnstuhl spenden. Und das der engagierten Hände, dass wir auch wirklich in konkreten

Projekten und Tätigkeiten auch anzutreffen sind. Ich glaube, das wäre unsere Spiritualität praktisch operationalisiert. Ich wünsch Ihnen also sehr, dass Sie solche Visionen haben wie z. B. diese, die mich zu Zeit sehr beschäftigt. Da werd ich jetzt in der nächsten Zeit dran arbeiten, weil ich glaube, das ist eine ganz große Schlüsselfrage der Welt. Nämlich wie ist das mit den vielen Religionen? Das halt ich für die Urfrage des Weltfriedens. Ich will das nicht dem Hans Küng allein überlassen mit dem Weltethos. Die Einheit der Religionen könnt ich mir so erklären, dass letztlich alle, die von Gott geschaffen sind auf den Weg sind, wenn sie ausreifen in die Vollgestalt des Menschen der uns geoffenbart ist als der Auferstandene. Da fängt der Anfang der Vollendung für alle an. Ich traue Gott zu, dass er alle am Ende hineinbringen wird. Ich weiß es nicht wie. Ich kann nicht mehr sagen. Ich kann nicht sagen, ich weiß das. Ich kann nur sagen, ich frage, ob ich nicht hoffen darf? Aber ich traue's ihm zu, dass er irgendwo Wege hat wo die Leute hineinreifen. Und unsere Last besteht vielleicht heute darin, unbeugsam zu sagen, uns ist das Wissen um die Vollendung anvertraut und wir sind schon anschaulich für alle sichtbar auf den Weg dahin. Und indem wir's leben, ziehen wir die anderen mit. Nur wenn Sie das sind, sind sie Salz und Licht – Bergpredigt: „Wir sind das Licht der Welt und das Salz der Erde“. Aber wir sind etwas, wofür jeder Mensch erschaffen ist. Und wo jeder, so hoffe ich, in irgendeiner Weise auf den Weg ist, wobei mir dann die großen Fragen kommen und was ist mit dem Hitler der eine ganze Menge von Leben kaputt gemacht hat? Was ist mit denen,? Ich weiß es nicht. Ich kann's nicht sagen. Und trotzdem hoffe ich, dass irgendwie auch da Gott noch sich durchsetzt, am Ende er Zeiten. Ich wünsche mir sehr, dass die Hölle leer ist am Schluss. Wobei mein Lehrer Rahner gesagt hat, wenn ausreift was wir praktizieren, landen wir alle dort. Alle, ausnahmslos. Das ist jetzt Lutherisch. Wenn das ausreift. Drum sag ich ja: Ich kann meine Hoffnung in meinem Optimismus auf das Heil nur begründen, in der Hoffnung, dass Gott stärker ist, als das was wir leben. Das er unsere Freiheit letztlich im Tod innerlich noch einmal so zum ausreifen bringt - Fegfeuer nennen wir Katholiken das, Sie nennen das Theorie X. Aber irgendwie muss ja das ausgeheilt werden, dass es in einen vollendeten Zustand kommt. Also wie kommt der Mensch, kommen die Atheisten, die Buddhisten dorthin, die Taoisten? Das ist eine Vision, die mich zur Zeit sehr bewegt. Ich gebe das gerne zu. Das ist festgemacht an einem wunderschönen Bild.

Strukturen des Aufbruchs

In der Kathedrale von Chartres ist dargestellt, wie Gott grade die Vögel schafft, und wie in einer Vision am Ende den vollendeten Menschen auftaucht. Das heißt, die Erschaffung des Adams ist schon mit Blick auf Christus passiert. Das ist unglaubliche Theologie. Ich glaube, wir müssen weit über alle bisherigen Theologien noch viel weiter kommen, weil wir haben bisher nur Konfessionstheologien gemacht. Konfessionssichernde Theologien. Wir müssen heute heilsgeschichtlich weltrettende Theologien entwickeln. Das ist ein Kunstwerk. Und da sind wir alle in unseren konfessionalistischen Ansätzen verpflichtet. Auszusteigen und in dem Sinn jetzt – ich bitte Sie richtig zu verstehen – katholisch zu werden. Nämlich die ganze Welt, die eine Welt Gottes im Blick zu haben.

Ich möchte Sie auf eine grundsätzliche Frage aufmerksam machen. Dass wir sagen: „Und was für Arbeitsweise brauchen wir, damit wir Licht und Salz sind, heute - in dieser Kultur?“ Das ist die einzige Frage, die Sie sich stellen dürfen. Das ist die Frage nach dem Aufbruch. Heißt: „Wie können wir für die heutige Zeit solche Strukturen machen, dass wir Licht und Salz sind. Dass die Bergpredigt eine Chance behält?“ Das ist die gemeinsame Aufgabe. Und zwar in der eins werdenden Welt und nicht nur in Europa. Und dann sag ich, wir haben soziokulturelle Eckpunkte, die uns schon einmal helfen. Wir haben auf der einen Seite eine massive Biographisierung der Religion zur Zeit. Das ist der Preis der Individualisierung, aber auch ein Vorteil, weil wir sagen, die Biographie, und Sie nennen es das Kasuale, ich nenne das die Übergänge des Lebens. Da gibt es eine ganz neue Studie aus Bamberg, wieder. Wo ich meine erste Studie über Heirat, Geburt, Tod gemacht habe. 1974 schon. Und jetzt untersuchen Sie das wieder und sagen, je weiter du aus der Kirche raus gehst, umso eher findest du dann, wenn ein Kind geboren wird oder ein geliebter Angehöriger stirbt, eine religiöse Sensibilität. Und ich sage, das ist gut so. Warum soll ich das verteufeln.

Also die Kirche ist relativ stabil, sagen auch Ihre eigenen Studien. Wir haben eine stabile Kirche rund um Familien, Kinder, Alte, Kranke. Also auch um diese Bevölkerungskreise, die eine hohe biographische

Stabilität haben. Kleinkindermütter reisen nicht viel. Behinderte, Alte, Kranke, Pflegebedürftige. Also das ganze familiale System ist eigentlich der Ort der Stabilität in einem hochmobilen Leben. Ein Dach über der kosmisch unbehausten Seele zu haben. Das braucht der Mensch. Sonst kann er heute überhaupt nicht überleben. Und es ist interessant, dass er dort auch religiös ansprechbar ist. Das ist die eine Botschaft. Die andere Botschaft ist aber, dass es eine unglaubliche Pluralisierung der religiösen Stile gibt. Verstehen Sie, das alles ist im Grunde genommen heute so verschieden, dass wenn Sie das monomilieuartig machen, Sie mit vielen Menschen nicht deswegen nicht ins Gespräch kommen, weil sie das Evangelium nicht hören wollen, sondern weil sie Ihren Stil nicht ertragen. Und das demütigt uns, weil wenn wir stillfaul sind, wir selber Schuld sind, dass das Evangelium nicht weiterkommt. Und dann schimpfen wir dauernd über diese gottlosen Leute und im Grunde genommen sind wir ja nur eigentlich strukturfaul. Aber die gute Nachricht ist: Sie haben in allen Milieus Christen. Sie haben in allen Milieus Leute, die Träger des Evangeliums sind. Und zwar, die den Stil haben und das Evangelium. Und von denen müssen Sie lernen. Und mit denen müssen Sie die Modelle entwickeln und die Projekte.. D. h. Ihre eigentliche Kunst ist es mit Experten, mit lebenserfahrenen Leuten anderer Milieus Projekte zu entwickeln. Das Ihre Kunst. Das gilt auch als ganz kleine bescheidene Einschränkung für Ihre drei wirklich hochkarätigen Modelle¹⁸², die ich für sehr gut halte. Aber es könnte sein, dass da noch irgendwas brach liegt in diesem Potenzial der geistbegabten milieuspezifischen Leute, was wir noch nicht gehoben haben. Und wenn Sie das ein bisschen sehen und neugierig werden und dann wär's gut, wenn Sie irgendwie schauen, dass aus Ihrem Kirchenvorstand man befreundet ist mit einem Atheisten, mit einem modernen Experimentierer. Sie müssen Freunde haben aus dem Milieu. Und das ist die eigentliche Kunst. Sie müssen nicht fragen, „wie vermittel ich denen das Evangelium?“, sondern „wie krieg ich Freunde?“ „Wo kann ich sie zum Essen einladen?“ Also ich war selber unlängst eingeladen. Mich hat das sehr berührt, muss ich ehrlich sagen. Zu einem Businessbreakfast in Wien. Von einer Organisation, die Unternehmer einlädt. Die haben sich den Luxus geleistet, mich um 8 Uhr früh am Montagmorgen einzuladen zum Thema Spiritualität. Hundertdreißig Jungunternehmer aus der Stadt Wien. Man muss sich das vorstellen. Dort gehört man hin. Und da hab ich Freunde gewonnen. Aber mit Sicherheit sag ich Ihnen. Das kann ich gut. Nein, weil das ist kein Kunststück. Wirklich. Da erzählt einer mit Respekt wie er grad von einem Buddhismuscamp aus Asien zurückkommt, dann sag ich, „erzählen Sie“. So müssen Sie mit ihnen anfangen. „Erzähl deine Erfahrungen. Und - warum bist du dort hingefahren?“ Wissen Sie was der mich am Schluss der Diskussion gefragt hat? „Können Sie mit in Wien ein Adresse nennen? Eine Gemeinschaft, eine christliche, wo ich ein Stück mitgehen kann?“ Das ist die Frage. Sie müssen nicht ganz was exotisches haben. Aber Sie müssen dann eine authentische Gemeinschaft haben. Ob das alt oder neu ist, interessiert die Leute nicht. Völlig uninteressant. Aber Sie müssen glaubhaft sagen: „Jetzt komm und geh einmal drei Abende mit mir und schau dir's an. Schau, ob du da nicht für dich etwas Gutes gewinnst.“ Also dieses Gratifikationspastoral sag ich immer, wo man etwas gewinnt gratis - Gratifikation. Das hat mit Gnade zu tun. Also das ist das eine Bild, dass ich Ihnen zeigen wollte. Das Zweite ist noch dieses. Das halt ich für ganz wichtig.

Unbekümmerte Alltagspragmatiker

Identity foundation¹⁸³ 2006, Bundesrepublik Deutschland hat untersucht und hat entdeckt, es gibt 10% Traditionschristen. Das bewerten sie positiv. Aber es gibt 40% unbekümmerte Alltagspragmatiker. Die halt ich für hoch interessant. Hatte unlängst ein Jubiläum von jemand, den ich verheiratet hatte. 25 Jahre. Hat der seinen Geburtstag dann gefeiert und da waren zwei junge Leute dabei und dann sag ich: „Seid Ihr auch schon spirituell?“ Das ist meine Einstiegsfrage heute. „Seid Ihr auch schon spirituell?“ Müssen Sie sich merken! Und dann sagen die zwei: „Nein, das interessiert uns gar nicht.“ Dann sag ich: „Aha, ich weiß schon was euch wichtig ist: lieben und arbeiten. Und möglichst nicht leiden.“ Haben Sie diese drei Begriffe? Lieben und arbeiten und möglichst nicht leiden. Und ich glaube ein solches Leben ist randvoll von Sinn. Ist durchaus Geistgetragen. Weil Gott wäre ja ein Zyniker, wenn das nicht lustvoll wäre. Lieben arbeiten und nicht leiden. Die haben nicht die Fragen, von denen wir gerne hätten, dass wir anknüpfen können. Das sind die unbekümmerten Alltagspragmatiker. Vielleicht müssen wir auch lernen zu sagen,

¹⁸² Gemeint sind: Glaubenskurse, Hauskreise und Zweitgottesdienste

¹⁸³ Die Untersuchung „Spiritualität in Deutschland“, www.identityfoundation.de

alles hat seine Zeit. Auch die Implementierung des Evangeliums in eine Biografie. Lesen Sie das Buch von Marianne Gronnemeier: „Das Leben als letzte Gelegenheit.“ Oder lesen Sie mein neuestes Büchlein: „GottesSehnsucht“¹⁸⁴. Weil ich glaube, wir sollten wissen mit wem wir es zu tun haben und „Leben als letzte Gelegenheit“ heißt, die Leute sagen in 90 Jahren wollen wir optimal leidfreies Glück. Unsere Kultur vertröstet auf das Diesseits. Das ist die kurze Formel. Antimarxistisch formuliert. Jetzt, heute, möglichst optimal, leidfreies Glück in Liebe, Arbeit und Amüsement. Und wenn das nicht hinlänglich in der Liebe, dann gehen sie zum nächsten Ort. Daher diese rasche Veränderung in der Beziehungslandschaft. Nicht aus Bosheit. Denken Sie das auch. Die Leute sind nicht so schlecht wie wir Katholiken sie gerne hätten. So erlösungsbedürftig. Sondern sie sagen, wie kann ich Glück maximieren in 90 Jahren? Das ist deren Hauptziel. Und drum wandeln sie weiter wenn's langweilig wird in der eigenen Ehe und jemand bietet ihnen wieder eine neue Hochzeit an. Und wenn ich sage, ich hab nur 90 Jahre und die Kraft ist mir nicht gegeben auf Auferstehung zu hoffen und über den Tod hinaus zu denken, dann ist der richtig beraten, schreibt der 1. Korintherbrief schon. Weil wenn die Auferstehung nicht ist, sind wir doch die blödesten Deppen dies gibt. Ja, weil wir die 90 Jahre nicht randvoll ausschöpfen. Und warum soll ich einen beschimpfen, der nicht die Gnade hat, an die Auferstehung zu glauben.. Also so gesehen merken das die Leute sehr. Aber, die Leute merken auch zugleich, dass diese Moderne, dieses „Leben als letzte Gelegenheit“ immer banaler und immer flacher wird. Und es gibt eine unglaubliche spirituelle Wanderbewegung aus der erschöpften Moderne in dieses Mittelfeld. Ich möchte Sie jetzt gewinnen die Atheisten wahr zu nehmen, diese Unbekümmerten. Ich hab eine Umfrage gemacht in Wien, da sagt ein Katholik, ich geh deswegen in keinen katholischen Gottesdienst mehr, weil ich spirituell suche.. Ich glaube, dass unsere Kirchen diese spirituelle Kraft verloren haben. Das sind Schulbänke, in die man sich sitzt, wenn man da rein kommt und fünfmal angepredigt wird. Aber das suchen die Leute nicht. Die Leute suchen eine Gotteserfahrung aus erster Hand. Die möchten was erleben in der Kirche. Das muss wirklich etwas mit ihnen machen. Ihnen zu Herzen gehen. Aber diese Schulbankgottesdienste die sind ganz schlimm. Diese pädagogisierten Gottesdienste vertreiben uns die letzten gutwilligen Leute.

Lokal und Regional

Noch zwei Ideenzum Schluss: Wenn Biografisierung stimmt, einerseits. Und wenn andererseits die Buntheit der Milieus, und der Felder stimmt, dann brachen wir Strukturen, die beiden gerecht werden. Dann müssen Sie fragen, wie schauen die Strukturen aus? Da brauchen Sie einerseits ein starkes *Lokalisierung*. Um biografienaher zu sein. Also Sie brauchen biografienahere Gemeinden. Der Vorrang des Lebens vor dem Arbeiten. Da muss gar nicht viel getan werden pastoral, sondern da muss eine Gemeinschaft sein, die wirklich gläubig, christlich lebt und wo man ein Stück des Lebens mitleben kann. Das halt ich für wichtig. Der Vorrang des Lebens vor dem Arbeiten. Absolut wichtig. Würde Sie sehr entstressen, wenn Sie nicht dauernd Projekte machen müssen, sondern nur zusehen, dass Sie eine Kommunität sind die aus der Kraft des Evangeliums in Gott eintaucht und bei den Armen auftaucht. Das ist das Geheimnis einer wirklichen lebendigen Gemeinde. Und was dann getan wird, hängt von den Begabungen ab, die Sie haben und es sind dort primär Ehrenamtliche. Das sag ich meinem katholischen Bischöfen, die Panik haben, dass sie zu wenig Geld haben. Sag ich, nein, morgen haben Sie so viele Personen in den Gemeinden. Bis zur Ordinationsfähigkeit hin. Das sie gar keine Angst haben können. Die Leute haben alle Pension und können dann ab 50 oder 60 - ja in Österreich geht man viel früher in Pension im Schnitt. Die können sehr viel machen. Das volkskirchliche Erbe verlangt allerdings in diesen Gemeinden eine noch relativ hohe Milieusensibilität. Weil ja aus den anderen Milieuen die Leute noch kommen, Kinder taufen zu lassen.. Und da kommen sie, die Experimentalisten, die Postmodernen. Ich mache die Vorbereitung der Gottesdienste immer nur, in dem ich sie die Leute selber vorbereiten lasse. Und da kriegen Sie wirklich wilde Gottesdienste. Es ist unglaublich was die Leute riskieren heute in der Gestaltung katholischer Gottesdienste. Und Sie haben noch viel mehr Flexibilität. Das Zweite ist doch das *Regionalisierung*. Ich glaube, dass das zwei Begriffe sind, die gut sind. Sie brauchen einen größeren Raum für milieuspezifische Projekte. Und dort können Sie Ihre alternativen Projekte nämlich auch leichter unterbringen. Die Glaubenskurse zum Beispiel. Die gehören in diese Kategorie hinein. Die wachsende Bedeutung von Projekten zum Beispiel. In der

theologischen Bildungsarbeit. Auch das ist gscheit, wenn man das in größeren Räumen gemeinsam macht, weil man stärker präsent ist. In der kommunalen gesellschaftlichen Präsenz. Oder zum Beispiel in der Jugendarbeit. Wir haben in der Stadt Wien für die ganze Stadt eine Jugendkirche. Ein völlig anderes Milieu. Da gehen junge Leute hin, die in keiner Gemeinde zu finden sind. Das ist völlig klar. Es wäre fürchterlich und wenn sie dort Gemeindleute wie uns hintreiben, dann würden sie sagen, mmh..lieber nicht. Oder Internetcommunities, das ist ein Thema das Sie höchstwahrscheinlich schon kennen. Aber alle modernen Experten sagen, das ist unglaublich. Ich hab unlängst selber gesurft und bin auf eine Nische gestoßen, da ist ein junges Paar in Amerika verunfallt. Und die haben eine Gebetskapelle im Internet aufgemacht und Sie staunen dann, zehntausende Leute haben in kürzester Zeit betend diese Internetkapelle besucht. Das müssen Sie sich vorstellen, was das ist. Und das ist wirklich im Sinn dieses strengen Wortes virtuell, kraftvoll. Das ist nämlich nicht nur unreal. Da täuschen wir uns sehr. Das ist genauso kraftvoll wie Rosamunde Pilcher.

Oder dass wir spirituelle Orte brauchen. Hier haben Sie vielleicht Ihre Hausgemeinden. Also an dem Punkt, den ich am heftigsten mit Ihnen diskutieren werde. Das haben wir auch in unserer katholischen Tradition. Das gehört mehr in das Milieu der bürgerlichen Mitte. Das sehr familal organisierbar ist. Die Hausgemeinde¹⁸⁵. Aber vielleicht haben Sie in Ihrem Bereich, die Kunst die Hausgemeinden über diese Milieu hinaus zu organisieren. Das möchte ich gerne von Ihnen erfahren. Das weiß ich jetzt empirisch nicht. Auch die Pilgerwege. Haben Sie solche Projekte. Unglaublich. Lesen Sie das tolle spirituelle Buch von Hape Kerkerling.. Hat lange Zeit die Sachbuchliste angeführt. Es ist unglaublich. Millionenaufgabe. Der ist saniert für sein Leben. Der braucht eigentlich nichts mehr zu arbeiten.

Guter Hoffnung sein

Ich schenke Ihnen zum Schluss noch schnell die Sarah, die lachte. Sie kennen diese Geschichte. Der Herr erscheint bei Mamre und dann ist das Gespräch bei diesen alten Leuten. Alte Leute stehen für alte Strukturen. Das sind die Strukturen von gestern. Die alten Organisationen. Und die haben natürlich wenig Zukunft. Sagt auch die Sarah als sie hört: „Ums Jahr, wenn ich wieder komme, wird da eine junge Kirche sein.“ Wie lang dauerd ein solches Geburtsjahr oder Schwangerschaftsjahr für die Kirche in neuer Gestalt für diese Isaak-Gestalt der Kirche? Sie lacht und dachte, „Ich bin doch schon alt“ und dann wird Gender mainstreaming damals schon gemacht „und auch mein Mann ist schon ein alter Mann, da geht gar nichts mehr“. Logisch, das ist die Rede der zwei Alten. Und Gott insistiert, warum lacht sie? Übrigens, das Lachen ist hier das Lachen des Unglaubens. Die traut das Gott nämlich nicht zu. Und viele Strategen tun das auch nicht. Sondern sie glauben, dass in 5 Jahren das nächste *Downsizing* kommt. Da droht keine missionarische Veränderung. Ich möchte eine Arbeit haben mit der Kirche, wo wir in 5 Jahren kein *Downsizing* mehr brauchen. Und dann sagt sie, „Ich habe nicht gelacht“. Sie hatte nämlich Angst und erst als er sagt: „*Itzak*, doch du hast gelacht“ und selbst der Name noch einmal erinnert an dieses ungläubige Lachen. Was rat ich Ihnen daher? Es ist nicht gut sie Sarah zu begraben, bevor sie geboren hat. Das heißt, gehen Sie pfleglich mit der Volkskirche um. Jammern Sie nicht über sie, sondern sie sagen das ist wie die alte Sarah, die schwanger ist und gebären will. Ehr schon ist ein pastoraler Ultraschall angesagt. So wie wir das heute gemacht haben. Ein bisschen zu schauen, wie könnte die Kirche dann morgen aussehen. Vielleicht hängen Sie dann auch ein bisschen pastorale Schwangerschaftsgymnastik hin. Das die Geburt leichter ist. Aber was ich Ihnen auf jeden Fall sehr rate, ist, dass Sie guter Hoffnung sind. Dass Sie sagen, „wenn der Herr das Haus nicht baut, bauen wir alle umsonst“. Oder sagen Sie´s positiv: Weil der Herr das Haus baut, können wir guter Hoffnung sein.

Danke Ihnen sehr für Ihre Aufmerksamkeit.

2008 Gottes Dienst (2008)

Wir meinen, wir wären es, die sonntags zusammenkommen, um Gott zu dienen. Doch es ist umgekehrt: „Gott ruft sein Volk zusammen“, um uns seine Dienste zu schenken: uns zu trösten, zu heilen, zu stärken, zu wandeln, unserem Leben eine neue Richtung zu geben. Gott sucht zu erreichen, dass wir in der Spur seines Sohnes wandeln. Sein Dienst zielt darauf, dass wir uns den Leib seines Sohnes einverleiben, um so „Leib Christi“ zu werden. Wo wir Gott uns so dienen lassen, werden wir „gottvoll“, randvoll also mit Gott, der die Liebe ist. Gottvolle Menschen wiederum werden zu gottförmig Liebenden.

Wie aber können unsere Gottesdienste so „gottvoll“ werden, dass Gott an uns seinen Dienst - mit allen Sinnen erfahrbar - erfüllen kann? Wir haben Menschen aus Wiener Kirchengemeinden gefragt, wie sie Gottesdienste erleben. Die Antworten kreisen um zwei Stichworte: Kunst des Feierns und Kunst der Predigt.

Kunst des Feierns: Ein gläubiger Mensch geht sonntags in die Kirche, um – bildlich gesprochen – in das „Kraftfeld“ Gottes einzutauchen und Gottes Gegenwart zu erleben. Nur wenn solches Eintauchen in Gott erlebt werden, soll man Gottesdienste als „erlebnisstark“ bezeichnen. Das kann nicht durch noch so tolle Gestaltung, moderne oder gregorianische Musik, durch liturgische Gags ernötigt werden. Es braucht vielmehr gefüllte Stille, ein inneres Horchen und Schauen mit den Ohren und Augen des Herzens. Es gilt, eine liturgische „Inszenierung“ zu finden, in der „Gott vorkommen“, zum Vorschein kommen kann. Das ist nicht nur eine Frage derer, die dem Gottesdienst vorstehen, sondern der ganzen Gemeinde. Es gibt gotttaube Gemeinden und gottvolle. Wer in eine gottesdienstliche Versammlung geht, kann das schnell erspüren.

Ist diese Art von „erlebnisstark“ gesichert, können auch noch weitere Aspekte benannt werden: *„Die Sonntagsgottesdienste brauchen eine einladende Gestaltung, die Beteiligung möglichst vieler, besonders von Familien, Kindern und Jugendlichen. Sie sind schön, sprechen Sinne und Gemüt an, sind auch abwechslungsreich und ansprechend. Vor allem sind sie lebensnah und so in einem anderen Sinn ‚erlebnisstark‘, greifen aktuelle Themen auf.“* (Passauer Pastoralplan 2000)

Kunst der Predigt: Die Predigt irritiert viele. Die Gottesdienste sind insgesamt zu wortlastig sind. Es wird unentwegt gepredigt, erklärt, kommentiert. Das ist wie wenn im Hamlet im Burgtheater dauernd der Regisseur auf die Bühne tritt und den Leuten voraus erzählt, was sie gleich im Schauspiel viel packender erleben werden. Vom Wortdurchfall, einer unseligen liturgischen Logorhōe ist die Rede.

Dazu kommt, worüber und wie gepredigt wird. Die Sprache ist oft so antiquiert, dass sie Zeitgenossen wie eine Fremdsprache erscheint – die offiziellen Gebete eingeschlossen. Es wird moralisiert. Verschwiegen werden die Größe und das Geheimnis Gottes, die Würde des Menschen, die Schönheit wie die Gefahr des Glaubens. Viel zu wenige erleben die heilende Kraft der Liturgie. Und gehen anderswo hin.

Ein Katholik sagte mir einmal im Gespräch: Ich gehe in keinen katholischen Gottesdienst mehr, weil ich spirituell suche. Das sollte uns nicht zu oft passieren.

2008 In der Kirche gibt es kein Fremdsein?

Geeint in der Fremde

Der große Heinrich Böll soll am Ende seines so dichten Lebens auf die Frage, wie er sich denn auf Erden gefühlt habe, gesagt haben: immer ein wenig fremd. Auch die Bibel denkt so: Wir leben in der paroikia, also in der Fremde. Das Wort Pfarre leitet sich übrigens sprachlich davon ab: Die Pfarre ist eine Gemeinschaft von gläubigen Menschen, deren Heimat im Himmel ist (Phil 3,20). Also sind wir Christen letztlich – gemessen an der Heimat, zu der wir unterwegs sind – Fremde. Aber genau dieses gemeinsame Fremdsein verbindet uns.

Es gibt noch tiefere Gründe, uns verbunden zu erleben. Da ist das, was die großen Denker die „menschliche Natur“ nennen – das also, was uns allen gemeinsam ist. Eben diese menschliche Natur hat Gott selbst angenommen – was uns weihnachtlich staunen läßt. Damit weitet sich die Einheit der Menschen untereinander zur großen Einung mit Gott aus. In dieser Tiefe gilt: Weil nur ein Gott ist, also ist jede eine von uns, jeder einer von uns. Das was uns mit vermeintlich fremden Menschen eint, macht viel mehr aus als das, was uns trennt. Daher reden Christinnen und Christen heute nicht mehr in ihrer Sprache der Solidarität von einer „Dritten Welt“, der wir helfen müssten. Vielmehr kennen wir nur noch die „Eine Welt“ – unsere, und in dieser einen Welt gehören wir zur einen Menschheitsfamilie.

Trennung

So einfach ist dies aber alles nicht. Leben wir denn in unserer Kirche diese Einheit, die uns unser Glaube ins helle Licht rückt? Ist es nicht selbst unter Christen so, dass wir uns mit jenen, die wir in unserer Alltagssprache Fremde nennen, nicht eins wissen? Wie schroff lehnen manche Christinnen und Christen die Schwestern und Brüder aus dem Islam ab! Wie abweisend sind wir mit kirchlichen Mitarbeitenden, wenn sie nicht aus unserem Volk kommen, sondern von anders wo her – aus Indien, aus der Türkei, aus der Ukraine oder aus Rumänien? Ebenso lehnen wir aber auch jene ab, die ungewöhnliche Menschen sind. Wir machen selbst Einheimische zu Fremden, indem wir sie diskriminieren. Es trifft Kranke – wie im alten Israel die „Aussätzigen“: schon dieses Wort erzählt von Diskriminierung und Trennung auf Grund einer Krankheit. Damals war es die Lepra. Heute sind die AIDS-Kranken solche „Aussätzigen“. Sie werden vielfach diskriminiert, gelten als moralisch fragwürdig; man will mit ihnen nichts zu tun haben. Ein ähnliches Schicksal erleben Extremisten, rechte und linke, aber auch Drogenabhängige und AlkoholikerInnen.

Die alten Diskriminierungen

Es gibt noch viele andere Diskriminierungen. Ganz schwer wiegt die rassistische. Das traf die Juden in Europa in einer unvorstellbar brutalen Weise. Man hätte gemeint, dass solch eine Umgang mit einer fremden Rasse nach dem Holocaust nicht mehr vorkommen werde. Aber hat nicht auch der letzte Balkankrieg mit seinen kriegsverbrecherischen ethnischen Säuberungen eine ähnliche Qualität? Fremde werden vertrieben, notfalls vernichtet. Und das mit dem unweihnachtlichen Motto „Daham statt Islam“.

Diskriminiert sind immer noch viele, die ökonomisch so schlecht dran sind, dass ihr Leben nicht mehr friedvoll und frei gelingen kann. Armut versklavt in einer dunklen Weise. Es gibt auch viele verschämte Arme mitten unter uns, nicht zuletzt Kinder, und die in einem der zehn reichsten Länder der Erde! Warum schaffen wir nur die Mindestsicherung nicht?

Diskriminierungen finden wir zwischen den Geschlechtern. Es sind immer noch die Frauen, deren Zugang zu den knapper werdenden Lebenschancen in der eins werdenden Welt nicht in gleicher Weise offensteht wie Männern.

Im Brief an die Gemeinde in Galatien schrieb Paulus jenen Satz, vor dem keine diskriminierende Feindlichkeit gegen gleich welche Fremde bestehen kann: „Es gibt nicht mehr Juden und Griechen, nicht Sklaven und Freie, nicht Mann und Frau; denn ihr alle seid «einer» in Christus Jesus.“ (Gal 3,28) Was für ein tief mystischer und zugleich politischer Satz! Die großen menschheitsalten Diskriminierungen werden im Geistraum Gottes überwunden: die rassistische, die imperialistische, die sexistische. Und dies geschieht dadurch, dass wir „einer“ werden, ein Leib, der Weltleib Christi

(Hildegard von Bingen, Kol 1,15-20). Wer in Christus ist, kennt keine Fremden. Er weiß sich in Christus eins gerade mit jenen, die auf der Weltbühne als Fremde diskriminiert werden.

Wandlung

Die Welt braucht also eine Umkehr den Fremden gegenüber. Ist es ein Traum, dass all dieses jeden Sonntag anhebt, wenn Menschen zu einer eucharistischen Feier von Gott selbst versammelt werden? Gehen wir da nicht alle ein wenig fremdelnd hinein, zerrissen, abweisend gegenüber jenen, die wir nicht kennen: weil sie aus einem anderen Land kommen, eine andere Hautfarbe haben, eine andere Sprache reden und vielleicht einen anderen oder gar keinen Glauben haben? Die Vision des Völkerapostels ist es, dass wir anders hinausgehen als wir in den Gottesdienst hineingegangen sind. Ob wir Gott gestatten, durch seinen wandelnden Geist solches an uns zu machen? Wir könnten ohne Fremde gemeinsam unseren Weg in der Fremde gehen.

2008 Priester für morgen

Priester kann man nicht ohne die Kirche verstehen. Die Kirche wiederum nicht ohne ihren unveräußerlichen Auftrag von Gott, der sie in die jeweilige Zeit hineinsetzt.

„Mission“ der Kirche

Der Auftrag der Kirche ist es, die Menschen daran zu erinnern, dass Gott mit seiner Welt in Jesu Tod und Auferstehung angefangen hat, an ein unwiderruflich gutes Ende zu kommen. In der Endzeit (1 Kor 11,10; Gaudium et spes 48) verkündigt sie, dass das, was Gott in Jesus von Nazareth, einem von uns getan hat, Maß für die Vollendung aller ist. In der Bildsprache der frühen Liturgie, die dann Paulus im Kollosserbrief (1,15-20) übernimmt: durch ihn und auf ihn hin ist alles geschaffen. Alle Menschen sind geschaffen, von ganz gleich welchem kulturellen und biographischen Ausgangspunkt aus, in den österlichen kosmischen Christus hineinzuwachsen. Das gilt für Buddhisten und Atheisten, für spirituell Suchende und Christen.

Inmitten dieser bunten Vielfalt ist es die „mission“ der Kirche, Licht und Salz (Mt 5,32f.) zu sein. Sie lebt schon wie nach der Auferstehung, als Teil des österlichen Leibes Christi. Und sie begleitet in Freiheit die Menschen, damit sie in Richtung der Vollendung (in Christus) ausreifen können. Damit die Kirche diese Aufgabe erfüllen kann, jetzt schon durch ihre Existenz Erinnerung an die kommende Vollendung der Welt und der Menschen im kosmischen Christus zu sein, muss sie dazu als „Leib Christi“ bereitet werden. Dies geschieht in vielfältiger Weise: am dichtesten aber in der Feier der Eucharistie. Dort verleiben sich die von Gott Zusammengerufenen den Leib Christi ein, um in seinen österlichen Leib gewandelt zu werden. Durch die Wandlung der Feiernden wird aber ein Teil der Menschheit gewandelt. Jede Eucharistiefeier hat deshalb eine kosmische (und keineswegs nur eine private und auch nicht nur eine kirchenaufbauende) Bedeutung. Als Glieder am Leib Christi werden diese Menschen christusförmig. Sie werden „Leib hingegeben“, bilden also eine Gemeinschaft der Fußwaschung. Sie werden unteilbar Liebende: Gott und den Nächsten, den Fremden, den Feind und sich selbst. Diesen Auftrag der Kirche hat Benedikt XVI. auf dem Weltjugendtag in Köln 2005 folgender Maß in einem theologisch wie spirituell außerordentlich dichten Text zusammengefasst:

„Diese erste grundlegende Verwandlung [im Tod Jesu am Kreuz hinein in die Auferstehung] von Gewalt in Liebe, von Tod in Leben zieht dann die weiteren Verwandlungen nach sich. Brot und Wein werden sein Leib und sein Blut. Aber an dieser Stelle darf die Verwandlung nicht Halt machen, hier muss sie erst vollends beginnen. Leib und Blut Jesu Christi werden uns gegeben, damit wir verwandelt werden. Wir selber sollen Leib Christi werden, blutsverwandt mit ihm. Wir essen alle das eine Brot. Das aber heißt: Wir werden untereinander eins gemacht. Anbetung wird, so sagten wir, Vereinigung. Gott ist nicht mehr bloß uns gegenüber der ganz Andere. Er ist in uns selbst und wir in ihm. Seine Dynamik durchdringt uns und will von uns auf die anderen und auf die Welt im ganzen übergreifen, dass seine Liebe wirklich das beherrschende Maß der Welt werde.“

Zwei Arten von Priestern

Dieser Auftrag der Kirche geschieht heute lokal und zugleich regional. Er hat eine stabile und eine mobile Seite.

Gemeindegründerische Priester

Die mobile Seite: Es braucht Kirchenleute, die missionarisch unterwegs sind zu den Menschen, apostolische Existenzen. Ordiniert die Kirche solche Mitglieder, dann werden sie von Amts wegen missionarisch. Das ist der eine Typ von Priestern (man sollte im Sinn des Neuen Testaments besser von Presbytern reden). Ihre Aufgabe ist es, jene Menschen aufzuspüren, die einen gottgegebenen Kirchenberufung in sich tragen, damit sie diese erkennen, annehmen und sich einer konkreten gläubigen Einheit (die Franzosen sprechen von *unité locale*) eingliedern lassen. Solche Priester brauchen eine hervorragende Ausbildung in der Kenntnis der Freuden und Nöte der Menschen, ihrer Sehnsucht nach dem Wahren und Guten, die eine Gabe Gottes sind; sie benötigen eine hohe Empathie für die spirituellen Wege und Umwege, die ZeitgenossInnen einschlagen. Es braucht dann eine sprachliche Kompetenz, um das Leben zu deuten und dessen innere

Ausrichtung auf die gemeinsame Vollendung im kosmischen Christus auszulegen. Zu heben sind in diesen lokalen Gemeinschaften die vielfältigen Begabungen. Ehrenamtliche Dienste bilden sich für die wichtigen Belange einer gläubigen Gemeinschaft: Dienste am Wort, Dienste in der Liturgie, Dienste an der Gemeinschaft und ihrem Gedeihen. Eine Zeitlang werden diese missionarischen Priester mit solchen Gemeinschaften/Gemeinden leben. Sind diese in der Lage, für sich selbst zu sorgen, dann werden sie weiterziehen und weitere Gemeinden gründen. Es macht Sinn, dass diese missionarische Art von Priestern in einer Bildungsgesellschaft eine volle akademische Bildung erhält. Wegen ihrer zugemuteten missionarischen Mobilität ist es auch angemessen, dass sie ehelos leben: am besten in einer missionarischen Priesterkommunität. Ihre Weihe bindet an eine Ortskirche und geht den zu gründenden kleinen gläubigen Einheiten voraus, geschieht in diesem Sinn losgelöst von diesen, also in der Sprache der Theologie „absolut“.

Gemeindeleitende Priester

Die stabile Seite. Neben solchen missionarischen (ehelosen, vollakademisch gebildeten) Priestern benötigt die Kirche morgen eine andere Art von Priestern. Diese wird notwendig, sobald die missionarischen Priester erfolgreich gearbeitet haben und viele sich selbst tragende gläubige Einheiten entstanden sind. Es herrscht Übereinstimmung in den christlichen Kirchen, dass es für den Vollzug des Lebens solcher Gemeinschaften „ordinierte“ braucht: also Personen, die nicht nur kirchliche handeln, sondern beauftragt sind, „im Namen der Kirche“ und in bestimmten Situationen „im Namen Christi des Hauptes der Kirche“ zu handeln. Der noch junge Theologie Joseph Ratzinger hat dies 1970 in einer Vision für die Kirche im Jahr 2000 so umrissen:

„Sie wird auch gewiss neue Formen des Amtes kennen und bewährte Christen, die im Beruf stehen, zu Priestern weihen: In vielen kleineren Gemein-den bzw. in zusammengehörigen sozialen Gruppen wird die normale Seelsorge auf diese Weise erfüllt werden. Daneben wird der hauptamtliche Priester wie bisher unentbehrlich sein.“ (Ratzinger, Joseph: Glaube und Zukunft, München 1970, 122.)

Diese Priester anderer Art haben den Schwerpunkt ihrer Tätigkeit nicht im Gemeinde gründen, sondern im Gemeinde leiten. Dabei meint „leiten“ auch „nähren“, entfalten, für die Handlungsfähigkeit zu sorgen, vor allem aber darum besorgt zu sein, dass die Gemeinde Licht und Salz für das Hineinreifen aller Menschen in den kosmisch-auferstandenen Christus ist. Eben das geschieht in der Feier der eucharistischen Wandlung, welche Quelle und Höhepunkt des Lebens all dieser kleinen gläubigen Einheiten ist, ja sein muss.

Diese gemeindlichen Priester (der südafrikanische Bischof Fritz Lobinger nennt sie Älteste: Teams of Elders, Manila 2008) leben und wirken als lokales Priesterteam. Sie entstammen einer lokalen Einheit, in der sie „erfahren“ (also „probat“) geworden sind. Sie sind „personae probatae“. Zu einer solchen Person wird man nicht durch individuelle Berufung, losgelöst von einer gläubigen Gemeinschaft. Vielmehr ist es die gläubige Gemeinschaft selbst, die diese (immer mindestens drei) Personen aufstößt und den Bischof bittet, sie in ein lokales Presbyterium (in einer Gemeinde, einer Pfarrei, in einem überschaubaren Seelsorgsraum) zu weihen. Sie sind also nicht mehr absolut (auf die große Ortskirche hin) Ordinierte, sondern relativ, also bezogen auf den pastoralen Raum, aus dem sie kommen und in dem sie wirken, geweiht. Sie müssen sodann vor der Weihe auch keine volle akademische Ausbildung erhalten, sondern machen vielleicht ein Bakkalaureat oder eine andere kompakte theologisch-pastorale Ausbildung. Wettgemacht wird die kürzere Ausbildung durch eine intensive dauernde pastorale Begleitung durch einen akademisch ausgebildeten Priester im Seelsorgsraum – diese ist wie ein Dekan dann für etwa zehn solcher lokaler Presbyterien zuständig. Diese lokal angebundenen Priester arbeiten, wie Joseph Ratzinger vorhersah, nebenberuflich, ehrenamtlich. Für sie wird auch die Möglichkeit eröffnet, in Ehe zu leben.

Vorteile von zwei Arten von Priestern

Ein solches Modell mit zwei Arten von Priestern hätte mehrere Vorteile.

- Erstens steht nicht die Frage nach den Priestern, sondern nach den gläubigen Gemeinden (ihrer Gründung, ihrer Entwicklung zur Selbstversorgung, ihrer Eucharistiefähigkeit) im Mittelpunkt.

- Zweitens hieße die Alternative nicht mehr zölibatär oder nicht: eine Alternative, an der die heutige Kirche krankt und die sie zwingt, wider aller Erklärung über die zentrale Bedeutung der Eucharistie in priesterarmen Regionen faktisch eine eucharistieausgedünnte Kirche zu riskieren.
- Drittens wird nicht der Weg eingeschlagen, den viele für richtig halten, der sich aber als gemeindeentwicklerische Sackgasse erweisen kann: nämlich die hauptamtlichen Laien (die heute vielfach schon ohne Ordination Aufgaben übertragen bekommen, für die sie ordiniert werden müßten) zu hauptamtlichen Priestern zu weihen. Ein solcher Schritt würde die Gemeindeentwicklung eher verlangsamen als beschleunigen.
- Viertens würde die Kirche vor allem in Regionen, in denen Priester fehlen, nicht den Weg einschlagen, die Seelsorgsräume entsprechenden der schrumpfenden Zahl an Priestern immer größer zu machen und damit (vor allem die Priester) vom Alltagsleben der Menschen abzuziehen. Geht die Kirche solchen einen administrativ einfalllosen Weg, betreibt sie selbst die nachhaltige Entkirchlichung solcher Regionen.
- Fünftens wäre dies auch ein Modell für Kirchengebiete, die arm sind und keine gesicherten Dauereinkünfte (Kirchensteuer, Kultursteuer) haben.

Im christlichen Raum ist diese Vielfalt von Priestern nicht fremd. Vor allem die anglikanische Kirche hat bereits vierzig Jahre Erfahrungen mit solchen „Ordained Local Ministries“. Die Auswertung der vierzigjährigen Erfahrung zeigt, dass sie im Großen und Ganzen (bei allen Detailfragen) eine Bereicherung des kirchlichen Lebens darstellen.

2008 Priestermangel

Priester, neutestamentlich besser „Presbyter“ (Älteste), gehören zum kirchlichen Leben einfach dazu. Als Amtsträger handeln sie zudem „im Namen der Kirche“, während alle, die zum Gottesvolk gehören, berufen und begabt sind, „kirchlich“ zu handeln.

Sie werden dazu ordiniert, um „an Christi Statt“ Gemeinden zu gründen und zu leiten, so die Deutschen Bischöfe in der Ordnung der Pastoralen Dienste aus dem Jahr 1977. Priester sind also nicht nur Gemeindeleiter, sie zumal in Zeiten, die nach einer Mission mit neuer Qualität verlangen, Gemeindegründer.

Diese doppelte Aufgabenstellen (gründen und leiten) gibt eine gute Grundlage ab, das Priesteramt unter den Bedingungen des Priestermangels klug und traditionstreu weiter zu entwickeln. Um das darzulegen, ist es zunächst erforderlich, von der Grundaufgabe der Kirche zu reden, die Getaufte ins Priesteramt ordiniert, damit sie im Namen der Kirche handeln.

Die Kirche hat ihren Platz in der Geschichte Gottes mit seiner Welt. Gott, der in sich Liebe ist, verströmt sich als Liebender an die Schöpfung und darin den Menschen. Deshalb ist jeder Mensch so geschaffen, dass er die Liebe Gottes aufnehmen kann. Der Sehnsucht Gottes nach dem Menschen (so in der jüdischen Theologie) entspricht eine Sehnsucht des Menschen nach Gott (Psalm 63). Dieses Ziel, dass Gott im Menschen geboren wird, hat sich in einem von uns, Jesus von Nazareth erfüllt. In ihm hat die Weltgeschichte angefangen an ihr Ende zu gelangen (1 Kor 11,1, GS 48). Mission der Kirche ist es nun, diese gute Nachricht von der angefangenen Vollendung als „Licht der Welt“ (Mt 5,33) in ihrem österlich geprägten Leben, Reden und Feiern der Menschheit in Erinnerung zu halten sowie als „Salz der Erde“ (Mt 5,32) zum Hineinreifen aller in der Geschichte auf den kosmischen auferstandenen Christus (Kol 1,15-20) heilend beizutragen.

Kirche ist in diesem Zusammenhang jener Teil der Menschheit, der geschenkt ist, jetzt schon die Endzeit sichtbar machend, „Leib“ des kosmischen Christus zu sein. Dies ist sie mit all jenen zusammen, die durch Gottes Gnade jetzt schon (sichtbar oder auch unsichtbar) in den auferstandenen kosmischen Christus hinein verwandelt sind: Das Konzil spricht hier von der „allumfassenden Kirche“, die am Ende der Zeiten sein wird und die jetzt schon in der sichtbaren Kirche spurenhaf anwesend ist.

Diese Wandlung der Menschheit in den Leib Christi hinein geschieht in vielfältigen Weisen: am intensivsten und sinnhaftesten in der Feier der Eucharistie. Sie ist Wandlung eines Teils der Welt hinein in den kosmischen Christus. Wenn in der Feier der Eucharistie sich Christen den Leib Christi einverleiben, dann werden sie in den endzeitlichen Christus einverleibt, werden von seiner Art – also Leib, hingegeben. Abendmahl und Fußwaschung sind somit Quelle und Höhepunkt alles christlich-kirchlichen Lebens.

Alle, die von Gott der Kirche hinzugefügt sind, tragen diese Mission der Kirche. Die Amtsträger, vor allem die Priester, sind amtlich dafür haftbar gemacht, dass sich diese Wandlung der von Gott in seine Kirche Berufenen und damit eines Moments an der Welt ereignet. Der Aufbau von gläubigen „gottvollen“ Gemeinschaften und die verwandelnde Feier der Eucharistie zählen daher zu den Grundaufgaben der Priester. Dafür hat die Kirche sie gut auszubilden, mit einer missionarisch-gemeindeaufbauenden Kompetenz ebenso wie mit der ars celebrandi (samt der innewohnenden ars praedicandi) der die Menschheit wandelnden Feier der Eucharistie.

2008 Zur Entlastung der Pfarrpersonen und Priester unter besonderer Berücksichtigung der neuen pastoralen Großräume

Pastorale Megaräume

Es geht zurzeit in den vom Geldmangel geplagten Kirchen ziemlich gottfrei zu. Das Personal wird ausgedünnt, die Räume werden vergrößert. Im katholischen Bereich wird der Geldmangel noch durch den Mangel an ehelosen Priestern verschärft. Im Vergleich zu angestellten Laien ist deren Bedeutung so unverzichtbar, dass die Regel heißt, dass jeder pastorale Raum einen (letzverantwortlichen) Priester haben muss. Also folgt jetzt die Vergrößerung der pastoralen Räume nicht mehr allein geldgeleitet, sondern orientiert sich an der schrumpfenden Zahl verfügbarer Priester. Die Folgen sind klar. Zwar ist für Seelsorge theologisch besehen jedes Kirchenmitglied mitverantwortlich. Dazu kommen die gut ausgebildeten LientheologInnen in unterschiedlichen kirchlichen Berufen. Die Priester aber waren in den letzten Jahrhunderten primär für die Seelsorge ausgebildet. Das Konzil von Trient verlangte daher, dass eine Pfarrei nicht mehr Menschen umfassen dürfe als 5000. Denn sonst könne der Hirte seine Herde nicht mehr kennen. Ein weises Prinzip, sieht man davon ab, dass die Kirchenmitglieder keine Schafe sind, die nur Wolle (Kirchensteuer) geben aber ansonsten eher dumm sind und der Führung durch den Hirten bedürfen.

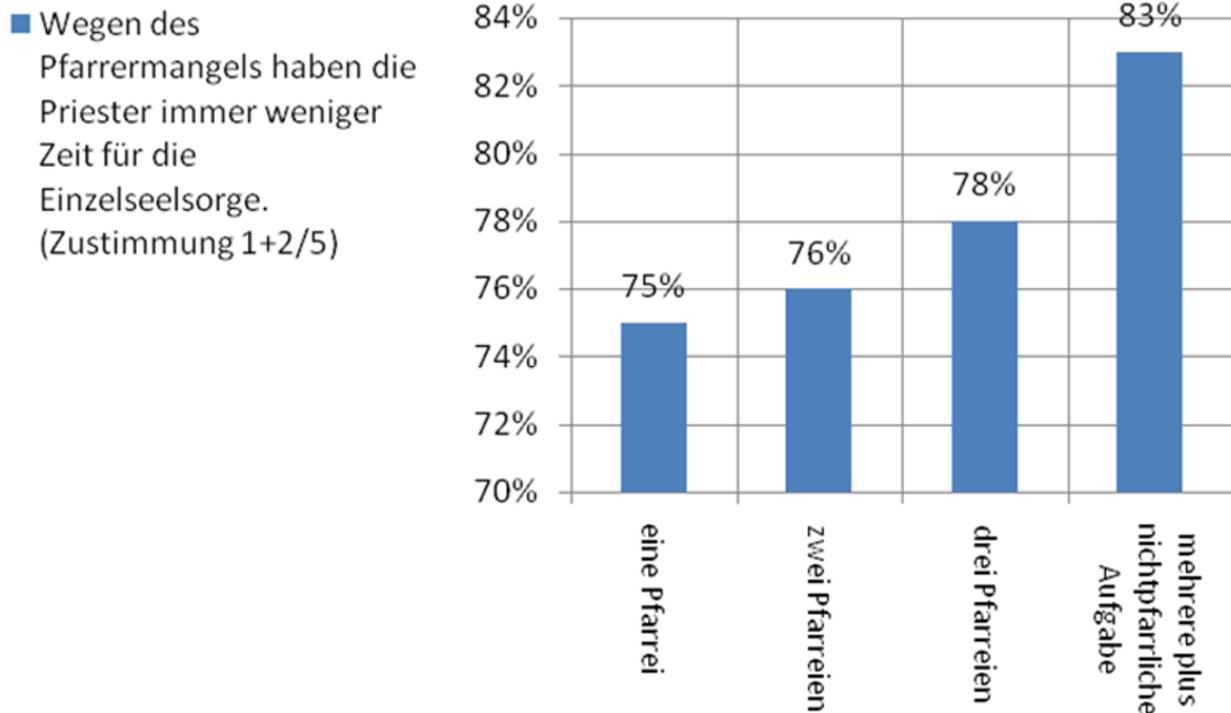
Ausdünnung priesterlicher Seelsorge

Nun kann die Faustregel lauten: je größer der Raum, umso weiter entfernt sich ein Priester von den Menschen.¹⁸⁶ Natürlich kann das durch Seelsorgerinnen und Seelsorger, die nicht ordiniert sind, abgefedert werden. Aber feststeht, dass zumindest die Priester von den Menschen, für die sie da sein sollen, entfernt werden. In einer zentraleuropäischen Priesterstudie, die ich im Jahr 2000 durchführt habe¹⁸⁷, sagen über 80% aller befragten Priester in Deutschland, Österreich und der Schweiz: „Wegen des Pfarrermangels haben die Priester immer weniger Zeit für die Einzelseelsorge.“

¹⁸⁶ Diese Entwicklung kann man auch einfach überrealistisch hinnehmen und gar theologisch legitimieren und als Chance für die Transformation der Priesterrolle erkennen. Ich versuche hier eine Alternative aufzuzeigen, die weniger in den herkömmlichen Strukturen verhaftet ist. Dazu auch: Kehl, Medard: Reizwort Gemeindezusammenlegung. Theologische Überlegungen, in: Stimmen der Zeit 5/2007, 316-329.

¹⁸⁷ Zulehner, Paul M./Hennersperger, Anna: „Sie gehen und werden nicht matt“ (Jes 40,31). Priester in heutiger Kultur. Ergebnisse der Studie PRIESTER 2000, Ostfildern 2001. – Zulehner, Paul M.: Priester im Modernisierungsstress. Forschungsbericht zur Studie PRIESTER 2000, Ostfildern 2001. - Zulehner, Paul M./Lobinger, Fritz: Um der Menschen und der Gemeinden willen. Plädoyer zur Entlastung von Priestern. Ostfildern 2002.

ABBILDUNG 10: Je mehr Pfarreien ein Priester verantwortet, umso häufiger vermißt er Einzelseelsorge.



PRIESTER 2000

Der Priestermangel verlagert Priestertätigkeit von personbezogener Seelsorge zu organisationsbezogenem Pastoralmanagement: der Priester ist dann für die Mitarbeitenden spirituell und supervidierend zuständig, für den über die Liturgie erhofften Zusammenhalt der vielen Teilgemeinden, für die religiösen Dienstleistungen an den „treuen Kirchenfernen“.¹⁸⁸ Das verursacht gemessen an der bisherigen Priesterausbildung vorhersehbar massive Identitätskrisen bei einer Reihe von Priestern.¹⁸⁹ Dazu kommt, dass sie zunehmend an Überlastung leiden, wenn sie in den neuen Räumen mit den alten Bildern arbeiten, nämlich entlang der Biographie der Menschen in dem ihnen zugewiesenen Raum zu arbeiten und zudem an immer mehr Orten einem eucharistischen Gottesdienst vorzustehen. Für viele ist es daher eine große spirituelle Herausforderung, dem Ausbrennen und dem Zynismus zu entrinnen – wobei organisationsberaterisch klar ist, dass gegen strukturelle Belastungen Spiritualität auf die Dauer nicht hilft.

Können Laien als SeelsorgerInnen die ausfallenden Priester ersetzen? Ja und nein. Viele pastorale Aufgaben brauchen keine Ordination: in der Diakonie, in der Liturgie, in der Katechese und in der Verkündigung, im Gemeindeaufbau. Ordination ist nur in wenigen Fällen im Kirchenalltag vorgesehen: bei der Taufe (sie war frühkirchlich Sache des Bischofs!), der Krankensalbung, bei der Feier der Versöhnung und nicht zuletzt der Feier der Eucharistie. Theologisch einsichtiger Weise (aber die Praxis entfernt sich notgedrungen davon) werden auch Eucharistievorsitz und Gemeindeleitung in der Hand eines Ordinierten gebündelt. Man rät daher Priestern, sich auf diese „sakramentalen Bereiche“ zurückzuziehen. Dies ist freilich nicht problemfrei, weil Sakramente zumal heute in einen breiten seelsorglichen Vorgang eingewoben sein müssen, sollen sie im Leben der Menschen Fuß fassen und gläubige Feiern des österlichen Glaubens sein. Die aus Gründen der Entlastung empfohlene und weithin praktizierte Eingrenzung der Ordinierten im katholischen Bereich auf die sakramentalen Feiern reduziert möglicher Weise zugleich auch die Verwurzelung dieser Feiern im Leben der Menschen. Dazu kommt, dass umgekehrt die Menschen selbst in der Kirche den Priester suchen. Das ist nicht nur in der

¹⁸⁸ Mehr dazu in Kehl; aaO., 323-329. Ich stimme Kehl zu, dass der Priester/Presbyter nicht auf den Gemeindeleiter reduziert werden kann. Nicht zustimmen kann und will ich auf den starken Akzent auf die Dienstleistungskirche. Die Kirche ist kein Dienstleistungsbetrieb, leistet allerdings gute Dienste.

¹⁸⁹ Hennesperger, Anna: Ein ein(z)iges Presbyterium. Zur Personalentwicklung von Priestern; amtstheologische Reflexionen zu Daten der Studie Priester 2000, Ostfildern 2002.

Gewohnheit begründet. Die Ursache sitzt tiefer. Die Menschen suchen ja nicht das Profane in der Kirche, sondern das Heilige. Sinnlich wird das symbolisiert durch Personen, denen der „Geruch“ des Heiligen anhaftet (durch Ordination, durch Lebensformung): sie suchen also eher den Ordinierten denn den „Weltlichen“, den säkularen Laien. Die liturgische (Ver-)Kleidung reicht dafür nicht aus. Dagegen kann man zwar theologisch Einspruch erheben. Das ändert aber nichts an der Erwartungslage des Großteils der Menschen. Und diese Erwartungslage ist nicht veraltet, sondern hochmodern.

Auf diesem Hintergrund wird noch deutlicher, dass die derzeitige Art, pastorale Großräume zu bilden und dabei die Ordinierten von den Menschen zu entfernen, fatal ist. Der Dialog zwischen der Kirche und den Menschen wird erschwert. Die Menschen werden sich auch nach und nach angesichts der Unerreichbarkeit dessen, was sie letztlich suchen, den Priestern und ihrer Kirche entwöhnen. Es ist tragisch, muss aber einmal auch mit moralischer Klarheit gesagt werden: Derzeit betreibt vor allem die katholische Kirchenleitung eine verheerende Eigenentkirchlichung. Die Rede von einer neuen missionarischen Zeit hört sich auf diesem Hintergrund skurril an. Erst entfernt man sich von den Menschen, und gleichzeitig will man sie gewinnen. Und das alles aus struktureller Mut- und Phantasielosigkeit. Auch Kirchenleitungen können an der Kirche schwer schuldig werden, wenn sie unterlassen, was dringlichst an der Zeit wäre.¹⁹⁰

Dennoch: es braucht Großräume

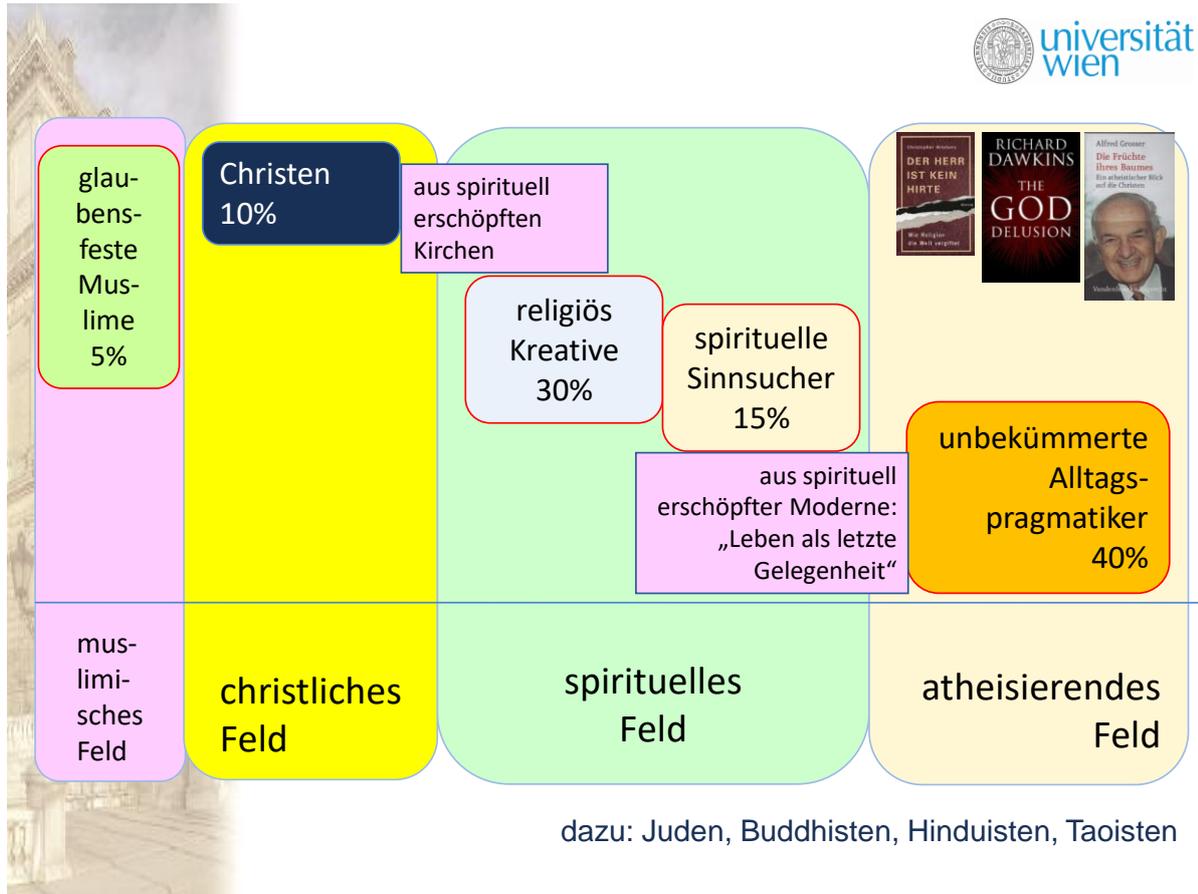
Wer aus solchen Überlegungen den Schluß zieht, es brauche keine pastoralen Großräume, irrt gründlich. Die kleinen Räume, auch viele Pfarreien, sind heute pastoral an der Grenze ihrer Überforderung. In einer solchen Situation isoliert zu arbeiten, ist folgeschwer und kann nur aus sekundären Gründen verstanden werden; z.B. wollen sich Gemeindeleitende nicht in die Karten schauen lassen, scheuen jede pastorale Evaluierung. Das betrifft nicht nur traditionell denkende Pfarrer und Pastoren, sondern auch Laien, die (notgedrungen) mit Gemeindeleitung beauftragt worden sind – einer presbyteralen Aufgabe, ohne dazu ordiniert zu sein, was massiv gegen das Limadokument über das Amt verstößt. Es gibt also einen finsternen Parochialismus, oder wie die italienische Praktische Theologie formuliert, einen „Campanilismo“, ein Kirchturmdenken.

Dass heute eine Pfarrei ohne Einbindung in einen größeren Pastoralraum heillos überfordert ist, hat damit zu tun, dass es zu einer enormen Verbundung der Bevölkerung gekommen ist, und dies sowohl hinsichtlich der Lebensstilisierung wie auch der weltanschaulichen Orientierung. Die Sinus-Milieu-Studie in Deutschland hat zehn Milieus herausgeschält und dabei darauf hingewiesen, dass die Kirche bevorzugt (wenn keinesfalls ausschließlich) maximal drei traditionelle davon erreicht. Wer sich nur auf die Pfarrei konzentriert, entscheidet sich daher faktisch für Menschen in der bürgerlichen Mitte mit konservativer Ausrichtung. Die übrigen bunten Vögel der Gesellschaft, die Experimentalisten, die Performer u.a. werden kaum Zugang finden.

Dies ist insofern doppelt bedauerlich, weil nachweislich in diesen für die Kirche kaum zugänglichen Milieus heute eine starke spirituelle Dynamik zu finden ist, die mit einem gleichfalls boomenden alltagspragmatischen Atheismus konkurriert. Neben einem überschaubaren kirchlichen Feld finden wir ein atheisierendes Feld mit unbekümmerten Alltagspragmatikern und dazwischen spirituelle PilgerInnen, die sowohl aus der erschöpften Moderne wie aus spirituell erschöpften Kirchen kommen.

¹⁹⁰ Mehr dazu: Zulehner, Paul M.: Ein neues Pfingsten. Ermutigung zu einem Weg der Hoffnung, Ostfildern 2008.

ABBILDUNG 11: Weltanschauliche Verbundung moderner Bevölkerungen



dazu: Juden, Buddhisten, Hinduisten, Taoisten

Datengrundlage: Identity Foundation Deutschland 2006

Solche Buntheit kreativ pastoral „zu bewirtschaften“ geht nur in größeren Seelsorgsräumen. Dazu braucht es pastorale Spezialisten, die sich mit den Christinnen und Christen in diesen pfarrefremden Milieus verbünden und im pastoralen Neuland Projekte entwickeln. So ist es in vielen Städten (die sich als Großraum einer Stadtkirche geradezu anbieten) zur Einrichtung von Jugendkirchen gekommen, anderswo gibt es Künstlerpastoral, wieder andere sammeln die passionierten Motorradfahrer pastoral. Damit stehen wir vor einer zukunftsweisenden Frage: *Welcher pastorale Vorgang verlangt zu seiner Optimierung nach welchem pastoralen Raum.* Es lohnt sich, wenn die Menschen in einem aus gleich welchem Sekundärgrund (Geldmangel, Priestermangel) aufgenötigten Seelsorgsraum sich dieser Frage gemeinsam stellen. Ich hatte einen solchen Vorgang bei einer Fortbildung mit den Hauptamtlichen einer Region einer deutschen Diözese anprobiert. Dabei haben sich bemerkenswerte Ergebnisse gezeigt, die weit über diesen Raum hinaus Gültigkeit zu haben scheinen.

Es gibt pastorale Vorgänge, die nach einem Localizing verlangen. Es sind jene Aktivitäten der Kirche, die entlang der Biographie der Menschen verlaufen, wobei es vor allem um den Anfang und das Ende des Lebens geht und die Menschen, die es betrifft: Väter und Mütter mit kleinen Kindern, Alte, Kranke, Pflegebedürftige. Es sind Menschen, deren Lebensradius phasenbedingt überschaubar ist. In gläubigen Gemeinden, die sich lokal bilden, werden dann die Lebensfeste begangen, Heirat, Geburt, Tod, werden Alte und Kranke sowie Sterbende begleitet.

Andere Vorgänge wiederum sind von Haus aus nicht lokal, sondern größerräumig, regional. Das gilt beispielsweise für junge Menschen, die eben nicht mehr familial gebunden sein wollen, sondern endlich Vater und Mutter verlassen müssen. Ihnen ist ein hohes Maß an Mobilität zueigen, in der Freizeit, oft auch im geistigen Bereich über das Internet. Größerräumig ist aus anderen Gründen kirchliche Bildungsarbeit (und dies in religiöser wie in sozialpolitischer Bildung): Denn qualifizierte Bildung verlangt nach qualifizierten ReferentInnen, diese kosten Geld, das wieder leichter aufgebracht

werden kann, wenn mehr Menschen zu Veranstaltungen zusammenkommen. Ähnlich gilt dies für diakonale Projekte.

Localizing und regionalizing sind in pastoralen Großräumen eher gleichzeitig möglich. Es gibt eine Art struktureller Begünstigung. In Zeiten, da diese größeren Räume nicht eingerichtet waren, haben lediglich die Weitsichtigen über die Pfarreien hinaus kooperiert. Guter Wille reicht eben für die Kirchenentwicklung nicht aus. Es braucht anregende (und manchmal eben auch aufregende) Strukturen.

An diese Grunderkenntnis lassen sich weitere Detailsichten anflechten. So geht es im lokalen Bereich eher um das Leben in Gemeinschaft, die Feiern des Glaubens, die unmittelbare Hilfe an den Notleidenden in der Gemeinschaft und am Ort – was nicht immer Pfarrei bedeutet, sondern auch gläubige Einheiten neuer Art meint. Solches gemeindliches Leben wird künftig von Ehrenamtlichen (Freiwilligen) getragen sein. Anders im regionalen Bereich. Hier geht es weniger um Gemeinschaft, sondern um Aktivität in der Form zeitlich begrenzter und gut gestalteter Projekte. Dazu braucht es professionelle Personen, die zumeist hauptamtlich arbeiten werden.

Zwei Arten von Priestern

Nicht zuletzt betreffen die bisherigen Einsichten auch die Entwicklung des ordinierten Amtes in den Kirchen. Entwickelte Kirchen werden zwei Arten von Ordinierten kennen: lokal tätige Presbyter/Pastoren und regional wirkende. Das kreative Miteinander dieser zwei Arten wird zur Entlastung der Ordinierten erheblich beitragen.

Die regional wirkenden Presbyter haben vor allem die Aufgabe, in missionarischen Projekten zu arbeiten und die von Gott zur Kirche Berufenen in gläubigen Gemeinden zu sammeln. Im katholischen Bereich ist es durchaus sinnvoll, wenn diese gemeindegründerischen Priester vollakademisch ausgebildet sind. Zu ihrer missionarischen Mobilität paßt zudem die ehelose Lebensform nicht schlecht: Womit gesagt ist, dass es sich kirchlich durchaus lohnt, die ehelose Lebensform strukturell zu stützen. Ohne eine solche Stützung gäbe es eine Art Heiratszwang – und wer nicht verheiratet ist, gerät schnell in den Ruf homophil zu sein.

Sind dann einmal gläubige Einheiten durch die gemeindegründerisch tätigen Presbyter entstanden, dann braucht es in diesen die Sicherung der sakramentalen Feiern, für die es nach Ansicht der meisten christlichen Kirchen Ordinierte braucht. Es macht Sinn, wenn dann in diesen Einheiten gemeindeerfahrene Personen gesucht werden. Diese werden dem Bischof präsentiert, damit er sie nach einer angemessenen (nicht unbedingt vollen akademischen) Ausbildung in ein lokales Presbyterium ordiniert. Die Übung der sogenannten „relativen Weihe“ könnte wieder aufleben: die Ordination erfolgt dann eben nicht absolut, losgelöst von einer gläubigen Gemeinde, sondern bleibt auf diese bezogen. Dabei muß die Bezugseinheit nicht eine einzelne lokale Einheit sein: es kann auch ein Verbund in einem größeren Raum sein. Die verkürzte Ausbildung wird durch intensive pastorale Supervision wettgemacht. Diese lokalen Presbyter arbeiten ehrenamtlich, was weltkirchlich durchaus Sinn macht, weil nur wenige Kirchengebiete sich viele Hauptamtliche leisten können – das knappe Geld könnte dann für die professionellen Hauptamtlichen in den regionalen Projekten reserviert werden. Für die katholische Personalpolitik: Mitglieder für solche lokalen Presbyterien werden auch neben Singles (Alleinlebende, Verwitwete, Getrennte) Verheiratete sein.

In den orthodoxen Kirchen gibt es immer schon diese Zweiteilung von Priestern: die Pfarreipriester und die bischofstauglichen Mönchspriester. Die Pfarreipriester müssen sich vor der Weihe entscheiden, ob sie heiraten wollen oder nicht. In dem oben vorgelegten Modell werden die Weichen etwas anders gestellt. Jetzt entscheidet sich jemand für eine Aufgabe: das Gemeinde gründen oder das Gemeinde leiten. Auf den Weg der Gemeindegründung, den missionarischen Weg also, gelangt jemand durch persönliche Berufung und Annahme durch die kirchliche Gemeinschaft. In der katholischen Kirche bleibt es sinnvoll, dafür Personen aus dem Pool der Akademiker und Ehelosen zu wählen. Anders die gemeindeleitende Karriere. In diese steigt man nicht aus persönlicher Neigung, sondern durch gemeindliche Berufung ein. Man muß sich gemeindlich bewährt haben, um drankommen zu können. In Frage kommen Menschen, die bislang schon längere Zeit gemeindliche Aufgaben wahrgenommen

haben und sich für die presbyterale Aufgabe der Gemeindeleitung (damit verbunden sind die ars celebrandi und praedicandi, also einer Eucharistiefeier vorzustehen und zeitoffen zu predigen) auch eignen. Hauptamtliche Akademiker, die in regionalen Projekten wirken, können durchaus auch „nebenberuflich“ zu lokalen Presbytern berufen werden. Offen gehalten wird die Frage für die katholische Kirche, ob für diese lokalen Presbyterien auch Frauen in Frage kommen.

Sozialpsychologisch hätten die aus mindestens drei Personen bestehenden Presbyterien den Vorteil, dass in diesen dann Männer wie Frauen vertreten wären, während heute im protestantischen Segment es oft entweder eine Frau oder ein Mann ist. Ob diese Möglichkeit eines Tages in der katholischen Kirche stattfindet, hängt davon ab, ob es dem Heiligen Geist gelingt, dass es in der kirchlichen Entwicklung nicht immer mehr vom Gleichen gibt, das sich in einem „nie und nimmer“ verdichtet, sondern manchmal geistgewirkte Überraschungen. Dass mit solchen Geistinterventionen kirchlich zu rechnen ist, davon berichtet die Apostelgeschichte. Denn als Petrus meinte, er werde niemals von den unreinen Speisen in einer heidnischen Familie essen, lehrte ihn Gott in drei Träumen eines Besseren.

Großräume: Entwicklung statt Belastung

Sobald sich aber über eine raumgerechte Seelsorge die Pastoral in den Großräumen intelligent differenziert, und sobald sich die Zahl der freiwillig/ehrenamtlich wie hauptamtlich Tätigen gemehrt haben wird, und sobald es die zwei Arten von Ordinierten gibt, könnte es sein, dass die Entwicklung von pastoralen Großräumen das Personal nicht nur nicht überlastet, sondern das Startsignal für eine flexibel und zeitgerechte Kirchenentwicklung darstellt.

Gottes Dienst

Wir meinen, wir wären es, die sonntags zusammenkommen, um Gott zu dienen. In Wahrheit ist es umgekehrt. „Gott ruft sein Volk zusammen“ (so singen wir), um uns seine Dienste zu schenken: uns zu trösten, zu heilen, zu stärken, zu wandeln, unserem Leben eine neue Richtung zu geben. Gott sucht, uns dienend, zu erreichen, dass wir in der Spur seines Sohnes wandeln. Sein Dienst zielt darauf, dass wir uns den Leib seines Sohnes einverleiben, um so Leib Christi zu werden. Wo wir Gott uns so dienen lassen, werden wir „gottvoll“, randvoll also mit seiner Liebe. Sind wir das aber, dann werden wir, was wir in Gottes Augen sind: in seiner Art Liebende. Gottvolle Menschen werden zu gottförmig Liebenden. *„Gottvoll“ in Bezug auf die Gottesdienste meint dann: Sie „brauchen gläubige Tiefe, Ehrfurcht vor dem Heiligen, spirituelle Dichte, Ruhe, Schweigen und Besinnung, Bereitschaft, sich Gott so auszusetzen, dass er uns Ichbezogene und sozial Vereinzelte wandeln kann zu ‚einem Leib‘.“ (Passauer Pastoralplan 2000)*

Geschieht all dies in unseren Gottesdiensten, wie sie heute sind? Unsere Sorge gilt, ich verstehe das gut, dass die Gemeinden überaltern. Alte sterben weg, Junge rücken nicht nach. Dazu kommt, dass manche Gemeinden den eucharistischen Gottesdienst auch immer seltener feiern können. Und das, obgleich sie gläubige Gemeinden sind. Aber es fehlt ihnen der Priester in Ruf- und Reichweite. Und der Kirche fehlt der Mut, gemeindeerfahrene Personen (und nur in diesem Sinn „viri probati“) von den Gemeinden vorzuschlagen, kompakt auszubilden und für diese konkrete Gemeinde als „Ältestenteam“ zu weihen, wie der südafrikanische Bischof Fritz Lobinger verschlägt. Aber nicht nur dieser sieht die Kircher auf dem Weg in diese Richtung. Denn auch Benedikt XVI., der von sich sagt, dass er sich in seinem Denken nicht verändert hat, hatte schon als junger Professor genau diese Vision. Im Bayerischen Rundfunk sagte er über die Kirche im Jahr 2000: „Sie wird auch gewiss neue Formen des Amtes kennen und bewährte Christen, die im Beruf stehen, zu Priestern weihen: In vielen kleineren Gemeinden bzw. in zusammengehörigen sozialen Gruppen wird die normale Seelsorge auf diese Weise erfüllt werden. Daneben wird der hauptamtliche Priester wie bisher unentbehrlich sein.“ (Ratzinger, Josef: Glaube und Zukunft, München 1970, 122f.) Die Kirche verarmt, wenn sie die Feier der Eucharistie dem durchaus lösbareren Priestermangel opfert.

Wie also können unsere Gottesdienste so „gottvoll“ werden, dass Gott an uns seinen Dienst erfüllen kann? Wir haben Menschen aus Wiener Kirchengemeinden gefragt, wie sie Gottesdienste erleben. DA ist viel Gutes ans Licht gekommen. Aber auch Schwächen haben sich gezeigt. Diese kreisen um zwei Stichworte: Kunst des Feierns und Kunst der Predigt.

Kunst des Feierns: Nicht wenige gehen sonntags in die Kirche, um – bildlich gesprochen – in das „Kraftfeld“ Gottes einzutauchen. Genau das möchten sie erleben. Aus der Sicht der Kirchgänger sind also Gottesdienste dann „erlebnisstark“, wenn dieses Eintauchen und Gott erlebt werden kann. Das soll „geschehen“, was den Gottesdienst mit dem englischen Fachwort zu einem Event, einem Geschehnis, einem Ereignis macht. Dieses Gotteintauchen, um das es geht, kann nicht durch noch so tolle Gestaltung, moderne oder gregorianische Musik, durch liturgische Gags ersetzt werden. Das meinte wohl auch damals noch Kardinal Ratzinger, wenn er gegen eine solche Art von gottesdienstlichem „Unterhaltungswert“ ins Feld zog. Unterhaltung und Gotterleben sind verschiedene Dinge. Ist diese Art von „erlebnisstark“ gesichert, können auch noch weitere, nachrangige Aspekte dieses wertvollen Kriteriums benannt werden: „Erlebnisstark“ heißt dann: „Die Sonntagsgottesdienste brauchen eine einladende Gestaltung, die Beteiligung möglichst vieler, besonders von Familien, Kindern und Jugendlichen. Sie sind schön, sprechen Sinne und Gemüt an, sind auch abwechslungsreich und ansprechend. Vor allem sind sie lebensnah und so in einem anderen Sinn ‚erlebnisstark‘, greifen aktuelle Themen auf.“ (Passauer Pastoralplan 2000)

Aber wie kann die Gegenwart Gottes und sein Handeln auch sinnlich erlebt werden? Manche meinen, es braucht dazu mehr gefüllte Stille, ein inneres Horchen und Schauen mit den Ohren und Augen des Herzens. Das ist das Ziel jeglicher Kunst des Feierns (in der alten lateinischen Sprache ist die Rede von der ars celebrandi): Eine liturgische „Inszenierung“ zu finden, in der „Gott vorkommen“, zum Vorschein kommen kann. Und das ist nicht nur eine Frage derer, die dem Gottesdienst vorstehen, sondern der ganzen Gemeinden. Es gibt gotttaube Gemeinden und gottvolle. Wer in eine gottesdienstliche Versammlung geht, kann das schnell erspüren.

Kunst der Predigt: In den Gesprächen mit Kirchgängern kommt die Rede schnell auf die Predigt. In der katholischen Kirche ist sie Quelle hoher Irritationen. Dabei geht es nicht nur darum, wie inhaltlich gepredigt wird. Die Sprache ist oft so antiquiert, dass sie Zeitgenossen wie eine unverständliche Fremdsprache erscheint – die offiziellen Gebete eingeschlossen. Es wird unglaublich viel moralisiert – veraltet oder modern. Verschwiegen wird aber die Größe und das Geheimnis Gottes, die Würde des Menschen, die Schönheit wie die Gefahr des Glaubens. Kaum zur Sprache kommt, was so viele wieder interessiert und was die alte Schultheologie die letzten Dinge nannte: Was wird nach dem Tod sein? Und viel zu wenig erleben die Menschen die heilende Kraft der Liturgie.

Aber nicht nur die Qualität der Predigt irritiert – noch mehr zu schaffen macht vielen, dass die Gottesdienste zu wortlastig sind. Es wird unentwegt gepredigt, erklärt, kommentiert. Das ist wie wenn im Hamlet im Burgtheater dauernd der Regisseur auf die Bühne tritt und den Leute voruserzählt, was sie gleich viel im Schauspiel besser erleben werden. Vom Wortdurchfall, einer unseligen liturgischen Logorrhöe ist die Rede.

2010 Priesteramtsrollen im Wandel

Vielfalt der Priesteramtsbilder

Es hat ihn nie gegeben: „den“ Priester. Die Studie Priester 2000 ergab, dass es in den diözesanen Presbyterien Mitteleuropas eine bunte Vielfalt gibt: zeitlose Kleriker, zeitoffene Gottesmänner, zeitnahe Kirchenmänner, zeitgemäße Gemeindeleiter. Deren Selbstverständnis unterscheidet sich in vielfältiger Hinsicht.

- Zum Beispiel die Haltung zur modernen Welt: weltabgewandt, weltzugewandt, weltgewandt, weltverwandt. Mehr als alle Amtstheologie erklärt das personverankerte Verhältnis eines Priesters zur modernen Welt, wie er die Kirche und darin sein Amt versteht.
- Vielfältig ist die Einstellung zum Kirchenvolk, den leider sogenannten Laien, denen auf Grund der sakramentalen Eingliederung in den heiligen laós (Taufe und deren Vollendung in der Feier der Firmung) ja auch die Priester selbst zugehören: monarchisch-antisynodal bis synodal-demokratisch.
- Diese Vielfalt an Priesteramtsrollen im Jahr 2000 spiegelt auch wider, wie bunt die Kirchenbilder in der katholischen Kirche sind: und das nicht nur in den Konzilskomprobißdekreten selbst, sondern eben auch „inkarniert“ in die alltägliche Arbeit der Priester. Nach wie vor gibt es das Bild der „Priesterkirche“, mit einem Amt, das dem Volk (allein) gegenüber steht; das Miteinander-Kirchesein hat eher eine lyrische, aber keine praktische Bedeutung. Daneben leben Priester zunächst als Bruder unter Schwestern und Brüdern und tun sich oft gar nicht leicht, das nicht bequeme prophetische Gegenüber zum Kirchenvolk zu erdulden.

Freiheit und Mobilität

Der konkrete Dienst der Priester wird vom Ort der Kirche in der Welt von heute überformt. Mitteleuropäischen Kulturen stecken in einer tiefgreifender Transformation. Das Lebensgefühl der Menschen „modernisiert“ sich und „entmodernisiert“ sich einem.

- Die Freiheitsgrade sind gewachsen, wenngleich Freiheit immer kulturell und familial gebunden ist.
- Ein Moment an moderner Freiheit ist Mobilität: geistig durch Bildung, räumlich durch Reisen, informativ durch die modernen Medien, lebenspraktisch durch den Verlust an Gestaltungsmacht vieler bislang unverrückbarer Rollenbilder (Mann und Frau) und ethischer Weisungen (Ökologie, Gerechtigkeit, Kultur der Sexualität).
- Die mit der Freiheit verwobene Mobilität erfasst immer mehr auch die sozioreligiöse Dimension. Nach dem Ende der Konstantinischen Ära ist Religion nicht mehr Schicksal, Wahl (Peter L. Berger). Damit ist die Tradierung des Christentums zu einer Megaherausforderung geworden.

Je mehr Mobilität, desto mehr Stabilität

So sehr aber Freiheit und Mobilität im Wechselspiel gewachsen sind: Sie werden von den modernen BürgerInnen nicht nur als Wohltat erlebt. Vielmehr halten die hohe Mobilitätszumutung nur jene aus, welche zeitgleich auch starke Wurzeln entwickeln. Die Faustregel lautet: Je mehr Mobilität jemand wählt, je mehr davon zugemutet wird, desto stärker muss auch die Gegenkraft der Stabilität erlebt werden.

Politisch machen die Leitbilder von Nation und Heimat Karriere. Die Nation kippt in feindseligen Nationalismus und die Heimat in provinziellen Chauvinismus. Vom Großteil der Bevölkerung wird in Umfragen Religion mit dem Urwunsch nach „Heimat“ verwoben. Man mag durchaus kritisch vermerken, dass Weihnachten seinen christlichen Sinn verliert: Aber es bleibt das kulturelle Hochfest der Stabilität, der Geborgenheit, des Familialen. Religion erweist sich gerade auch für spirituelle Pilger

(Daniele Hervieu-Leger) als Suche nach einem „letzten Halt“, nach festem Boden unter den hurtigen Lebensbeinen.

Die Tendenz nach stabilem Leben in den familialen Welten und die Suche nach religiöser Geborgenheit hängen eng zusammen. Entlang der familialen Biographie erweisen sich moderne Menschen als religiös sensibel. Hier suchen moderne Menschen aber jene Anteile der Religion, die nicht destabilisieren, weil sie – zur Umkehr auffordernd – verändern wollen, sondern sie möchten rituell das kosmisch unbehaute Leben unter dem heiligen Baldachin einer bergenden heilen und heiligen Welt („Gottes“) beheimaten. Kirche wird so für viele nicht ein Moment überbeanspruchender Mobilität, sondern ein stabil bergendes Obdach der Seele. Wenn sie in ihrer großen Mehrheit etwas in der Kirche suchen, dann ihre heilenden Rituale inmitten ihres bodenfesten familialen Lebens. Kirche wird für Sie zur „Wahlheimat“: also frei gewählt – aber gewählt aus der tiefen Sehnsucht, im mobilen Varieté der Welt, inmitten der oft unerträglichen Odyssee moderner Existenz das Leben etwas zu verankern.

Die neue Sehnsucht nach Beheimatung ist die Antwort auf eine wachsende Freiheits- und Mobilitätsüberforderung. Die Zahl jener jungen Menschen nimmt zu, welche die lästig werdende Last der Freiheit wieder loswerden wollen. Es gibt eine „neue Unübersichtlichkeit“ (Jürgen Habermas). Junge Menschen fragen ungeduldig und beklommen: Wird die Welt bewohnbar bleiben, werde ich morgen Arbeit finden, wer zahlt mir einst eine Pension, wird die Liebe gelingen oder werde ich vereinsamt veralten. Zugleich wächst nicht jene Daseinskompetenz, die Mut macht, inmitten der neuen Unübersichtlichkeit in individueller Verantwortung zu bestehen. So erklärt sich die mobilitätsabweisende Freiheitsflucht, die an die Stelle der identitätsbildenden Courage Identitätsanleihe bei politischen und auch kirchlichen Führern setzt. Politik mutiert immer mehr zum freiheitsentlastenden Populismus.

Kirchenumbau

Die kulturelle Entwicklung bringt das herkömmliche Kirchensystem in arge Verlegenheit. Die einsetzbaren Mittel unberechenbar. Die katholische Kirche verfügt über weniger fest gebundene Gläubige, weniger Priester und Ordensleute, weniger Geld. Also wird der herkömmliche Kirchenbetrieb heruntergefahren. Das Downsizing verläuft entlang der prognostizierten Priesterzahlen: Weniger Großräume für weniger Priester. Zu 75% sind österreichische Pfarrgemeindevorstände der Ansicht, dass bei der derzeitigen Umstrukturierung allein der Priestermangel leitend ist.

Nun ist der „Campanilismo“ vieler Pfarrgemeinden unzeitgemäß und pastoral schädlich. Überwunden werden kann dieser aber nur durch die Frage: Welcher pastorale Vorgang verlangt für seine Optimierung nach welchem Raum? Dann wird die der Kirche aufgetragene Menschennähe in Bezug auf die familialen Biographien, auf die Alten (es ist die Mehrheit der Bevölkerung!) und Kranken, die Menschen mit Behinderung nach inkarnatorischer Verörtlichung (Jürgen Werbik) verlangen. Hier sind die Rituale zu den Lebenswenden anzusiedeln. Viele suchen gerade hier die Feier der Eucharistie, aus der sie Kraft schöpfen und welche die Gemeinde von innen her aufbaut. Es werden lokal jene örtlichen Gemeinschaften entstehen, die von entschieden Glaubenden gebildet und von Ehrenamtlichen getragen und auch geleitet werden (vgl. Erzbistum Poitiers).

Daneben wird es pastorale Vorgänge geben, welche die lokale Gemeinschaft überfordern und sich in größeren Räumen besser entfalten können: (Sinus-)milieusensible Vorgänge, Bildungsarbeit, diakonale Projekte, Teile der Jugendarbeit, Wegbegleitung von atheisierenden Menschen und spirituellen Pilgern. Erst durch beides, das pastorale Localizing wie das Regionalizing wird die erforderliche Menschennähe gesichert. Derzeit aber vermindert die Kirche durch die Einrichtung pastoraler Megaräume ihre für das Einweben des Evangeliums in moderne Biographien unverzichtbare Menschennähe. Sie zerstört damit selbst die Grundlage für die Realisierung ihres Auftrags unter modernen Lebensbedingungen. Nicht die Menschen entfernen sich von der Kirche, sondern die Kirche von den Menschen, so punktgenau der Altbischof von Innsbruck Reinhold Stecher. Die Kirche zahlt damit einen (zu) hohen Preis für ihre Entscheidung, lieber die Kirchengestalt entlang der Priesterzahlen räumlich umzubauen, dabei aber die eucharistische Kraft örtlicher Gemeinschaften auszudünnen statt für die Eucharistiefähigkeit dieser biographienahen Gemeinschaften mit innovativer Phantasie zu

sorgen. Dies kontrastiert deutlich mit den hymnischen Texten der beiden letzten Päpste über „Ecclesia de Eucharistia“.

Umbau aller „Rollen“

Dieser Kirchenumbau erfaßt unweigerlich das Selbstbild, die „Rolle“ aller Betroffenen – der „einfachen Kirchenmitglieder“ ebenso wie der vielen Ehrenamtlichen, der Pfarrgemeinderäte, auch aller hauptamtlichen SeelsorgerInnen und eben nicht zuletzt auch der Priester.

1. Die Hauptamtlichen, damit auch die Priester werden von den örtlichen Gemeinschaften abgezogen. In der Erzdiözese Poitiers ist es schon Prinzip geworden, dass ein Pfarrer grundsätzlich nicht mehr am Ort wohnt, sondern diese als Wanderpresbyter „besucht“. Getragen werden die örtlichen Gemeinschaften allein von Ehrenamtlichen.

2. Insofern den Priestern in größeren Einheiten die Leitungsverantwortung bleibt, wandelt sich ihre Rolle vom „Selbstfahrer und Fahrschullehrer“ hin zum „Leiter der Fahrschule“: also vom biographienahen Seelsorger in der Art eines Pfarrers von Ars hin zu einem Leiter eines pastoralen Großunternehmers. Ob der als Vorbild gepriesene Pfarrer von Ars als Großraumseelsorger heilig geworden wäre?

3. Die sakramentale Zuständigkeit bleibt den Priestern erhalten; diese gerät zunehmend in (zeitliche wie inhaltliche) Spannung zur Managementarbeit und zur Vorbereitung auf die sakramentalen Feiern.

4. Die im Jahr 2000 aufgedeckten Priestertypen betrifft die derzeitige Entwicklung in unterschiedlichem Ausmaß:

- Die zeitlosen Kleriker gewinnen insofern, als ihnen der sakramentale Bereich für sie auch bisher schon zentral war. Ob sie sich dank ihrer eher rigiden Persönlichkeitsstruktur die erforderlichen Führungsqualitäten aneignen können, muss sich erst zeigen. Vor allem haben sie theologisch wie persönlich Widerstände gegen einen partizipativen Führungsstil, ohne den ein Großteil der Haupt- und genau so der Ehrenamtlichen aber nicht mehr zu gewinnen ist. Die Gefahr ist groß, dass die Pastoral mit immer weniger Ehrenamtlichen das Auslangen finden müssen wird, was zu einer weiteren Eingrenzung der Pastoral auf Sakramente und Frömmigkeit führen wird. Diakonie wird weithin entfallen. Die Welt bleibt draußen.
- Die zeitgemäßen Gemeindeleiter wird es künftig kaum noch geben: Solchen Liebhabern der modernen Lebensweise erscheint die Kirche als zu unmodern und weltabgewandt. Die Kandidaten für diese Gruppe haben sich bislang eher der Berufsgruppe der Pastoralreferenten zugewendet. Sie wurden in den letzten Jahren als Gemeindeleiter eingesetzt. Da ein solcher Einsatz konsequenter Weise nach der Weihe verlangt, wird diese Vorgehensweise von immer mehr Diözesen unter Anraten Roms rückgebaut.
- Gute Chancen eröffnen sich für die zeitnahen Kirchenmänner. Sie lieben von Haus das Kirchenmanagement, während sie für biographienahe Pastoral weniger Eros haben. Für ihre Stärken wird es in den pastoralen Großräumen künftig deutlich mehr Posten geben.
- Auf eine schmerzliche Zukunft gehen die zeitoffenen Gottesmänner zu. Ihr Kernanliegen ist das Einweben des Evangeliums in die Biographie moderner Menschen. Sie sind (neben den Gemeindeleitern) jene Gruppe unter den Priestern, die einen ausgeprägten seelsorglichen Eros haben und die Nähe zum Alltagsleben der Menschen suchen. Dabei verweben sie diese Verkündigungsaufgabe eng sowohl mit ihren sakramentalen Diensten und zugleich mit diakonaler Sensibilität. Im derzeitigen Kirchenumbau leiden sie darunter, dass ihnen angesichts der zugemuteten Managementaufgaben an Zeit für die Seelsorge fehlt.

5. Nicht wenige befürchten, dass die zeitlosen Kleriker in den diözesanen Presbyterien anteilmäßig rasch zunehmen werden. Die bisherigen Verhältnisse werden umgedreht. Galten nach dem Konzil zeitlose Kleriker eher ein „tridentinisches“ Auslaufmodell, scheinen sie nunmehr

als der erwünschte Zukunftstyp gefördert zu werden. Den weltzugewandten „Krawattenpriestern“ folgen wieder die weltabgewandten „Kolarpriester“. Insofern die neuen Kleriker die jüngeren Priester sind und die zeitoffenen Gottesmänner wie die zeitgemäßen Gemeindeleiter heute mehr in der älteren Konzils-Generation zu finden sind, wird der Generationenkonflikt in den diözesanen Presbyterien zunehmen. Die Kleriker werden die diözesanen Schlüsselstellen besetzen, die Zeitoffenen hingegen werden sich in den lokalen Gemeinden einigeln und bei der erstbesten Gelegenheit in den Ruhestand treten.

6. Was am Ende einer solchen Entwicklung übrig bleiben könnte? Eine weltferne antimoderne Klerikerkirche mit einer abnehmenden Zahl engagierter Laien, die es als ihre erste Pflicht ansehen, ihre Priester zu entlasten? Aber ist es nicht unaufgebbare Aufgabe der Kirche, mit dem heilenden und prophetischen Evangelium die moderne Welt zu durchdringen? Ist es nicht gerade Sekten eigen, sich aus der vermeintlich verdorbenen Moderne herauszuhalten? Bekäme also die heraufkommende Kleriker-Kleinkirche „sekteartige“ Züge?

Eine Vision

Gibt es zu solchen eher düsteren Aussichten keine ermutigende Alternative? Doch. Um sie zu realisieren, braucht es mehr als den Versuch, die Kirchengestalt entlang der sinkenden Priesterzahlen umzubauen. Niemand weiß bislang sicher, wie das gehen könnte. Elemente eines couragierten Aufbruchs in eine neue Kirchengestalt lassen sich skizzieren. Dabei wird als unumkehrbar angesehen: das Ende der Kirchengestalt aus der Konstantinischen Zeit; oder auch die Notwendigkeit, eine neue Balance zwischen localizing und regionalizing pastoraler Vorgänge zu suchen, was zu einem differenzierten Raumkonzept führt.

7. Ein erstes Element ist das Gewinnen einer missionarischen Leidenschaft mit neuer Qualität. Durch die enge Verflechtung von Kirche-Staat-Gesellschaft war die „Christentümlichkeit“ der Kulturen wie der Menschen weithin gesichert. Europa war „durchmissioniert“. Das schuf eine Art „missionarische Atrophie“ der Kirchen. Auf Grund der zunehmend raschen Auflösung des Christlichen in Richtung des Atheisierens oder auch des spirituellen Pilgerns rückt der Missionsauftrag neu ins Bewußtsein. Der Ausfall der familialen Glaubensstradierung zwingt zudem, jede Generation von Kindern und Jugendlichen ohne Mithilfe von Familien fürs Evangelium neu zu gewinnen.

8. Das Missionarische ist Grundauftrag an die ganze Kirche und jedes ihrer Mitglieder. Dennoch: Charakteristisch für das Amtliche in der Kirche ist, dass das, was allen aufgetragen ist, von den Amtlichen im Namen der Kirche getan wird. Amtsträger haften mit ihrer Person dafür, dass Mission geschieht. Deshalb wird dem Bischof bei seiner Weihe das Evangelium (nicht der Kodex) aufs Haupt gelegt. Daran habe alle in seinem Presbyterium Anteil. In gewaltfreiem engagiertem Dialog moderne Menschen für das Evangelium zu gewinnen wird so das Herz künftiger priesterlicher Tätigkeit werden. Dabei werden sie nicht nur selbst ein hohes Maß an Glaubwürdigkeit brauchen, sondern sind auf eine sie tragende glaubwürdige Kirche angewiesen.

9. Dank Ferdinand Klostermanns Pionierarbeit war der Priester als Gemeindeleiter definiert worden. Diese Aufgabe wird künftig zunächst nicht den Mittelpunkt seines amtlichen Dienstes ausmachen. Schon 1977 betonten die Deutschen Bischöfe, es sei Aufgabe der Priester, „an Christi Statt Gemeinden zu gründen und zu leiten“. Priester werden also nicht nur einzelne Personen für die Einwebung des Evangeliums in ihre Lebensgestaltung gewinnen, sondern zugleich diese (entschieden) Glaubenden in ein gemeindliches Netzwerk sakramental einfügen: also taufen. Der innere Aufbau dieser durch sie gegründeten Gemeinschaften des Glaubens wird durch die Feier der Eucharistie geschehen.

10. Gemeindegründerische Priester werden mobil sein. Sie wohnen kommunitär und arbeiten in einem Team. Ihnen ist ein größerer pastoraler Raum zugeordnet. Sie besuchen die von ihnen gegründeten Gemeinden und begleiten sie solange, bis diese in eine weitreichende Autonomie entlassen werden können. Dies ist dann der Fall, wenn es in den örtlichen Gemeinschaften Verantwortliche für das Gebet, das Zeugnis und den Dienst gibt. Auch für die Finanzen sorgt dann jemand. Nicht zuletzt leiten sich diese ganz ehrenamtlich getragenen Gemeinschaften selbst. Um dieses Ziel zu erreichen, fördern die gemeindegründerischen Priester die erforderlichen Charismen.

11. Die gemeindegründerischen Priester tragen dauerhaft Sorge dafür, dass diese Gemeinschaften in der Spur des Evangeliums sowie im Verbund der anderen Evangeliumsgemeinschaften der Ortskirche bleiben. Dies kann von den Priestern auch prophetische Kritik verlangen: an schleichender Verbürgerlichung, an die Liebe verletzenden Konflikten, an Diskriminierungen zwischen Reichen und Armen, Fremden und Einheimischen, Männern und Frauen (vgl. Gal 3,28).

12. Zur Förderung weitreichender Autonomie gehört, dass auch die Seelsorge von den örtlichen Gemeinschaften und gemeindeübergreifenden Projektteams erfüllt wird. Priester können zwar als Kirchenmitglieder und bei vorhandenem Charisma auch seelsorglich arbeiten, sie werden Seelsorge (sieht man von der seelsorglichen Kraft der sakramentalen Feiern ab) wie alle anderen Kirchenmitglieder in gewisser Hinsicht ehrenamtlich machen. Amtlich verantwortlich bleiben sie freilich dafür, dass Seelsorge, Bildung und Diakonie auch wirklich geschehen.

13. Priester werden künftig vor allem Gemeinden gründen. Das Leiten tritt in den Hintergrund. Nur wenn eine Diözese genug Priester hat, wird sie sich den Luxus leisten können, dass Priester in den örtlichen Gemeinschaften wohnen. Was aber, wenn es die Möglichkeit zu diesem Luxus nicht gibt, aus einigen mobilen Gründerpriestern stabile Leitungspriester zu machen? Sollte dann die Kirche nicht aus den örtlichen Gemeinschaften erfahrene Personen (das Neue Testament nennt sie Älteste) (aus)wählen, welche in eine Art örtliches Presbyterium geweiht werden? Neben der absoluten Weihe der Gründerpriester gäbe es dann die relative Weihe der Leitungspriester. Mitglieder solcher örtlicher Ältestenteams würden das Amt ehrenamtlich ausüben. Der Vorteil eines solchen Weges zu gemeindeleitenden lokalen Presbyterien liegt auf der Hand: Die sonntägliche Feier der Eucharistie wäre in jeder gläubigen Gemeinschaft gesichert, was die innere Kraft und das Wachstum der lokalen Gemeinden verbürgt. Zudem würden die gemeindegründerischen Wanderpriester von der Last befreit, durch eine zu hohe Eucharistiemobilität überfordert zu werden, zudem in Gemeinschaften, zu denen sie lebensmäßig nicht dazu gehören.

14. Geht die Kirche diesen innovativen Weg (der weithin den neutestamentlichen Usancen entspricht), differenziert sich das Priesteramt in neuer Weise. Was unterscheidet, ist die Spannung zwischen gründen und leiten.

2010 Wie geht's Herr Pfarrer?

Spirituelle Elite

Katholische Pfarrer in Österreich¹⁹¹ sind eine geistliche Elite. Sie haben herausragende spirituelle Visionen von ihrem Amt. Knapp gefasst möchten sie selbst wie der Kirche, die sie in Dienst genommen hat, „Gott und den Menschen nahe“ sein und solche Gottes- und Menschennähe aus der Kraft des Evangeliums auch in den ihnen anvertrauten Menschen bewirken. Dazu möchten 85% „Menschen an den für sie wichtigen Lebensübergängen (Geburt, Heirat, Tod) begleiten“; 84% wollen „das Evangelium als Weg zu einem guten Leben verkünden“; 80% wünschen, „den Menschen in ihren Sorgen zur Seite stehen“; 74% mühen sich, „die Zeichen der Zeit erkennen und an ihnen die Verkündigung des Evangeliums zu formen“; weitere Stichworte sind: Anwalt der Schwachen und Bedrängten; Kinder und Jugendlichen, darüber hinaus jenen Menschen, die sich mit dem Glauben schwer tun, das Evangelium zu erschließen. Es ist wie bei den Pfarrgemeinderätinnen und -räten, die ich 2009 befragt hatte¹⁹²: Auch sie sind randvoll mit attraktiven Motiven. Das Unternehmen Kirche hat ein hochmotiviertes haupt- wie ehrenamtliches Personal. Jedes profane Unternehmen könnte die Kirche um ihr Personal auf mittlerer Ebene beneiden.

Besorgnisse

Diese helle Seite der Medaille hat eine dunkle Kehrseite. Auch diesbezüglich stehen die Pfarrer und die Pfarrgemeinderäte in einer ähnlichen psychischen Lage. Die Pfarrgemeinderäte haben Sorge um die Zukunft der Pfarren, in denen sie dienen; diese Zukunftsbesorgnis äußert sich darin, dass immer weniger Menschen die Sonntagsmesse mitfeiern, hier wie im gesamten pfarrlichen Leben Kinder und Jugendliche fehlen, es schwer ist, neue Ehrenamtliche zu finden, die Angst begründet ist, morgen keinen eigenen Pfarrer mehr zu haben und womöglich übermorgen auch keine eigenständige Pfarrei mehr zu sein. Pfarrliches Leben, so die Besorgnis der Ehrenamtlichen, blutet aus.

Die Pfarrer haben ihr eigenes Wirken im Blick. Sie befürchten ein Ausbluten ihrer Pfarrerrolle. Das, wozu sie sich berufen fühlen, werde in zehn Jahren weit weniger möglich sein als heute: Seelsorger an der Seite der Menschen (Wunsch heute: 93%, in zehn Jahren: 44%, also -50 Prozentpunkte), Vorsteher bei der Feier von Sakramenten (77%/55%/-22), Förderer der Mitarbeitenden in den Pfarrern (78%/48%/-29), einer der Christus als Haupt der Gemeinde erfahrbar macht (78%/51%/-27). Da signalisiert einen in kurzer Zeit zugemuteten Wandel im Selbstverständnis der Priester. Sie verstehen sich in erster Linie als Seelsorger an der Seite der Menschen. Von diesen entfernen sie sich immer mehr. Um ein Bild zu gebrauchen: Sie reparieren nicht mehr Autos, sondern leiten Reparaturwerkstätten. Ein größer gewordenen pastoralen „Unternehmen“ zu leiten wäre an sich eine anständige und durchaus auch eine geistliche Aufgabe (sonst wäre ja das Bischofsamt nicht geistlich). Aber die Pfarrer sind dafür nicht ausgebildet worden und dafür auch nicht angetreten.

Dazu kommt noch erschwerend, dass Menschen in unseren postchristlichen Kulturen bei der Kirche neben den Ritualen entlang ihrer Biographie und dem Wechsel der Jahreszeiten vor allem persönlichen Rat suchen. Wir hatten 2010 die Menschen in Österreich gefragt¹⁹³:

„In welchen der folgenden Situationen würden Sie einen Pfarrer/eine Pfarrerin, einen Imam, einen Rabbi oder Rabbinerin um Rat bitten? Sagen Sie bitte die drei wichtigsten!“

46% der katholischen Kirchenmitglieder suchen Rat bei einem Priester bei religiösen Problemen, 42% in persönlicher Verzweiflung, 36% in Gewissensnot. Wie viele werden in den nächsten Jahren im

¹⁹¹ Zulehner, Paul M.: Wie geht's Herr Pfarrer, Graz 2010. Von den über 3000 österreichischen Pfarrern sind 500 befragt worden – repräsentativ für alle österreichischen Diözesen.

¹⁹² Zulehner, Paul M./Hennersperger, Anna: Damit die Kirche nicht rat-los wird. Pfarrgemeinderäte für zukunftsfähige Gemeinden, Ostfildern 2009. – Die Menschen sind der Reichtum der Kirche. Pfarrgemeinderäte beleben die Kirchengemeinden (Forschungsbericht), Ostfildern 2009.

¹⁹³ Zulehner, Paul M.: Verbuntung. Kirchen im weltanschaulichen Pluralismus. „Religion im Leben der Menschen 1970-2000“, Ostfildern 2011. – Zulehner, Paul M.: „Seht her, ich mache etwas Neues“ (Jes 43,19). Wohin sich die Kirchen wandeln müssen, Ostfildern 2011.

katholischen Feld vergeblich nach einer kompetenten seelsorglichen Beratung durch Priester suchen: weil es zu wenige Priester geben wird und die zu wenigen keine Zeit mehr für Einzelseelsorge aufbringen können?

Überforderung

Der Priestermangel, so 75% der Pfarrgemeinderäte, sei die wahre Ursache des Umbaus der Kirchenstrukturen, also der Einrichtung von größeren pastoralen Räumen. Dabei unterstützen die Pfarrer diesen Umbau bedingt: „Große pastorale Räume sind für manche Aufgaben (wie Bildungsarbeit, Jugend, Schulung von Mitarbeitenden etc.) unverzichtbar“ – diese Aussage halten 45% für völlig richtig und weitere 34% für richtig. Nur 4% lehnen diese Aussage ab, 17% liegen im unentschiedenen Mittelfeld. Zugleich sind 77% ganz entschieden der Meinung, dass große pastorale Räume nicht die menschnahen Gemeinschaften ersetzen, weitere 14% halten diese Ansicht zumindest für richtig.

Die Pfarrer waren bislang für das Leben in einer einzigen menschnahen Gemeinschaft zuständig. Jetzt werden sie einem großen Raum zugeordnet. Das macht sie für drei bis acht kleine Pfarreien verantwortlich – und überfordert sie heillos, physisch und noch mehr psychisch. Drei von vier Pfarrern (75%) sagen: „Im Zuge des Priestermangels wird den Pfarrern zu viel Arbeit aufgelastet.“

Die naheliegende Antwort der Überforderten: es braucht mehr Pfarrer und nicht nur größere Räume. Jahrzehntlang haben die Pfarrer mit den Gemeinden um mehr Priesteramtskandidaten gebetet – der Erfolg hat sich faktisch nur in Burundi und anderswo in der Weltkirche eingestellt. Bei uns nicht. Also vermuten manche sehr spirituelle Pfarrer, ob Gott seiner Kirche nicht eine andere Lektion erteilt. Könnte das Priesteramt nicht angereichert werden durch gemeindeerfahrene Personen, die nebenberuflich in ein „Ältestenteam“, angesiedelt in den großen pastoralen Räumen, bilden könnten? 75% der Pfarrer können sich das vorstellen. Zudem haben sie eine Offenheit – nicht für die Abschaffung des Guts der Ehelosigkeit, wohl aber für die Anreicherung des Priesteramtes durch Verheiratete mit Kindern. Die Partnerschaft, in der ein Pfarrer morgen lebt, könnte für ihn ein Ort sein, wo er sich mit den Freuden und Sorgen des Berufsalltags „aufgehoben“ weiß (54% sehen das so); Der Pfarrer könnte dann seinen Glauben mit einer Partnerin / seiner Familie teilen (50%); er könnte sich emotional in einer partnerschaftlichen Beziehung (mit)getragen wissen (50%). Pastoral hilfreich wäre auch die Erfahrung, eigene Kinder ins Leben zu begleiten (40%). Eine Anreicherung anderer Art wäre für das katholische Priesteramt, würden die Lebenserfahrungen von Frauen aufgenommen werden (51%). Dass laisierten Priestern, die das noch wollen, bei einer solchen größeren Reform des Zuwegs zum Priesteramt die Amtsausübung wieder ermöglicht wird, halten 62% für angebracht.

Belastung durch Dissonanzen

Die Hälfte (52%) der Pfarrer leidet darunter, dass sie in wichtigen Fragen anders denken als die Kirchenleitung. Dass dies bei den Kirchenmitgliedern der Fall ist, vermuten 72%. Das betrifft viele sensible Fragen der pastoralen Arbeit und des persönlichen Lebens. Die Pfarrer, die bislang ganz nahe an den Lebensgeschichten der Menschen dran waren, wissen, dass sich die meisten nicht deshalb scheiden lassen, weil die Kirche mit den Geschiedenen gut umgeht; nur 15% der Menschen in Österreich haben 2010 dem Satz zugestimmt: „Wenn die Kirche mit Geschiedenen versöhnlich umgeht, schwächt sie den Bestand der Ehen.“ 70% der Befragten meinen: „Wenn jemand schuldlos geschieden ist, wäre es richtig, ihm die kirchliche Heirat neuerlich zu gestatten.“ Lediglich 11% „finden es richtig, dass Geschiedene, die gegen den Willen der Kirche wieder heiraten, nicht zur Kommunion gehen dürfen.“

Die tiefe Kluft in pastoralen Fragen ist „unternehmerisch“ besehen folgenreich. Man stelle sich vor, dass in einem weltlichen Konzern die Hälfte der leitenden Angestellten in wichtigen Fragen anderer Meinung ist als die Konzernspitze. Die Dissonanz weitet sich aber auch auf die persönliche Lebensform der Pfarrer aus. Viele Pfarrer sagen mit Blick auf die von der Kirche zugemutete ehelose Lebensform, dass sie von vielen Krisen durchzogen ist und dass sie sie als ständiges Auf und Ab erleben. Sie merken, dass Ehe wie Ehelosigkeit Hochrisikolebensformen geworden sind. 67% der Pfarrer sagen, dass sie durch Krisen hindurch eine Form gefunden haben, die sich selbst verantworten zu können meinen.

Hier geht es keinesfalls um die ethische Seite einer solchen Aussage, sondern eher darum, dass offenbar unter modernen Lebensbedingungen die ehelose Lebensform nicht wenige in höchstem Masse anfordert und immer mehr überfordert. Die betroffenen Pfarrer haben das Gefühl, dass ihre persönlichen Lebens- und Leidensgeschichten ihre Vorgesetzten nicht berühren darf. Sie haben daher längst aufgegeben, der Kirche Alternativen vorzuschlagen. Sie scheinen gar nicht anders zu können, als eigenverantwortlich ihr Leben zu gestalten.

Die Dissonanzen sind also groß. Sie werden auch nicht dadurch abgebaut, dass derzeit eher Bischöfe ernannt werden, von denen jene, welche sie ernennen, der festen Überzeugung sind, dass sie dem Druck der Dissonanzen widerstehen bzw. diesen zumindest ignorieren. Sorgfältig wird darauf geachtet, dass in diözesanen Dialogprozessen es für unerwünschte Themen ein „Depot“ gibt. Dort werden diese Themen mit dem Versprechen abgelegt, dass man sie nach Rom zur Behandlung weiter geben werde. In den letzten Jahrzehnten hat sich manch eines dieser Depos als Deponie erwiesen. Die Behandlung in Rom erwies sich zumeist als Entsorgung des Themas. Ein solches Vorgehen verändert nachhaltig die innerkirchliche Kommunikation. Die Bereitschaft, Konflikte vorzubringen und nach Lösungen zu verlangen, hat deutlich abgenommen. Ein neues Kirchenvolksbegehren ist nicht in Sicht. Die Reformkräfte haben sich unsichtbar gemacht. Viele sind emigriert, andere werden zynisch. Manche sind ausgetreten. Die Kirche ist damit nicht zukunftsfähiger geworden, sondern ist dabei, immer mehr auf eine traditionalistische Bunkerkirche zu schrumpfen. Denn mit den Reformkräften gehen der Kirche auch die weltoffenen und modernitätstüchtigen Kirchenmitglieder und Pfarrer verloren.

Aber auch die Kirchenleitung erleidet eine Schwächung. Indem sie zu lange schwelende Probleme „aussitzt“, verliert sie die Fähigkeit, eine mögliche Lösung mitzugestalten. Nicht die Kirche hat dann Probleme mit den Reformen – solche finden faktisch in vielen Gemeinden und im Leben vieler Kirchenmitglieder, haupt- wie ehrenamtlicher statt. Ein Problem hat allerdings die Kirchenleitung, weil ihr die Fähigkeit abhandenkommt, die wahrgenommenen Konflikte auch in einem breiten Lösungsvorgang unter möglichst breiter Beteiligung vor allem der Betroffenen zu gestalten.

Ich halte eine solche Entwicklung für die Kirche nicht für gut und auch nicht für wünschenswert. Gerade in der gegenwärtigen epochalen Transformationskrise braucht es eine hohe Synergie zwischen der Leitung und den tragenden Kräften in der mittleren Führungsebene (den Pfarrern) und den ehrenamtlichen Mitgliedern in den Pfarreien und Gemeinschaften. Es braucht eine exzellente synodale Leitung der Kirche. Viele Kirchenmitglieder und auch Pfarrer wäre zu solchen gemeinsamen Anstrengungen bereit. Aber nicht um jeden Preis. Vor allem nicht dann, wenn durch einen breiten Dialog nur der bestehende Kirchenbetrieb kleiner gemacht, die Kirche aber nicht fähiger wird, das Evangelium den vielen Suchenden, Skeptikern und Atheisten glaubhaft zu verkündigen. Und genau das haben sich die meisten Pfarrer zum Ziel in ihrem pastoralen Dienst gesetzt.

2012 Aufruf zum Ungehorsam: von verbal zu real.

Die Kirche an das Evangelium heranreformieren.

1. Die internen Entwicklungen der katholischen Kirche in Europa sind derzeit dabei, eine andere Qualität zu bekommen. Dabei ist die Auseinandersetzung schon alt. Es geht um die Begegnung der katholischen Kirche mit der modernen (west)europäischen Welt. Am Beginn dieser Auseinandersetzung stand deren kompromisslos-kämpferische Ablehnung (Pius XI.: Syllabus). Alle Annäherungsversuche, als Modernismus umrissen, wurden mit allen Mittel verhindert und unterdrückt (Pius X.)¹⁹⁴. Durch das von Johannes XXIII. einberufene Zweite Vatikanische Konzil hingegen kam es zu einer entschlossenen Öffnung. Die Entwicklung in der Folge wird immer kontroverser diskutiert. Die Einen erhofften vom Konzil einen Aufbruch der katholischen Kirche in die sich rasch entwickelnde (Post)Moderne, also eine Art postkonziliarer Dauer-Erneuerungsprozess „im Geist des Konzils“. Von Anderen wurde hingegen das Konzil selbst für dramatische Turbulenzen wie Mitgliederschwund und dem damit verbundenen Finanzmangel sowie für den Mangel an Priestern (allerdings nicht Priesterberufungen) und Ordensleuten, verantwortlich gemacht. 1975 hatte Prof. Joseph Ratzinger im Bayerischen Rundfunk nach zehn Jahren das Konzil evaluiert.¹⁹⁵ Für das Zweite Vatikanum stellte er zusammenfassend in den Raum: „Nicht alle gültigen Konzilien sind auch kirchengeschichtlich zu fruchtbaren Konzilien geworden. Von manchen bleibt am Ende nur ein großes Umsonst. Noch ist über den geschichtlichen Rang des Zweiten Vatikanums trotz allem Guten, das in seinen Texten steht, das letzte Wort nicht gesprochen. Ob es am Ende zu den Lichtpunkten der Kirchengeschichte zählen wird, hängt von den Menschen ab, die das Wort in Leben umsetzen.“ Inzwischen ist aus dem jungen Professor Papst Benedikt XVI. geworden. Was aus dem Konzil wird, hängt ein gutes Stück auch von ihm ab. Trägt er dazu bei, dass das Konzil zu den Lichtpunkten der Kirchengeschichte zählen wird, oder arbeitet er am „Umsonst“?

2. Die Formkräfte in den modernen Bereichen der katholischen Weltkirche leiden an enormer Frustration. Ihre Appelle zur Öffnung der Kirche in Richtung moderne Welt, so wie sie vom Konzils angestoßen wurde, verhallen ungehört. Dies gilt für die Kölner Erklärung ebenso wie für das Kirchenvolksbegehren¹⁹⁶ oder jüngst das Memorandum. Jeglicher Aufbruch unterblieb. Es hat wohl mit diesem Dauerfrust zu tun, dass in Österreich eine Pfarrereinitiative unter dem ehemaligen Generalvikar Monsignore Helmut Schüller weniger die Reformthemen, sondern die Reformmethode drastisch verändert haben.¹⁹⁷ Die Pfarrer haben keine neue Resolutionen verabschiedet, sondern sich von Resolutionen verabschiedet. Sie wünschen nicht mehr, sondern handeln. Der Akzent verschob sich von verbal zu real. Dazu haben sie ein „Kampfwort“ gewählt, das von der Leitung – wie die bisherigen Reformforderungen - nicht mehr „ausgesessen“ werden konnte. Sie veröffentlichten einen „Aufruf zum Ungehorsam“, um diesen sogleich einzugrenzen: ihr Ungehorsam komme einem Gehorsam dem Evangelium und dem Gewissen gegenüber gleich. Der Ungehorsam gelte „lediglich“ Regeln katholischer Seelsorgspraxis. Ihr Ziel ist es, wohlwollend formuliert, diese Praxis an das Evangelium „heranzureformieren“ und dort, wo in den Gemeinden solche Praxis sich schon breit gemacht hat (wie in der Scheidungspastoral), deren Anerkennung durch die Kirchenleitung zu verlangen. Der Aufruf kreist um zwei Themenkreise: In einer modernen Kultur, in der neben der Ehelosigkeit auch die Ehe immer mehr zur Hochrisikolebensform geworden ist und auch engagierte und tiefgläubige Kirchenmitglieder aus einem unentflechtbaren Gemenge von Schuld und Tragik scheitern, soll, von der ostkirchlichen Tradition und ihren Prinzipien der Oikonomia und Diakonia lernend, zwar keine generelle Zulassung zur Feier der Sakramente eröffnet werden, „es sei denn, es liegen besondere Verhältnisse vor, die jeweils im Gespräch mit einem erfahrenen Priester der näheren Klärung bedürfen.“ Diese pastorale Weisung aus dem Jahr 1980 wurde von den Österreichischen Bischöfen unter dem Vorsitz von Kardinal König gegeben. Sie wurde bislang nicht widerrufen und hat daher

¹⁹⁴ Neuner, Peter: Der Streit um den katholischen Modernismus, Frankfurt 2009.

¹⁹⁵ Nachzuhören unter <http://www.zulehner.org/site/zeitworte/article/177.html>

¹⁹⁶ Zulehner, Paul M: Kirchenvolks-Begehren und Weizer Pfingstvision. Kirche auf Reformkurs, Düsseldorf 1995.

¹⁹⁷ Tück, Jan Heiner (Hg.): Risse im Fundament? Die Pfarrereinitiative und der Streit um die Kirchenreform, Freiburg 2012.

Gültigkeit. ¹⁹⁸ Kardinal Schönborn unterstützt die Gemeinden dabei. ¹⁹⁹ Das steht allerdings in einer Spannung zu *Familiaris consortio* von Johannes Paul II. (1980); die Österreichischen Bischöfe hatten ihre Erklärung bewusst davor abgegeben. Daraus folgt aber auch, dass es sich hier nicht um einen Konflikt zwischen Pfarrern und Ortsbischof handelt, sondern zwischen ortskirchlicher und weltkirchlicher Praxis. Um der Glaubwürdigkeit willen wünschen sich die Pfarrer allerdings eine Abstimmung zwischen beiden Kirchenebenen.

3. Der zweite Themenkreis im Aufruf umfasst die Eucharistiefähigkeit gläubiger Gemeinden. Ihm sind einige Subthemen zuzuordnen: Die Sorge der Pfarrer wegen Überlastung, die Laienpredigt (die in der Schweiz übrigens von Rom nach wie vor geduldet wird), die theologische Gewichtung der Wortgottesfeiern, die im Aufruf theologisch kaum haltbar als „priesterlose Eucharistiefiern“ bezeichnet werden. Die Pfarrer reagieren mit diesem zweiten Großanliegen auf die laufenden Strukturreformen. Durch diese werden die Räume entlang der sinkenden Priesterzahlen zunehmend vergrößert und verlieren damit an pastoraler Qualität. ²⁰⁰, Die Kirche ziehe sich immer mehr von den Menschen zurück und klage gleichzeitig, dass die Menschen sich von der Kirche zurückzögen. So die Besorgnis der Seelsorger, die erleben, dass sie im Zug der laufenden Umstrukturierungen zu pastoralen Großraummanagern mutieren. Sie verstehen zudem theologisch nicht, wie die Kirche das höchste Gut der Eucharistie dem Gut der ehelosen Lebensform der Priester unterordnen könne. Es dünkt ihnen widersprüchlich, dass die Päpste²⁰¹ die Liturgie und hier wieder der Feier der Eucharistie an die erste Stelle setzen und sie mit dem Konzil Quelle und Höhepunkt christlich-kirchlichen Lebens nennen: Und zugleich nicht alles Erdenkliche tun, um deren Feier in gläubigen Gemeinden zu ermöglichen. Deutsche Ordinarien (wie die Bischöfe von Limburg oder Augsburg²⁰²) raten den Gläubigen, so wie sie wochentags zum Supermarkt oder Baumarkt führen, eben sonntags eine Zentralkirche anzusteuern. Sie übergehen dabei, dass die Eucharistie die Zusammengerufenen zu einem „Leib hingegeben“, also einer Gemeinschaft von Fußwaschenden wandelt. Dass dann immer mehr (Ordens)Gemeinschaften sich an Tertullian erinnern, der es 209 in Karthago für selbstverständlich ansah, dass für das „offerre et tinquere“ jemand aus der Gemeinde genommen werde für den unerwünschten Fall, dass die kirchliche Autorität keinen Ordinierten zugewiesen hat²⁰³, beunruhigt die Kirchenleitung, zeigt aber zugleich, dass die Bischöfe an dieser Entwicklung ihren Schuldanteil tragen, weil sie eben in ihrer Hirtenpflicht nicht vorsorgen. Die Pfarrer des Aufrufs meinen: Sie könnten das sehr wohl. Es gebe nämlich weit mehr Priesterberufungen als die Kirche derzeit annehme: unter den PastoralreferentInnen²⁰⁴, bei den Diakonen steht ein Drittel im „presbyteralen Standby“. ²⁰⁵ So kündigen die Pfarrer des Aufrufs an, sich für eine Überprüfung aller (Geschlecht, Ausbildung, Lebensform, haupt- oder ehrenamtlich) Zulassungskriterien zum Ordo einzusetzen. 75% der Pfarrer in Österreich sympathisieren übrigens mit den Unterzeichnern des Aufrufs zum Ungehorsam, in der Bevölkerung sind es zwei Drittel.²⁰⁶

4. Der Ausgang dieses neuartigen Reformprojekts ist offen. Der Druck auf den Wiener Erzbischof aus Rom und von Seiten der fundamentalistisch orientierten Katholiken, die lediglich kirchliche Reformen

¹⁹⁸ Mehr dazu in Zulehner, Paul M.: *Scheidung, was dann?* Fragment einer katholischen Geschiedenenpastoral, Düsseldorf 1983. Wegen der Berufung auf die Erklärung der Österreichischen Bischöfe erhielt ich ein Monitum der Glaubenskongregation. Das hinderte Kardinal König nicht, für die Berufung auf den Lehrstuhl in Wien 1984 das Placet zu erteilen.

¹⁹⁹ Schönborn, Christoph Kardinal: *Fünf Aufmerksamkeiten aus der Perspektive des Seelsorgers. Zur Pastoral für wiederverheiratete Geschiedene*, in Tück: Risse, 101-112.

²⁰⁰ Zulehner, Paul M: *Wie geht's Herr Pfarrer. Ergebnisse einer kreuz und quer-Umfrage: Priester wollen Reformen*, Graz 2010.

²⁰¹ Johannes Paul II.: *Ecclesia de eucharistia*, Rom 2003

²⁰² 2025: *Das Bistum Augsburg auf dem Weg in die Zukunft*, 2012.

²⁰³ Tertullian: *De exhortatione castitatis*, 7.3. –Dazu: Legrand, Hervé M.: *The Presidency of the Eucharist According to the Ancient Tradition*, in: *Worship* 53 (1979) 413-438. – Faivre, Alexandre: *Les laïcs aux origines de l'Église*, Paris 1984. – Beneden, Pierre van: *Haben Laien ohne Ordinierte die Eucharistie gefeiert? Zu Tertullians „De exhortatione castitatis“ 7,3*, in: *Archiv für 29* (1987) 31-46.

²⁰⁴ Zulehner, Paul M; Renner, Katharina: *Ortsuche. Umfrage unter Pastoralreferentinnen und Pastoralreferenten im deutschsprachigen Raum*, Ostfildern 2006.

²⁰⁵ Zulehner, Paul M; Patzelt, Elke: *Samariter - Prophet - Levit. Diakone im deutschsprachigen Raum ; eine empirische Studie*, Ostfildern 2003.

²⁰⁶ Aus den Ergebnissen der zweiten kreuz&quer Pfarrer-Studie unter Gerhard Klein, Abteilung Religion im ORF: Zulehner, Paul M: *Aufruf zum Ungehorsam. Taten, nicht Worte reformieren die Kirche*, Ostfildern 2012

hinter des Konzil zurück wollen, ist enorm. Dabei wird *jede* Seite sich bewegen müssen, soll der Kirchenfriede gewahrt und ein pastoraler Fortschritt erreicht werden. Die Pfarrer könnten dann sagen: Das „Kampfwort“ Gehorsam hat gedient, aber inzwischen ausgedient. Es kann darauf verzichtet werden, weil der Aufruf in der Predigt des Papstes bei der Chrisammesse 2012 auf weltkirchlicher Ebene Gehör gefunden hat. Die Kirchenleitung wiederum könnte sich für die beiden pastoralen Großanliegen zumindest zu einem ernsthaften ergebnisoffenen Dialog bereitfinden.

Paul M. Zulehner

2012 Gehorsam oder „Gehorhsam“? Zur Gehorsamsfalle rund um dem Aufruf der Pfarrerinitiative.

„Gehorhsam“: aus Freiheit geborener Gehorsam

Nichts verlangt mehr erwachsene Freiheit als christlicher Gehorsam. Das Ordensgelübde „Gehorsam“ und das, was ein Priester bei der Weihe dem Bischof in die Hand verspricht, ist daher zugespitzte Freiheit, und nicht deren Aufgabe. Es ist gehorchende Freiheit, die auf einen Anderen (einen Menschen, auf Gott) horcht und sich an diesen bindet. Oder sie horcht auf eine Berufung und bindet sich in Freiheit an sie. Daher der Prophet Jesaia: „Gott, der Herr, hat mir das Ohr geöffnet. / Ich aber wehrte mich nicht / und wich nicht zurück.“ (Jes 50,5) Vielleicht sollte man das Wort des biblischen Gehorsams umändern und – damit es nicht übersehen wird – „Gehorhsam“ sagen. Von solchem Gehorsam sprechen sowohl die biblisch begründete Tradition als auch die reiche Erfahrung der Kirchen und ihrer Orden. In diesem Sinn habe ich bei meiner Weihe auch dem Bischof – in meinem Fall war es Erzbischof Franz Jachym – und allen seinen Nachfolgern „Gehorsam“ versprochen. Im Modus zugespitzter Freiheit eben. Solcher Gehorsam hat mit einem Verhältnis zwischen Personen zu tun, die einander in Freundschaft begegnen. Für eine solche Gehorsamsbeziehung gilt umso mehr, was schon für Eltern und Kinder zutrifft: „Ihr Kinder, gehorcht euren Eltern in allem; denn so ist es gut und recht im Herrn. Ihr Väter, schüchert eure Kinder nicht ein, damit sie nicht mutlos werden.“ (Kol 3,20f.) Wie kann eine sich an Gottes Handeln orientierende Autorität ausgeübt werden, um die Anvertrauten nicht mutlos zu machen? Wie kann etwa die Kirchenleitung dazu beitragen, dass sich moderne und gebildete Frauen in der herrschenden kirchlichen Männerkultur nicht fremd und ausgegrenzt fühlen? Wie können gläubige Gemeinden, die aus der Eucharistie leben, diese auch Sonntag um Sonntag feiern: Macht nicht eine Kirchenleitung mutlos, die dafür nicht Sorge trägt, weil das Gut der Ehelosigkeit der (römisch-)katholischen Priester (nicht der griechisch-katholischen!) höher bewertet wird als die sonntägliche Feier der Eucharistie? Wird da nicht auch die Kirchenleitung schuldig, wenn sie durch ihr Nichthandeln dazu beiträgt, dass gläubige Gemeinden dann zur Selbsthilfe greifen und in diesem Sinn „ungehorsam“ werden?

Wahres Gehorchen aus Freiheit bedeutet immer auch, dass man seine eigene Freiheit bewahrt. Freiheit heißt aber immer auch Verantwortung übernehmen und auf sein eigenes Gewissen zu achten. Aus Freiheit geborener Gehorsam, der das Gewissen missachtet, wird sündig, so die Bibel. Natürlich gilt das für beide Seiten, die Autorität und jene, die gehorchen. Aber es ist nicht ausgeschlossen, dass jemand gerade weil er gewissenhaft ist, in einen partiellen Konflikt mit der Autorität gelangt. Eine solche Situation ist normal und verlangt auf beiden Seiten Respekt und Fingerspitzengefühl. Bequem und billig wäre es, vor dem eigenen Gewissen zu flüchten und sich blind zu unterwerfen. Für die Gemeinschaft sind solche gewissenhafte Dissidenten unangenehm. Die Kirche im Dritten Reich hatte keine Freude mit einem Jägerstätter. Auch Kardinal Newman und sein Toast auf das Gewissen vor dem Toast auf den Papst hat nicht nur Applaus geerntet: Aber Benedikt XVI. hat ihn (dennoch?) selig gesprochen und damit einen wertvollen Beitrag für eine spirituell anspruchsvolle „Gehorhsams“kultur in der Kirche geleistet.

Ein solcher aus erwachsener Freiheit geborener Gehorsam reift in einem lebenslangen herausfordernden Lernprozess heran. Es gibt Fortschritte und Rückschritte. Es braucht ein hohes Maß an Selbstkritik. Und zudem benötigt er zumal in der Kirche eine hohe Leidensfähigkeit und die Bereitschaft zur kritischen Loyalität. In anderen Beiträgen werden sich dazu viele Beispiele aus der langen Kirchengeschichte finden. Aus Freiheit geborener Gehorsam ist nicht „blind“, sondern sehend. Er ist loyal, wobei sich die Loyalität durchaus in respektvoll vorgetragener Kritik zeigt. Wer die dunklen Seiten der Kirche und das Unrecht, das in ihr begangen wird, nicht kritisiert, ist letztlich illoyal. Was wäre mit der jungen Jesusbewegung geschehen, hätte Paulus dem Petrus nicht ins Angesicht widerstanden, weil sich dieser ins Unrecht gesetzt hat (Gal 2,11), als er meinte, es müsse zuerst jemand das ganze jüdische Gesetz samt Beschneidung annehmen, bevor er Christ werden kann?

Die bange Frage ist zumindest zu stellen, ob sich nicht auch heute die Weltkirchenleitung in konkreten pastoralen Fragen (wie Zulassung zu den Sakramenten oder noch mehr die Ermöglichung der

sonntäglichen Eucharistiefeier in gläubigen Gemeinden) „ins Unrecht“ setzt? Wo sind dann aber die Paulusse, die dem Petrus öffentlich ins Angesicht widerstehen? Das Zweite Konzil im Vatikan hat die Kollegialität der Bischöfe entdeckt und theologisch begründet: Was aber noch immer aussteht, ist die kirchenpolitische Organisation dieser Kollegialität zu Gunsten der pastoralen Weiterentwicklung weltkirchlicher Regeln. Die Ortsbischöfe sind vereinzelt, werden auch als Einzelne von Rom über die Nuntiatoren in oftmals demütigender Art unter Druck gesetzt, wenn sie öffentlich eine mögliche Entwicklung erörtern. Von einem Zusammenschluss reformbereiter Bischöfe, von denen es weit mehr gibt, als öffentlich sichtbar wird, ist weit und breit nichts zu sehen und zu hören. Warum hat sich nicht schon längst eine „Bischöfsinitiative“ entwickelt? Ortsbischöfe machen nur die Hälfte ihrer Aufgabe, wenn sie ihre Arbeit in der Diözese gut verrichten. Es schadet aber der Weltkirche, wenn die Ortsbischöfe ihre Erfahrungen nicht in den Gang der Weltkirche einbringen. Warum also schweigen Bischöfe, die es besser wissen müssten, und warum werden Bischöfe, die auch nur Andeutungen machen, rasch zum Schweigen gebracht? Bleibt das so, darf es nicht verwundern, wenn die Ebene unter den Bischöfen, die Pfarrer mit den ihnen anvertrauten Gemeinden, den unterlassenen Job der Bischöfe stellvertretend übernehmen und manche Bischöfe durchaus gespannt zusehen und sich immerhin durch folgenlose Stellungnahmen, mit denen der rechte Flügel beruhigt werden soll, zu Wort melden.

„Autoritär stilisierter Gehorsam“

Im Folgenden geht nicht um „Gehorsam“, also um das aus spiritueller Tiefe wahrer Freiheit geborene „Gehorchen“. Auch nicht, wie solcher in der (katholischen) Kirche wieder belebt werden könnte: Der Aufruf zum Ungehorsam könnte eine gute Gelegenheit dazu sein.

Unser Blick richtet sich aber im Folgenden auf den kulturellen Kontext. Wir werden dazu aus der jüngeren Geschichte lernen, in welcher das Wort „Gehorsam“ eine ganz andere fatale Bedeutung hatte: Freies Gehorchen mutierte in autoritär stilisierten und verantwortungsflüchtigen Kadaver-Gehorsam. Es waren Hess, Höss, Eichmann und viele andere, welche sich auf den „Gehorsam“ beriefen, als sie sich für ihre nationalsozialistischen Untaten rechtfertigen wollten. „Führer befiehlt, wir gehorchen dir!“ war das Glaubensbekenntnis aller totalitären Systeme im Gehorsams-Jahrhundert, dem 20. unserer christlichen Geschichte, die so christlich auch nicht immer war. Wir stehen hier vor einer Art „Verkommen“ des aus liebender Freiheit geborenen „Gehorsams“ zu autoritärem und gewaltförmigen „Gehorsam“. Und wie die Analysen zeigen, ist noch kein Ende dieses Verkommens wahren „Gehorsams“ in Sicht.

Damit kein Missverständnis aufkommt: Ich behaupte nicht, dass wahrer kirchlicher „Gehorsam“ mit dem Gehorsam des NS-Unrechtsregimes auch nur annähernd verwandt ist. Das Gegenteil ist der Fall. Denn der „Gehorsam“ ist aus verantwortlicher Freiheit geboren, der Gehorsam hingegen verrät die verantwortliche Freiheit.

Bei allen Unterschieden: Diese fatale Gehorsamshaltung hat nicht nur zur breiten Unterstützung des Nationalsozialismus geführt. Sie wirkte nach dem Ende des Nationalsozialismus und seiner Gehorsamsideologie in unserer Kultur lange nach. Sie hat sich dann im Zuge der dafür außerordentlich wichtigen von Studenten getragenen Kulturrevolution der Achtundsechzigerjahre Gott sei Dank verringert. Seit der Mitte der Neunzigerjahre nimmt sie freilich wieder zu. Wir finden solche „Führerorientierung“ auch bei Mitgliedern und Sympathisanten der im österreichischen Parlament vertretenen Parteien (eher bei Männern denn bei Frauen) – besonders stark am rechten Spektrum, aber ebenso am linken Rand und durchaus auch bei nicht wenigen Mitgliedern der Volksparteien. Jedenfalls ist in Fragen von Freiheit und Gehorsam die Kultur im Land stark polarisiert.²⁰⁷

Wir entdecken diese in das 20. Jahrhundert zurückreichende unfreie „Gehorsamshaltung“ nicht zuletzt auch bei Kirchenmitgliedern. Da ich die Verantwortlichen von „kreuz.net“ nach wie vor für Kirchenmitglieder ansehe, kann der These nicht widersprochen werden, dass es diese aus der

²⁰⁷ Mehr dazu in: Zulehner, Paul M.: Verbuntung. Kirchen im weltanschaulichen Pluralismus. Religion im Leben der Menschen 1970-2010, Ostfildern 2011. – Ders.: Seht her, nun mache ich etwas Neues (Jes 43,19). Wohin sich die Kirchen wandeln müssen, Ostfildern 2011.

nationalsozialistischen Unkultur ererbte „Gehorsamsvorstellung“ auch auf dem Boden der Kirche(n) gibt. Der parlamentarische Geschäftsführer im Deutschen Bundestag Volker Beck nannte dieses Internetportal eine „Beleidigung für jeden gläubigen Katholiken“²⁰⁸. Und wie jüngere Studien zeigen: auch im katholischen Klerus und bei Kirchenmitgliedern. Viele scheinen bis heute den kirchlichen „Gehorsam“ mit dem Gehorsam des Nationalsozialismus zu verwechseln – zumindest in seiner Grundhaltung. Oder wie soll man einen Satz wie diesen, von einem österreichischen Bischof vor laufender Kamera gesprochen, anders verstehen: „Wenn der Papst für Ministrantinnen ist, dann bin ich auch dafür!“?

„Autoritarismus“

Es gehört zu den Verdiensten von Theodor W. Adorno, dass er sich mit diesem kulturellen Konzept von „Gehorsam“ forschersich befasst hat.²⁰⁹ Er fragte sich, wie es denn zu erklären sei, dass in vielen europäischen Ländern der Großteil der Bevölkerung (und auch der Kirchenmitglieder!) totalitäre Systeme bereitwillig unterstützt habe. Er nahm an, dass es in den betroffenen Menschen eine Art „Unterwerfungsbereitschaft“ gebe. Diese sei die sozialpsychologische Disposition für die nahezu euphorisch-blinde Bereitschaft, Diktatoren wie Mussolini, Franco, Hitler zu unterstützen. Es ist aus heutiger Sicht beklemmend, dass etwa der spanische Gründer des Opus Dei für General Franco eingetreten ist. Und viele Katholiken und Protestanten haben am Heldenplatz Hitler wie einen Messias begrüßt. Es bedurfte der theatralischen Gewissenserforschung durch Thomas Bernhard, der mit seinem Stück „Heldenplatz“ dafür sorgte, dass unter heftigem Widerstand darüber eine ernsthafte Debatte in Gang kam. Zu meinen Lehrern in der Mittelschule zählten Deutschnationale, die aus ihrer Sympathie für den Nationalsozialismus keinen Hehl gemacht haben. Der Geschichtsunterricht hatte 1933 geendet. Mein Wissen über diese Unzeit musste ich mir später selbst aneignen – wie viele meiner KommilitonInnen auch. Und unsere Väter haben geschwiegen, statt uns ihre zwiespältigen Erfahrungen mitzuteilen. Hatten sie auf einen Neuanfang durch Verschweigen gehofft?

Adorno entwickelte ein Instrument, um mit Hilfe empirischer Sozialforschung seine hypothetische Annahme zu überprüfen. Er fand seine Vermutung weithin bestätigt. Auch nach dem Ende des nationalsozialistischen Unrechtssystems trug eine Mehrheit in der Bevölkerung eine hohe „autoritäre Gehorsamsbereitschaft“ in sich. Die Mehrzahl der Menschen erwies sich nach wie vor als in hohem Maße „unterwerfungsbereit“. „Recht hat, wer oben ist“, so die Kurzformel autoritär gestimmter Menschen.

Wahre Autorität

Der Begriff „autoritär“ bedarf einer Klarstellung. Es handelt sich nicht um die Frage, wie jemand Autorität ausübt. Deren Wesen ist es Räume zu eröffnen, damit andere „gemehrt“ werden, sich entfalten, also wachsen können, worauf eben das lateinische Wort „augere“ verweist. Dazu verausgabt sich „wahre Autorität“. Das Beispiel Jesu und die Bilder und Erzählungen aus seiner Verkündigung weisen klar in diese Richtung. Wahre Autoritäten, die an ihm Maß nehmen und „Management by Jesus“ machen, dienen der Lebendigkeit der Gemeinschaft, so auch die moderne Organisationswissenschaft im Einklang mit den Bildern Jesu. Wer der Erste sein will, sitzt nicht an den Tischen, sondern der Obere ist der Ober (Lk 22,27). Er ist Galeerensklave (Phil 2,6-10). Er leitet wie der gute Hirt, der hinter der Herde hergeht (die guten Weideplätze findet am besten der Leithammel) und der die Feinde abwehrt, die Kranken versorgt und den Starken das gönnt, was diese brauchen (Joh 10,10; Ez 34). Nicht zuletzt ist er der oberste Fußwascher (Joh 13,1-20): Alle diese Sätze sind in der katholischen Kirche in ihrer männlichen Form weithin richtig. Leider.

Dass kirchliche Autorität auf allen Ebenen dazu bestellt ist, dafür zu sorgen, dass die anvertraute Gemeinschaft (Weltkirche, Ortskirche, Pfarrgemeinde, geistliche Bewegung, Orden) in der Spur des Evangeliums bleibt und die aus dem Evangelium geborenen Gemeinschaften untereinander verbunden bleiben, ist ökumenisch inzwischen geklärt. Um die Spurtreue zu sichern: dabei kann es dann manchmal schon hart auf hart gehen. Wenn der Pfarrgemeinderat von Eberau im Burgenland gegen

²⁰⁸ Kathpress vom 30.3.2012.

²⁰⁹ Adorno, Theodor W.: The authoritarian personality, New York 1950.

die Errichtung eines Erstlagers für Asylanten votiert, und der Pfarrer allein dafür steht und daran erinnert, dass die Gemeinde beim Gericht (vgl. Mt 25) gefragt werden wird: „Ich war fremd, und ihr?“, kann man leicht die Schwere des kirchlichen Amtes erahnen. Was aber, wenn die Amtsträger untereinander nicht einig sind, ob die Kirche (nicht als Ganze, aber in pastoralen Detailfragen) genug spurtreu ist? Es kann durchaus die Möglichkeit geben, dass einige aus der Gemeinschaft der Amtsträger darauf aufmerksam machen. Und diese müssen nicht unbedingt der oberen Riege angehören. Manchmal sind es dann auch Leute aus dem Kirchenvolk, die Heiligen, oder Mitglieder aus dem Pfarrgemeinderat, welche diese undankbare prophetische Rolle übernehmen und sich dafür einsetzen, dass die kirchliche Gemeinschaft an das Evangelium heranreformiert wird. Könnte dies nicht das Hauptanliegen der Pfarrerinitiative sein? Mehrheitlich meinen sie, dass die Kluft zwischen der Kirche und dem Leben der Menschen erheblich größer ist als jene zwischen dem Leben der Menschen und dem Evangelium. Ein Teil der Entfremdung zwischen der Kirche und Zeitgenossen scheint also – aus der Sicht dieser Pfarrer und ihrer vielen SympathisantInnen im Kirchenvolk – nicht vom Evangelium gedeckt zu sein. Übrigens: Wo kirchliche Autorität diese Qualität hat, hat es auch der aus Freiheit geborene Gehorsam leicht.

Entwicklung des Autoritarismus in Österreich

Zurück zum Autoritarismus. Wir haben mit Adornos Forschungsinstrument seit 1970 bis herauf ins Jahr 2010 die Menschen im Land studiert. Darüber hinaus haben wir das Instrument in allen Sonderstudien der letzten Jahrzehnte eingesetzt: in der großen zentraleuropäischen Priesterstudie 2000, der Studie über Diakone 2002, PastoralreferentInnen 2006, Pfarrgemeinderäte 2009.²¹⁰

Der Autoritarismus war in Österreich 1970 beachtlich hoch. Das Wichtigste, was Kinder lernen müssen, ist gehorchen: Das hielten 1970 85% für richtig. 1990 war diese Gruppe auf 32% geschrumpft. Dazu erheblich beigetragen hat die wachsende Bildung im Land.

TABELLE 1: Autoritarismus 1970-2010 in Österreich

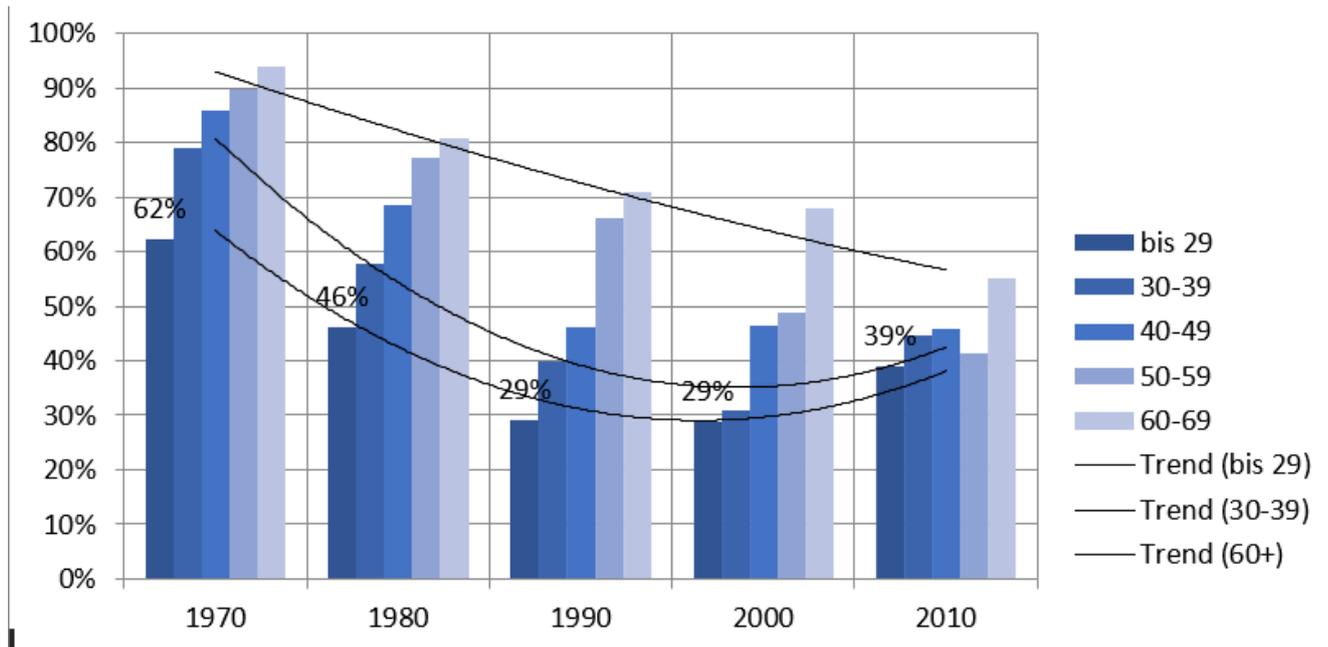
	Das Wichtigste, was Kinder lernen müssen, ist Gehorsam.	Die viele Freiheit, die heute die jungen Menschen haben, ist sicher nicht gut.	Mitreden und mitentscheiden soll man erst, wenn man durch harte Arbeit eine Position erreicht hat.	Wo strenge Autorität ist, dort ist auch Gerechtigkeit.	Index Autoritarismus (sehr stark und stark auf einer vierteiligen Skala)
1970	85%	68%	64%	43%	81%
1980	62%	51%	43%	33%	67%
1990	44%	40%	34%	26%	49%
2000	43%	42%	22%	21%	47%
2010	32%	38%	25%	19%	48%
<i>Differenz 1970>2010</i>	<i>-53</i>	<i>-30</i>	<i>-39</i>	<i>-23</i>	<i>-33</i>

1970-2010

Der Anteil der autoritär Gestimmten steigt zu den jungen Pfarrern hin leicht an: Sind unter den 61-70jährigen 18% eher autoritär, dann entfallen auf diese Gruppe bei den Unter40jährigen 26%. Diesbezüglich gleichen die jüngeren Pfarrer den jüngeren Menschen im Land: Auch bei diesen, insbesondere bei den Männern, nimmt derzeit der Autoritarismus wieder zu. Der Autoritarismus zeigt paradoxer Weise, dass gerade die Jüngeren sich zwar für „antimodern“ (was für viele auch konzilsskeptisch bedeutet) halten, faktisch aber in einer unerkannten Weise „modern“ und zeitangepasst sind. Sie gehören zu jener nachwachsenden postmodernen Generation, welche die lästig werdende Last der so von früheren Generationen so hart errungen Freiheit wieder loswerden wollen. Das macht sie in einer neuartigen Weise „unterwerfungsbereit“.

²¹⁰ Über alle diese Studien informiert detailliert meine Homepage:
<http://www.zulehner.org/site/forschung?SWS=7a06fc2e5c637242a4ef9c2ec3b9ecc3>

ABBILDUNG 1: Der Autoritarismus nimmt seit der Mitte der Neunzigerjahre bei den Jüngeren wieder merklich zu



1970–2010

Es gibt natürlich Theorien, warum die Kultur wieder „autoritärer“ wird. Vermutet wird, dass das Leben für die nachwachsende Generation „unübersichtlicher“ (Jürgen Habermas) und die Freiheit „risikanter“ (Ulrich Beck) werden. Zudem scheint auf Grund des beeinträchtigten familialen Lebensfeldes und vor allem wegen des Fehlens der Väter die Ausbildung einer belastbaren und risikofreudigen „Ich-Stärke“ immer öfter zu unterbleiben. Statt eine eigene Identität auszubilden, wird Identität bei starken Personen und geschlossenen Gruppen „geliehen“. Wo aber kein starkes Ich ist, dort breiten sich Unterwerfung und zugleich Neigung zur Gewalt aus. Gewalt (z.B. in der Sprache) wird dann zum Instrument, mit der eigenen Unsicherheit fertig zu werden. Man vernichtet oder eliminiert diejenigen, welche anders sind: die Fremden, die Muslime, die Juden, die Befürworter von Vielfalt. So erklärt sich der aggressiv-vernichtende Ton von kreuz.net und anderen einschlägiger Internetportale. Deren ist vernichtend und richtet sich: nicht zuletzt auch gegen die Andersdenkenden in der eigenen Kirche. Dabei wird niemand verschont, wenn er nicht ins Konzept passt, nicht einmal der Papst. Das zeigt auch der flagrante „Ungehorsam der Piusbruderschaft“. Deren Ungehorsam ist illoyal. Jener der Pfarrer hingegen muss im Gegensatz dazu zwar als kritisch, aber im Grunde als loyal gelten. Mit der Piusbruderschaft verhandelt Rom. Seit der Chrisammesse am Gründonnerstag 2012 hat Benedikt XVI. in einer behutsamen Weise eine Art Dialog begonnen. Seine Rede folgt freilich ein wenig der Methode der Glaubenskongregation: Man beschreibt etwas Abzulehnendes, um es dann abzulehnen. Ob seine Kritik wirklich die Anliegen der österreichischen Pfarrer getroffen hat, kann jede und jeder selbst beurteilen.

Und unter den Pfarrern?

Die 2011 in Österreich befragten Pfarrer sind im Schnitt deutlich weniger autoritär als die durchschnittliche Bevölkerung. Galten in Österreich 2010 48% als eher autoritär, sind es unter den jetzt untersuchten Pfarrern lediglich 20%.²¹¹ Unter den 2006 befragten österreichischen PfarrgemeinderätInnen waren es 21%,

²¹¹²¹¹ Die Detailergebnisse sind tabellarisch dokumentiert in: Zulehner, Paul M.: Aufruf zum Ungehorsam. Taten, nicht Worte reformieren die Kirche, Ostfildern 2012..

TABELLE 2: Autoritarismus in Österreich 2010 und unter den Pfarrern 2011

	sehr autoritär	autoritär	wenig autoritär	nicht autoritär
Österreich 2010	14%	34%	35%	17%
Pfarrer 2011	4%	16%	33%	47%
Pfarrgemeinderäte 2009	8%	13%	51%	26%

Dieser Autoritarismusindex korreliert eng mit den in der kreuz&quer-Studie vorgelegten Aussagen zum kirchlichen Gehorsam. *„Die Kirche braucht eine strenge Autorität, nur so kann sie bestehen.“* Dieser Aussage stimmen 90% der sehr autoritären Pfarrer zu und nur 10% der nicht autoritären. Dass die Priester den Gehorsam neu entdecken müssen, sehen unter den Sehrautoritären 86% so, unter den Nichtautoritären 21%. 86% der Sehrautoritären meinen, *„Die Priester müssen den Gehorsam neu entdecken.“* Nur 21% der Nichtautoritären sind dieser Ansicht. Autorität wie Gehorsam werden somit „autoritär“, also profan eingefärbt.

Sehr autoritäre Pfarrer (24%) haben bei der Ausübung ihres Priesteramtes (erwartbar) weniger Gewissenskonflikte als die nichtautoritären (36%): sie leben eben angepasst an die kirchlichen Vorgaben. Die Werte aller Subgruppen des Autoritarismus liegen unter 20%. Dieser Zusammenhang ist nicht belanglos. In einer Studie an Theologiestudierenden der Universität Wien war gefragt worden, ob jemand eine Berufung zum Priesteramt spürt, um dann weiter zu forschen, warum man sich dann nicht bereit erklärt, dieser Berufung zu folgen. Der Zölibat allein ist es aber nicht, der junge Männer an einem solchen Schritt hindert. Vielmehr scheuen sie davor zurück, dann „amtlich“ zu oft etwas vertreten zu müssen, hinter dem sie nicht stehen können. Auch das erklärt, warum es in unseren modernen Kulturen immer weniger Priesteramtskandidaten gibt.

Die lebensgeschichtlich gewachsene Persönlichkeitshaltung des Autoritarismus berührt auch die Wahrnehmung der Lage der Kirche. Autoritäre nehmen weit weniger eine Kluft zwischen der modernen Welt und der Kirche wahr als Nichtautoritäre. Dementsprechend halten sie auch Reformen für unnötig. Einen Reformstau können sie nicht erkennen.

Folglich prägt der Autoritarismus auch die Haltung zum AUFRUF. Das liegt nicht nur am Wort „Ungehorsam“, obgleich ein solches Wort die Autoritären besonders reizen muss. Die ABLEHNER²¹² des Aufrufs finden sich vorwiegend unter den Sehrautoritären.

²¹² Mehr zu dieser Typologie in: Zulehner, Paul M.: Aufruf zum Ungehorsam, Ostfildern 2012.

TABELLE 3: Autoritarismus und Grundhaltung zum AUFRUF

	Ablehner ²¹³	Aufschnürer	Zustimmer	Zeile - Gesamt
sehr autoritär	76%	19%	5%	4%
autoritär	54%	42%	4%	16%
wenig autoritär	26%	50%	24%	34%
nicht autoritär	13%	38%	48%	46%
alle	27%	42%	31%	

Die unter40jährigen Pfarrer sehen weit weniger einen Reformstau, eine Kluft zwischen der modernen Welt und dem Evangelium/der Kirche und lehnen dementsprechend auch die einzelnen Reformanliegen der Pfarrer-Initiative weithin ab. Sie selbst lehnen moderne „Freiheiten“ ab und neigen zu einem autoritär stilisierten Gehorsamsverständnis. Die Gegenpole sind dabei die 61-70jährigen hier und die Unter40jährigen dort. Die älteren Pfarrer erweisen sich als moderner und reformfreudiger als die jüngeren.

Fatale Verwechslung

Solche Zusammenhänge begründen einen gewichtigen und für die kirchliche Gehorsams-Debatte folgenschweren Verdacht. Offensichtlich ist die gegenwärtige „Gehorsamsdebatte“ in der Kirche nicht biblisch-spirituell inspiriert, sondern schlicht Ausdruck einer lebensgeschichtlich gewachsenen profanen Persönlichkeitshaltung.

Das erklärt auf der einen Seite, dass der Aufruf zum „Ungehorsam“ sich als derart wirkungsvoll erwiesen hat. Es wurde und wird mehr über den profan-autoritären (Un)-Gehorsam denn über einen biblisch fundierten und differenzierten „Gehorsam“ diskutiert, der sich im Kräftefeld Gott, Gewissen und Kirche verortet. Gar viele sind in die von den Pfarrern gezielt eingerichtete „Gehorsamsfalle“ getappt. Das hat dem Aufruf allerdings einen enormen Erfolg gebracht: noch einmal – nicht aus spirituellen, sondern aus höchst profanen Gründen.

Auch viele Teil-Reaktionen lassen sich auf dem Hintergrund der Analysen gut erklären. Je autoritärer (im profanen Sinn) jemand ist, desto aggressiver ist die Wortwahl (etwa kreuz.net); es wird dann untergriffig argumentiert, Sanktionen werden verlangt. Tappt ein Bischof nicht in die Gehorsamsfalle (was allerdings durchaus vorkam) und führt er einen Dialog unter Menschen, die alle unter demselben Evangelium stehen und um das Wohl der Kirche besorgt sind, dann werden auch über ihn in den einschlägigen Internetseiten diffamierende Wortmistkübel ausgeschüttet.

Solange solche Vermengungen nicht erkannt werden, kann weiterhin abgehoben-energig über „den“ Gehorsam diskutiert werden, ohne dass es dabei um den biblisch zugemuteten „Gehorsam“ geht: Die schwelenden pastoralen Fragen, um die es den Gemeinden und ihren Protagonisten von der Pfarrerinitiative geht, werden so nicht gelöst werden. Das gilt auch für den Fall, dass „Köpfe rollen sollten“, weil die „Rechten“ von der Kirchenleitung Solches erfolgreich einfordern. Das kann deshalb geschehen, weil die Ortsbischöfe derzeit mehr Angst vor den katholischen Internetportalen haben als vor der Pfarrerinitiative und der breiten offenen Mitte des Kirchenvolks. Bei der kirchenhistorischen

²¹³ Ablehner lehnen den Aufruf grundsätzlich ab; Aufschnürer stehen hinten den meisten Positionen, Zustimmer hinter allen. Mehr dazu in Zulehner, aaO.

Aufarbeitung des Aufrufs wird man die Frage erörtern, warum die rechten Hardliner in „Rom“ weit mehr Gehör gefunden haben denn die um die keineswegs einfache Verkündigung des Evangeliums in modernen Kulturen besorgten Pfarrer.

2012 Interviel mit Schweizer Kirchenzeitung

Es handelt sich ja großteils um alte Themen. Mittlerweile ist es auch wieder ruhiger um die Sache geworden, wengleich Pfarrer Schüller doch mit Geschick und Erfolg an der internationalen Vernetzung arbeitet. Wie beurteilen Sie die Initiative? Sehen Sie Fortschritte, sehen Sie Möglichkeiten, dass es tatsächlich etwas weiterbringt? Und was bewirkt es innerhalb der Priesterschaft?

ZULEHNER: Mit ihrem Aufruf zum Ungehorsam haben österreichische Pfarrer eine gänzlich neue Reformart gewählt. Sie äußern keine Wünsche, verabschieden keine Resolutionen – vielmehr verabschieden sie sich von solchen – , sammeln keine Unterschriften. Sie sagen einfach: In den Pfarrgemeinden, in denen wir arbeiten, gibt es eine Praxis, die wir für christlich ansehen und die wir machen, weil wir nahe bei den Menschen sind. So können Christinnen und Christen aus anderen Kirchen oder auch gläubige Ausgetretene ebenso zur Kommunion gehen wie wiederverheiratet Geschiedene, mit denen in einem persönlichen Gespräch eine Lösung ihrer Lage vereinbart werden konnte. Die Pfarrer sagen also nicht: Bischöfe, bitte erlaubt uns dieses oder jenes! Vielmehr bitten sie die Kirchenleitung, schon geschehende Reformen wahr- und anzunehmen und nicht mit kirchenamtlichen Stellungnahmen zu gefährden.

Die Bischöfe scheinen wenig geneigt, diese heiklen Fragen weiterzutragen. Sehen Sie auf Seiten der Bischöfe einen gewissen Spielraum - oder endet es im „Aussitzen und Totschweigen“.

ZULEHNER: Das Zweite Vatikanische Konzil hat viel über die Kollegialität der Bischöfe gesagt. Damit ist gemeint, dass sie zusammenwirken sollen, und zwar weit über die ihnen anvertraute Ortskirche hinaus. Die Ortsbischöfe tragen daher auch miteinander Verantwortung für die Entwicklung der Weltkirche und sind nicht nur Prokuristen der Vatikanischen Zentrale. Diese Aufgabe wird nicht wahrgenommen oder, genauer gesagt, sie wird zu wenig wirkungsvoll angegangen. Denn es müssten sich Bischöfe – vielleicht auch quer zu den Bischofskonferenzen – zusammenschließen, miteinander zum Papst fahren und ihm gemeinsam Reformanliegen vortragen. Das ist leider derzeit nicht der Fall. Die Bischofskonferenzen sind hoch polarisiert und damit in Fragen von Reformen handlungsunfähig. Und Netzwerke reformbereiter Bischöfe sehe ich nicht.

Die Initiative entsteht ja direkt aus dem pastoralen Engagement heraus - auch aus der Verärgerung über realitätsfremde Kirchenordnungen und Seelsorgsplanungen, die sich aus der Fläche und von den Menschen zurückziehen. Zum Teil sind die engagiertesten und beliebtesten Priester in der Pfarrerinitiative vertreten. Was sind die Szenarien, wenn diese Stimmen weiterhin unterdrückt und überhört werden? Schleichende Spaltung durch mehr eigenständiges Handeln? Steigende Frustration?

ZULEHNER: Am meisten besorgt bin ich nicht um die Gemeinden und die Pfarrer, sondern um die Kirchenleitung. Sie ist dabei, in einigen wenigen (!) pastoralen Fragen die Chance zu verspielen, schöpferisch gestalten zu können. Die Kirchenleitung erscheint ohnmächtig und isoliert. Die Reformen geschehen – leider! – ohne sie: was weder für die Leitung noch für die Kirche gut ist. Nicht die Pfarrer mit den Gemeinden sind also auf einen Erfolg angewiesen, sondern die Bischöfe selbst.

Wie sehen Sie die Pfarrerinitiative von Ihrer Kenntnis und Ihrer Untersuchung der Befindlichkeit der Pfarrer? Es scheint sich auch ein Wandel im Priesterbild anzudeuten: Die Pfarrerinitiative als Aufschrei von Seelsorgern einer Generation der 60-jährigen, denen es um Nähe zu den Menschen geht – auf der anderen Seite jüngere Priester, denen es mehr um Identität, Geschlossenheit, korrektes Feiern der Liturgie geht. Steht uns ein Rückzug auf ein durch Riten bestimmtes Priesterbild bevor?

ZULEHNER: Nach den vorliegenden Studien zu den Pfarrern zeigt sich sehr wohl, dass die vielen Priester aus der Konzilsgeneration anders denken als die wenigen jüngeren Priester. Es werden derzeit eher solche geweiht, die sich aus der zeitgenössischen Kultur heraushalten und diese für verweltlicht und entchristlicht ansehen. Für sie ist dann die Kirche gleichsam wieder eine Art Festung in einer feindlichen Welt. Zugleich huldigen sie innerkirchlich dem Ideal einer kritiklosen Loyalität. Nicht ins Amt wollen derzeit jene jungen Leute, die fürchten, sie müssten amtlich Dinge vertreten, hinter denen sie nicht wirklich stehen. Auf Papst Benedikt XVI. kann sich ein solcher Auszug aus der modernen Welt nicht berufen. Er betont: „Das Christentum darf nicht zu einer Art archaischer Schicht werden, die ich irgendwie festhalte und gewissermaßen neben der Modernität lebe. Es ist selbst etwas Lebendiges,

etwas Modernes, das meine gesamte Modernität durchformt und gestaltet – und sie insofern regelrecht umarmt...“ (Licht der Welt, 76).

Ein Kritikpunkt lautet, es gehe nur um Strukturfragen, nicht um die Gottesfrage. Schüller sagt, er kenne diesen Unterschied nicht, in der Struktur zeigt sich ja die Spiritualität, das Menschenbild etc. Gibt es hier von Seiten der Amtskirche eine Blindheit für die kommunikative Bedeutung der Strukturen (an eine angemessene Rolle der Frau in der Kirche glauben nur 10% laut Umfrage). Gerade auch vor ihrer letzten Umfrage über die Frauen: Stehen der kirchlichen Verkündigung nicht die eigenen Strukturen immer mehr im Weg?

ZULEHNER: Die Strukturen der Kirche sind eine Art Körpersprache der Kirche. Wenn man also in Bildern nur alte Männer sieht, dann ist verständlich, dass junge moderne Frauen (so viele Studien) sagen: Das ist nicht meine Kirche. Da komme ich nicht vor. Hier habe ich nichts zu sagen, kann nicht gestalten. Und wenn in den Leidensgeschichten von Scheidungen und in den darauf folgenden Hoffnungsgeschichten nur auf das objektive Gesetz verwiesen wird und nichts vom Erbarmen Gottes erfahrbar wird, dann kann es schnell vorkommen, dass die Leute sagen: Gott vergibt – aber seine Kirche nicht. Mit einer solchen Haltung verrät aber die Kirche letztlich ihre Sendung – sie verdunkelt, wer und wie Gott ist, anstatt zu erhellen.

Ein weiterer Kritikpunkt lautet, dass die Initiative zu viele Fragen vermischt - und dann pauschal abgelehnt wird. Würde es Sinn machen, einzelne, leichtere Themen einzeln herauszunehmen und ihre Diskussion einzufordern?

ZULEHNER: Die Pfarrer haben ja selbst in ihrer Punktation eine Stufung vorgenommen. Bei einigen Punkten heißt es: das machen wir (so z.B. bei der Zulassung von wiederverheiratet Geschiedenen zu den Sakramenten)! Bei anderen heißt es hingegen: Dafür treten wir ein (z.B. die Weihe von Frauen). Es ist ja auch so, dass der Wiener Erzbischof, Kardinal Christoph Schönborn, längst betont hat, dass er die Sakramentenpraxis rund um Scheidung und Wiederheirat gar nicht ablehnt. Vielmehr gilt ja in Österreich eine Erklärung der Bischofskonferenz aus dem Jahre 1980, die zwar grundsätzlich (und daher pauschal) keine Zulassung vorsieht, aber sehr wohl die Möglichkeit eröffnet, dass im Gespräch mit einem erfahrenen Seelsorger eine Lösung gefunden werden kann.

Sie deuten auch an, dass sich die „Amtskirche“ doch mehr auf Events und fromme Gruppierungen konzentriert – und die Seelsorge vor Ort, insbesondere an nur gelegentlich interessierten Messbesuchern zu kurz kommt oder aufgegeben wird. Gleichzeitig gibt es großes Interesse der Bevölkerung an diesem Thema und auch nach wie vor an der Kirche. Zieht sich die Kirche – mit einer Konzentration der Seelsorge und größeren Pfarrräumen – nicht auf ihren Binnenraum zurück? Fehlen da der Kirche nicht eine zeitgemäße Sprache und der Mut zur Begegnung mit dem Heute?

ZULEHNER: Die katholische Kirche in Österreich hat die Krisenjahrzehnte seit Kardinal Groer und die Missbrauchsfälle danach gut gemeistert. Sie hat in Kardinal Schönborn einen sehr guten und weisen Krisenmanager. Daher habe ich nicht die Sorge, dass die Kirche im Land sektoid wird und nur die angstbesetzten Fundamentalisten den Kurs der Kirche bestimmen. Es wird sich die offene Mitte längerfristig durchsetzen. Die größeren Räume werden für die Optimierung der Seelsorge sein. Aber in diesen wird es vielfältige Gemeinden und Gemeinschaften geben, die Eucharistie feiern. Es wird für sie auch – vielleicht nebenberufliche – Priesterteams geben, wie Joseph Ratzinger in einem Vortrag 1970 schon angekündigt hat. Die Bischöfe werden um eine ausreichende Zahl von „Ältesten“ im Sinn des Neuen Testaments sorgen. Denn sie wollen nicht mitschuldig werden daran, dass gläubige Gemeinschaften in Ermangelung eines offiziell dazu Beauftragten jemand aus ihrer Mitte mit dem Vorsitz bei der Eucharistie betrauen oder als gläubige Gemeinschaft miteinander den Heiligen Geist herabrufen, der die Gaben und die Versammelten wandelt – es ist ja auch kein Geheimnis, dass in der Zeit des Kirchenlehrers Tertullian das in Karthago am Beginn des dritten Jahrhunderts genauso gemacht worden ist. Eine solche Praxis haben wir bis heute noch bei der Taufe: damals aber war es auch bei der Eucharistie möglich.

Sie haben gleichzeitig ein Buch über Kirchenvisionen herausgegeben. Das erscheint angesichts der Reformstarre etwas kühn und mutig. Können Sie kurz umreißen, welche Bedeutung Bilder und Visionen für die Zukunft der Kirche haben?

ZULEHNER:

Die Kirchen betreiben derzeit am Ende der Konstantinischen Ära in ihrer nachreformatorischen Gestalt eine Art „downsizing“ des überkommenen Kirchenbetriebs. Das wird für die Erfüllung des Auftrags der Kirche in der inzwischen veränderten Kultur nicht ausreichen. Es braucht dazu eine Besinnung auf den missionarischen Auftrag der Kirche in der Welt von heute. Das ist aber eine Welt, die weltanschaulich überaus bunt geworden ist – was auch für die Schweiz gilt. Die Kirche aber beharrt darauf, dass Gott ein Gott aller ist: der Atheisten, der Buddhisten, der Muslime, der Christen. Dann aber ist die Kirche Gottes auch eine Kirche aller. Nicht um alle zu vereinnahmen, aber allen zu berichten, dass Gott sich für alle verausgabt und die Vollendung aller will. Dass jemand auf dem Weg der Vollendung ist, zeigt sich am Wachsen in der Liebe. Gelangt auf diesem Weg jemand endgültig im Tod in die Vollendung, dann wird er ein Moment an jenem vollendeten Kosmos, dessen Haupt seit der Auferstehung Christus ist. Denn „auf ihn hin“ ist alles erschaffen. Er ist der Erstgeborene der Schöpfung – und alle sind wir Nachgeborene (vgl. Kol 1,15-20). Solche Visionen werden die Zukunft der Kirche eröffnen – nicht der strukturelle Umbau einer sterbenden Kirchengestalt.

2014 Gehorsam-Loyalität

4. Gehorsam kann leicht zur Unterwerfungsbereitschaft verkommen.

Solcher „Gehorsam“ entspringt einem schwachen Ich. Adorno: „Autoritarismus“. Eichmann, Hess, Höss. Oder Krenn: Wenn der Papst für Ministrantinnen ist, bin ich auch dafür.

Autoritäre Menschen (Jasager, Wendehälse) werden von autoritären Führungskräften bevorzugt, auch leichter eingestellt. Schwache Führungskräfte suchen sich schwache Mitarbeiter.

Keine Pluralitätstoleranz, sondern Konsequenzzwang (Günter Hole).

Folge dieses „Gehorsams“: Gewalt gegen alles Andere, Fremde. Scheiterhaufen (echt, medial).

Solcher „Gehorsam“ ist letztlich bequem und die Abgabe von Verantwortung und Freiheit.

Unterwerfungsbereitschaft steckt in jeder von uns. Auch aus narzißtischem Harmonie- und Liebensbedürfnis.

5. Biblischer Gehorsam ist zugespitzte Freiheit, nicht deren Abgabe.

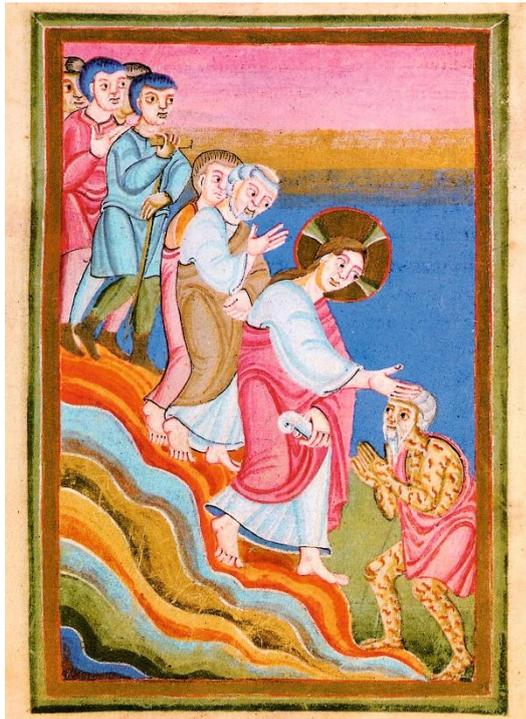
Köln-Vatikanstadt, 07.03.14 (KAP) Kardinal Karl Lehmann fordert mehr Zivilcourage im innerkirchlichen Dialog. "Die Ortskirchen waren - und sind es vielleicht oft bis heute - im Gespräch mit Rom feige", sagte der Mainzer Bischof dem "Kölner Stadt-Anzeiger" (Freitag): "Wir beklagen manchmal eine übergroße Macht Roms. Aber 'Rom' ist in vielem so stark, weil wir so schwach sind."

Papst Franziskus ermutige auch die katholische Kirche in Deutschland zu mehr besonnenem Mut. "Wir haben unsere Verantwortung für viele Teile der Welt, aber auch gegenüber Rom zwar auch schon früher wahrgenommen", fügte Lehmann hin-zu. Aber dies sei doch "eher schüchtern und manchmal zu verborgen" geschehen.

6. Christenmut wagen?

Christenmut ist eine Kunst wie Bürgermut (Singer). Man muss mit der Rückwelle rechnen. Es braucht hohe Standfestigkeit, tiefe spirituelle Wurzeln.

7. Jesus selbst war ungehorsam gegenüber dem herrschenden Gesetz: Weil er dem Gesetz Gottes gehorchte. Die Pfarrerrinitiative (Schüller) beruft sich darauf.



[Codex Echternach 1040 zu Mt 8,1-4)

8. Die Kirche hat jesusgemäß und zeitgerecht zu sein. Dem kommt sie immer nur fragmentarisch nach. Daher braucht sie der ständigen Erneuerung. Loyale Kritik ist ein Moment an dieser Umkehr und Erneuerung. Das war der undankbare Job der Propheten.

2017 Priester für morgen

Priester kann man nicht ohne die Kirche verstehen. Die Kirche wiederum nicht ohne ihren unveräußerlichen Auftrag von Gott, der sie in die jeweilige Zeit hineinsetzt.

„Mission“ der Kirche

Der Auftrag der Kirche ist es, die Menschen daran zu erinnern, dass Gott mit seiner Welt in Jesu Tod und Auferstehung angefangen hat, an ein unwiderruflich gutes Ende zu kommen. In der Endzeit (1 Kor 11,10; Gaudium et spes 48) verkündigt sie, dass das, was Gott in Jesus von Nazareth, einem von uns getan hat, Maß für die Vollendung aller ist. In der Bildsprache der frühen Liturgie, die dann Paulus im Kollosserbrief (1,15-20) übernimmt: durch ihn und auf ihn hin ist alles geschaffen. Alle Menschen sind geschaffen, von ganz gleich welchem kulturellen und biographischen Ausgangspunkt aus, in den österlichen kosmischen Christus hineinzuwachsen. Das gilt für Buddhisten und Atheisten, für spirituell Suchende und Christen.

Inmitten dieser bunten Vielfalt ist es die „mission“ der Kirche, Licht und Salz (Mt 5,32f.) zu sein. Sie lebt schon wie nach der Auferstehung, als Teil des österlichen Leibes Christi. Und sie begleitet in Freiheit die Menschen, damit sie in Richtung der Vollendung (in Christus) ausreifen können. Damit die Kirche diese Aufgabe erfüllen kann, jetzt schon durch ihre Existenz Erinnerung an die kommende Vollendung der Welt und der Menschen im kosmischen Christus zu sein, muss sie dazu als „Leib Christi“ bereitet werden. Dies geschieht in vielfältiger Weise: am dichtesten aber in der Feier der Eucharistie. Dort verleiben sich die von Gott Zusammengerufenen den Leib Christi ein, um in seinen österlichen Leib gewandelt zu werden. Durch die Wandlung der Feiernden wird aber ein Teil der Menschheit gewandelt. Jede Eucharistiefeier hat deshalb eine kosmische (und keineswegs nur eine private und auch nicht nur eine kirchenaufbauende) Bedeutung. Als Glieder am Leib Christi werden diese Menschen christusförmig. Sie werden „Leib hingegeben“, bilden also eine Gemeinschaft der Fußwaschung. Sie werden unteilbar Liebende: Gott und den Nächsten, den Fremden, den Feind und sich selbst. Diesen Auftrag der Kirche hat Benedikt XVI. auf dem Weltjugendtag in Köln 2005 folgender Maß in einem theologisch wie spirituell außerordentlich dichten Text zusammengefasst:

„Diese erste grundlegende Verwandlung [im Tod Jesu am Kreuz hinein in die Auferstehung] von Gewalt in Liebe, von Tod in Leben zieht dann die weiteren Verwandlungen nach sich. Brot und Wein werden sein Leib und sein Blut. Aber an dieser Stelle darf die Verwandlung nicht Halt machen, hier muss sie erst vollends beginnen. Leib und Blut Jesu Christi werden uns gegeben, damit wir verwandelt werden. Wir selber sollen Leib Christi werden, blutsverwandt mit ihm. Wir essen alle das eine Brot. Das aber heißt: Wir werden untereinander eins gemacht. Anbetung wird, so sagten wir, Vereinigung. Gott ist nicht mehr bloß uns gegenüber der ganz Andere. Er ist in uns selbst und wir in ihm. Seine Dynamik durchdringt uns und will von uns auf die anderen und auf die Welt im ganzen übergreifen, dass seine Liebe wirklich das beherrschende Maß der Welt werde.“

Zwei Arten von Priestern

Dieser Auftrag der Kirche geschieht heute lokal und zugleich regional. Er hat eine stabile und eine mobile Seite.

Gemeindegründerische Priester

Die mobile Seite: Es braucht Kirchenleute, die missionarisch unterwegs sind zu den Menschen, apostolische Existenzen. Ordiniert die Kirche solche Mitglieder, dann werden sie von Amts wegen missionarisch. Das ist der eine Typ von Priestern (man sollte im Sinn des Neuen Testaments besser von Presbytern reden). Ihre Aufgabe ist es, jene Menschen aufzuspüren, die einen gottgegebenen Kirchenberufung in sich tragen, damit sie diese erkennen, annehmen und sich einer konkreten gläubigen Einheit (die Franzosen sprechen von *unité locale*) eingliedern lassen. Solche Priester brauchen eine hervorragende Ausbildung in der Kenntnis der Freuden und Nöte der Menschen, ihrer Sehnsucht nach dem Wahren und Guten, die eine Gabe Gottes sind; sie benötigen eine hohe Empathie für die spirituellen Wege und Umwege, die ZeitgenossInnen einschlagen. Es braucht dann eine sprachliche Kompetenz, um das Leben zu deuten und dessen innere

Ausrichtung auf die gemeinsame Vollendung im kosmischen Christus auszulegen. Zu heben sind in diesen lokalen Gemeinschaften die vielfältigen Begabungen. Ehrenamtliche Dienste bilden sich für die wichtigen Belange einer gläubigen Gemeinschaft: Dienste am Wort, Dienste in der Liturgie, Dienste an der Gemeinschaft und ihrem Gedeihen. Eine Zeitlang werden diese missionarischen Priester mit solchen Gemeinschaften/Gemeinden leben. Sind diese in der Lage, für sich selbst zu sorgen, dann werden sie weiterziehen und weitere Gemeinden gründen. Es macht Sinn, dass diese missionarische Art von Priestern in einer Bildungsgesellschaft eine volle akademische Bildung erhält. Wegen ihrer zugemuteten missionarischen Mobilität ist es auch angemessen, dass sie ehelos leben: am besten in einer missionarischen Priesterkommunität. Ihre Weihe bindet an eine Ortskirche und geht den zu gründenden kleinen gläubigen Einheiten voraus, geschieht in diesem Sinn losgelöst von diesen, also in der Sprache der Theologie „absolut“.

Gemeindeleitende Priester

Die stabile Seite. Neben solchen missionarischen (ehelosen, vollakademisch gebildeten) Priestern benötigt die Kirche morgen eine andere Art von Priestern. Diese wird notwendig, sobald die missionarischen Priester erfolgreich gearbeitet haben und viele sich selbst tragende gläubige Einheiten entstanden sind. Es herrscht Übereinstimmung in den christlichen Kirchen, dass es für den Vollzug des Lebens solcher Gemeinschaften „ordinierte“ braucht: also Personen, die nicht nur kirchliche handeln, sondern beauftragt sind, „im Namen der Kirche“ und in bestimmten Situationen „im Namen Christi des Hauptes der Kirche“ zu handeln. Der noch junge Theologie Joseph Ratzinger hat dies 1970 in einer Vision für die Kirche im Jahr 2000 so umrissen:

„Sie wird auch gewiss neue Formen des Amtes kennen und bewährte Christen, die im Beruf stehen, zu Priestern weihen: In vielen kleineren Gemein-den bzw. in zusammengehörigen sozialen Gruppen wird die normale Seelsorge auf diese Weise erfüllt werden. Daneben wird der hauptamtliche Priester wie bisher unentbehrlich sein.“ (Ratzinger, Joseph: Glaube und Zukunft, München 1970, 122.)

Diese Priester anderer Art haben den Schwerpunkt ihrer Tätigkeit nicht im Gemeinde gründen, sondern im Gemeinde leiten. Dabei meint „leiten“ auch „nähren“, entfalten, für die Handlungsfähigkeit zu sorgen, vor allem aber darum besorgt zu sein, dass die Gemeinde Licht und Salz für das Hineinreifen aller Menschen in den kosmisch-auferstandenen Christus ist. Eben das geschieht in der Feier der eucharistischen Wandlung, welche Quelle und Höhepunkt des Lebens all dieser kleinen gläubigen Einheiten ist, ja sein muss.

Diese gemeindlichen Priester (der südafrikanische Bischof Fritz Lobinger nennt sie Älteste: Teams of Elders, Manila 2008) leben und wirken als lokales Priesterteam. Sie entstammen einer lokalen Einheit, in der sie „erfahren“ (also „probat“) geworden sind. Sie sind „personae probatae“. Zu einer solchen Person wird man nicht durch individuelle Berufung, losgelöst von einer gläubigen Gemeinschaft. Vielmehr ist es die gläubige Gemeinschaft selbst, die diese (immer mindestens drei) Personen aufstößt und den Bischof bittet, sie in ein lokales Presbyterium (in einer Gemeinde, einer Pfarrei, in einem überschaubaren Seelsorgsraum) zu weihen. Sie sind also nicht mehr absolut (auf die große Ortskirche hin) Ordinierte, sondern relativ, also bezogen auf den pastoralen Raum, aus dem sie kommen und in dem sie wirken, geweiht. Sie müssen sodann vor der Weihe auch keine volle akademische Ausbildung erhalten, sondern machen vielleicht ein Bakkalaureat oder eine andere kompakte theologisch-pastorale Ausbildung. Wettgemacht wird die kürzere Ausbildung durch eine intensive dauernde pastorale Begleitung durch einen akademisch ausgebildeten Priester im Seelsorgsraum – diese ist wie ein Dekan dann für etwa zehn solcher lokaler Presbyterien zuständig. Diese lokal angebundenen Priester arbeiten, wie Joseph Ratzinger vorhersah, nebenberuflich, ehrenamtlich. Für sie wird auch die Möglichkeit eröffnet, in Ehe zu leben.

Vorteile von zwei Arten von Priestern

Ein solches Modell mit zwei Arten von Priestern hätte mehrere Vorteile.

- Erstens steht nicht die Frage nach den Priestern, sondern nach den gläubigen Gemeinden (ihrer Gründung, ihrer Entwicklung zur Selbstversorgung, ihrer Eucharistiefähigkeit) im Mittelpunkt.

- Zweitens hieße die Alternative nicht mehr zölibatär oder nicht: eine Alternative, an der die heutige Kirche krankt und die sie zwingt, wider aller Erklärung über die zentrale Bedeutung der Eucharistie in priesterarmen Regionen faktisch eine eucharistieausgedünnte Kirche zu riskieren.
- Drittens wird nicht der Weg eingeschlagen, den viele für richtig halten, der sich aber als gemeindeentwicklerische Sackgasse erweisen kann: nämlich die hauptamtlichen Laien (die heute vielfach schon ohne Ordination Aufgaben übertragen bekommen, für die sie ordiniert werden müßten) zu hauptamtlichen Priestern zu weihen. Ein solcher Schritt würde die Gemeindeentwicklung eher verlangsamen als beschleunigen.
- Viertens würde die Kirche vor allem in Regionen, in denen Priester fehlen, nicht den Weg einschlagen, die Seelsorgsräume entsprechenden der schrumpfenden Zahl an Priestern immer größer zu machen und damit (vor allem die Priester) vom Alltagsleben der Menschen abzuziehen. Geht die Kirche solchen einen administrativ einfalllosen Weg, betreibt sie selbst die nachhaltige Entkirchlichung solcher Regionen.
- Fünftens wäre dies auch ein Modell für Kirchengebiete, die arm sind und keine gesicherten Dauereinkünfte (Kirchensteuer, Kultursteuer) haben.

Im christlichen Raum ist diese Vielfalt von Priestern nicht fremd. Vor allem die anglikanische Kirche hat bereits vierzig Jahre Erfahrungen mit solchen „Ordained Local Ministries“. Die Auswertung der vierzigjährigen Erfahrung zeigt, dass sie im Großen und Ganzen (bei allen Detailfragen) eine Bereicherung des kirchlichen Lebens darstellen.

8441

Priestermangel

Priester, neutestamentlich besser „Presbyter“ (Älteste), gehören zum kirchlichen Leben einfach dazu. Als Amtsträger handeln sie zudem „im Namen der Kirche“, während alle, die zum Gottesvolk gehören, berufen und begabt sind, „kirchlich“ zu handeln.

Sie werden dazu ordiniert, um „an Christi statt“ Gemeinden zu gründen und zu leiten, so die Deutschen Bischöfe in der Ordnung der Pastoralen Dienste aus dem Jahr 1977. Priester sind also nicht nur Gemeindeleiter, sie zumal in Zeiten, die nach einer Mission mit neuer Qualität verlangen, Gemeindegründer.

Diese doppelte Aufgabenstellung (gründen und leiten) gibt eine gute Grundlage ab, das Priesteramt unter den Bedingungen des Priestermangels klug und traditionstreu weiter zu entwickeln. Um das darzulegen, ist es zunächst erforderlich, von der Grundaufgabe der Kirche zu reden, die Getaufte ins Priesteramt ordiniert, damit sie im Namen der Kirche handeln.

Die Kirche hat ihren Platz in der Geschichte Gottes mit seiner Welt. Gott, der in sich Liebe ist, verströmt sich als Liebender an die Schöpfung und darin den Menschen. Deshalb ist jeder Mensch so geschaffen, dass er die Liebe Gottes aufnehmen kann. Der Sehnsucht Gottes nach dem Menschen (so in der jüdischen Theologie) entspricht eine Sehnsucht des Menschen nach Gott (Psalm 63). Dieses Ziel, dass Gott im Menschen geboren wird, hat sich in einem von uns, Jesus von Nazareth erfüllt. In ihm hat die Weltgeschichte angefangen an ihr Ende zu gelangen (1 Kor 11,1, GS 48). Mission der Kirche ist es nun, diese gute Nachricht von der angefangenen Vollendung als „Licht der Welt“ (Mt 5,33) in ihrem österlich geprägten Leben, Reden und Feiern der Menschheit in Erinnerung zu halten sowie als „Salz der Erde“ (Mt 5,32) zum Hineinreifen aller in der Geschichte auf den kosmischen auferstandenen Christus (Kol 1,15-20) heilend beizutragen.

Kirche ist in diesem Zusammenhang jener Teil der Menschheit, der geschenkt ist, jetzt schon die Endzeit sichtbar machend, „Leib“ des kosmischen Christus zu sein. Dies ist sie mit all jenen zusammen, die durch Gottes Gnade jetzt schon (sichtbar oder auch unsichtbar) in den auferstandenen kosmischen Christus hinein verwandelt sind: Das Konzil spricht hier von der „allumfassenden Kirche“, die am Ende der Zeiten sein wird und die jetzt schon in der sichtbaren Kirche spurenhafte anweist.

Diese Wandlung der Menschheit in den Leib Christi hinein geschieht in vielfältigen Weisen: am intensivsten und sinnhaftesten in der Feier der Eucharistie. Sie ist Wandlung eines Teils der Welt hinein in den kosmischen Christus. Wenn in der Feier der Eucharistie sich Christen den Leib Christi einverleiben, dann werden sie in den endzeitlichen Christus einverleibt, werden von seiner Art – also Leib, hingegeben. Abendmahl und Fußwaschung sind somit Quelle und Höhepunkt alles christlich-kirchlichen Lebens.

Alle, die von Gott der Kirche hinzugefügt sind, tragen diese Mission der Kirche. Die Amtsträger, vor allem die Priester, sind amtlich dafür haftbar gemacht, dass sich diese Wandlung der von Gott in seine Kirche Berufenen und damit eines Moments an der Welt ereignet. Der Aufbau von gläubigen „gottvollen“ Gemeinschaften und die verwandelnde Feier der Eucharistie zählen daher zu den Grundaufgaben der Priester. Dafür hat die Kirche sie gut auszubilden, mit einer missionarisch-gemeindeaufbauenden Kompetenz ebenso wie mit der *ars celebrandi* (samt der innewohnenden *ars praedicandi*) der die Menschheit wandelnden Feier der Eucharistie.

2017 Umgang mit dem Priestermangel: Chance in der Krise

Die meisten Diözesen im deutschsprachigen Raum machen zunächst ihr Pflichtprogramm. Sie sehen zu, dass für jedes pastorale Gebiet im Namen des Bischofs ein Priester verantwortlich ist. Sinkt die Zahl der Priester, steigt die Größe der pastoralen Reviere. Diese tragen unterschiedliche Namen: Seelsorgseinheiten, Pfarreverbände, Dekanate. Eine Art priesterorientierte Raumpflege geschieht. Zumeist wird darauf Wert gelegt, dass diese neuen Einheiten zumindest zehn Jahre halten sollen: Denn für diese Zeit hat man einigermaßen gesicherte Hochrechnungen über die künftige Zahl verfügbarer Priester.

Für die in diesen größeren Revieren verbleibenden kleineren pastoralen Einheiten (zumeist alte oder jüngere Pfarngemeinden) werden „Statthalter“ bestellt. Das Kirchenrecht hat dafür weitsichtig 1983 im can. 517 vorgesorgt. Unter der Letztverantwortung eines moderierenden Priesters im Hintergrund wird eine Person bestellt, die vor Ort an der pastoralen (Letzt)Verantwortung des Großraum Priesters teilhat: ein Diakon, ein Pastoralreferent, manchmal auch eine Pastoralreferentin, hin und wieder ein Laienteam, Personen aus dem Pfarrgemeinderat. Manche Diözesen experimentieren mutig mit vielfältigen Formen, erahnend, dass ein Gemeindeleitungsmodell, das in der Stadt geht, auf dem Land nicht greift, und dass der Entwicklungsstand der Pfarrgemeinde auch eine erhebliche Rolle spielt.

Dieser rechtlich gesicherte administrative Weg hat erkennbare Nebenwirkungen.

- Erstens entrückt der Priester immer mehr den alltäglichen Leiden und Freuden der Menschen. Das Priesterbild mutiert. Aus dem personnahen Seelsorger wird ein pastoraler Großraummanager mit Schwerpunktaufgaben wie Planung, Zielvereinbarung, Mitarbeitergespräch, Projektarbeit, Konfliktmanagement.
- Zweitens zieht es Laien auf presbyterale Aufgabenfelder. Sie nehmen geistliche Leitung wahr, machen Seelsorge, stehen Gottesdiensten vor, übernehmen nach und nach das Taufen und die Eheassistenz. Aus Laien werden so „ungeweihte Laienpriester“ (was daran erkennbar ist, dass man diese gut Ausgebildeten umgehend weihen würde, hätten sie nicht das Ehesakrament empfangen). Zugleich wird die „Weihe“ entwertet: Denn offenbar zählt im pastoralen Alltag nur das Können und braucht keine Weihe.
- Schließlich erfolgt eine eucharistische Ausdünnung. Immer mehr Gemeindemitglieder wissen sich zwar zur Sonntagsmesse von Kindesbeinen auf verpflichtet, aber es wird ihnen jetzt gesagt, dass es zur Not auch ohne diese geht. Das Notprovisorium entwickelt sich nur allzu rasch zur Normalität.

Im Zuge dieser zunächst unvermeidlichen rechtlichen Umordnung der Pastoral entwickeln sich zugleich überraschende Vorteile:

- Schon seit dem Konzil wurde eine Überwindung des pfarrlichen Kirchturmdenkens gewünscht. Der Erfolg hielt sich in Grenzen. Jetzt scheint die unleugbare Not zum Förderer „kooperativer Pastoral“ in größeren Räumen zu werden. Teamarbeit weitet sich aus.
- Die Erkenntnis wächst, dass nicht jeder pastorale Vorgang nach dem gleichen pastoralen Raum verlangt. Die Sorge um die stabile Lebenswelt von Familien mit Kindern und Alten verlangt nach einem localizing der Pastoral. So entstehen stabile lokale Glaubensnetzwerke in Ruf- und Reichweite. Nicht wenige wünschen sich hier die sonntägliche Eucharistiefeyer. In dieser bildet sich Kirche, werden doch die von Gott Zusammengerufenen gewandelt in „Leib hingegeben“, also in eine Gemeinschaft, die dient.
- Andere Vorgänge verlangen von innen her (und nicht aus Not) nach größeren Räumen: Jugendarbeit, Bildung, Medien und Diakonie. In größeren Räumen können über Projekte pastorale Herausforderungen wirksamer wahrgenommen werden.
- Das hat Vorteile für die angespannten Finanzhaushalte. Die lokalen Netzwerke können sich in ihrem Gemeinschaftsleben ehrenamtlich lebendig erhalten. Dafür kann das knappe Geld in regionale pastorale Zentren und Projekte investiert werden.

Freilich, eine Wunde bleibt trotz Zugewinne in der Not: die Frage nach der lokalen Eucharistiefeyer. Manche Diözesen muten lokal gebundenen Glaubenden zu, für die Mitfeier der Eucharistie lange Wege in Kauf zu nehmen. Das ist für mobile Bevölkerungsteile (wie Jugendliche) keine Zumutung, wohl aber für Alte, Familien mit Kindern. Lokale Eucharistiefeyer verlangt nach lokal präsenten Priestern, oder wie die Deutschen Bischöfe 1977 noch mutig schrieben, nach „Priestern in Ruf- und Reichweite“. Hier versagt zurzeit die kirchliche Strukturreform trotz aller Vorteile, die aus der Not des Priestermangels gewonnen werden, kläglich.

Lokalen Gemeinden hilft die Aufforderung wenig, um mehr Priesterberufe zu beten. Studien belegen, dass es unter Diakonen neben hilfsbereiten Samaritern und Unrechtssensiblen Propheten Leviten gibt: Diakone im presbyteralen Standby. Sie wünschen nichts sehnlicher als Priester zu werden. Unter PastoralreferentInnen sind nicht wenige, die sich von Gott zum Presbyterium ihrer Ortskirche berufen fühlen. Sie leiden, dass die Kirche diese Berufung nicht annimmt.

Lernt die Kirche aus jener Not noch weiter, die in ihrem Innersten nicht Priestermangel, sondern Eucharistiemangel heißt? Heute hungert die Kirche ihre gläubigen gemeindlichen Netzwerke fahrlässig eucharistisch aus. Die Hinweise auf geistliche Kommunion oder die Gleichwertigkeit von Wort-Gottes-Feiern stehen in beträchtlicher Spannung zur Höchstbewertung der Eucharistiefeyer als Quelle und Höhepunkt des kirchlichen und christlichen Lebens durch Konzil und Päpste. Könnte es eines Tages möglich sein, um den eucharistischen Hunger zu stillen, dass gläubige Netzwerke dem Bischof drei, vier Personen mit langjähriger gemeindlicher Erfahrung präsentieren, theologische Fakultäten eine maßgeschneiderte (vielleicht dreijährige, Berufsbegleitende und Internetgestützte) Aus- und Fortbildung entwerfen und die Kirche solche Personen in lokale Presbyterien (mit hoher Akzeptanz des diözesanen Presbyteriums als gleichwertige Priester) weiht? Dann würde der Priestermangel nicht nur der eucharistischen Not abhelfen, sondern auch das Priesteramt entfalten. Neben den ehelos-mobilen akademisch gebildeten Priestern, die für die Ebene des Bistums geweiht werden und deren Aufgabe vor allem im Gründen von Gemeinden bestünde, gäbe es lokal-stabile Presbyter, die gläubige Gemeinden leiten, wobei die Leitung der eucharistischen Feier die innerste Mitte ihrer Gemeindeleitenden Aufgabe wäre.

Zulehner, Paul M.: Kirche umbauen – nicht totsparen, Ostfildern 2005. – Zulehner, Paul M. / Lobinger, Fritz / Neuner, Peter: Leutepriester in lebendigen Gemeinden, Ostfildern 2004. 5515

2018 Priesterfrage

Die größte Herausforderung der katholischen Kirche, so in Übereinstimmung viele Autorinnen und Autoren, ist die Frauenfrage und als Subthema die Frauenordination. Häufig tritt dieses Thema in den vorliegenden Texten in Verbindung mit dem in Europa und auch anderen Regionen der Weltkirche grassierenden Mangel an Priestern auf. So vermerkt Lea Ackermann, Gründerin von SOLWODI, dass in der Diözese Trier, der sie angehört, derzeit 880 Pfarreien lediglich 34 Priester haben. Das beklagt auch der Weihbischof Mathias Karrer von der Diözese Rottenburg-Stuttgart (Deutschland).

Studien zeigen freilich, dass sich weitaus mehr Männer (und auch Frauen) zum Priesteramt berufen fühlen als ordiniert werden (können). Das gilt für Diakone, Laientheolog*en, aber auch ehrenamtlich tätige Laien. Manfred Belok, Pastoraltheologe in Chur (Schweiz), verschiebt deshalb den Akzent des Problem und meint, es gebe keinen Priestermangel, sondern einen Weihmangel.

Der Priestermangel wird noch größer, wenn ein qualitativer Maßstab angelegt wird. Das versucht der Club Tygodnik Powszechny. Das Autorenteam dieser polnischen Wochenzeitung sieht einen „Mangel an Priestern, die für menschliche Probleme offen sind“. Sie beobachten das „Fehlen von Priestern, die die Sprache des Evangeliums sprechen.“ Denn in der heutigen Zeit brauche es einen „Priester, der in der Lage ist, seine Rolle in der Seelsorge und auch der spirituellen Begleitung zurechtzukommen“ Dazu benötigt dieser „ausreichende Kenntnisse, Erfahrung und Demut“. Unabdingbar sei nicht zuletzt ein „kluges Engagement in politischen und sozialen Angelegenheiten und Verantwortung für das Wort“. Auch Nikolaus Knöpfler wünscht sich daher Priester, die nicht „Manager, sondern wahre Geistliche sind, also getragen vom Geist des Herrn“ Dazu sei auch eine „gediegene Ausbildung der Priester (in Theologie, Pädagogik)“ unverzichtbar (Paul Löwenthal, Belgien)

Als eine der Hauptursachen wird von vielen die Verbindung von Priesteramt und Ehelosigkeit gesehen. Es sei daher dringlich, den Zölibat für angehende Priester freizustellen (Jörg Dantscher/Theo Kellerer; Ursula Dopplinger; Ernst Bucher erinnert daran, dass in den ersten Jahrhunderten auch Bischöfe verheiratet waren. Auch Nikolaus Knöpfler erinnert an die Geschichte: „Die katholische Kirche in Gemeinschaft mit dem Papst kennt seit ihren Anfängen den verheirateten Priester... Es wäre an der Zeit, das Charisma der Ehe für die Priester auch im lateinischen Zweig wiederzuentdecken - nicht Manager, sondern wahre Geistliche sind, also getragen vom Geist des Herrn (Nikolaus Knöpfler) Es brauche also einen offenen Dialog, um die „gewachsene Traditionen zu überdenken, die Menschen von der Ergreifung dieser Chance exklusiv abhalten: Dazu gehören z.B. offene Debatten um die Rolle der Frauen in der Kirche, um die Bedeutung von Verheirateten im priesterlichen Dienst.“ (Lang-Wojtasik)

Manche Autoren haben bei ihrem Plädoyer für die Öffnung des Priesteramts für Verheiratete (Männer) das Leben der Priester im Blick. Der lebenslängliche Zwangszölibat verursache „eine gravierende Unwahrhaftigkeit“. Das schaffe eine „Doppelbödigkeit und mangelnde Wahrhaftigkeit des ‚Systems‘ katholische Kirche“ (Alfons Huber).

Andere hingegen sehe die pastorale Not, in die heute viele Pfarreien geraten (Herbert Denicolo). Es wird auf die Nachteile der zunehmenden Vergrößerung pastoraler Räume durch Pfarrzusammenlegungen verwiesen, mit denen der Priestermangel derzeit strukturell abgefangen wird. Das verursache bei immer mehr Priester burnout. (Olivier Ndjimbi-Tshiende). Zugleich entferne sich die von Priestern geleistete Seelsorge immer mehr von den Menschen. Es komme auch zunehmend zu fragwürdigen Entwicklungen. Heribert Köck kennt „Gemeinden, bei denen die Grenze zur von einem geweihten Priester geleiteten Eucharistiefeier mehr und mehr verschwimmen“. Es wird der Vorschlag gemacht, dass „sakramentliche Handlungen von ehrenamtlichen Gemeindemitgliedern“ vollzogen werden könnten. (Olivier Ndjimbi-Tshiende)

Der Umgang mit Priestermangel sei „unglücklich“, so der emeritierte Pastoraltheologe von Regensburg (Deutschland), Konrad Baumgartner. Martin Gächter, em. Weihbischof in Basel-Solothurn (Schweiz) erwartet von der kommenden Synode im Amazonasgebiet die Weihe von „viri probati“.

Laien u. Priester haben als *gemeinsame* Mission: Verantwortliche Akteure der Veränderung *in Kirche und Welt* zu sein. (Renold Blank)

Die „konservative“ Seite hebt Priester und Bischöfe auf einen Sockel der „Heiligkeit“²¹⁴ und erwartet von den klerikalen „Heilsproduzenten“ der „societas perfecta“ (Robert Bellarmin) vor allem (liturgisch-) sakramentale „Dienstleistungen“ zum „heilig machenden“ „Konsum“; dabei nimmt sie den Trend zur „kleinen Herde“ als vermeintliches „Gesundshrumpfen“ billigend in Kauf. - Das gemeinsame Priestertum aller Gläubigen - Abschied vom betreuten Christen - Abschied vom Konsumchristentum (Reiner Nieswandt)

verheiratete Priester (Wolfgang Oberndorfer)

neue Formen von Priestertum (Karl Peböck)

Die Kirche der dienenden Priester

Einer der schlimmsten Fehler der Kirche nach 1989 war das Nachahmen von Machtmodellen und weiterer gesellschaftlicher Fehler, wie beispielsweise die Sehnsucht nach Sicherheit durch Erfolg, Anerkennung, Bequemlichkeit und Besitztümer.

jüngere Priester: persönlichen Selbstverwirklichung. Karriere und Macht sind ihre Motivation - Der Stil, welcher persönlichen Erfolg verspricht, ist häufig klerikale Kleidung aus der Zeit vor dem Konzil.

heutigen Zeit reagieren, sie braucht einen ganz anderen Typ Priester

Auswahl der Priesteramtskandidaten

wirtschaftlich ausreichend abgesichert

spiegelt einerseits die traditionellen Erwartungen an Priester wieder. Es reicht, wenn sie die Messen ordentlich lesen und die Sakramente spenden

Antwort „Ich weiß nicht“ auf die Frage, was den Priestern nach Abschluss des Studiums fehlt, kann das Fehlen qualitativer Ansprüche an Priester

Július Marián Prachár und Karol Moravčík

weniger Priester, Pfarren geschlossen oder geclustert (Bernhard Prusak)

Entwicklung des allgemeinen Priestertums (Toni Riedl)

Priestermangel

Rückgang der Kinderzahlen

Zölibat und zunehmend auch eine auf absolutem Gehorsam basierende Hierarchiestruktur

früher Möglichkeiten zum sozialen

immer mehr ökonomischen Leitlinien - vorhandenen Priester fungieren dann als Geschäftsführer ihres Verwaltungsbezirks: Das mag kurzfristig das System Kirche retten, auf die Dauer aber wird es die Kirche als „Heilsanstalt“ zerstören.

jeder neu Geweihte etwa 7 ausscheidende Mitbrüder ersetzen muss

Betreuungsverhältnis („Kopfquote“) auf etwa 1:25 000 (Georg Siefer)

Priester- und Seelsorger/innen-Mangel, auch durch zu starre dogmatische Vorgaben und durch zu wenig Mut und Flexibilität der Verantwortlichen (SKF)

Die unglaubliche Schuld - für ein großes Schuldbekenntnis der katholischen Kirchenleitung, dass sie 2000 Jahre lang den Frauen, die sich dazu berufen fühlen, den Zugang zum Priesteramt verwehrt hat - Wann wird die große Wandlung zur Menschlichkeit in der Kirche stattfinden? (Waltraud Suchanek keine theologischen Gründe für die Notwendigkeit der Ehelosigkeit zur Wahrnehmung priesterlicher Aufgaben (Martin Winter)

²¹⁴ Aber wehe, sie entsprechen nicht deren Vorstellungen!

2019 Naht das Ende des Priestermangels? Ostfildern 2019

Arbeitsblatt zur Buchpräsentation bei Herder am 24.6.2019)

Clelia Luro stirbt 2013 – Boff's Tweet (Naht 94)

Rückflug von Panama (20.1.2019): Fliegende Pressekonferenz – Viri probati

- Ja zum Zölibat
- zugleich „euch. Hunger“ – Hirten sind verantwortlich (In seinem Statement auf der Pressekonferenz über den Wolken am 28.1.2019 diagnostiziert Papst Franziskus in der Kirche einen „sakramentalen Hunger“. Dieser trete „an verschiedenen geographischen Orten weltweit auf, wo ein Priestermangel viele Katholiken am Zugang zu den Sakramenten hindert - insbesondere zur Eucharistie“.) Kräutler: „Herausforderung“ (ARD-Interview)
- Papst mach „Hirten verantwortlich“ – Amazonassynode: macht mir mutige Vorschläge...

Vorschläge aus der Amazonas-Synode

„c) Die Gemeinschaften haben Schwierigkeiten, die Eucharistie häufig zu feiern, weil es an Priestern mangelt. „Die Kirche lebt durch die Eucharistie“ und die Eucharistie baut die Kirche auf. Anstatt also die Gemeinschaften ohne die Eucharistie zu lassen, sollten die Kriterien für die Auswahl und Vorbereitung der Amtsträger, die zur Feier dieser Eucharistie berechtigt sind, geändert werden. (IL 126)

2. Bei aller Bekräftigung, dass der Zölibat ein Geschenk an die Kirche ist, ist es angebracht, für die entlegensten Gebiete der Region die Möglichkeit der Priesterweihe älterer Menschen, vorzugsweise indigener, respektierter und von ihrer Gemeinschaft akzeptierter Menschen zu prüfen, auch wenn sie bereits eine konstituierte und stabile Familie haben, um die Sakramente zu gewährleisten, die das christliche Leben begleiten und unterstützen. (IL 129)

3. Zu klären ist die Art des amtlichen Dienstes, der den Frauen übertragen werden kann, unter Berücksichtigung der zentralen Rolle, die sie heute in der Amazonaskirche spielen. (IL 129)

c) Rolle der Frauen:

1. Im kirchlichen Bereich wird die Präsenz von Frauen in den Gemeinschaften nicht immer geschätzt. Die Anerkennung von Frauen wird auf der Grundlage ihrer Charismen und Talente gefordert. Sie bitten darum, den Raum wiederzuerlangen, den Jesus den Frauen gegeben hat, ‚wo wir uns alle finden können‘.

2. Es wird auch vorgeschlagen, den Frauen Führungspositionen zu garantieren, sowie immer breitere und relevantere Räume im Bereich der Ausbildung: Theologie, Katechese, Liturgie und Glaubens- und Politikschulung.

3. Es wird auch darum gebeten, dass die Stimme der Frauen gehört wird, dass sie konsultiert werden und an Entscheidungsprozessen teilnehmen, und dass sie auf diese Weise ihre Sensibilität für die kirchliche Synodalität einbringen können.

4. Dass die Kirche zunehmend den femininen Stil des Handelns und Verstehens von Ereignissen akzeptiert.“ (IL 129)

Lösungsmodell Lobinger

Generalaudienz – Buch von 2003 überreicht: „Hab ich schon gelesen...“ – Papst zitiert Lobinger's Modell

Voraussetzung:

- lebendige Gemeinden, die aus der Eucharistie leben
- viele personae probatae – drei wählen (!), ausbilden, weihen

Neue Zugangskriterien – nicht mehr Geschlecht, volle akademische Ausbildung, Lebensform, sondern randvoll mit dem Evangelium, sich der Jesusbewegung angeschlossen, „erfahren“, Leitungs- und Teamfähigkeit...

Erwartbarer Widerstand

Gerhard Ludwig Müller im ARD 23.4.2018 (siehe www.zulehner.org)

- ... droht mit Spaltung. Aber selbst wenn

Ausbildungsmodell

mit Weismayer entworfen (ist dokumentiert...)

Viele Gemeindemitglieder und Verantwortliche in Kirchenleitungen und an theologischen Fakultäten haben seit vielen Jahren Vorschläge gemacht, um die Wunde des Priestermangels zu heilen. Aber die Vorschläge fielen seit der Priestersynode 1971 bei den Päpsten auf taube Ohren. Zu mehr Gebet für Priesterberufe wurde aufgefordert. Zugleich wurden die pastoralen Räume ausgeweitet, damit in jedem Raum wenigstens ein Priester ist. Nun aber hat die römische Kirche einen Papst, der sich den „eucharistischen Hunger“ in vielen Teilen der Weltkirche zu Herzen gehen lässt. Den Bischöfen Amazoniens hat Papst Franziskus aufgetragen, ihm mutige Vorschläge zu machen. In einer Pressekonferenz zitiert er selbst das Lösungsmodell des früheren Bischofs von Aliwal-North in Südafrika, Fritz Lobinger. Alles deutet darauf hin, dass das Ende des Priestermangels naht: nicht durch die Aufhebung des Zölibats, sondern durch die Schaffung von Priestern neuer Art in lebensfähigen Gemeinden. Das vorliegende Essay stellt sich pastoraltheologisch dieser Frage. - Der emeritierte Bischof von Xingu, Dom Erwin Kräutler, mitverantwortlich für das Arbeitsdokument der Amazonas-Synode 2019, schrieb mir zum Manuskript: „*Finde den Text sehr gut und sogar fesselnd. Das Buch wird sicher gut ankommen.*“ [soeben erschienen]

2019 #Amazonien auch bei uns! Online-Petition an die Kirchenleitungen

Die Amazoniensynode war ein historisches Ereignis für die Weltkirche. Sie wird auch in unsere Ortskirchen Bewegung bringen, wenn dieser Kairos jetzt genutzt wird! Deshalb fordern wir die Kirchenleitungen im deutschsprachigen Raum auf, dem Papst ähnliche mutige Vorschläge zu machen.

Wir sind bereit, uns das Hauptanliegen der Amazoniensynode anzueignen. Wir verpflichten uns persönlich zu einem Lebensstil, der die Mitwelt schont. Wir setzen uns für eine Politik ein, welche eine nachhaltige Balance zwischen Ökologie und sozialer Gerechtigkeit sucht. Wir bitten junge Menschen, uns dabei mit ihrem Engagement und ihrem Mut zu unterstützen.

Zudem fordern wir die Bischofskonferenzen auf, dem Papst im Rahmen verstärkten Einsatzes für das Evangelium mutige Vorschläge zur Milderung des Priestermangels zu machen. Auch bei uns gibt es lebendige Gemeinden, die einen „eucharistischen Hunger“ haben, den zu stillen „die Hirten verantwortlich“ sind, so Papst Franziskus.

Wie die Bischöfe Amazoniens sollen auch unsere Bischöfe, in Deutschland insbesondere über den „Synodalen Weg“, vorschlagen: In konkreten Fällen soll Personen, die sich in den Gemeinden bewährt haben und von diesen vorgeschlagen werden, über den Weg des Diakonats der Zugang zur Priesterweihe eröffnet werden. Frauen soll der Zugang zum Diakonats ermöglicht werden. Auch Frauen stehen für das Evangelium, haben Erfahrung in der Leitung von lebendigen Gemeinschaften, sind in den Gemeinden respektiert und haben verantwortungsvolle Aufgaben inne.

2019 #Amazonien-auch-bei-uns!

Das Gespräch Paul M. Zulehner führte Georg Motylewicz

1. Wie bewerten Sie die Amazonien-Synode?

Die katholische Kirche machte nach dem Konzil dank des überkommenen „Panikzentrismus“ eine Zeit tragischer Stagnation durch. Die Uniformisierung der Weltkirche lähmte weitestgehend jegliche Entwicklung. Kardinal Carlo M. Martini, Mentor von Papst Franziskus, vermerkte folglich wenige Wochen vor seinem Tod: Die katholische Kirche hinkte rund zweihundert Jahre hinter der Zeit her. Nun gehört es zu den kirchenpolitischen Anliegen des Papstes, diesen fatalen Stillstand zu überwinden. Dazu setzt er auf Dezentralisierung, genauer Synodalisierung. Er ist theologisch fest davon überzeugt, dass Gottes Geist überall dort am Werk ist, wo Menschen gemeinsam das Evangelium im Verbund mit ihren Ortsbischöfen leben. Diese Lebendigkeit großer Teile der Weltkirche will er für die Entwicklung der stagnierenden Weltkirche nutzen. Das macht verständlich, dass er die Bischöfe Amazoniens nach Rom zu einer Synode eingeladen hat. Und schon im Vorfeld hat er sie gebeten, ihm mutige Vorschläge zu machen: zum Beitrag der Kirche mit Blick auf die ökologische Bedrohung der Welt, aber auch zur Inkulturation des Evangeliums für die rund 130 indigenen Völker des Regenwaldes. Ein Baustein bei diesem pastoralen Bemühen ist die Sorge um die Feier der Eucharistie in den vielen lebendigen Gemeinden, die keinen eigenen Priester vor Ort haben. Bischof Erwin Kräutler erzählte mir, dass er solche Gemeinden besucht hat. Da haben sie aus der Nachbarschule einen Tisch geholt – einen Altar hatten sie nicht in der Kirche. Sie haben ihn einfach nicht gebraucht. Diese Kirche ohne Eucharistie bezeichnete in einem Interview für die ARD als Herausforderung. Auf diesem Hintergrund ist verständlich, dass der Brasilianische Kardinal Claudio Hummes schon vor der Synode prognostizierte, dass sie ökologisch wie innerkirchlich ein „historisches Ereignis“ werden wird.

2. Finden Sie, dass die dort vorgeschlagenen Neuerungen für die Kirche wirklich umgesetzt werden?

Die Bischöfe Amazoniens haben ein sehr konkretes Schlussdokument beschlossen und dem Papst übergeben. Darin stehen viele weitreichende Vorschläge zur Meisterung der Weltklimakrise durch eine ganzheitliche Ökologie. Aber auch der „eucharistische Hunger“ in vielen priesterlosen Gemeinden wurde thematisiert. So heißt es im Beschluss: „Die zuständige Autorität gemäß Lumen Gentium Kapitel 26 möge Kriterien und Voraussetzungen schaffen, um geeignete und von der Gemeinde anerkannte Männer zu Priestern zu weihen. Sie sollten bereits ein fruchtbares Diakonat und eine Ausbildung zum Priesteramt absolviert haben und sie sollten eine legitime und stabile Familie beibehalten können. Auf diese Weise sollen sie das Leben der christlichen Gemeinde durch die Verkündigung des Wortes und die Feier der Sakramente in den entlegensten Zonen des Amazonasgebiets aufrechterhalten.“ (111c) Die Bischöfe und Experten hatten aber nicht nur bewährte Männer im Blick. Auch die Frauen würdigten sie: „In vielfältigen Beratungen in der Amazonas-Region wurde die fundamentale Rolle der Ordensfrauen und anderer Frauen in der amazonischen Kirche und ihrer Gemeinden angesichts ihrer vielfältigen Dienste anerkannt und unterstrichen. In vielen der genannten Beratungen wurde ein Ständiger Diakonat für Frauen gefordert. Daher war das Thema auch bei der Synode sehr präsent. Papst Franziskus hat 2016 eine Studienkommission über das Diakonat der Frau eingesetzt. Diese Kommission kam zu einem Teilergebnis über die Realität des Frauendiakonats in den ersten Jahrhunderten der Kirche und die Implikationen für heute. Deshalb würden wir gerne unsere Erfahrungen und Überlegungen mit dieser Kommission teilen und wir erwarten ihre Ergebnisse.“ (103)

3. Glauben Sie, dass die von Ihnen gestartete Aktion auch „Hardliner“ umstimmen kann? - Z. B. Kardinal Schönborn will am Zölibat festhalten.

In dieser Frage steckt ein verbreitetes Missverständnis. Das Interesse liegt bei uns vorschnell auf der ehelosen Lebensform. Darüber wurde viel diskutiert, kann und soll auch diskutiert werden. Aber sie ist nicht das Thema der Synode gewesen. Auch Papst Franziskus hatte auf seiner Pressekonferenz auf dem Rückflug vom Weltjugendtag in Panama gesagt, er rüttle nicht am Zölibat, sondern schätze diesen. Vielmehr geht es – der logischen Reihenfolge nach – um folgende Fragen: Haben wir Menschen, die sich „wild entschlossen“ der Jesusbewegung anschließen? Finden sich diese in lebendigen Gemeinden des Evangeliums? Gibt es in diesen genug Dienste, sodass das gemeindliche Leben von den vielen Charismen getragen wird? Gibt es Personen, die sich in der Gemeindeleitung bewährt haben? Und

nicht zuletzt: Verspüren diese gläubigen Menschen einen „eucharistischen Hunger“? Erst wenn diese Fragen positiv geklärt sind, stellt sich die Frage nach der vorsitzenden und dafür ordinierten Person. Es geht also auf der Synode um zwei Säulen des Priestersamtes: die einen sind traditioneller Weise Männer, studieren an einer Fakultät, leben ehelos – am vernünftigsten in unserer Zeit in Kommunitäten. Die andere Säule bilden Personen, die vom Evangelium erfasst sind, dieses bezeugen, Erfahrung haben in der Leitung von Gemeinschaften des Evangeliums („personae probatae“) und die von der Gemeinde durch Wahl vorgeschlagen werden. Die einen kommen also vom „freien Berufungsmarkt“, die anderen aus lebendigen Gemeinden, die einen „eucharistischen Hunger“ haben.

4. Während der Amazonien-Synode wurde u.a. die fundamentale Rolle der Ordensfrauen und anderen Frauen in den amazonischen Gemeinden gewürdigt. Kann man daraus schließen, dass Frauen in absehbarer Zukunft zum Amt des Diakonats und Priesters gelangen werden?

Die Bischöfe sagen im Dokument ganz traditionell, dass der Weg der „bewährten Männer“ über das Diakonat ins Priesteramt führen soll. Zugleich fordern sie, auch Frauen den Weg ins Amt als Diakonin zu eröffnen. Wer eins und eins zusammenzählen kann, weiß wie es dann weitergeht. Weil das aber klar ist, wehren sich Kreise der Kirche gegen den Zugang von Frauen zum Diakonat. Vermutlich aber vergeblich. Der Papst hat nach der Amazoniensynode gesagt, er greife den „Handschuh auf, den ihm die bisherige Kommission hingeworfen“ hat. Auch das stärkt Zuversicht, dass etwas weitergehen wird.

5. Josef Ratzinger hat schon 1970 in seinem Buch "Glaube und Zukunft" über neue Formen des Priesteramtes nachgedacht. Später als Papst Benedikt XVI. hat sich seine Meinung in dieser Materie völlig verändert. Wird jetzt Ihrer Meinung nach Papst Franziskus genügend Unterstützung in seinem Vorhaben, die Kirche zu erneuern, finden?

Ich bin nicht davon überzeugt, dass Benedikt XVI. diesbezüglich seine Meinung geändert hat. Auf dem Weltjugendtag in Köln 2005 hat er die Bedeutung der Eucharistiefeyer mit Engelszungen gerühmt. Das heißt auch, dass er sich eine gläubige Gemeinde ohne Eucharistiefeyer nicht vorstellen kann. Das ist genug, um auch für diese Eucharistiefeyern nach Priestern zu verlangen. Auch anderer Art, wie er schon in jungen Jahren zurecht vorhergesehen hat. Das Problem bei uns kann allerdings darin bestehen, dass viele Gemeinden nicht mehr aus sich lebendig sind und sie kein eucharistischer Hunger plagt. Helmut Schüller vermerkte noch als Caritasdirektor nach dem Besuch in vielen Wiener Pfarren, dass hier die Leute am Sonntag zu einem „religiös verschönten Konditoreibesuch“ zusammenkämen. In solchen Gemeinden wird es ein langer Weg zu Eucharistiefeyer und zu Priestern oder Priesterinnen, die ihnen vorstehen.

6. Bis heute haben über 1200 Personen Ihre Petition unterstützt. Was soll an der Basis passieren, damit Ihre Petition "populärer" wird?

Es muss nicht viel passieren. Die Petition spricht sich herum, weil die Leute wach sind und sich wünschen, dass jetzt die Bischöfe im deutschsprachigen Raum nicht kneifen. Die Bischöfe Manfred Scheuer und Hermann Glettler haben sich bereits positiv geäußert. Auch Kardinal Schönborn hat in der ZIB2 betont, dass er sich durchaus verheiratete Priester vorstellen kann. Sie werden also gar nicht umhinkönnen, als dem Papst einen mutigen Vorschlag zu machen. Dabei weiß natürlich jeder gebildete Mensch, dass zwischen dem südamerikanischen Regenwald und dem Waldviertel ein Unterschied besteht. Aber der Priestermangel ist in beiden Wäldern garstig groß.

Ich bin aber hinsichtlich der Entwicklung sehr zuversichtlich und hoffe, dass die Petition einigen zaudernden Bischöfen göttlichen Rückenwind verleiht. Ich möchte auch nicht, dass Kardinal Schönborn in absehbarer Zeit – wie unlängst im Radiokaffee – neuerlich sagen muss: „Dreißig Jahre waren wir Bischöfe zu feig!“ Das verdient der an sich sehr weitsichtige Kardinal nicht.

2019 #Amazonien-auch-bei-uns! Rückendeckung für mutige Bischöfe aus dem Kirchenvolk

Es war ein Paukenschlag. Rom hat die Errichtung von Großpfarreien in der deutschen Diözese Trier gestoppt (Vatican News vom 28.11.2019). Die Diözese wollte damit nicht nur die pastorale Zusammenarbeit in größeren Räumen befördern – was ein wichtiges Anliegen ist und bleibt. Das treibende Motiv bei der Errichtung von wenigen XXL-Pfarreien war – wie auch anderswo – faktisch die Bewältigung des dramatischen Priestermangels, und das durch die Auflösung vieler Pfarreien mit einer langen eigenen Geschichte Gottes mit ihnen – ein grimmiger Eingriff also in das Volk Gottes und eine tiefe Kränkung vieler Engagierter.

Wäre das, was die Bischöfe Amazoniens dem Papst mutig vorgeschlagen haben, auch für uns eine Alternative zu den massiven Strukturreformen, welche auch viel lebendiges Gemeindeleben offenen Auges zerstören? Dazu erklären uns derzeit Bischöfe, dass dieser Mangel an Priestern nicht so groß sei, wie eben im riesigen Gebiet Amazoniens. Sie tun das wider besseres Wissen. Man muss sich nur den Altersaufbau der derzeitigen Priesterschaft ansehen. Gar viele sterben, wöchentlich senden Diözesen Todesanzeigen aus. Es rücken auch nur wenige einheimische Priester nach. Die Folgen sind dramatisch: Ein Pfarrer der Erzdiözese Wien erzählte mir, dass eine Waldviertler Pfarrei vor 40 Jahren einen eigenen Pfarrer und zwei volle Sonntagsmessen hatte, Dazu jeden Tag eine Messe unter der Woche. Heute haben fünf Pfarreien einen Pfarrer, Eucharistiefiern sind selten, unter der Woche bleibt die Kirchengemeinde gottesdienstfrei. Dazu kommt, dass heute schon Diözesen einen Anteil an Priestern mit anderer Muttersprache bis zu über 60% haben. Und viele, so zeigt eine Studie für die Deutsche Bischofskonferenz, sind nicht in der Lage zu „geistlicher Kommunikation“, die zum Herz heutiger Seelsorge gehört. Dazu muss man die Kultur und damit die Sprache eines Landes lieben und kennen.

Nun sagen uns Bischöfe, dass viel wichtiger als der Priestermangel ein dramatischer Gläubigenmangel sei. Und für die weniger werdenden Gemeinden genügen auch weniger Priester. Aber das ist zu einfach und vor allem klerikalistisch-vorvaticanisch argumentiert. Zudem hätten die Leute, so argumentieren Bischöfe weiter, auch keinen „eucharistischen Hunger“, den Papst Franziskus in anderen Erdteilen diagnostiziert und für denen Stillung er die Hirten verantwortlich macht. Aber man kann auch Gemeinden der Eucharistie entwöhnen. Was einmal schwere Sünde war, wird schlicht dem Priestermangel geopfert. Die Leute könnten ja auch so zusammenkommen und das Wort Gottes feiern. Was freilich faktisch geschieht, so zeigen meine Studien, ist eine Art beschleunigte Entkirchlichung vieler Menschen. Man rettet die ehelose Lebensform für immer weniger Priester und opfert dafür lebendiges Gemeindeleben.

Papst Franziskus hat die Bischöfe Amazoniens aufgefordert, ihm mutige Vorschläge zu machen. Das haben sie auf der Synode vor kurzem gemacht, die in Rom stattgefunden hat. Sie schlagen dem Papst vor:

„Die zuständige Autorität gemäß Lumen Gentium Kapitel 26 möge Kriterien und Voraussetzungen schaffen, um geeignete und von der Gemeinde anerkannte Männer zu Priestern zu weihen. Sie sollten bereits ein fruchtbares Diakonat und eine Ausbildung zum Priesteramt absolviert haben und sie sollten eine legitime und stabile Familie beibehalten können. Auf diese Weise sollen sie das Leben der christlichen Gemeinde durch die Verkündigung des Wortes und die Feier der Sakramente in den entlegensten Zonen des Amazonasgebiets aufrechterhalten.“ (111)

Message control

Der stellvertretende Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, Franz Josef Bode von Osnabrück, vermerkte zur Frage einer ARD-Journalistin am 23.4.2019: *„Wenn irgendwo in der Welt diese Möglichkeit gegeben ist, dann darf man sich nichts vormachen. Man wird sagen: Wenn es grundsätzlich geht, dann muss es auch in Situationen gehen, wo die Not zwar anders ist, dann wird man das nicht genau so begründen, aber dann werden wir uns danach fragen müssen. Das ist ja ganz klar. Es wird nicht ruhig bleiben.“*

Nun hat in Österreich der Wiener Kardinal Christoph Schönborn in der Bischofskonferenz offenbar die „message control“ übernommen. Die Bischöfe Manfred Scheuer von Linz und Bischof Hermann Glettler

von Innsbruck haben daraufhin medial zurückgerudert. Man habe, so die neue kirchenpolitische Erzählung, über die Hauptsache (die „cosa“) zu reden, also die Rettung des Regenwaldes und damit die ökologische Krise, die bedrängend sei. Innerkirchliche Themen sind vergleichsweise „cosette“ (Sächleins), über die man auch nicht reden soll. Ich ziehe mir diesen Schuh nicht an. 1990 hatte ich in meiner Pastoralen Futurologie bereits auf die ökologische Herausforderung verwiesen. Auch setzt sich die Katholische Aktion Österreich schon lange für eine ökosoziale Steuerreform ein. Mag ja sein, dass die Dringlichkeit der ökologischen Krise manchen Bischöfe erst jetzt aufgeht. Umso peinlicher ist es, mit deren Hilfe von den innerkirchlichen Hausaufgaben abzulenken.

Betroffene Gemeinden haben einen ganz anderen Zugang zum Ergebnis der Amazoniensynode. Beispiel: Pfarre Gersthof. Eine lebendige Gemeinde. Mit vielen jungen Menschen, Familien, Alleinlebenden. Ein starker Gottesdienst, Sonntag um Sonntag volle Kirche. Diese Pfarrei soll jetzt in eine Pfarre neu mit 50000 Katholiken integriert werden. Zurecht rebelliert die Gemeinde. Und nach dem Urteil zu Trier werden auch sie Recht behalten, wenn sie eigenständig bleiben wollen. Dann aber stellt sich auch bei ihnen die Frage, wer der Eucharistiefeyer vorsteht. Es gibt genug „personae probatae“, die ausgebildet und ordiniert werden können. Daher sollen auch wir im deutschen Sprachraum dem Papst mutige Vorschläge machen. Noch haben wir lebendige Gemeinden und genug Personen, die für eine Leitung zur Verfügung stehen. Ein weiteres Beispiel: Helmut Schüller, Pfarrer im niederösterreichischen Probstdorf mit vier Teilgemeinden, ließ in allen vier Gemeinschaften wählen, wer als „gemeindeerfahrene Person“ in Frage käme. 110 Personen wurden nominiert. Sieben haben sich auch bereit erklärt, umgehend eine Ausbildung zu beginnen.

Die Zölibatsfalle

Medien wie Vertreter der Kirchenleitung, aber auch Altreformer aus den nachkonziliaren Zeit tappen angesichts der Amazoniensynode und ihrer Vorschläge in die Zölibatsfalle. Sie übersehen, dass es nicht um die Beseitigung des für sie „typisch katholischen“ Modells des ehelosen, akademisch ausgebildeten männlichen Priester geht. Vielmehr soll dieser für nicht absehbare Zeit der Standardtyp bleiben. Daneben aber soll eine zweite Säule des Priesteramts aufgebaut werden. Diese Priester anderer Art kommen aus lebendigen Gemeinden (während die traditionellen Priester vom freien Berufungsmarkt kommen). Sie haben sich für die „Jesusbewegung“ entschieden und leben in Gemeinschaften des Evangeliums in lebendigen Pfarreien. Dort haben sie ehrenamtliche Dienste inne, hin bis zur Leitung. Sie sind also „personae probatae“, bewährte Personen. Bischof Fritz Lobinger, em. Bischof von North-Aliwal in Südafrika, der dieses Modell entworfen hat, spricht sich strikt gegen die automatische Weihe von Diakonen aus, wenn diese nicht von den Gemeinden gewählt sind. Auch meidet er den Begriff der „viri probati“, also die umstandslose Weihe von in Ehe und Familie bewährten Männer. Da hat Kardinal Gerhard Ludwig Müller schon Recht, dass dies ein zu oberflächliches Vorgehen wäre und die Kraft der Kirche in lebendigen Gemeinschaften des Evangeliums nicht unbedingt stärken würde.

Die Kriterien für den Zugang zum neuen Priestertyp sind andere: Es sind Personen, die sich der Jesusbewegung angeschlossen haben, randvoll mit dem Evangelium sind, engagierte Mitglieder einer Gemeinschaft des Evangeliums, leitungserfahren. Zudem sollte dieses Modell nur dann erwogen werden, wenn nicht nur das Evangelium lebendig ist, sondern es auch einen „eucharistischen Hunger“ gibt: also ein Gespür dafür, dass in der Feier des Herrenmahl Gewalt in Liebe, Brot und Wein in den Leib und das Blut Christi, die versammelte Gemeinde selbst in den „Leib Christi“ und mit diesen ein Stück Welt verwandelt wird: so Papst Benedikt XVI. auf dem Weltjugendtag zu Köln im Jahre 2005. Es wäre zu wenig, wie Helmut Schüller schon als Präsident der Caritas Österreichs vermerkte, wenn sich Katholiken am Sonntag lediglich „zu einem religiös verschönten Konditoreibesuch“ treffen. Da droht im Sinn von Günter Anders keine Wandlung. Aber wenn 700.000 Menschen in Österreich sich wirklich wandeln lassen, aus Angsthasen in solidarisch und politisch Liebende, dass ist am Montag das Land anders, sozial weniger kühl und menschlich weniger arm.

Und die Frauen?

Bischof Fritz Lobinger spricht ausdrücklich von „personae probatae“ und nicht von „viri probati“. Er hält die Tür zur Ordination auch von Frauen offen. Die Amazoniensynode argumentiert in dieser Hinsicht behutsam. Sie geht davon aus, dass gewährte Gemeindeleiter aus dem normalen Weg über das Diakonat zu Priestern geweiht werden. Auf diesem Hintergrund beschreiben Sie die Wichtigkeit von Frauen im kirchlichen Leben des Amazonasgebiets so:

„In vielfältigen Beratungen in der Amazonas-Region wurde die fundamentale Rolle der Ordensfrauen und anderer Frauen in der amazonischen Kirche und ihren Gemeinden angesichts ihrer vielfältigen Dienste anerkannt und unterstrichen. In vielen der genannten Beratungen wurde ein Ständiger Diakonat für Frauen gefordert. Daher war das Thema auch bei der Synode sehr präsent. Papst Franziskus hat 2016 eine Studienkommission über das Diakonat der Frau eingesetzt. Diese Kommission kam zu einem Teilergebnis über die Realität des Frauendiakonats in den ersten Jahrhunderten der Kirche und die Implikationen für heute. Deshalb würden wir gerne unsere Erfahrungen und Überlegungen mit dieser Kommission teilen und wir erwarten ihre Ergebnisse.“ (103)

Öffnet der Papst den Frauen den Zutritt zum Diakonat, wäre ein wichtiger Schritt zur Öffnung aller ordinierten Ämter für Frauen getan. Das sehen auch jene so, die dagegen sind, und deshalb alles tun, dass eine einschlägige Kommission entsprechende negative Ergebnisse liefert. Der Papst hat aber den Handschuh aufgegriffen, den ihm die Kommission hingeworfen hat – so sagte er wörtlich in einem Gespräch nach der Synode und wird der Kommission aus dem Umkreis der Bischöfe aus Amazonien neue Mitglieder beigesellen. Aber für viele – wie dem Bischof Franz-Josef Overbeck von Osnabrück – steht fest, dass die Zukunft der Gemeinden nicht vom Y-Chromosom abhängen kann.

Petition

Um lebendigen Gemeinden die Möglichkeit zu geben, Priester neuer Art zu gewinnen, gegen die es theologisch wie kirchenrechtlich keinerlei Gegengründe gibt, braucht es mutige Bischöfe. Es wäre schade, wenn diese nach weiteren dreißig Jahren bekennen würden, wie es Kardinal Schönborn im Radiocafe unlängst tat: *„Dreißig Jahre waren wir Bischöfe zu feig!“* Eine Petition soll ihnen dabei den Rücken stärken, dem Papst auch für unsere Ortskirchen mutige Vorschläge zu machen. Diese Petition haben schon bald 5000 Personen unterzeichnet. Täglich werden es mehr. Auch schließen sich immer mehr wichtige kirchliche Organisationen an, wie beispielsweise die Katholische Aktion Österreichs, aber auch das Stadtkonzil Recklinghausen oder die Pfarre Kottingbrunn.

Wem dieser mutige Weg einleuchtet, hat die Möglichkeit, den Bischöfen im deutschsprachigen Raum den Rücken zu stärken und den Fluchtweg der Feigheit abzuschneiden. Die Möglichkeit zum Unterstützen findet sich auf www.amazonien-auch-bei-uns.com. Danke fürs Mitmachen und fürs Verbreiten. Und als vertiefende Hintergrundlektüre lohnt sich zu lesen: *Paul M. Zulehner: Naht das Ende des Priestermangels? Ein Lösungsmodell, Ostfildern 2019*. Dieses Essay ist von den Bischöfen Erwin Kräutler und Fritz Lobinger gegengelesen und somit hochauthentisch.



2019 „Eine neue Art von Priestern kommt“

Interview mit Paul M. Zulehner

Die Sorge um den Regenwald in Amazonien war das große Thema der Synode im Oktober 2019. Wieso engagiert sich die Kirche so stark für Ökologie?

Zulehner: Die Kirche will durch lebendige Gemeinden starke Präsenz zeigen. Daher verbindet sich die ökologische Sorge untrennbar mit der Sorge um die über hundert indigenen Völker mit ihren einmaligen Kulturen. Gleichzeitig kann aufgrund des Priestermangels in einem Großteil der Gemeinden fast nie Eucharistie gefeiert werden. Der Papst hat die Bischöfe aufgefordert, gerade mit Blick auf die Gemeinden, mutige Vorschläge zu machen.

Wie sieht der mutige Vorschlag aus?

Papst Franziskus schätzt die Dezentralisierung und ist überzeugt, dass Gott Geist überall zu Gunsten des Kommens des Reiches Gottes am Werk ist. Für die Stillung des eucharistischen Hungers sind die Hirten verantwortlich. Dazu haben die Bischöfe dem Papst vorgeschlagen, Personen, die sich in der Gemeindeleitung bewährt haben, zu Priestern zu weihen. Diese Personen werden von den Gemeinden gewählt. Daneben bleiben die herkömmlichen zölibatären Priester, die vom freien Berufungsmarkt kommen, als zweite Säule des künftigen Priesteramts bestehen. Die Amazoniensynode hat nie die Abschaffung des Zölibats diskutiert. Das machen nur Medien und Kirchenleitungen.

Was ist die Sorge, wenn bewährte Personen die Leitung einer Gemeinde übernehmen?

Der „heikelste“ Punkt besteht nicht in der Weihe bewährter Männer. Verheiratete Priester gibt es ja längst in der katholischen Kirche. Dazu zählen die Priester der griechisch-katholischen Kirche oder auch Pfarrer, die aus einer Kirche der Reformation konvertiert sind. Aber unter den Personen, die sich in der Leitung von Gemeinden im Regenwald bewährt haben, sind 60 Prozent Frauen. Es kann keine Lösung an diesen vorbei geben. Das beunruhigt natürlich jene, die meinen, das kirchliche Amt sei an das Y-Chromosom gebunden.

Welche Folgen hätte die Leitung von Gemeinden durch Laien?

Gemeindeleitung im gläubigen Sinn ist eine Aufgabe, für welche die Ordination zum Priester eine Voraussetzung ist. Wenn also einfache Gemeindemitglieder mit ihr betraut werden, schafft die Kirche einen „Weihemangel“. Fatal ist dieser deshalb, weil die Kirche damit das Priesteramt aushöhlt und langfristig überflüssig macht.

Brauchen wir in Österreich bewährte Personen?

Der Klerus ist bei uns überaltert. Wenige kommen nach. Der Import von Priestern ist auch keine Lösung, weil diesen oft die „geistliche Kommunikation“ schwerfällt, ohne die es aber keine Seelsorge gibt. Also werden auch wir dem Beispiel der Kirchen in Amazonien folgen. Es wird auch bei uns „nicht ruhig bleiben“, sagt der stellvertretende Vorsitzende der deutschen Bischofskonferenz Franz-Josef Bode.

Sie haben eine Petition „[Amazonien auch bei uns](#)“ ins Leben gerufen. nSie soll dafür sorgen, dass unsere Hirten ihre Verantwortung übernehmen und dem Papst auch für unsere Ortskirchen mutige Vorschläge machen. Gemeinden wählen bereits solche „bewährte Personen“ und beginnen mit deren Ausbildung. Das Schöne ist: Eine wichtige Reform der Weltkirche beginnt im Regenwald.

Links & Buchtipp

Petition www.amazonien-auch-bei-uns.com. Unterstützen Sie das Anliegen und erzählen Sie davon weiter.

Paul M. Zulehner: Naht das Ende des Priestermangels?

Papst Franziskus lässt sich den „eucharistischen Hunger“ in vielen Teilen der Weltkirche zu Herzen gehen. Alles deutet darauf hin, dass das Ende des Priestermangels naht: nicht durch die Aufhebung des Zölibats, sondern durch die Schaffung von Priestern neuer Art in lebensfähigen Gemeinden. Das vorliegende Essay stellt sich pastoraltheologisch dieser Frage.

2019 Der eucharistische Herzinfarkt der Kirche.

Die Amazonassynode 2019 wird dem Papst mutige Vorschläge machen.
Pastoraltheologisches zum Lobingermodell.

(Herderkorrespondenz)

Auf dem Rückflug vom Weltjugendtag am 28.1.2019 gab Papst Franziskus eine Pressekonferenz. Seinem Bericht über diese im America Magazine gab James T. Keane den Titel: „Will Pope Francis allow married priests?“²¹⁵ Der Papst habe dabei wohlwollend auf den em. Bischof Fritz Lobinger von North-Aliwal in Südafrika Bezug genommen.

Dessen Vorschlag ist auch dem em. Bischof Erwin Kräutler von Xingu im Amazonasgebiet bekannt. Dieser wiederum ist verantwortlich für das Arbeitsdokument der für den Herbst 2019 nach Rom einberufenen Amazonas-Synode. Auf dieser werden die Bischöfe, einer ausdrücklichen Aufforderung des Papstes folgend, „mutige Vorschläge machen“. In einem Interview für die ARD, das in die Sendung „Kirche ohne Priester“ (23.4.2018) eingebaut war, hält es Bischof Kräutler für eine pastorale „Herausforderung“, dass viele Gemeinden in seinem Bistum nur ganz selten im Jahr Eucharistie feiern können; manche Gemeinden, so erzählte er mir, holen den Altar vom Dachboden, wenn er zur Visitation kommt; nach seiner Abreise räumen sie ihn wieder weg.

Keine rasche Weihe von viri probati

Mit Bischof Fritz Lobinger arbeite ich schon seit Jahren zusammen.²¹⁶ Zusammen mit dem Dogmatiker Peter Neuner hatten wir sein Modell auf den theologischen Prüfstand gestellt. Die fachliche Expertise kommt zu jenem Ergebnis, das Bischof Kräutler im ARD-Interview referierte: „Theologisch ist dagegen absolut nichts einzuwenden.“

Nun wird leider das „Lobingermodell“ auf die Weihe von „viri probati“ verkürzt. Bischof Lobinger und ich haben uns ausdrücklich dagegen ausgesprochen. Vielmehr geht es uns um die künftige Entwicklung der Kirche durch lebendige Gemeinden und Gemeinschaften. Diese wird von Menschen getragen sein, die vom Evangelium durchflutet sind, sich der Jesusbewegung anschließen und in gläubigen Gemeinden ihren Dienst am Kommen des „Reiches Gottes“ leisten, also an einer Welt mit menschlichen Angesicht unter einem offenen Himmel. Dazu tauchen die Glaubenden in Gott ein und bei den Arm(gemacht)en auf.

In einem gemeinsamen Positionspapier²¹⁷ betonen Bischof Lobinger, Peter Neuner und ich daher, dass wir zunächst nicht Priester brauchen, sondern als Basis lebensfähige Gemeinden, in denen kein Mitglied unberufen und unbegabt ist: „2. Diese Gemeinden, haben ihre Lebensfähigkeit schon durch die Ausbildung von Diensten und den Aufbau pastoraler Gruppen bewiesen und beweisen diese auch aktuell. 3. Sie machen einen geistlichen Erneuerungsvorgang durch. Ziel ist es, möglichst viele für eine missionarische Grundhaltung zu gewinnen.“ Alles, was den Aufbau solcher Gemeinden beeinträchtigt, sei zu vermeiden. Daher heißt es in unserem Positionspapier: „8. Abzuraten ist von der Weihe von ‚viri probati‘ im herkömmlichen Sinn: also z.B. von Hauptamtlichen. Dies würde vorhersehbar die Entwicklung der Gemeinden zu einer missionarischen Zeugenschaft mindern.“

Im Übrigen war dies auch die Logik der viel beachteten pastoralen Entwicklung in der französischen Diözese Poitiers unter dem charismatischen Bischof Albert Rouet.²¹⁸ Ihm ging es nicht primär um die Priester, sondern um „communautés locales“ in einem „secteur“, also einem pastoralen Entwicklungsraum. Allerdings ist Poitiers auf dem halben Weg stehen geblieben. Es wäre nämlich durchaus möglich gewesen, mit der Logik des „Lobingermodells“ in diesen „communautés locales“

²¹⁵ Keane, James T.: Wird der Papst verheiratete Priester erlauben?
<https://www.americamagazine.org/faith/2019/01/29/explainer-will-pope-francis-allow-married-priests>, January 29, 2019.

²¹⁶ Zulehner, Paul M./Lobinger, Fritz/Neuner Peter: Leutepriester in lebendigen Gemeinden. Ein Plädoyer für gemeindliche Presbyterien, Ostfildern 2003.

²¹⁷ Gezeichnet ist es von Bischof Lobinger, Peter Neuner und mir. Dieses ist auf meiner Homepage abrufbar:
www.zulehner.org.

²¹⁸ Feiter, Reinhard/Müller, Hadwig: Was wird jetzt aus uns, Herr Bischof?, Ostfildern 2010.

„lokale Presbyterien“ einzurichten. In den Gemeinden des Amazonasgebiets wäre dies beispielsweise auch die einzige Chance, weil die Räume riesig sind und ein Priester, der (wie in Poitiers) im Presbyterium des Bischofs lebt, viel zu selten zur Feier der Eucharistie kommen könnte.

Eucharistischer Hunger

Ein weiterer zentraler und weithin unterschätzter Aspekt im derzeitigen Disput ist die zunehmend belangloser werdende Rolle der Eucharistie im Leben der Kirche und gläubiger Gemeinden. Der Papst sieht diesen Aspekt klar. „Eine solche Bestimmung [provision]²¹⁹ könnte der Kirche helfen, den ‚sakramentalen Hunger‘ zu lindern, der an verschiedenen geographischen Orten weltweit auftritt, wo ein Priestermangel viele Katholiken am Zugang zu den Sakramenten hindert - insbesondere zur Eucharistie.“²²⁰ Er sieht darin ein Moment an jener pastoralen Not, die er in Teilen der Weltkirche ortet: „An diesen weit entfernten Orten [far, far away places] könnte es nur eine Möglichkeit geben - ich denke an die Inseln im Pazifik. Man muss dann nachdenken, wenn dort ein pastorales Bedürfnis besteht; dort muss der Hirte an die Gläubigen denken.“²²¹ Diese Frage nach der pastoralen Not des eucharistischen Hungers trennt der Papst klar von der Zölibatsfrage. Den Zölibat schätzt er, der Ordensmann, persönlich und denkt nicht daran, den Priestern in der herkömmlichen Gestalt generell die zölibatäre Lebensform freizustellen, so in der Pressekonferenz über den Wolken.

Papst Franziskus kann sich in dieser Frage auf das Zweite Vatikanische Konzil sowie seine Vorgänger im Papstamt stützen. Mehrmals²²² bezeichnete das Konzil die Feier der Eucharistie/die Liturgie als Quelle Höhepunkt sowohl christlichen wie kirchlichen Lebens. Johannes Paul II. verfasst dazu die grandiose Enzyklika „Ecclesia de eucharistia“ (2003). Ganz in deren Sinn sagte Papst Franziskus auf der Pressekonferenz:

„Die Kirche macht die Eucharistie und die Eucharistie macht die Kirche.“, um dann sogleich wieder auf Lobinger zu sprechen zu kommen: „Auf den Inseln im Pazifik, [fragt] Lobinger: Wer macht die Eucharistie an diesen Orten? Wer führt in diesen Gemeinden? Es sind die Diakone, die Ordensschwwestern oder die Laien. Daher fragt Lobinger, ob ein Ältester, ein verheirateter Mann, ordiniert werden könnte, aber nur, um die heiligmachende Rolle zu übernehmen: um die Messe zu feiern, das Sakrament der Versöhnung zu feiern und die Salbung der Kranken.“²²³

An oberster Stelle steht somit für den Papst die Eucharistie, die das Herz christlichen und kirchlichen Lebens ist. Kann diese am Herrentag nicht gefeiert werden, erleidet die Kirche gleichsam einen Herzinfarkt, sie schwächt auch ihre dienende Präsenz in der Welt, denn Abendmahl und Fußwaschung sind untrennbar verbunden. Gläubige Gemeinenden werden „Leib hingegeben“, eine Gemeinschaft die dient. Deshalb geht es nicht so sehr um eine Pluralisierung der Lebensformen der Priester. Auf dem Spiel steht, was christgläubiges Leben, persönlich wie gemeindlich, ausmacht; nährt und stärkt.

Das Amazonas-Arbeitsdokument kommt an mehreren Stellen auf die Eucharistie in gläubigen Gemeinden zu sprechen (Nr. 58, 64, 81, 85²²⁴). Im „Aufeinander-Hören [des gläubigen Volks und der Bischöfe] ist die Klage über ‚die vielen tausend Gemeinden..., die über lange Zeit die sonntägliche Eucharistiefeier entbehren müssen‘ (Dap 100 e), als einer der entscheidendsten Punkte ans Licht gekommen.“²²⁵ In geradezu hymnischer Weise, die an die grandiose Vision von Teilhard de Chardin²²⁶ von der Messe auf dem Altar der Welt erinnert, formuliert der Amazonas-Arbeitstext: „Die Feier der Eucharistie lädt uns ein, wieder zu entdecken, wie ‚auf dem Höhepunkt des Geheimnisses der

²¹⁹ Der Papst meinte die Beauftragung von Personen mit nur einem der drei priesterlichen „munera“ – lehren, heiligen, leiten – nämlich dem „munus sanctificandi“.

²²⁰ Keane, James T.: Wird der Papst verheiratete Priester erlauben? AaO.

²²¹ AaO.

²²² Sacrosantum Concilium 10; 11; Christus Dominus 30; Presbyterum ordinis 5; Ad gentes 9.

²²³ AaO.

²²⁴ Eine Zusammenstellung dieser Textauschnitte findet sich downloadbar auf meiner Homepage www.zulehner.org.

²²⁵ Neue Wege für die Kirche und für eine ganzheitliche Ökologie. Sonderversammlung der Bischofssynode für das Amazonas-Gebiet Oktober 2019. Vorbereitungsdokument, 64.

<https://www.misereor.de/fileadmin/publikationen/vorbereitungsdokumentamazonien.pdf>

²²⁶ Teilhard de Chardin, Pierre/Tardivel, Fernande: Hymne de l'univers ; La messe sur le monde ; Trois histoires comme Benson ; La puissances spirituelle de la matière, Paris 1961.

Inkarnation... der Herr selbst durch ein Stückchen Materie in unser Innerstes gelangen [wollte]' (LS 236). Die Eucharistie verweist uns also auf das ‚Lebenszentrum des Universums‘, den überquellenden Ausgangspunkt von Liebe und unerschöpflichem Leben im menschgewordenen Sohn, der in den Gaben von Brot und Wein, den Früchten von Erde und Weinstock sowie der menschlichen Arbeit anwesend ist (vgl. LS 236). In der Eucharistie feiert die Gemeinde eine kosmische Liebe, durch welche die Menschen gemeinsam mit dem menschgewordenen Gottessohn und der ganzen Schöpfung Gott Dank sagen für das neue Leben im auferstandenen Christus (vgl. LS 236). Auf diese Weise begründet die Eucharistie die Gemeinde, eine pilgernde, festlich feiernde Gemeinde, die ‚zur Quelle des Lichts und der Motivation für unsere Sorgen um die Umwelt wird und [uns darauf ausrichtet], Hüter der gesamten Schöpfung zu sein‘ (LS 236). Zugleich verbindet sich das Blut, mit dem so viele Frauen und Männer den Boden Amazoniens getränkt und das sie für das Wohl seiner Bewohner und des Territoriums vergossen haben, mit dem Blut Christi, das für alle und für die gesamte Schöpfung vergossen wurde.“²²⁷

Dieser Text erinnert auch an die vierfache Wandlung, die sich – so Papst Benedikt XVI. auf dem Weltjugendtag in Köln 2005 –in der Feier der Eucharistie ereigne: „Diese erste grundlegende Verwandlung [im Tod Jesu am Kreuz hinein in die Auferstehung] von Gewalt in Liebe, von Tod in Leben zieht dann die weiteren Verwandlungen nach sich. Brot und Wein werden sein Leib und sein Blut. Aber an dieser Stelle darf die Verwandlung nicht Halt machen, hier muss sie erst vollends beginnen. Leib und Blut Jesu Christi werden uns gegeben, damit wir verwandelt werden. Wir selber sollen Leib Christi werden, blutsverwandt mit ihm. Wir essen alle das eine Brot. Das aber heißt: Wir werden untereinander eins gemacht. Anbetung wird, so sagten wir, Vereinigung. Gott ist nicht mehr bloß uns gegenüber der ganz Andere. Er ist in uns selbst und wir in ihm. Seine Dynamik durchdringt uns und will von uns auf die anderen und auf die Welt im ganzen übergreifen, dass seine Liebe wirklich das beherrschende Maß der Welt werde.“²²⁸

Weg zu eucharistiefähigen gläubigen Gemeinden

Damit spitzt sich pastoraltheologisch die Frage zu: Wie kann die Kirche ihre Pflicht erfüllen, dass gläubige Gemeinden, die ihre Lebensfähigkeit bewiesen haben, die Eucharistie als Quelle und Höhepunkt ihres Lebens feiern kann? Genau hier setzt das Lobingermodell an. Im Positionspapier wird ein gangbarer Weg skizziert:

„4. In den Gemeinden werden geeignete Personen gesucht. Diese kommen aus der Mitte des gemeindlichen Lebens und haben bereits Verantwortung getragen; sie sind in diesem Sinn ‚*personae probatae*‘. Sie verfügen ebenso über reichlich berufliche Erfahrung. Im Normalfall sind sie in der Lage, ehrenamtlich zu wirken. (Der Begriff ‚*personae probatae*‘ hält die Ordination von Frauen offen.)“

5. Der Bischof sorgt dafür, dass die gewählten Personen eine theologisch verantwortliche und pastoral intensive Ausbildung im Umfang von drei Jahren erhalten. Diese kann an eine Hochschule/Universität angebunden werden. Wenn es ein Bakkalaureat ist, braucht es eine besondere pastorale Schwerpunktsetzung. Die Eignung für Leitungsaufgaben im Team muss gegeben sein.

6. Der Bischof erhält die Sondererlaubnis (als Ausnahme vom can 1042 §1), diese Personen zu Priestern zu weihen und sie dem ‚Ältestenteam‘²²⁹ einer Gemeinde im pastoralen Großraum zuzuordnen.“

Angeraten wird, dass diese „Priester anderer Art“, die vor allem „gemeindeerfahren“ sind (wie die vielen Katechistinnen und Katechisten in den vielen Gemeinden des Amazonas-Gebiets) in ein Team geweiht werden. Es ist auch nicht undenkbar, dass manch größere Gemeinde mehrere solche Teams haben werden. Zudem erhalten die herkömmlichen (akademisch gebildeten, ehelos lebenden) Priester eine zusätzliche Aufgabe. Denn, so das Positionspapier: „7. Hoher Wert wird nach der Weihe auf eine intensive spirituelle und pastorale Begleitung der Teams gelegt. Dadurch kann die nur dreijährige Ausbildung weitergeführt und vertieft werden.“ „10. Der Dechant, der selbst in einer solchen

²²⁷ Aa=, 54.

²²⁸ Zitiert nach: <http://www.minis-cim.net/de/uber-cim/visionen/>

²²⁹ Die (deutsche) Benennung der verschiedenen Arten von Priestern war nicht leicht. Von Pauluspriester und Korinthpriestern war die Rede. Mit dem Begriff Leutepriester (Leutpriester, „plebanus“, war ein im Mittelalter gängiger Begriff: <https://de.wikipedia.org/wiki/Leutpriester>) wurde experimentiert. Team of Elders (gemeindliche Presbyterien) scheint eine theologisch taugliche Benennung zu sein.

Priestergemeinschaft lebt²³⁰, ist für die neuen (drei) Presbyterien verantwortlich: rechtlich, spirituell, pastoral.“

Offene Fragen

1. Diese nicht nur für das Amazonasgebiet, sondern weltkirchlich bedeutsame Position zur Entwicklung der Kirche, ihrer Gemeinden und ihres Amtes wird auf Widerstand stoßen. Im ARD-Interview hat Kardinal Gerhard Ludwig Müller ziemlich abschätzig über die Amazonassynode gesprochen. Er unterstellte, sie sei ein abgekartetes Spiel, dessen Ergebnis im Vorhinein feststehe. Bischof Erwin Kräutler hat dieser Behauptung vehement widersprochen.

2. Der schwierigste Aspekt bei der Lösung des Priestermangels ist die Frauenfrage. Das gemeinsame Positionspapier spricht gezielt von „personae probatae“. Auch das Arbeitsdokument zur Amazonassynode sieht deutlich diesen leidvollen Aspekt: „In diesem Zusammenhang ist es notwendig, Klarheit zu schaffen über die Art offizieller Dienstämter, die den Frauen übertragen werden können, wobei die zentrale Rolle, welche die Frauen in der Kirche Amazoniens ausüben, in Betracht zu ziehen ist.“²³¹

Im Rahmen der Aktion #ProPopeFrancis haben sich 150 Fachleute aus einem informellen interkontinentalen Netzwerk zu den Herausforderungen der Weltkirche geäußert. Einhellig wünschen sie der Kirche, dass sie ihre Glaubwürdigkeit wiedergewinnt. Dieser stehen natürlich die Missbrauchsskandale im Weg. Als ebenso großer Skandal wird auch der Ausschluss von Frauen von der Ordination gesehen. Das kommende Diakonat für Frauen könnte aber der Anfang für die Öffnung des Ordo für Frauen darstellen, wenn man nicht zuvor das Diakonat für Frau dergestalt definiert, dass es nicht zum Ordo gehört.

3. Bleibt noch der Entlastungsversuch von Papst Franziskus mit der Formel „far, far away“. Will er damit den Gegnern signalisieren, dass es sich um eine Lösung für pastorale Randgebiete handle, ansonsten alles beim Alten bleiben werde? Der Osnabrücker Bischof Franz-Josef Bode, stellvertretender Vorsitzender der Deutschen Bischofskonferenz, teilt diese Ansicht nicht. Im ARD-Interview nahm er dazu Stellung: „Wenn irgendwo in der Welt diese Möglichkeit gegeben ist, dann darf man sich nichts vormachen. Man wird sagen: Wenn es grundsätzlich geht, dann muss es auch in Situationen gehen, wo die Not zwar anders ist, dann wird man das nicht genau so begründen, aber dann werden wir uns danach fragen müssen. Das ist ja ganz klar. Es wird nicht ruhig bleiben.“

²³⁰ Das gemeinsame Positionspapier vermerkt: „9. Die Bildung lokaler Presbyterien eröffnet die Möglichkeit, dass die ehelosen Priester in Zentralpfarren gemeinsam wohnen. Die Studie Priester 2000 zeigt, dass unter modernen Bedingungen Zölibat sehr eng mit kommunitärer Lebensform verwoben ist. Die Bildung von lokalen Presbyterien ist auf diese überraschende Weise zugleich eine Möglichkeit, den Zölibat dadurch zu sichern, dass er auch praktisch lebbar gemacht wird.“ Die Afrikassynode weist an zwei Stellen ausdrücklich auf die kommunitäre Lebensform hin, einmal für die Diözesanen, und einmal für die Ordenspriester. Auch auf dem Hintergrund der ethnischen Vielfalt, die in Frieden zusammenleben kann. (Africae Munus, 10) Dazu: Zulehner, Paul M.: Priester im Modernisierungsstress. Forschungsbericht der Studie Priester 2000, Ostfildern 2001. - Ders: Mitgift. Autobiographisches anderer Art, Ostfildern ³2015.

²³¹ Arbeitsdokument, 81.

2019 Die Amazonassynode 2019.

Ein Ereignis historischer Bedeutung für Weltklimapolitik und Weltkirche.

Beitrag in DIE FURCHE (13.6.2019)

Schon haben die brasilianische Regierung, aber auch um die Traditionen der Kirche Besorgte, heftigen Widerstand gegen die Amazonassynode angekündigt. Diese wird vom 6.-27. Oktober 2019 im Vatikan stattfinden. Das Arbeitsdokument, das in der Rohfassung schon länger im Internet abrufbar war, wurde inzwischen verabschiedet. Der brasilianische Kardinal Claudio Hummes ist Generalrelator dieser „Synode für den Amazonas“ und Präsident des kirchlichen Pan-Amazonas Netzwerkes. „Synode“ beginnt mit dem Hören auf die Bevölkerung und führt dazu, auf der Grundlage des Wahrgenommenen, inspiriert durch das Evangelium gemeinsam zu beraten.

Dem dreiteiligen Arbeitsdokument liegen viele Gespräche mit der (indigenen) Bevölkerung und Mitgliedern christlicher Gemeinden zugrunde. Damit zeigt sich die verantwortliche Kirchenleitung bereit, nicht nur auf die Menschen zu hören, sondern durch sie hindurch auch auf Gottes Geist.

Laudato si praktisch

Das soeben veröffentlichte Arbeitsdokument lässt erahnen, warum laut Kardinal Hummes die Synode „ein historisches Ereignis“ werde. Ihr Fokus liegt aber nicht auf innerkirchlichen Fragen. Es folgt der Zumutung des Papstes, an die Ränder der Gesellschaft und des Lebens zu gehen. Die Kirche muss dorthin, wo die Menschen leben, leiden und hoffen. Zu jenen also, die bedroht sind in ihrer Würde und in ihrem Traum von einem „guten Leben“. Dabei geht es nicht nur um „verwundete Menschen“, sondern zugleich immer auch um die „Wunden der Natur“ und um jene Politik, die beiden Wunden schlägt.

Eine Kirchenregion mischt sich mystisch-politisch ein – zunächst in die Zukunft Amazoniens. Doch geht diese regionale Synode die ganze Welt an. Denn das Gebiet ist wie eine Lunge, mit der die Welt klimatisch atmet. Die derzeitige Regierung plant aus wirtschaftlichen Gründen, große Flächen zur Rodung freizugeben. Das bedroht nicht nur die indigene Bevölkerung und deren Lebensraum. Auch das Weltklima ist davon stark betroffen. Ökologie und Ökonomie, Schutz der Natur und Gerechtigkeit für die bedrohten Völker erweisen sich als eng verwoben. Und das nicht nur lokal, sondern global. Die grandiose Ökologiezyklika des Papstes (Laudato si) wird praktisch. Das gibt der Synode weltpolitische Bedeutung und irritiert verständlicher Weise die lokalen Politiker, die das nationale Interesse verfolgen (wobei viele Gewinner dieser „nationalen“ Politik internationale Konzerne sind).

„Macht mir mutige Vorschläge!“

Für diese gewaltige Herausforderung, so die Verantwortlichen der Synode, gelte es, „neue Wege zu schaffen, damit in jener Region - und nicht nur dort – die Mission der Kirche erfüllt werden kann“, so Kardinal Hummes im Gespräch mit Vatican News.

Unser Papst kennt die schwierige Lage des weiten Amazonasgebiets aus seiner argentinischen Zeit. Der emeritierte Bischof Dom Erwin Kräutler von Xingu berichtet, dass der Papst den Bischöfen Amazoniens den Auftrag gegeben hat: „Macht mir mutige Vorschläge!“ Die Voraussetzungen dafür sind gegeben. Die Gemeinden sind lebendig. In den meisten tragen gut ausgebildete Gemeindeleiterinnen und -leiter die Verantwortung. Es gibt nur wenige, meist überalterte Priester. Die Eucharistie wird nur ganz selten gefeiert. In vielen Kirchen gibt es keinen Altar. Wenn der Bischof kommt, so Bischof Kräutler, holen die Gemeinden einen Tisch aus der Schule. In einem ARD-Interview bezeichnete Erwin Kräutler diesen Zustand nach als eine „Herausforderung“.

So wie nun im ökologischen Bereich „historische Beschlüsse“ erwartet werden, wird es solche auch hinsichtlich des Lebens der Gemeinden geben. Dabei ist seit „Evangelii nuntiandi“ (Paul VI., 1975) die pastorale Grundannahme in Lateinamerika davon geprägt, dass die „Freude des Evangeliums“ (Franziskus, 2013) in die Herzen der Menschen und in die indigenen Kulturen einsickern soll, um miteinander gelebt, einander erzählt und miteinander gefeiert zu werden. Von diesen Gemeinschaften des Evangeliums können dann die Menschen in ihren Orten, in der Region und darüber hinaus sich

einsetzen für die Heilung der Natur und der sozialen Wunden der bedrohten Menschen, zumal der indigenen Bevölkerung.

Personae probatae

Anders als im Denken europäischer Kirchenstrukturstrategen nimmt die Feier der Eucharistie im christlichen Leben dieser Gemeinden eine zentrale Rolle ein. Sie leiden, worauf Papst Franziskus bei aller Wertschätzung des Zölibats auf dem Rückflug vom Weltjugendtag in Panama (27.1.2019) verwies, unter einem „eucharistischen Hunger“. Es sei Verantwortung der Hirten vor Ort diesen zu stillen.

Das Instrumentum laboris geht auf diese Frage sehr konkret und reformfreudig ein:

„c) Die Gemeinschaften haben Schwierigkeiten, die Eucharistie häufig zu feiern, weil es an Priestern mangelt. "Die Kirche lebt durch die Eucharistie" und die Eucharistie baut die Kirche auf. Anstatt also die Gemeinschaften ohne die Eucharistie zu verlassen, sollten die Kriterien für die Auswahl und Vorbereitung der Amtsträger, die zur Feier dieser Eucharistie berechtigt sind, geändert werden. (Instrumentum 126)

2. In der Bekräftigung, dass der Zölibat ein Geschenk an die Kirche ist, wird darum gebeten, für die entlegensten Gebiete der Region die Möglichkeit der Priesterweihe älterer Menschen, vorzugsweise indigener, respektierter und von ihrer Gemeinschaft akzeptierter Menschen zu untersuchen, auch wenn sie bereits eine konstituierte und stabile Familie haben, um die Sakramente zu gewährleisten, die das christliche Leben begleiten und unterstützen.“ (Instrumentum 129)

Bei der Frage nach kirchlichen Ämtern und Diensten werden die Frauen ausgiebig bedacht. Das geschieht allein deshalb, weil der Großteil der lebendigen priesterlosen Gemeinden von Frauen geleitet wird. Daher schlägt das Arbeitsdokument vor:

„3. Identifizieren der Art des offiziellen Dienstes, der den Frauen übertragen werden kann, unter Berücksichtigung der zentralen Rolle, die sie heute in der Amazonaskirche spielen. (129)

c) Rolle der Frauen:

1. Im kirchlichen Bereich wird die Präsenz von Frauen in den Gemeinschaften nicht immer geschätzt. Die Anerkennung von Frauen wird auf der Grundlage ihrer Charismen und Talente gefordert. Sie bitten darum, den Raum wiederzuerlangen, den Jesus den Frauen gegeben hat, „wo wir alle uns finden können“.

2. Es wird auch vorgeschlagen, dass Frauen Führungspositionen übernehmen, sowie immer breitere und relevantere Räume im Bereich der Ausbildung: Theologie, Katechese, Liturgie und Glaubens- und Politikschulen einnehmen.

3. Es wird auch darum gebeten, dass die Stimme der Frauen gehört wird, dass sie konsultiert werden und an Entscheidungsprozessen teilnehmen, und dass sie auf diese Weise ihre Sensibilität für die kirchliche Synodalität einbringen können.

4. Dass die Kirche zunehmend den weiblichen Stil des Handelns und Verstehens von Ereignissen akzeptiert.“ (Instrumentum 129)

Man kann also erwarten, dass die Bischöfe auf der Synode dem Papst die Ordination von bewährten Personen (personae probatae) vorschlagen werden. Der Papst wird ihnen das zugestehen. Das Ende des Priestermangels naht – zunächst im Regenwald. Im Dominosystem kann sich die Entwicklung in die weite Weltkirche fortsetzen. Kirchenreform erfolgt von unten. Die Zeit des stagnierenden Panikzentrismus geht zu Ende. Der stellvertretende Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz Franz Josef Bode sagte in einem ARD-Interview vom 23.4.2016: „Wenn irgendwo in der Welt diese Möglichkeit gegeben ist, dann darf man sich nichts vormachen. Man wird sagen: Wenn es grundsätzlich geht, dann muss es auch in Situationen gehen, wo die Not zwar anders ist, dann wird man das nicht genau so begründen, aber dann werden wir uns danach fragen müssen. Das ist ja ganz klar. Es wird nicht ruhig bleiben.“

2019 Gespräch mit der Tiroler Tageszeitung

Priestermangel gibt es in vielen Regionen der Erde. Das führt zum Beispiel, die der emeritierte Bischof von Xingu (Brasilien) Dom Erwin Kräutler erzählt, dass manche Gemeinden oft das ganze Jahr hindurch keine Eucharistie und keine Sakramente feiern können. Wenn er kommt, holen Gemeinden aus der Nachbarschule einen Tisch. Denn einen Altar brauchen sie normalerweise nicht. Bischof Kräutler nennt das eine „Herausforderung“.

Der Papst kennt diese Lage als Lateinamerikaner gut. In einer Pressekonferenz auf dem Rückflug vom Weltjugendtag in Panama betont er zwar auf der einen Seite, dass er am Zölibat nicht rütteln will. Auf der anderen Seite beobachtet er aber in Teilen der Weltkirche – weit weg von Rom – einen „eucharistischen Hunger“ der Gläubigen. Und dann betont er, dass die Hirten, also die Ortsbischöfe, verantwortlich sind, diesen Hunger zu stillen. Deshalb forderte der Papst die Bischöfe auf, ihm mutige Vorschläge zu machen. Diese Vorschläge liegen nun auf dem Tisch: Sie schlagen vor *„geeignete und von der Gemeinde anerkannte Männer zu Priestern zu weihen.“* Und weil weit mehr Frauen als Männer Gemeinden leiten, soll diesen auch der Zugang zum Diakonat eröffnet werden.

Ich gehe davon aus, dass der Papst diese Bitten erfüllen wird. Er kann auch nicht anders. Denn ihm ist wichtig, dass die Hirten Verantwortung übernehmen. Er selbst hat um mutige Vorschläge gebeten. Er wird sie in die Tat umsetzen.

Das hat natürlich Auswirkungen auch auf uns. Europa hat inzwischen einen dramatischen Priestermangel. Es ist unverantwortlich für die Hirten bei uns, nicht zu handeln. Um sie zu ermutigen habe ich eine Online-Petition ins Netz gesetzt. Wir wollen den Bischöfen im deutschsprachigen Raum den Rücken stärken, auch mutige Vorschläge zu machen. „Wie die Bischöfe Amazoniens sollen auch unsere Bischöfe, in Deutschland insbesondere über den ‚Synodalen Weg‘, vorschlagen: In konkreten Fällen soll Personen, die sich in den Gemeinden bewährt haben und von diesen vorgeschlagen werden, über den Weg des Diakonats der Zugang zur Priesterweihe eröffnet werden. Frauen soll der Zugang zum Diakonat eröffnet werden.“

Die Folge ist nicht das Ende des Zölibats, sondern das Entstehen von zwei Arten des Priestersamts. Die einen kommen vom freien Berufungsmarkt, studieren an Universitäten und leben ehelos. Die anderen werden von Gemeinden vorgeschlagen, haben sich in Diensten und Leitung bewährt und werden berufsbegleitend ausgebildet. Es wird sich die Chance auftun, dass auf diesem Weg auch Frauen Zugang zu kirchlichen Ämtern erhalten. Denn, so die Petition, „auch Frauen stehen für das Evangelium, haben Erfahrung in der Leitung von lebendigen Gemeinschaften, sind in den Gemeinden respektiert und haben verantwortungsvolle Aufgaben inne“. Wenn Sie diese Bitte an die Bischöfe unterstützen, dann unterschreiben Sie bitte die Petition auf www.amazonien-auch-bei-uns.com.

2019 Gespräch mit DIE GANZE WOCHE

- Sind die Vorschläge der Synode tatsächlich der Anfang vom Ende des Zölibates?

Der Papst hatte die Bischöfe Amazoniens gebeten, ihm mutige Vorschläge zu machen. Er sagte auch schon vor der Synode, dass für den Fall, dass es einen „eucharistischen“ Hunger gibt – zu Deutsch: wenn oft das ganze Jahr hindurch die Sonntagsmesse nicht gefeiert werden kann – dann sind die Hirten dafür verantwortlich, eine Lösung herbeizuführen. Das ist jetzt auf der Synode geschehen. Die Bischöfe haben dem Papst vorgeschlagen, dass es „in Notzeiten“ neben den ehelosen Priestern auch verheiratete geben soll.

- Ist der Zölibat noch zeitgemäß?

Es gibt heute ja nur zwei Hochrisikolebensformen, die Ehe und die Ehelosigkeit. Beide haben Vorteile und beide haben Nachteile. Zudem haben die christlichen Kirchen eine sehr lange Tradition in Ordensgemeinschaften. Und selbst in der evangelischen Kirche leben Mitglieder ehelos. Unzeitgemäß ist nicht der Zölibat, sondern die Entscheidung dafür. Dazu kommt, dass es nicht zulässig ist, auf die Feier der Eucharistie zu verzichten, um die Ehelosigkeit der Priester in der katholischen Kirche zu retten.

- Welche anderen Möglichkeiten (wenn nicht die Abschaffung des Zölibates) gäbe es, um den Priestermangel zu bekämpfen? Bzw. wenn andere Modelle mit bewährten Personen (Männern wie Frauen) geschaffen werden, ist dann ein Nebeneinander beider Formen möglich?

Der Vorschlag, dass es künftig zwei Arten von Priestern geben soll, hat viel für sich. Die eine Art: jemand fühlt die Berufung zum Priesteramt, studiert Theologie, stellt das Heiraten zurück, und lässt sich zum „Missionar und Gemeindegründer“ weihen. Die andere Art kommt aus dem lebendigen Gemeinden, denen die Kirche keinen ehelosen Priester mehr zur Verfügung stellen kann. Diese wählen dann Personen, die in der Leitung der Gemeinde erfahren sind und das Vertrauen der Menschen besitzen. Diese werden ausgebildet und geweiht; sie sollten in einem Team von Priestern arbeiten. Ihre Hauptaufgabe ist dann nicht Gemeinden zu gründen, sondern bestehende Gemeinden zu leiten. Vielleicht öffnet sich bei dieser zweiten Art alsbald auch der Zugang für Frauen.

- Sind Sie für die generelle Beibehaltung des Zölibates? Wenn ja, warum?

Wenn jemand die Begabung für eheloses Leben hat, also erotisch-sexuell reif ist und sich dann für das ehelose Leben entscheidet, und das möglichst in einer Gemeinschaft, die ihn trägt, dann ist das sicherlich ein Gewinn. Es gibt ja auch in der Wissenschaft oder in der Politik herausragende Personen, die von ihrem Dienst derart angetan sind, dass kein Platz mehr ist für die Verantwortung in einer Familie mit Kindern.

- Wann wird Ihre Studie zu Religion im Leben der Menschen 2020 veröffentlicht? Gibt es dazu schon erste Erkenntnisse und waren Zölibat oder Priestermangel ebenfalls Thema?

In der in Auswertung befindlichen Studie Religion im Leben der Österreicher 1970-2020 geht es um die Religiosität der Menschen, was sie glauben, wie sie sich am Leben einer Glaubensgemeinschaft beteiligen und wie sich ihr Glaube auf ihr Leben und Sterben, privat wie politisch auswirkt. Beim Priestermangel war in früheren Jahren danach gefragt worden, wer nicht in Frage kommt, wenn es keine ehelosen Priester Männer gibt. Die Antwort war klar: auch Frauen würden von den Befragten akzeptiert. Die Ergebnisse der Studie für heute und die letzten fünfzig Jahre werden im Frühjahr 2020 unter dem Titel „Wandlung“ veröffentlicht. Es ist ein Juwel, es gibt kaum Studien, die ein halbes Jahrhundert Entwicklung von Glauben und Leben überblickt. Und die Ergebnisse werden aufrütteln, so viel kann ich schon andeuten.

2019 Priester für eine nachklerikale Zeit

Bilder sind oft tief eingegraben in das Bewusstsein von Kulturen, Organisationen und einzelnen Personen. Das gilt auch für das Priesterbild. Trotz der zaghaften Reformen zum Priesteramt auf dem Zweiten Vatikanischen Konzil ist in „christentümlichen“ Jahrhunderten gewachsene Priesterbild nach wie vor wirkmächtig. Es hält sich wohl auch deshalb, weil die Menschen Sehnsucht nach dem „Außeralltäglichen“ haben und nach einem „heiligen Außenseiter“, der dieses repräsentiert.

Priester für Gemeinden

Viele Priester stehen immer noch für die überwunden geglaubte „Priesterkirche“ (Paul Hofmann), in der Kirche zunächst Priester bedeutet, die dann als Hirten die Herde versorgen. Eingebunden in eine „christentümliche“ Kultur hatten die Priester in der Kultur hohes Ansehen und Standesehre gewonnen. Ein Blick auf die symbolische Ebene verdeutlicht das gut, worauf der große Innsbrucker Pastoralpsychologe Hermann Stenger hingewiesen hat: Man müsse lediglich die symbolische Inszenierung einer Primiz mit jener einer Taufe vergleichen. Dass sich im Umkreis eines solchen kulturell gut verankerten Priesterbildes Klerikalismus als Missbrauch geistlicher Vollmacht verbreiten konnte, beklagt Papst Franziskus unentwegt. Aber wie kann dieses Priesterbild überwunden werden? Wie kann ein Priester der Zukunft aussehen? Wird es für diesen tiefgreifenden Umbau des priesterlichen Amtes ausreichen, die Priesterausbildung zu modifizieren?

Reicht es aus, Priesteramtskandidaten ein paar Jahre aus dem kirchengemeindlichen Leben herauszuziehen, sie praxisfern theologisch auszubilden, ein paar unverbindliche Praktika einzustreuen, die Ausbildung zu individualisieren und dabei pastorale Solisten und Besserwisser zu formen, die Versuchung zur geistlichen Macht zu thematisieren, vielleicht noch ein psychologische Screening hinsichtlich der sexuellen Reife zu verlangen, um dann diese Männer kontroll- und supervisionsfrei gleich mehreren Gemeinden „vorzusetzen“? Und das alles mit einer rechtlich abgesicherten Pflicht, sich zwar von „Laien“ beraten zu lassen, dennoch durch die durch den Canon rechtlich abgesicherte Leitungsposition befugt, letztlich machen zu können, was er will?

Priester aus Gemeinden

Ich stelle eine Vision für Priester der Zukunft vor. Dabei gehe ich davon aus, dass es auf dem Weg dieser Entwicklung auch Schritte zu einem Eintritt von Frauen in den Ordo in seinen vielfältigen Stufen geben wird, längerfristig in alle Ämter. In den folgenden Ausführungen soll es aber vorläufig um die Priester gehen. Ein Moment an der Vision ist auch, dass es sich um eine „arme Kirche mit den Armen“ (Papst Franziskus) handeln wird, die keine Kirchensteuer/keinen Kirchenbeitrag mehr einheben kann.

Der Entwurf einer solchen Vision beginnt nicht beim Priester, sondern bei der Berufung des Volkes Gottes. Diese lebt davon, „dass wir Christen nicht dazu auf Erden sind, um in den Himmel zu kommen, sondern dass der Himmel zu uns kommt“ (Klaus Hemmerle). In Spuren wenigstens, füge ich hinzu. Den Anfang aller Überlegungen muss also das Kommen des Reiches Gottes in diese heutige Welt bilden. Ziel ist die Mitarbeit an einer menschliche(re)n Welt unter dem offenen Himmel Gottes, in der die Schöpfung geachtet und verschont sowie Gerechtigkeit und Frieden geschaffen werden.

Diese künftige Kirche wird einer „Bewegung“ gleichen. Diese „Jesusbewegung mit offenen Grenzen“ wird sich wie ein Netzwerk organisieren, das „Knoten“ hat. Diese sind wie „Herbergen“ (Jan Hendriks), in denen Menschen, die sich entschieden haben sich der Jesusbewegung anzuschließen, gemeinschaftlich aus dem Geist des Evangeliums leben. Sie feiern das Herrenmahl, aus dem sie als Fußwaschende in das alltägliche Leben hinausgehen. Sie tauchen in Gott ein und bei den Arm(gehalten)en auf.

Diese Herbergen sind offen, gastfreundlich: Suchende Gäste, Menschen guten Willens, die vielleicht nur auf begrenzte Zeit mitleben, arbeiten in Projekten mit. Auch sind sie miteinander und mit anderen zivilgesellschaftlichen Playern vernetzt und verantworten in größeren pastoralen Räumen professionelle Projekte.

Träger dieser Jesusbewegung sind alle, die sich ihr angeschlossen haben. Sie besitzen alles, was sie für ihr gläubiges Leben brauchen. Sie sind reich an Begabungen, für das Feiern, das Verkünden und den Dienst der Fußwaschung. Es gab Zeiten in der Geschichte der Bewegung (so in Tertullians Zeiten um 209 in Karthago), da konnte getauft (tinquere) und das Herrenmahl gefeiert werden (offere), auch wenn „die kirchliche Autorität keinen Ordo zugewiesen“ hat. Die Gemeinde selbst galt als priesterlich. Diese Regelung besteht bei der Not-Taufe bis heute.

Der Ordo sichert die Spurtreue

Erst an dieser Stelle kann mit der Skizze begonnen werden, wie Priester(innen) der Zukunft aussehen könnten. In den Lima-Dokumenten, in denen sich christliche Kirchen über das Amt geeinigt haben, wird der Ordo als eine Einrichtung gesehen, die anvertrauten Gemeinden in der Spur des Evangeliums zu halten. Katholisch kommt hinzu, dass der Ordo auch die Gemeinden untereinander verbindet.

Symbolisch wird deshalb einem Bischof bei seiner Ordination das Evangelium auf das Haupt gelegt. Das prägt auch den künftigen Priester: Er ist randvoll mit dem Evangelium, versucht es zu leben - tief eingewoben ist in eine Gemeinde, die ihn trägt und inspiriert.

Ansonsten ist er nicht mehr und nicht weniger ein Mitglied der Gemeinde. Er versteht sich nicht so sehr von der Ordination, sondern primär von der Taufe her. Wie alle, welche der Jesusbewegung „hinzugefügt“ (Apg 2,47) sind, kennt er seine Begabungen, entfaltet sie und bringt sie zum Wohl der Gemeinde ein. Das Gemeindeleben und ihr pastorales Wirken ist von allen getragen, der Priester trägt dazu bei.

Amtlich gefordert ist er aber, wenn die Gemeinschaft von der Spur des Evangeliums abweicht. Wenn ein Pfarrgemeinderat vor geraumer Zeit mit 95% dagegen votiert hat, dass im Ort ein Flüchtlingsaufnahmезentrum eingerichtet wird, dann muss der Pfarrer ihn mit Matthäus daran erinnern, dass dieser Entscheid nicht auf der Spur des Evangeliums liegt.

Ein plausibles Moment des Sicherns der Spurtreue besteht darin, dass Ordinierte im Gemeindealltag der Gemeinschaft wie den sakramentalen Feiern „vorstehen“, in denen die freie Zuwendung Gottes sinnhaft erfahrbar wird. Hier repräsentieren sie den auferstandenen Christus „amtlich“, handeln also „im Namen der Kirche“, ohne die alltägliche Repräsentation Christi durch die Gemeinde und ihre einzelnen Mitglieder zu ersetzen, die alle „kirchlich“ handeln (Karl Rahner).

Neuer Weg ins Priesteramt

Zu solchen Priestern wird die Kirche künftig auf neuen Wegen kommen. Der verbreitete Normalfall wird sein, dass die gläubigen Gemeinschaften „erfahrene Personen“ (personae probatae) wählen (!), sie berufsbegleitend ausbilden lassen (die Ausbildungseinrichtungen werden sich auf diese neue Aufgabe vorbereiten) und dem Bischof vorschlagen, sie für die Gemeinde in ein „Presbyterteam“ zu ordinieren. Damit wird der derzeitige Priestermangel in gläubigen Gemeinden schlagartig behoben sein: was aufdeckt, dass das Problem weniger der Priestermangel, sondern ein Gemeindemangel ist.

Allerdings wird die Kirche für professionelle pastorale Projekte (in der Bildung, in der Diakonie, in der Kunst, in den Medien) Personen gewinnen, die eine voll akademische Ausbildung in Theologie und einschlägigen Fächern der Wissenschaften vom Menschen absolvieren. Dazu müssen sie nicht ordiniert werden.

Zugleich aber benötigt die Kirche speziell ausgebildete Priester (die vielleicht auch ehelos in Priestergemeinschaften leben), um Presbyterteams zu begleiten. Einige werden auch die besondere Berufung haben, Gemeinden zu gründen, an neuen Orten und in wichtigen Bezügen heutigen Lebens. Der akademisch ausgebildete und ehelos lebende Priestertyp, der heute (noch) der Normalfall ist, wird morgen eine dienende Minderheit sein. Der Normalfall werden ehrenamtlich tätige Priester aus den Gemeinden sein, die in „Presbyterteams“ deren Spurtreue sichern, ansonsten aber wie gewöhnliche Gemeindeglieder leben und begabungsgerecht mitarbeiten. Der Klerikalismus wird in solch einer Zukunft nur geringe Chance haben.

2019 Verschiedene Arten von Ordinierten

Eine der wichtigen Auswirkungen des Lobinger-Modells besteht darin, dass es nach seiner Einführung zwei unterschiedliche Arten von Priestern geben wird:

- Da sind auf der einen Seite die *traditionellen Priester*. Sie kommen vom „freien spirituellen Markt der Berufungen“. Die Ortskirche spürt diese „geistlichen Berufungen“ auf, sammelt sie (heute) in Priesterseminaren, bildet sie an theologischen Fakultäten aus. Wenn sie freiwillig die zölibatäre Lebensform übernehmen, können sie (in der römisch-katholischen Kirche) geweiht werden. Der Bischof teilt ihnen dann in der Ortskirche im pfarrlichen oder kategorialen Dienst eine Aufgabe zu. Zwei Aufgaben, so die deutschen Bischöfe in der Ordnung der Pastoralen Dienste 1979, ragen in ihrem beruflichen Portfolio heraus: „Gemeinden zu gründen und zu leiten“.
- Auf der anderen Seite kann es künftig im Sinn von Lobinger „Teams of Elders“, „*Presbyterteams*“ in Gemeinden geben. Sie werden nicht mehr in Priesterseminaren ausgebildet – ihre ursprüngliche Ausbildung erhalten sie, indem sie durch ihr Mittun in ihrer Gemeinde pastoral erfahren werden. Diese Priester neuer Art sind für den Bischof auch nicht so einfach „versetzbar“. Während die Weihe zum traditionellen Priester keine Verbundenheit mit einer Gemeinde voraussetzt, ist diese bei den Priestern neuer Art unverzichtbar. Sie werden auch für jene Gemeinde bestellt, von der sie gewählt und dem Bischof zur Ordination vorgeschlagen worden sind.

Diese Verbundung des Priesteramts könnte die nur auf den ersten Blick widersprüchliche Spannung in der Aussage von Papst Franziskus auf der Pressekonferenz über den Wolken auflösen.

- Einerseits betont der Papst, dass er nicht daran denke, den Zölibat freizustellen. Die herkömmlichen „Priester für Gemeinden“ bleiben für ihn ein wichtiger Priestertyp: volle akademische Ausbildung, ehelos – sie leben vielleicht mit anderen kommunitär. Hier spricht er vom traditionellen Priestertyp, den es seiner Meinung nach auch in Zukunft geben soll und wird.
- Andererseits sucht der Papst für die pastorale Not und die Stillung des eucharistischen Hungers eine Lösung und verschließt sich dazu nicht dem Vorschlag von Bischof Lobinger. Folgt ihm der Papst auf Vorschlag der Bischöfe in Amazonien, entstünden in der katholischen Weltkirche Priester anderer Art, „Priester aus und für Gemeinden“, berufsbegleitend ausgebildet und zumeist verheiratet. Die Beibehaltung der ehelosen Lebensform als Zugangsbedingung zum Ordo bezöge sich dann allein auf den traditionellen Priestertypus, nicht auf die Priester anderer Art, die in „Teams of Elders“ ordiniert werden.

In einer Übergangszeit wären zunächst die Priester in „Teams of Elders“ eine Ausnahme. Aber das würde vorhersehbar auf Dauer nicht so bleiben. Der künftige normale Priestertyp wird wohl jener aus den Gemeinden kommende und in den Gemeinden dienende „Priester neuer Art“ sein:

- diese sind in Teams eingebunden,
- sind gemeindeerfahren,
- sind als Ordinierte verantwortlich für die Spurtreue im Evangelium,
- sie treten amtlich in Vorgängen hervor, in denen sie „im Namen der Kirche“ handeln,
- deshalb stehen sie der Gemeinde und den sakramentalen Feiern vor;
- ansonsten leben diese Priester neuer Art aus der Taufe, wie alle anderen Gemeindemitglieder handeln sie für gewöhnlich „kirchlich“, eingebunden in die Gemeinschaft von Schwestern und Brüder;
- sie bringen die ihnen gegebenen Begabungen in das Leben und Wirken der Gemeinde ein.

Der heute vorfindbare „Normalfall“ des voll akademisch ausgebildeten, ehelos lebenden, hauptberuflich wirkenden Priesters wird künftig eine –allerdings bedeutsame – Minderheit sein. Diese traditionellen Priester werden auch zusätzliche Aufgaben erhalten. Eine davon wird sein, mehrere Presbyterteams („Teams of Elders“) spirituell wie pastoral zu begleiten. Zudem werden manche gemeindegründerisch unterwegs sein.²³²

Ob es zu Spannungen zwischen den beiden Typen kommen wird? Ob beide Typen einander befruchten werden? Und was soll geschehen, wenn das Mitglied in einem „Presbyterteam“ sich nicht bewährt? Diese und ähnliche Fragen werden sich erst im Prozess der Einführung klären.

Ein Randaspekt der Einführung des Lobinger-Modells besteht darin, dass sich in der künftigen Gestaltung des Priesteramts die katholische Kirche der orthodoxen oder auch der griechisch-katholischen Kirche annähert. Die Priester in den Gemeinden können dort verheiratet²³³ sein. Ordinierte mit gemeindeübergreifenden Leitungsaufgaben hingegen, voran die Bischöfe, sind unverheiratet und sind zumeist Mönche aus Klöstern.

Ehrenamtliche und Hauptamtliche

Es gibt unter den hauptamtlichen Laien viele, welche heute von sich aus²³⁴ oder auf Grund des Priestermangels „presbyterale Aufgaben“ übernehmen: in der Leitung, indem sie taufen²³⁵ und amtlich verkündigen. Sie tragen dazu bei, dass die herkömmliche Kirchengestalt weiter funktioniert. Der theologisch und pastoral hochwertige Dienst hauptamtlicher Laien, Frauen wie Männer, belegt den Übergang von einer Priesterkirche in eine Dienstleistungskirche: und das (allein) in geldstarken Kirchengebieten.

Die Kirche der Zukunft wird, wenn sie eine arme Kirche sein wird und (wie in den meisten Gebieten der Weltkirche) es keine Kirchensteuer/keinen Kirchenbeitrag mehr geben wird, nicht mehr Dienstleistungskirche sein, sondern eine Kirche, die Dienste leistet.

Es ist vorhersehbar, dass das gemeindliche Leben künftig durch ehrenamtliche Dienste getragen werden wird, einschließlich ehrenamtlich tätige Ordinierte in den „Teams of Elders“.

Aber auch in diesen Zeiten wird die Kirche professionelle Hauptamtliche brauchen: in gemeindeübergreifenden Leitungsaufgaben; in vielfältigen Projekten im kirchlichen Netzwerk, und das in gesellschaftsrelevanten Bereichen wie im Sozialbereich, Bildungsbereich, in den Medien etc.

Können hauptamtliche Laien oder auch Diakone in „Teams of Elders“ ordiniert werden? Die Antwort ist einfach: Wenn die Gemeinde sie wählt, dann selbstverständlich. Sie würden aber den priesterlichen Dienst neben ihrer hauptamtlichen Anstellung etwa in einem diakonalen Projekt wie die übrigen im „Team of Elders“ gleichfalls ehrenamtlich ausüben.

Nur ausgewählte „munera“?

In der Pressekonferenz über den Wolken versucht der Papst einen anderen Unterschied zwischen den traditionellen Priestern und den Presbytern anderer Art, wie Bischof Lobinger sie vorschlägt. Er greift dazu auf die Lehre von den drei „munera“ (Aufgaben) aus der Schultheologie zurück, die sich einem Priester stellen. Den Journalisten nannte der Papst als diese drei „munera“ der Priester: lehren, heiligen, leiten.

²³² That was the reason why at the beginning of the development of the model Bishop Lobinger and I coined the terms "Corinthian priests" (for the priests from and in the churches) and "Paulus priests".

²³³ The rules of the Eastern Church, which also apply to our married deacons, are not without problems. The marriage must take place before the consecration. This puts not a few candidates for priesthood under proper pressure. Also the prohibition of a renewed marriage with the death of the woman is felt as burdening.

²³⁴ Zulehner, Paul M./Renner, Katharina: Search for a place. Survey of pastoral workers in the German-speaking area, Ostfildern 2006.

²³⁵ This permission is considered controversial. For baptism as integration into the Church was originally the task of the bishop. When he could not always be there, the post-Baptismal anointings were separated from the sacramental integration - this led to the development of the sacrament of Confirmation, which in the end only completes the integration process!

Den Presbytern anderer Art, welche der pastoralen Not an Orten „far, far away“ abhelfen könnten, sollten aber nicht alle drei munera übertragen werden, sondern nur das munus sanctificandi. T. Keane berichtet im America Magazine darüber so:

„Franziskus vermerkte dann, dass ‚die Priesterweihe drei Rollen oder Funktionen (munus)‘ verleiht“ – lehren, heiligen und leiten – ‚aber der Bischof könnte die Erlaubnis für nur eine davon vergeben: die heiligmachende Rolle‘. Nach dieser Formulierung wäre der Ordinierte nicht notwendigerweise ein Hirte oder gar ein Prediger, könnte aber jene sakramentalen Aufgaben wahrnehmen, die den katholischen Diakonen derzeit verwehrt sind, vermutlich einschließlich des Hörens von Beichten und des Vorsitzes bei der Messe.“²³⁶

Diese Möglichkeit entnimmt der Papst nicht dem Lobinger-Modell, in dem es dazu keinerlei Anhaltspunkte gibt.

Aus theologischen Gesichtspunkten ist diese Aufteilung auch nicht wünschenswert. Was macht ein „Gemeindeführer“ im Amazonasgebiet, wenn er der Liturgie vorsteht? Natürlich legt er die Heilige Schrift aus. Er ist, was der Papst ausklammert, natürlich ein „homilist“. Zudem werden die Menschen auch mit den pastoralen Sorgen zu ihm kommen. Also ist ein Anteil seiner Tätigkeit auch die eines „pastor“, eines Hirten.

Vielleicht wollte der Papst sagen: Die gläubigen Gemeinden brauchen vor allem die sakramentalen Feiern, vor allem die Feier des Herrenmahls, um den „eucharistischen Hunger“ zu stillen. Die Trennung der munera erscheint dem Papst vielleicht ein Argument, um die Lösung, die regional gefunden ist, weltkirchlich eher annehmbar zu machen.

Dennoch: pastoralthologisch ist dringend davon abzuraten. Es würde die sakramentalen Feiern vom Wort abtrennen. Damit ginge eine der großen liturgischen Errungenschaften des Konzils verloren, die auch ökumenisch von großer Tragweite ist: das Ineinander von Wort und Sakrament.

Personae probatae: auch Frauen!

Das Lobinger-Modell verwendet gezielt nicht den Begriff „viri probati“, sondern redet von „personae probatae“. Der Grund besteht darin, dass dieses Priesteramt anderer Art nicht nur für Männer, sondern auch für Frauen offenstehen soll. Das hat zunächst mit der Tatsache zu tun, dass unter den „gemeindeerfahrenen Personen“ zumeist mehr Frauen als Männer sind.

Dazu kommt, dass die vielen kleinen Abwertungen und latenten Diskriminierungen von Frauen tiefe Wunden der Kirche sind. Im Umkreis der Missbrauchskrise kommt das immer deutlicher zum Vorschein. Eine der Hauptursachen für Belästigungen und Übergriffe auf Kinder, aber auch auf Nonnen, besteht in einer psychosexuellen Unreife von traditionellen Priestern. Durch die Absonderung der männlichen Priesteramtskandidaten in der Sonderwelt eines Seminars werden Reifungsprozesse, wie sie sich in Liebesbeziehungen zu Frauen ereignen könnten, unterbunden. Manche Kandidaten nehmen ihre Unreife ins Priesteramt mit. Ihre erotisch-sexuellen Bedürfnisse richten sich dann nicht in Beziehungen auf gleicher Augenhöhe auf eine Partnerin. Vielmehr wächst die Versuchung, das unterdrückte erotisch-sexuelle Potential auf „schwächere“ und abhängige Personen, Kinder und Jugendliche zu richten. Die mystische Überhöhung des Priesteramtes verschärft die Lage und erzeugt in den Begegnungen ein folgenschweres Machtungleichgewicht. Das oft archaische Vertrauen in einen „Mann Gottes“, welches in das spirituell weit überhöhte Amt eines Priesters gesetzt wird, kann schamlos missbraucht werden.

Daher ist für die Kirche die Auseinandersetzung mit diesen ihren Strukturen und Zuwegen zum Priesteramt von höchster Dringlichkeit. Kardinal Christoph Schönborn nannte deshalb die Frauenfrage im Bayerischen Fernsehen ein „Zeichen der Zeit“.²³⁷

Die Entdiskriminierung zwischen Juden und Griechen, Sklaven und Freien, Männern und Frauen gehört zum biblischen Grundprogramm (Gal 3,28). Jene der Frauen ist in ihre Endphase gelangt. Die

²³⁶ Keane: Will the Pope Allow Married Priest? AaO.

²³⁷ https://www.youtube.com/watch?v=PfF_ArkQzFY (14.2.2019)

Glaubwürdigkeit der Kirche hängt an der Lösung der Frauenfrage.²³⁸ Eine solche Lösung der Frauenfrage in der katholischen Kirche kann nicht am Zugang von Frauen zu den ordinierten Ämtern vorbei gefunden werden.

Erleichtert wird die längst fällige umfassende Gleichstellung der Frauen im kirchlichen Leben, weil die biblischen wie dogmatischen Befunde den Zugang von Frauen zum Ordo durchaus offen sehen. Daran ändert auch die Position von Johannes Paul II. in *Ordinatio sacerdotalis* (1984) nichts, dass die Kirche keine Vollmacht habe, Frauen die Hände aufzulegen und zu ordinieren. Auch das Verbot, die Frauenordination überhaupt zu diskutieren, konnte sich nicht durchsetzen.

Das bloße Traditionsargument von Johannes Paul II. besitzt theologisch keine Tragfähigkeit. Hätte es diese, gäbe es heute noch die Sklaverei und müssten Christen vor der Taufe das ganze jüdische Gesetz annehmen (vgl. Gal 3,28). Die Formel „nie und nimmer“, die Päpste gern verwenden, um Diskussionen zu unterbinden, hat sich in der Kirchengeschichte so gut wie nie bewährt.

Übrigens auch nicht bei Petrus vor dem Apostelkonzil. Dieser berief sich auf die Tradition. Er beteuerte, dass er „nie und nimmer“ von unreinen Speisen essen werde. Dieses bockbeinige Traditionsargument hielt aber nur so lange, bis ihn Gott in einem Traum bei Joppe eines Besseren belehrte. Die Kirche braucht also in der Frage der Frauenordination ein neues Joppe! Ein Konzil?

Auf diesem Hintergrund legt sich die Begriffsbildung von „*personae probatae*“ nahe. Auch das Arbeitsdokument zur Amazonassynode sieht deutlich den Frauenaspekt: „In diesem Zusammenhang ist es notwendig, Klarheit zu schaffen über die Art offizieller Dienstämter, die den Frauen übertragen werden können, wobei die zentrale Rolle, welche die Frauen in der Kirche Amazoniens ausüben, in Betracht zu ziehen ist.“²³⁹

"Teams of Elders."

Gemeinsames Positionspapier von em. Bischof Fritz Lobinger, Peter Neuner, Paul M. Zulehner

1. Es geht um Gemeinden, die in vorhersehbarer Zeit keinen Pfarrer mehr bekommen werden, weil die personellen und/oder finanziellen Ressourcen begrenzt sind. Sie sind jedoch fest entschlossen, ihre (pfarr)gemeindliche Eigenständigkeit und ihre sonntägliche Eucharistiefeyer zu behalten.
2. Diese Gemeinden, haben ihre Lebensfähigkeit schon durch die Ausbildung von Diensten und den Aufbau pastoraler Gruppen bewiesen und beweisen diese auch aktuell.
3. Die Gemeinden machen einen geistlichen Erneuerungsvorgang durch. Ziel ist es, möglichst viele für eine missionarische Grundhaltung zu gewinnen.
4. Auch sollten möglichst viele auf einem spirituellen Weg lernen, zu ihrer Taufe ein erwachsenes Adsum zu sprechen und bereit zu sein, aus Mitgliedern zu Zeugen zu werden.
5. In den Gemeinden werden geeignete Personen gesucht. Diese kommen aus der Mitte des gemeindlichen Lebens und haben bereits Verantwortung getragen; sie sind in diesem Sinn „*personae probatae*“. Sie verfügen ebenso über reichliche berufliche Erfahrung. Im Normalfall sind sie in der Lage, ehrenamtlich zu wirken.
6. Der Bischof sorgt dafür, dass die gewählten Personen eine theologisch fundierte und pastoral intensive Ausbildung erhalten.²⁴⁰ Die Eignung für Leitungsaufgaben im Team muss gegeben sein.
7. Der Bischof erhält die Sondererlaubnis (als Ausnahme vom can 1042 §1), diese Personen zu Priestern zu weihen und sie dem „Presbyterteam“ (Team of Elders“) einer Gemeinde im pastoralen Großraum zuzuordnen.
8. Hoher Wert wird nach der Weihe auf eine intensive spirituelle und pastorale Begleitung der Teams gelegt. Dadurch kann die kompakte Ausbildung weitergeführt und vertieft werden.

²³⁸ So many theologians in their expertises on the pontificate of Pope Francis: Zulehner, Paul M./Halík, Tomáš: We share this dream. Theologians from all over the world argue ProPopeFrancis, Ostfildern 2019, ebook.

²³⁹ Working document, 81.

²⁴⁰ This can be connected to a higher education institution/university. If it is a bachelor's degree, it needs a special pastoral emphasis.

9. it is not advisable to consecrate 'viri probati' in the conventional sense, i.e. e.g. by full-time officials, independently of the municipality. This would predictably jeopardize the development of the congregations into a missionary witness."

10. Die Bildung lokaler Presbyterien eröffnet die Möglichkeit, dass die ehelosen Priester in Zentralpfarren gemeinsam wohnen. Unter modernen Bedingungen ist der Zölibat sehr eng mit kommunitärer Lebensform verwoben. Die Bildung von lokalen Presbyterien ist auf diese überraschende Weise zugleich eine Möglichkeit, den Zölibat für den traditionellen Priestertypus dadurch zu sichern, dass er auch praktisch lebbar gemacht wird.

11. Der Dechant, der selbst in einer solchen Priestergemeinschaft lebt, ist für die neuen Presbyterien (Teams of Elders“) verantwortlich: rechtlich, spirituell, pastoral.

Vorbereitungsdokument für die Amazonassynode Oktober 2019 zur Eucharistie

58. Die Feier der Eucharistie lädt uns ein, wieder zu entdecken, wie „auf dem Höhepunkt des Geheimnisses der Inkarnation... der Herr selbst durch ein Stückchen Materie in unser Innerstes gelangen [wollte]“ (LS 236). Die Eucharistie verweist uns also auf das „Lebenszentrum des Universums“, den überquellenden Ausgangspunkt von Liebe und unerschöpflichem Leben im menschgewordenen Sohn, der in den Gaben von Brot und Wein, den Früchten von Erde und Weinstock sowie der menschlichen Arbeit anwesend ist (vgl. LS 236). In der Eucharistie feiert die Gemeinde eine kosmische Liebe, durch welche die Menschen gemeinsam mit dem menschgewordenen Gottessohn und der ganzen Schöpfung Gott Dank sagen für das neue Leben im auferstandenen Christus (vgl. LS 236). Auf diese Weise begründet die Eucharistie die Gemeinde, eine pilgernde, festlich feiernde Gemeinde, die „zur Quelle des Lichts und der Motivation für unsere Sorgen um die Umwelt wird [und uns darauf ausrichtet], Hüter der gesamten Schöpfung zu sein“ (LS 236). Zugleich verbindet sich das Blut, mit dem so viele Frauen und Männer den Boden Amazoniens getränkt und das sie für das Wohl seiner Bewohner und des Territoriums vergossen haben, mit dem Blut Christi, das für alle und für die gesamte Schöpfung vergossen wurde.

64. Eine Sonderversammlung der Bischofssynode für das Amazonasgebiet ist auf ein wirksames Einüben gegenseitigen Zuhörens angewiesen, insbesondere auf das Aufeinander-Hören zwischen dem gläubigen Volk und den Verantwortlichen für das Lehramt der Kirche. Einer der entscheidenden Punkte beim Aufeinander-Hören ist die Klage über „die vielen tausend Gemeinden..., die über lange Zeit die sonntägliche Eucharistiefeier entbehren müssen“ (Dap 100e). Wir vertrauen darauf, dass die Kirche, verwurzelt in ihrer synodalen und missionarischen Dimension (vgl. Franziskus, Ansprache zur 50-Jahr-Feier der Errichtung der Bischofssynode, 17.10.2015), in der Lage ist, Prozesse des Zuhörens (Sehen und Hören) sowie Prozesse einer differenzierten Bewertung (Urteilen) in Gang setzt, um den konkreten Realitäten der Völker Amazoniens gerecht zu werden.

81. In diesem Sinn erinnert uns das Zweite Vatikanische Konzil daran, dass das ganze Volk Gottes am Priestertum Christi teilhat, wobei es das gemeinsame Priestertum und das Weihepriestertum zu unterscheiden gilt (vgl. LG 10). Von daher müssen dringend die für heute notwendigen Dienstämter evaluiert und neu durchdacht werden, damit sie den Aufgaben „einer Kirche mit dem Gesicht Amazoniens und einer Kirche mit indigenem Antlitz“ (Fr. PM) entsprechen. Eine Priorität ist es, die Inhalte, Methoden und Handlungs- und Denkweisen zu definieren, um eine inkulturierte Pastoral zu entwickeln, die in der Lage ist, auf die großen Herausforderungen auf diesem Territorium zu antworten. Eine andere Priorität ist es, neue Ämter und Dienste für die verschiedenen Verantwortlichen der Pastoral vorzuschlagen, die für die Aufgaben und Verantwortlichkeiten in den Gemeinden zuständig sind. In diesem Zusammenhang ist es notwendig, Klarheit zu schaffen über die Art offizieller Dienstämter, die den Frauen übertragen werden können, wobei die zentrale Rolle, welche die Frauen in der Kirche Amazoniens ausüben, in Betracht zu ziehen ist. Ebenso ist es notwendig, dem indigenen und aus der Region stammenden Klerus unter Berücksichtigung seiner eigenen kulturellen Identität und Werte Rückendeckung zu geben. Schließlich ist es notwendig über neue Wege nachzudenken, wie das Volk Gottes häufiger an der Eucharistie, dem Zentrum des christlichen Lebens (vgl. Dap 251) teilnehmen kann.

87. Es soll eine Spiritualität nach der Art Jesu sein: einfach, menschlich, dialogfähig und samaritanisch, eine Spiritualität, die erlaubt, das Leben zu feiern, die Liturgie, die Eucharistie und die Feste, immer im Respekt vor den eigenen Rhythmen eines jeden Volkes.²⁴¹

Ein Ausbildungsmodell

Aus- und Fortbildungsziele

Wer gemeindebezogene Priester neuer Art will und die Auffassung teilt, dass die hochqualifizierten Hauptamtlichen ebenso wie die Priester herkömmlicher Art andere gemeindeübergreifende Aufgaben haben werden, wird rechtzeitig neuartige Aus- und Fortbildungsformen entwickeln. Diese könnten auch kürzer sein als die Ausbildungswege für Priester herkömmlicher Art.

Das hier dokumentierte Ausbildungsmodell ist mit Blick auf die Situation in Europa ausgearbeitet worden. Andere Kirchengebiete werden ihre je eigene Ausbildung konzipieren.

Ziel einer solchen „Ausbildung neu“ für Europa wäre es, in einem akademischen Dreijahresprogramm (an katholisch-theologischen Fakultäten könnte sich dazu das kommende dreijährige Bakalaureatsstudium eignen) jene Grundlagen und Kompetenzen zu vermitteln, die für die Ausübung des Amtes eines gemeindebezogenen Priesters erforderlich sind.

So könnte eine solche „Ausbildung neu“ aussehen – es handelt sich dabei um einen ersten Entwurf, eine Gedankensammlung, die noch weiterer Überlegungen bedarf.²⁴²

Ein Ausbildungsentwurf

„Diese Form der konzentrierten Ausbildung von Priestern, die vornehmlich *aus Gemeinden* kommen, ausgereifte Persönlichkeiten sind, soziale Kompetenz haben und über ihre ehrenamtliche Tätigkeit in hohem Maße *gemeindeerfahren* sind, wird für den deutschsprachigen Raum organisiert. Es ist wünschenswert, wenn die gemeindeerfahrenen Männer einen *akademischen Abschluss* haben und auch beruflich *Leitungsaufgaben wahrgenommen* haben. Sind sie *verheiratet*, wird für die Weihe um eine Ausnahme von der Zölibatspflicht ersucht. Zu klären ist, inwieweit diese Ausbildung in der Form eines Fernkurses – vielleicht Internetgestützt – durchgeführt werden kann.

Ziel: Die Ausbildung soll auf die Tätigkeit als Gemeindepriester (in einem gemeindlichen Presbyterium) vorbereiten.

Dazu braucht es folgende Kompetenzen:

Arbeitsfeldkompetenzen

- Vorstehen in einer gemeindegetragenen Liturgie
- Predigtkompetenz – wo der Predigtdienst in engem Zusammenspiel mit Personen geschieht, die auf die Predigt hin das Evangelium meditieren
- Mystagogische wie katechetische Grundkenntnisse (vor allem für die gemeindliche Sakramentenvorbereitung)
- Seelsorgliche Kompetenz (Begleitung von Lebensgeschichten in guten und bösen Zeiten aus der Kraft des Evangeliums; Förderung einer Kultur der Umkehr und in diesem Rahmen die Fähigkeit, das Bußsakrament ‚fruchtbar‘ zu feiern)
- Diakonale Grundkompetenz (Verknüpfung von Gottes- und Nächstenliebe in konkreten gemeindlichen Diakoniprojekten)

Leitungskompetenzen

- Leitung einer gläubigen und aktiven Gemeinde im Team (Vision, Analyse, Projekt) – Fähigkeit zur andauernden Gemeindeentwicklung (Organisationsentwicklung)

²⁴¹ New ways for the church and for a holistic ecology. Special Assembly of the Synod of Bishops for the Amazon Region October 2019. Preparatory Document.
<https://www.misereor.de/fileadmin/publikationen/vorbereitungsdokumentamazonien.pdf>

²⁴² This draft was repeatedly discussed in a group of thought leaders. Besides me, her members are: Dr. Christine Mann, Director of the Archbishop's School Office, and Helmut Schüller, former Vicar General of the Archdiocese of Vienna.

- Fähigkeit zur Führung und Begleitung von Ehrenamtlichen (in den verschiedenen Tätigkeitsfeldern) (Personalentwicklung)
- Sichern, dass die Gemeinde in der Spur des Evangeliums bleibt – was gegebenenfalls auch die Fähigkeit zu prophetischem Widerstand verlangt
- den Verbund der anvertrauten Gemeinde mit der Ortskirche (Presbyterium) symbolisieren und gewährleisten

Bausteine für die dreijährige Ausbildung:

Vermittlung theologischer Grundkompetenzen

Eine gründliche Kenntnis der Glaubenstradition

- Bibelwissenschaften
- Patrologie und Kirchengeschichte
- systematische und spirituelle Theologie – wie und was die Kirche heute lehrt und was das für den persönlichen und gemeindlichen Glaubensweg unter den Bedingungen einer modernen Kultur bedeutet
- die eigene Glaubenstradition auf dem Hintergrund anderer subjektiver (Un-)Glaubensentwürfe (andere Religionen, andere christliche Konfessionen, aber auch naturalistischer Humanismus, fernöstliche Religionen, Islam, Atheismus) bedenken

Eine gediegene Gegenwartskunde (Zeichen der Zeit) – Mensch und Gesellschaft

- Philosophie
- Anthropologie
- Sozialwissenschaft
- Psychologie
- Zur Lage des Glaubens heute...

Erwerb von Tätigkeitsfeld- und Leitungskompetenzen

Dazu arbeiten die traditionellen theologischen Disziplinen transdisziplinär zusammen. Näherhin heißen die interdisziplinär bedienten Ausbildungsfelder:

- gemeindegerechter Liturgie vorstehen
- heute (mystagogisch und gemeindegerechter) den Glauben an atheisierende und spirituell suchende moderne Zeitgenossen tradieren
- Wortkompetenz (Predigt, Öffentlichkeitsarbeit der Gemeinde...)
- lebensbegleitende Seelsorgskompetenz samt der Kompetenz, Umkehrgeschichten wirkmächtig zu begleiten und sakramental zu feiern
- aus der Kraft der Gottesliebe auf die Seite der Bedrängten treten (gemeindliche Diakonie, Zusammenspiel mit der Caritas..., Caritaswissenschaft, Sozialpastoral)
- Leitung und Kooperation (Organisations- und Personalentwicklung)²⁴³

Literatur

Lobinger, Fritz: Like his brothers and sisters. Ordaining community leaders, New York 1999.

Zulehner, Paul M./Lobinger, Fritz: Um der Menschen und der Gemeinden willen. Plädoyer zur Entlastung von Priestern; weitere Folgerungen aus der Studie Priester 2000, Ostfildern 2002.

Zulehner, Paul M./Lobinger, Fritz/Neuner, Peter: Leutepriester in lebendigen Gemeinden. Ein Plädoyer für gemeindliche Presbyterien, Ostfildern 2003.

Lobinger, Fritz: Teams of Elders. Moving beyond 'viri probati', Quezon City 2007.

Lobinger, Fritz: Equipos de ministros ordenados. Una solución para la eucaristia en las comunidades, Barcelona 2010.

Neuner, Peter/Zulehner, Paul M.: Dein Reich komme. Eine praktische Lehre von der Kirche, Ostfildern 2013.

²⁴³ Zulehner, Paul M./Lobinger, Fritz: For the sake of people and communities. Plea for the discharge of priests, Ostfildern 2002, 185-189.

2020 Mehrere Arten von Priestern

Wie kann der in vielen Regionen der Weltkirche grassierende Mangel an Priestern überwunden werden, ohne in die Zölibatsfalle zu tappen? Darum hat die Amazoniensynode gerungen und dem Papst Vorschläge gemacht. Dieser hat entschieden, nicht zu entscheiden. Denn seine Logik der Evangelisierung verlangt nach Inkulturation und damit Synodalisierung. Die Entscheidung wird also demnächst in diesem Amazonischen Kontext selbst fallen. Das wird das Priesteramt „verbunten“. Die Folge wird sein, dass es auch in anderen Ortskirchen „nicht ruhig bleiben wird“ (Bischof Franz Josef Bode).

1. Liberale und pastorale Argumentation

Die bisherige Diskussion um die Zölibatsverpflichtung in der römisch-katholischen Kirche lassen zwei Dimensionen erkennen, die zumeist ineinanderfließen. Da ist auf der einen Seite das moderne „liberale“ Recht auf Selbstbestimmung der eigenen Lebensform durch die unantastbare Person selbst. Daneben, wird pastoral argumentiert. Die pastorale Dimension hängt mit weiteren Fragen zusammen: Ist die Eucharistie tatsächlich für eine christliche Gemeinschaft als Quelle und Höhepunkt unverzichtbar? Stimmt, was Johannes Paul II. schon im Titel seiner Eucharistieenzyklika erklärte, dass die Kirche immer aus der Eucharistie geboren werde (*Ecclesia de eucharistia*, 2003)? Werden jene, die sich den Leib Christi einverleiben, sein Leib der Hingabe für das Leben der Welt? Wird also eine Gemeinschaft, die der Weltverwandlung dient, so Benedikt XVI. im Verein mit Pierre Teilhard de Chardin? Und wenn dem zugestimmt wird: Ist es nicht ein theologisch unhaltbarer Zustand, wenn die Kirche lebendigen Gemeinden des Evangeliums die Eucharistie nicht ermöglicht, weil sie keine Priester hat?

2. Die Amazoniensynode

Mit der Amazoniensynode hat die Diskussion einen neuen Höhepunkt erhalten. Es sind jetzt nicht mehr protestierende Reformgruppen, sondern eine klare Mehrheit der auf der Synode versammelten Bischöfe, die dem Papst vorschlägt, *„dass die zuständige Autorität im Rahmen von „Lumen gentium“ Nr. 26 solche Kriterien und Ausführungsbestimmungen festlegt, nach denen geeignete und in der Gemeinde anerkannte Männer zu Priestern geweiht werden können“*. (Schlussdokument, 111) Die Synodalen argumentieren „pastoral“: *„Viele kirchliche Gemeinden im Amazonasgebiet haben enorme Schwierigkeiten, Zugang zur Eucharistie zu erlangen. Manchmal vergehen nicht nur Monate, sondern sogar Jahre, bevor ein Priester wieder in die Gemeinde kommt, um Eucharistie zu feiern, das Sakrament der Versöhnung oder die Krankensalbung zu spenden.“* (Schlussdokument, 111).

Die Erwartung an den Papst, diesen Vorschlag aufzugreifen, war unter den Synodalen und weit darüber hinaus in Gebieten mit enormem Mangel an verfügbaren ehelosen Priestern groß. Hatte sie nicht der Papst gebeten, ihm mutige Vorschläge zu machen? Hatte er nicht auf dem Rückflug vom Weltjugendtreffen in Panama zwar das Modell des ehelosen Priesters für die katholische Kirche außer Diskussion gestellt, zugleich aber offenbar daneben eine andere Form von Priestern für möglich gehalten? Und auch hier argumentiert der Papst pastoral: In „fern entlegenen Gebieten“ könne es sein, dass es keine Feier der Eucharistie in lebendigen Gemeinden gebe und daher ein „eucharistischer Hunger“ aufkomme. Die Hirten sind es, welche die heilige Pflicht haben, diesen zu stillen.

In Querida Amazonia, das in erster Linie eine Umsetzung der Enzyklika *Laudato si* auf die ökologischen Herausforderungen mit Blick auf den verwundeten Regenwald und seine vielen indigenen Völker ist, eignet sich der Papst diese pastorale Argumentationsfigur an und hebt sie gleichsam auf die „offizielle“ Ebene: *„Unter den besonderen Umständen Amazoniens, vor allem im tropischen Regenwald und in abgelegeneren Gebieten, muss ein Weg gefunden werden, um diesen priesterlichen Dienst zu gewährleisten. Die Laien können das Wort verkünden, unterrichten, ihre Gemeinschaften organisieren, einige Sakramente feiern, verschiedene Ausdrucksformen für die Volksfrömmigkeit entwickeln und die vielfältigen Gaben, die der Geist über sie ausgießt, entfalten. Aber sie brauchen die Feier der Eucharistie, denn sie ‚baut die Kirche‘, und daraus folgt, dass die christliche Gemeinde ‚aber nur aufbaut [wird], wenn sie Wurzel und*

Angelpunkt in der Feier der Eucharistie hat'. Wenn wir wirklich glauben, dass dies so ist, ist es dringend notwendig zu verhindern, dass den Amazonasvölkern diese Nahrung des neuen Lebens und des Sakraments der Versöhnung vorenthalten wird.“ (QA 89).

Nach der Veröffentlichung des Schreibens gab es weltweit große Begeisterung über die praktische Ökologie und den Aufruf des Papstes, das Welthaus bewohnbar zu erhalten und sich über jene zu empören, welche das Weltklima zugrunde richten (vgl. Off 11,18). Zugleich aber breitete sich Enttäuschung aus, dass der Papst den klaren, von ihm selbst erbetenen mutigen Vorschlag der Amazoniensynode zaudernd nicht aufgegriffen hat. Er erwähnt das Wort Zölibat kein einziges Mal, betont aber, dass nicht alle disziplinären Fragen lehramtlich entschieden werden müssten. Er hat keine Tür zugemacht, sondern erinnert an die eucharistische Not und die Verantwortung der Hirten. Der Prozess bleibt also in Gang.

Vielleicht hat er damit der Kirche, weithin noch unbemerkt, einen großen Dienst mit Langzeitwirkung erwiesen. Auffällt, dass das Dokument nicht im Vatikan unterzeichnet ist, sondern im Lateran, der Kirche des Bischofs von Rom. Ein Signal an die Weltkirche, sich an eine neue Form der Ausübung des Papstamtes zu gewöhnen? Zudem verlagert er den Konflikt mit den ideologisierten Gegnern auf eine neue Ebene und reflektiert diesen Vorgang ausdrücklich am Ende des Schreibens. Ihm gehe es nicht um den Zölibat der Priester, sondern vorrangig um die Inkulturation des Evangeliums mit der Frucht einer Amazonischen Kirche, der nichts fehlt, was sie braucht: eine tiefe Verwobenheit mit dem Land und den Menschen und dazu die Bereitschaft, synodal einen Ritus, eine Theologie und eine Kirchenorganisation für Amazonien zu schaffen, einschließlich jener Dienste und Ämter, die für die Inkulturation des Evangeliums erforderlich sind. Schließt dies eine amazonische Gestalt des Ordo ein? Der Papst ermutigt die Hirten vor Ort ihren Job zu tun.

Diese Transformation der Ausübung des päpstlichen Amtes beendet das einsame Papstkonzept des Ersten Vatikanischen Konzils auch praktisch – obgleich es in den Köpfen auch der ungeduldigen Reformer und noch mehr der ideologisierten Traditionalisten höchst lebendig ist, indem sie sich doch einen Papst wünschen, der (in ihrem Sinn) entscheidet. Das hat nicht zuletzt eine ökumenische Tragweite. Franziskus realisiert, was Johannes Paul II. im Modus des futuristischen Wünschens vortrug. Theologen sollen sich Gedanken über eine Neugestaltung des Papstamtes machen, das ökumenisch Akzeptanz finden könnte. Das Instrument dieses Umbaus heißt „Synodalisierung“ und damit Dezentralisierung der Entscheidungsprozesse. Geschieht dies, dann ist nicht mehr zu erwarten, dass alle fälligen Kirchenreformen von Rom ausgehen, sondern oftmals von peripheren Orten. Rom achtet darauf, dass alle Entwicklung in der Spur des Evangeliums verlaufen, ermutigt aber auch zu lokaler Entwicklung.

Wenn dies alles zutrifft, ist zu erwarten, dass es in Amazonien in der nächsten Zeit Bewegung geben wird. Die Hirten werden den ihnen vom Papst zugespielten Ball aufgreifen, Lösungen konkretisieren, dem Papst vorlegen und von ihm keinen Einspruch erfahren. Ebenso aber ist zu erwarten, dass es in der Weltkirche dann „nicht ruhig bleiben wird“ (so Bischof Franz Josef Bode, stellv. Vorsitzender der Deutschen Bischofskonferenz in der ARD). Es wird weitere Ortskirchen und auch kontinentale Verbände von Ortskirchen geben, welche mit Blick auf ihre pastorale Situation Lösungen entwickeln und beschließen werden. Und der Papst wird auch ihnen nichts in den Weg legen, sondern ihre Vorschläge als kirchenrechtlich legitim erklären, und den Ortskirchen bei der Realisierung den Geist der Kraft und Besonnenheit bei der Durchführung wünschen.

Auf dem Weg zu konkreten mutigen Vorschlägen

Bei der Suche Lösungen, die aus Regionen der Weltkirche mit krassem Priestermangel kommen werden, und das in wenigen Jahren mit dramatischer Beschleunigung wegen der Überalterung des derzeitigen Klerus, könnten ein paar wichtige Aspekte Berücksichtigung finden.

Zölibatsfalle

Medien und Kirchenreformer tappen heute unbemerkt in eine „Zölibatsfalle“. Sie übersehen viele pastorale erforderliche Schritte, die getan werden müssen, bevor eine Diskussion um eine Entwicklung des (katholischen) Ordo einen Sinn macht. Die Forderung, rasch verheiratete Diakone

zu ordinieren oder hautamtliche Laien sind Beispiele dieser Zölibatsfalle. Er würde die Zahl der Priester mehren, aber nicht sicherstellen, dass auch morgen das Evangelium in das persönliche Leben und das gesellschaftliche Leben „hineingesungen“ wird. Priester ohne Gemeinschaften des Evangeliums sind nicht die Lösung. Wenn traditionsbedachte Kreise das vorbringen, haben sie Recht, auch wenn sie es anders begründen.

Der erste Schritt ist daher, Menschen zu gewinnen, die auf einem Bein stehend einer Atheistin jene Vision zu erzählen vermögen, die Jesus bewog, in der Welt eine „Reich-Gottes-Bewegung“ auszulösen. Dazu kommt, dass diese Menschen auch entschlossen sind, sich der Jesusbewegung anzuschließen und in ihr zu engagieren.

Der zweite Schritt ergibt sich aus dem ersten wie von selbst: Es braucht lebendige Gemeinschaften des Evangeliums, die – randvoll mit diesem – dieses leben, einander erzählen und auch feiern. Es sind gastfreundliche Gemeinschaften, offen für Pilger und Suchende, die gleichsam „Evangelium auf Zeit“ verkosten können.

Das Dritte ist, dass diese Gemeinschaften des Evangeliums aus der Feier des Herrenmahles leben. Diese ist für sie Quelle und Höhepunkt, wandelt Gewalt in Liebe, macht die Feiernden, die sich den Leib Christi „einverleiben“, zu einer Gemeinschaft, die als Fußwaschende aus der Feier entlassen werden, um an den alltäglichen Orten ihres Leben mit Menschen guten Willens die Welt zu wandeln.

Erst auf diesem Hintergrund stellt sich die Frage, wer in solchen Gemeinschaften des Evangeliums der Feier der Eucharistie vorsteht und aus deren Tiefe den Hauptdienst an der anvertrauten Gemeinschaft erfüllt, amtlich nämlich dafür haftbar zu sein, dass diese Gemeinschaft in der Spur des Evangeliums bleibt sowie im Verbund mit den anderen Gemeinschaften des Evangeliums der Orts- und Weltkirche. Nicht übersehen wird, dass es neben diesen gemeinschaftsbezogenen Ordinierten auch missionarische geben soll: Jene, die sich mit dem Gründen und nicht mit den Leiten von Gemeinden befassen.

Die Kirche hatte im Lauf ihrer Geschichte stets unterschiedliche Ausprägungen des Ordo. Dieses Wissen könnte viel Druck aus folgender vorherbaren Entwicklung herausnehmen:

Gemeindegründerische Priester herkömmlicher Art

Die missionarischen Priester, welche vor allem Menschen für das Evangelium gewinnen und Gemeinschaften des Evangeliums gründen, könnten sinnvoller Weise ehelos leben. Sie brauchen eine hohe theologische Kompetenz und eine feinfühliges Kulturkenntnis, weil anders die Verkündigung der anvertrauten Botschaft sowie die seelsorglich erforderliche „geistliche Kommunikation“ (Karl Gabriel) in der heutigen Kultur nicht gelingen kann. Die ehelose Lebensform macht sie mobil, eine Eigenschaft, die Missionaren, aber auch Missionarinnen immer schon eigen war. Diese missionarischen Priester werden vom „freien Berufungsmarkt“ kommen. Sie leben eingebunden in Kommunitäten, weil dies wohl die einzige Art, um mit Würde und ohne Vereinsamung die Ehelosigkeit in entnetzten modernen Kulturen zu leben.

Eine Randnotiz zur Zölibatsdebatte kann nützlich sein. Nach meinen Studien gibt es in modernen Kulturen nur zwei „Hochrisikolebensformen“: Ehe und Ehelosigkeit. In beiden Lebensformen gibt es solche, die gut damit zurechtkommen. Andere „scheitern“. Und andere leben in vielfältigen Krisen. Für eine gute Ausübung der pastoralen Aufgabe braucht es aber zufriedene Personen. Daher sind unzufriedene Ehelose wie unzufriedene Eheleute bei der Ausübung des pastoralen Dienstes arg behindert. Man sollte also nicht über die Lebensformen diskutieren, sondern über die Lebenszufriedenheit in egal welcher Lebensform. Von da aus legt sich sogar nahe, dass ein Wechsel der Lebensform angesagt ist, wenn die Lebenszufriedenheit in der derzeitigen trotz vielfältiger Bemühungen nicht mehr aufblühen kann. Oder gibt es Menschen, die in keiner Lebensform glücklich sind? Das wäre freilich ein gänzlich neues Ordinationshindernis.

Gemeindeleitende Priester neuer Art

Anders die Priester, die künftig in lebendigen Gemeinden des Evangeliums ihren Dienst erfüllen. Sie kommen nicht vom freien Berufungsmarkt, sondern werden in lebendigen Gemeinden gewählt. Als Zugangskriterien zählen jetzt nicht mehr das ehelose Leben oder die akademische Ausbildung. Vielmehr kommt es jetzt auf die Erfahrung an, die sie in Gemeinschaften des Evangeliums gesammelt haben. Sie werden dem Bischof zu einer angemessenen pastoralen und

liturgischen Ausbildung vorgeschlagen und dann in ein „Team of Elders“ (Fritz Lobinger) ordiniert. Sie wirken ehrenamtlich, arbeiten in einem profanen Beruf und leben in einer Familie.

Diese zwei Arten von Priesteramt würden den pastoralen Missstand beenden, dass auf dem Altar des Zölibats die Eucharistie geopfert wird.

2022 Sind wirklich die 68er am Missbrauch schuld?

<https://anchor.fm/zulehner/episodes/Sind-wirklich-die-68er-am-Missbrauch-von-Kindern-schuld-e1dk6p2>

Es ist schon viel gesagt und geschrieben worden über den Umgang der katholischen Kirche mit dem Missbrauch in der Vergangenheit. Das Missbrauchsgutachten im Erzbistum München und Freising über die Zeit von 1945 bis 2019 hat die Diskussion in den letzten Tagen weiter aufgeheizt. Betroffenenorganisationen sind enttäuscht und wollen Taten sehen, nicht nur beschwichtigende oder selbstanklagende Worte aus dem Mund der Verantwortlichen hören. Einzelne kirchliche Gruppen widerstehen manchmal nicht hinreichend der Versuchung, das Leid der Betroffenen vor ihre Reformforderungen zu spannen. Bischöfe zeigen sich reumütig, entschuldigen sich für zurückliegende Versäumnisse und versprechen nachhaltige Heilung dieser tiefen Wunde der Kirche durch professionelle Prävention. Zwischen den Zeilen kommt es in seltenen Stellungnahmen auch zu einem aggressiven Kirchenbashing, was schon allein anzudeuten aber nicht political correct ist.

Es hat den Anschein, dass nicht nur die Kirchen, sondern auch die Gesellschaft inzwischen gelernt haben, dass das Wohl aller Kinder an erster Stelle rangiert. Denn alle Kinder sind schützenswert, und das in allen Bereichen der Gesellschaft, von der die Kirche nur ein Teil ist. Schade, dass einige der Kirche, Täter und Vorgesetzte, nicht das Jesuswort beherzigt haben: „Bei euch soll es so nicht sein!“ (Mk 10,43). Aber auch diesbezüglich trifft die Kirche entschlossen Vorsorge, dass Taten unwahrscheinlich(er) werden wie deren Vertuschung keine Chance mehr hat. Es scheint mir angebracht, diese Entschlossenheit den Verantwortlichen der Kirche von Papst Franziskus abwärts abzunehmen.

Mich beschäftigen allerdings zwei keineswegs belanglose Teilaspekte, die oft im Hintergrund verbleiben und ein Bedenken mit besorgtem Herzen und kühlem Verstand verdienen.

Die große Zahl der enttäuschten Engagierten

Ein erster Aspekt: Mich bekümmert sehr, dass die vielen Menschen, welche sich für ein evangeliumskonformes Handeln in der Kirche einsetzen, zu den Leidtragenden zählen. In der Ehrenamtsstudie 2021 vermerkte ein Teilnehmer: „Mein größtes Problem in meiner ehrenamtlichen Bildungstätigkeit ist, dass viele Menschen die Kirche als Institution, die wertvolle Impulse für die persönlichen Lebensgestaltung geben kann, ‚abgeschrieben‘ haben. - Zitat: ‚Ist eh gut, was du machst, aber lass mich mit der Kirche in Ruh!‘“ (Mann *1958) Daran ändert wenig, dass die Skandale von wenigen schwarzen Schafen verursacht werden, wie ein Befragter vermerkt: „Ich finde es furchtbar, wie die Kirchen in den Medien ständig nur schlecht geredet werden nur wegen einigen wenigen, die Schlimmes getan haben. Die Mehrheit der Geistlichen, Gläubigen allgemein und Ehrenamtlichen sowie Hauptamtlichen sind meiner Erfahrung nach nur gute, hilfsbereite und wirklich christlich lebende Menschen.“ (Mann *1943) Zu diesen einzelnen Personen sind Organisationen hinzuzufügen, welche sich mit handfesten Taten auf die Seite der Menschen stellen, aus der ArbeitnehmerInnenbewegung, aus der Caritas, den vielen Bildungseinrichtungen, hier nicht zuletzt im Religionsunterricht.

Der Missbrauch betrifft also – Gott sei es geklagt – nicht nur Kinder und Jugendliche. In einer oft übersehenen, gänzlich anderen, aber bedrückenden Weise „betroffen“ sind die vielen haupt- und ehrenamtlich Engagierten, deren Anliegen – wieder zitiere ich aus der Ehrenamtsstudie – einzig in Folgendem besteht: „Ich engagiere mich ehrenamtlich, weil ich durch meinen Einsatz die Welt zu einem besseren Ort machen möchte, als wenn ich mich nicht einsetzen würde. Meine Basis dafür ist das Evangelium mit der Botschaft vom Reich Gottes, das schon hier und jetzt beginnt und für jeden Menschen ein menschenwürdiges Leben will.“ (Frau *1946) Allerdings soll auch nicht verschwiegen

werden, dass manche Gemeinden ihrerseits am Vertuschen beteiligt waren, um "ihren" Priester zu schützen und behalten zu können.

Nicht nur wegen aller schützenswerten Kinder, sondern auch wegen der großen Zahl treuer und engagierter Kirchenmitglieder (der Katholische Deutsche Frauenbund zählt allein 400.000 engagierte Frauen als Mitglieder) muss die Kirche entschlossen aufarbeiten und sich um eine wirksame Prävention kümmern. Das sind alle Kirchenverantwortlichen den eigenen Leuten schuldig.

Den Ursachen auf die Spur kommen

Nachhaltige Prävention steht und fällt allerdings damit, dass man die wahren Ursachen des Missbrauchs kennt. Sonst gleicht man einem Arzt, der den Schmerz eines Herzinfarkts mit Schmerzmitteln behandelt. In einer Studie über die Kirche unter Papst Franziskus waren auch eine Reihe von Fragen zum Missbrauch implementiert (Zulehner, Paul M.: Kirche hört auf die Menschen, Ostfildern 2021, 84-120). Die Ergebnisse haben mich nachdenklich gemacht.

Benedikt XVI. hat einmal darauf hingewiesen, dass am Missbrauch die 68er mitschuldig seien. Ich habe diese Zeit selbst miterlebt. Auch habe ich das „Rote Schülerbüchlein“ gelesen. Dort riet man dazu, sich hinsichtlich der Sexualität nicht an die repressiven Normen der Kirche zu halten. Die Grünen wollten eine völlige Freigabe sexueller Handlungen ohne Altersgrenze. Die Kommune des Otto Mühl praktizierte das unverhohlen. Aber Mühl ist tot, die Grünen distanzieren sich längst von dieser Position. Solche Ausflüge in die Geschichte zeigen zudem, wie unangemessen es ist, mit heutigen Kriterien die Aussagen und Taten von früher zu bewerten: das betrifft die Position der Grünen ebenso wie die Annahme der Wissenschaft über die Heilbarkeit einer Missbrauchsneigung, welche vielen Entscheidungen von wissenschaftsgläubigen Kirchenleitungen zugrunde lagen. Immerhin haben aber die 68er den Anstoß zu einer Neubesinnung auf die überkommene Sexualkultur gegeben, die freilich durch kräftige Mitwirkung aller christlichen Kirchen entstanden war.

Was freilich nachdenklich macht ist, dass es heute trotz dieser neuen Sexualkultur nicht weniger Missbrauch von Kindern gibt. Das kann auch nicht allein dadurch erklärt werden, dass eben der Missbrauch heute an die Öffentlichkeit kommt: zum Glück für die gefährdeten Kinder. Trotz aller Fortschritte hinsichtlich des Umgangs mit Sexualität gibt es aber Missbrauch vor allem in den familialen Lebenswelten, in Heimen und im Sportbereich, und zu einem Bruchteil auch in den christlichen Kirchen, was diesen kirchlichen Missbrauch nicht in seiner Erbarmungslosigkeit wie Evangeliumswidrigkeit beschönigt. Wie prekär die Lage für viele Kinder ist, zeigt sich auch daran, dass die Politik eigene Einheiten abstellen muss, um grauenvollen Kindesmissbrauch, mit dem zudem Geschäfte gemacht werden, aus dem Darknet ans Licht zu bringen.

Von diesen bedrückenden Fakten aus kann man sich den tiefsitzenden Ursachen und dann darauf aufbauend dem wirklichen Versagen der Kirche annähern. Missbrauchstäter fallen ja nicht in der Kirche vom Himmel. Sie werden in ganz normalen Familien geboren, wachsen dort auf und formen dort ihre tragisch ungezügelte, im Effekt kriminelle Neigung aus. Das, so die Studie, ist in den Augen vieler Befragten die Hauptursache: Es wachsen offenbar auch in unserer aufgeklärten Kultur gar nicht so wenige erotisch-sexuelle unreife Männer und – deutlich weniger – Frauen auf. Diese Neigung nehmen sie in ihre Ehen und Partnerschaften mit, in Sportvereine, zum Bundesheer, in Heime, und viele andere Orte. Und auch ein immer kleinerer Teil klopft an die Tore der Kirche, will ordiniert werden oder als Laie in den pastoralen Dienst treten.

Hier liegt das eigentliche Versagen der Kirche, das man durchaus „strukturell“ nennen kann. Es gibt kein taugliches Screening beim Eintritt in ein Priesterseminar. Die frauenfreie Männergesellschaft eines Priesterseminars ist auch kein ein günstiger Reifungsort. Vor der Weihe schauen angesichts der dramatisch gesunkenen Priesteramtskandidatenzahlen die Verantwortlichen viel zu oft weg; manch einer wurde in den letzten Jahren trotz schwerer Bedenken der Seminarleitung geweiht - auch das ist ein Teil der Schuld einzelner Bischöfe. Als ich 1967-69 in der Leitung des Wiener Priesterseminars war, gab es immerhin einen Pflichttermin für alle Weihelikandidaten bei einer Psychologin. Und dann gehen dergestalt unreife Personen als Einzelkämpfer in jene pastoralen Felder, in denen sie ihre

Neigung, wenn sie diese in ihrer Tragweite nicht erkennen und zu beherrschen vermögen, ausleben können. Teamteaching wird nicht praktiziert, obgleich schon Jesus seine Jünger zu zweit aussandte (Lk 10,1). Auch gibt es für Personen, die mit Kindern arbeiten, welche nachweislich oft Nähe brauchen und auch suchen, keine Supervision.

Bei Priestern kommt dann noch eine Theologie der Priesterweihe hinzu, die zu einer gefährlichen Überhöhung führt. Primizfeiern sind immer noch – vor allem in ländlichen Gebieten - eine rituelle Demonstration dafür: keine Taufe, obgleich grundlegender, wird so gefeiert. Diese Überhöhung findet sich aber nicht nur im Selbstbewusstsein der Ordinierten, sondern wird in Familien erlernt und findet sich somit leider auch in vielen Kinderherzen. Die erotisch-sexuelle Unreife geht mit dieser Überhöhung ein toxisches Gemenge ein.

Gemeinsam eine Lobby für Kinder

Stimmen diese Analysen, die in der Studie hohe Zustimmung finden, dann ist klar, dass die Verantwortlichen der Gesellschaft und unter diesen auch die Verantwortlichen der Kirche um der betroffenen Kinder willen kooperieren müssen. Je mehr zumal Männer in den Familien die Chance haben, erotisch-sexuell heranzureifen, umso besser für alle Kinder im Land. Alle, denen an den schutzlosen und liebesbedürftigen Kindern des Landes liegt, könnten gemeinsam eine Lobby für Kinder bilden.

BISCHÖFE

1988 Die neokonservative Revolution.

Zur Lage der Kirche in Österreich

Ende Juni besucht der Papst die Kirche in Österreich. Bei einem solchen Besuch kann Verschiedenes geschehen: Die Ortskirche kann "Ansehen" gewinnen, der Besuch des Papstes wertet sie auf, stärkt ihr Ansehen im Land. Oder aber die Ortskirche gibt das Bühnenbild für einen Auftritt des Papstes in Österreich ab. Dann wird das Papstamt gestärkt, es wird ihm eine Chance eingeräumt, sein Einheitsamt auszuüben. Wer wird beim Besuch in Österreich "zugewinnen": die Ortskirche? der Papst? beide?

Dem Besuch sehen die Verantwortlichen keineswegs mit gleichen Gefühlen entgegen. Die für die Einladung Verantwortlichen in der Österreichischen Volkspartei, voran der Landeshauptmann Haslauer von Salzburg, erwarten sich eine Verbesserung ihres dramatisch angeschlagenen Images. Die Konservativen erhoffen Unterstützung für ihren Kurs und tun alles, um den Papst auf Ihr Konto vorzubuchen. Die Funktionäre stöhnen, weil der organisatorische Aufwand - wie der letzte Papstbesuch 1983 gezeigt hat - den vorhersehbaren pastoralen Zugewinn nicht aufwiegen wird. Gespannt wird man in Insiderkreisen vor allem darauf sein, wie die österreichischen Katholiken auf die Vorgänge der letzten Monate reagieren werden, in denen im Zuge der Ernennung von Bischöfen und Weihbischöfen es zu argen Mißstimmungen gekommen war.

Der verordnete pastorale Notstand

Im Zuge dieser Vorgänge wurde deutlich, daß offenbar Römische Kreise den pastoralen Notstand in Österreich ausgerufen haben. Anders ist nicht zu erklären, warum zumal bei der Ernennung des Nachfolgers von Kardinal König in Wien und bei der Ernennung des dem neuen Erzbischof Groer aufgedrängten Weihbischofs Krenn die wichtigen Personen und Gremien (wie der Bischofskonferenz selbst, der Dechantenkonferenz, des Priesterrates) nicht wirksam beteiligt wurden. Offenbar ging man in Rom davon aus, daß den derzeit Verantwortlichen für die Kirche in Österreich nicht mehr vertraut werden könne. Also müsse Rom neue Leute seines Vertrauens an den derzeit Verantwortlichen vorbei bestellen.

Wer entscheidet über den pastoralen Notstand

Hier zeigt sich, daß die Meinungsverschiedenheit zwischen der Kirche in Österreich und Rom nicht nur in der Frage liegt, welche Formen der Beteiligung eine Ortskirche bei der Suche nach Bischofskandidaten haben soll. Vielmehr waren in der Grundsatzfrage Österreichs Kirche und Rom verschiedener Meinung: Ob es nämlich einen pastoralen Notstand in Österreich gebe oder nicht, und wer darüber maßgeblich zu befinden habe. In diesem Zusammenhang wurde die Klage laut, daß Rom über die Lage in höchst einseitiger Weise informiert worden ist. In Bischofskreisen hieß es, man habe sich in dieser Hinsicht auf den oft in Rom weilenden Wiener Kardinal König verlassen, dieser habe sich aber in seiner diskreten Weise mehr um weltkirchliche Probleme gekümmert denn um die provinziellen Anliegen der österreichischen Kirche. Schließlich habe ja der Papst auch selbst oft genug die Möglichkeit gehabt, sich über österreichische Verhältnisse zu beklagen, was dieser nie getan habe.

Die Beanstandungen

Dennoch wuchs in Rom die Unzufriedenheit mit dem "österreichischen Weg" in einigen, allerdings nur ganz wenigen pastoralen Angelegenheiten. Dazu zählt die "Maria-Troster Erklärung" der Österreichischen Bischöfe aus dem Jahre 1968 im Anschluß an *Humanae vitae*: In dieser haben die Österreichischen Bischöfe jenen Katholiken, die nach redlicher Prüfung sich für die Pille entscheiden, ein gutes Gewissen bescheinigt - was Rom heute für zu weitgehend ansieht. Außerdem haben die Österreichischen Bischöfe nach der Familiensynode 1980 in einem klugen Handstreich vor dem Erscheinen des Apostolischen Schreibens "*Familiaris consortio*" in einem Hirtenwort die pastorale Anweisung ergehen lassen, daß wiederverheiratete Geschiedene zwar grundsätzlich nicht zu den Sakramenten gehen könnten, daß aber in Einzelfällen im Gespräch mit einem erfahrenen Seelsorger sehr wohl eine Lösung gefunden werden könne. Rom hatte dann immer wieder versucht, die österreichischen Bischöfe zu einer Revision dieses Hirtenwortes zu gewinnen, was aber unter Kardinal König nicht gelang.

Pastorales Kriegsrecht

Das Abtreten des Kardinals muß demnach die abgewartete Stunde Roms gewesen sein, um nunmehr in Österreich zu intervenieren. Die Strategie ist leicht erkennbar. Die Bischofskonferenz wird Schritt für Schritt umbesetzt. Die Tatsache, daß in kurzer Zeit mehrere Bischofsstühle neu zu besetzen sind, legt diese Politik nahe: So erwarten ja Salzburg, Feldkirch, in absehbarer Zeit auch Eisenstadt und St.Pölten neue Bischöfe. Rom bedient sich zudem der Ernennung von Weihbischöfen, die das Geschehen in der Bischofskonferenz nachhaltig beeinflussen können. Mit Weihbischof Krenn in Wien, der sich als persönlicher Beauftragter des Papstes nicht nur für die Belange Kunst, Wissenschaft und Kultur in Wien, sondern auch für die Neuordnung der österreichischen Kirche zuständig fühlt, hat Rom gewiß einen ersten wichtigen Erfolg verbuchen können. Freilich, wie noch gleich zu zeigen sein wird, einen "Erfolg", der mehrere Gesichter hat.

Kampf um die Ekklesiologie

Was sich in Österreich zur Zeit ereignet, hat natürlich Parallelen in anderen Ländern. Zwar gibt es Unterschiede zwischen Holland und Österreich aus historischen Gründen: Österreich hat eine rein katholische Vergangenheit. Österreich lebt zudem davon, daß alle Probleme, einschließlich der kirchlichen, in heiterer Schlamperei verlaufen: der Widerstand der Schweizer gegen den neuen Weihbischof-Koadiutor in Chur ist da erheblich grimmiger.

Hinter den Vorgängen in den einzelnen Ländern findet aber ein grundsätzlicher Kampf um die handlungsleitende Ekklesiologie statt. Es ist ein Kampf um Schließung oder Offenheit; um eine autoritäre oder partizipatorische Kirche, darum, ob die Kirche "christomonistisch", also amtszentriert, oder "christopneumatisch", das ist volkzentriert organisiert werden soll. Ein Nebenthema ist die Spannung zwischen römischem Zentralismus versus ortkirchlichem Pluralismus. Die in den Konzilstexten unverdaute Doppeltekklesiologie, die 20 Jahre lang nach dem Konzil zugunsten der Kirchen-Öffnung ausgelegt wurde, wird heute zugunsten der Kirchen-Schließung interpretiert (was gewiß die - ausgerechnet am Pfingstsonntag vorgenommene Aussöhnung Roms mit dem altkonservativen Erzbischof Lefebvre erleichtert hat).

2. Neojosephinismus

Die Auseinandersetzungen in Österreich sind aber keineswegs rein innerkirchlich. Vielmehr hat seit dem Staatskirchler Joseph II. noch kaum eine kleine Laienriege einen derart nachhaltigen Einfluß auf innerkirchliche Entscheidungen gehabt wie dies heute der Fall ist. Der Vorsitzende des Bundesrates Schambeck, der Leiter der politischen Akademie der ÖVP Khol, eher halbherzig auch die Bundesleitung der ÖVP unter Parteiohmann Mock und dem politisch verunglückten Generalsekretär Graff sind der Ansicht, daß die Schwächung der ÖVP in den letzten Jahrzehnten nicht zuletzt damit zu tun hat, daß die Kirche unter dem "roten Kardinal König" aus pastoralen Interessen die ÖVP im Stich gelassen habe. Von rechtskonservativen Kreisen, einschließlich nationalistischen, wurde daher die Ernennung des Weihbischofs Krenn lautstark begrüßt. Nicht wenige aus diesen Kreisen reden über den Weihbischof auch als ihren "Parteifreund". Sie erhoffen sich von der neuen Bischofsgeneration (und daß noch weitere "Krenns" folgen werden, etwa in der Person des Regionalverantwortlichen Klaus Küng von Opus Dei, dessen sind sie sich sicher), daß die Kirche ihre Offenheit zu anderen gesellschaftlichen Strömungen aufgibt und wieder ins Lager der ÖVP heimkehrt.

Die unheilige Allianz der Neokonservativen

Zu diesen politischen Kreisen am rechten Flügel der österreichischen Gesellschaft gesellen sich - neben dem Hochadel: zur Feier des Bedenkjahres 1938 gelang es diesem, im Stephansdom zu Wien einen medienwirksamen Monarchistengottesdienst zu feiern, der die Staatspolizei aufmerksam gemacht hatte - natürlich auch die weltweit vernetzten Neokonservativen, die auf der neuen Welle "ihre" Themen verhandeln: daß die moderne Gesellschaft gottlos und daher permissiv sei, die Kirche sich dieser voreilig im Zuge des konziliaren Unglücks geöffnet habe, was den "Rauch des Satans" in die Kirche einströmen ließ. Symptome für diese modernistische Selbstzerstörung der Kirche ist die Permissivität der Moral, wie sie von europäischen Moraltheologen und den sie schützenden Bischöfen vertreten wird. Am Beispiel von Abtreibung

und Pille (was diese Neokonservativen - sie können sich dabei auf den Papst berufen - immer im einem Satz zu nennen vermögen) sei dies offenkundig geworden. All diese Neokonservativen wollen im Grund nicht zuerst eine andere Kirche, sondern eine andere Gesellschaft. Die konservative Erneuerung der Kirche ist eher ein Nebenanliegen.

Begleichung offener Rechnungen

Allerdings gibt es innerkirchliche Grüppchen und Kreise, die in den Jahren der liberalkonservativen Ära König in Österreich keine Chance hatten, die innerkirchliche Entwicklung nachhaltig mitzuformen. Jetzt aber kommen sie aus dem Untergrund, in dem sie sich jahrelang formieren konnten, und unter der schützenden Hand Roms fordern sie Wiedergutmachung für jahrelange Kränkung. Daß es zugleich auch einzelne Personen gibt, die eine gute Chance für ihr Karrierestreben wittern, ist ein charmantes Detail. Es kursiert nicht grundlos die Anekdote, daß künftig bei der Bischofsweihe der Kandidat auf die Frage "Bist Du bereit" antworten wird: "Schon lange". Weihbischof Krenn hat beispielsweise über Jahre hinweg mit publizistisch gut aufbereiteten Papstfrühstücken an seinem Weg ins Bischofsamt mitgewirkt.

Willkommener Exekutor der unheiligen Allianz: Opus Dei.

Bei all diesen Vorgängen ist auch Opus Dei Nutznießer und Akteur. Indem es sich zur Exekution der gegenwärtigen Kirchenpolitik offeriert - was ihm auf Grund seiner Ausrichtung leicht fällt - , kann es auch hoffen, in Österreichs Kirche rasch Machtpositionen und damit Terrain zu gewinnen. Zwar betont der Erzbischof von Wien, die Hochschulgemeinde sei nicht dem Opus Dei übergeben worden, sondern man habe nur Opus Dei um einen Seelsorger gebeten. Doch nützt eine solche Unterscheidung nur der Beruhigung der Kritiker denn der Sache. Die schwierige Arbeit im Hochschulbereich ist dadurch profilierter und zugleich teilnehmerärmer geworden. Offenheit wurde geopfert.

Halbierung des Papstes

Es ist verständlich, daß auf diesem Hintergrund die Stimmung vieler österreichischer Katholiken getrübt ist. Bei Diskussionen in Pfarrgemeinden wird lautstark Unmut geäußert. Auch Kirchaustritte insbesondere Jugendlicher mußten in der Wiener Erzdiözese hingenommen werden. Nicht wenige werden demonstrativ den Papstbegegnungen fernbleiben. Andere haben das Motto geschmiedet: Nicht hingehen ist zu wenig. Man wird sehen und hören.

Freilich, dem Papst wiederfährt gleichzeitig auch ein anderes Schicksal zumal in der Öffentlichkeit. Es kommt zu einer interessanten Halbierung dieses Papstes. Die Liberalen (etwas in den Medien "Die Wochenpresse" oder das "Profil") machen aus ihm einen veralteten Sexualpapst, der sich nur zu Fragen der Sexualität äußert. Die Konservativen wiederum müssen seine sozialkritischen Äußerungen unterdrücken. Der Wiener Weihbischof versuchte, offenbar als Dienst an Rechtskreisen in der ÖVP, das jüngste Sozialschreiben des Papst "Sollicitudo rei socialis" so umzudeuten, daß das westliche Wirtschaftssystem gleichsam "heiliggesprochen" wurde. Die Proteste blieben nicht aus.

Man gewinnt bei näherer Analyse der Interessen, die hinter dem Umgang mit dem Papst in der Öffentlichkeit stehen, den Eindruck, daß zur Zeit dem Papst in Österreich niemand mehr schadet, als die unheilige Allianz der Neokonservativen einschließlich der (selbsternannten?) Vertrauten des Papstes in diesem Land.

Der Zugewinn der Krise

Die neokonservative Kirchen-Revolution hat in kurzer Zeit erwartete wie unerwartete Ergebnisse gebracht. Wie zu erwarten war, wurden einzelne Personen (wie kirchliche Laienangestellte) verunsichert und verängstigt; andere haben resigniert; auch gibt es rückgratlose Opportunisten, die über Nacht konservativ wurden, hoffend, so rascher zu Ansehen und Würde zu gelangen.

Unerwarteter Weise erhielt aber gerade die von den konservativen Kirchenumbauern unerwünschte Gestalt der Kirche Aufschwung: es formierten sich neue Gruppen, die Dechantenkonferenz profilierte und solidarisierte sich, in den Gemeinden wuchsen Christenmut und Engagement. Unterschriften wurden gesammelt, das Selbstbewußtsein vieler Katholiken wurde gefestigt. Viele informelle Gruppen

sammelten sich im "Forum Kirche ist Gemeinschaft". Dieses Forum sucht das Gespräch mit dem neuen Erzbischof, damit eine Einbindung des im Zuge der Ereignisse tragisch selbstisolierten Amtes in die pastoralen Vorgänge der Kirche von Wien. Vom Forum wurde die Forderung erhoben, daß künftig Kandidaten für das Bischofsamt in einem Diözesankonklave ermittelt werden müßten. Ein Printmedium entstand, finanziert allein mit Spendenmitteln, und ist dabei, an Bedeutung und Auflagenzahl offizielle und schwer defizitäre Kirchenzeitungen zu überrunden. Das Forum hat sich auch zum Papstbesuch zu Wort gemeldet und in einem weitverbreiteten Flugblatt Forderungen formuliert: Mitsprache der Diözese bei Bischofsnennungen, Wahrung der Gewissensfreiheit der Gläubigen, Priesteramt auch für Frauen, Trennung von Priesteramt und Zölibat, Zulassung von wiederverheiratet Geschiedenen, Empfängnisregelung, Beitrag der Kirche zur sozialen Frage. Publikumswirksamer als diese futuristischen Forderungen ist die "Aktion 1:1". Zur Unterstützung der Mutter-Kind-Heime in den österreichischen Diözesen, zur Betreuung arbeitsloser Jugendlicher und zur Hilfe für Mitchristen in der Tschechoslowakei sollte freiwillig ebenso viel Geld aufgebracht werden, als der Papstbesuch kostet. Eine Forderung freilich wird, bedauerlicher Weise, der Papst dem Forum gewiß nicht erfüllen, nämlich die Abschaffung des Titels "Heiliger Vater". Warum der Papst darauf verzichten sollte? "So wird Gott im Hochgebet der Messe angesprochen. Christus verbietet seinen Jüngern, sich "Vater" nennen zu lassen (Matthäus 23,9)".

1990 Neuer Kirchenkurs?

Ein wirksames Langzeitprogramm sollte es sein: Die Ernennung neuer Bischöfe sollte Österreichs Kirche auf einen neuen Kurs bringen. Die "Ära König" sollte durch eine neue "Kirchenzeit" abgelöst werden. Diese Forderung hatte der Leiter der politischen Akademie der ÖVP, Andreas Khol 1983 erhoben.²⁴⁴ Damals meinte er, daß das für die Kurskorrektur so wichtige Instrument der Bischofsernennungen Zeit benötige.

Inzwischen sind sieben Jahre vergangen. Österreich hat eine Reihe neuer Bischöfe. Bischof Aichern hätte der erste sein sollen, und zwar anstelle des von vielen erwarteten Weihbischofs Wagner. Dann folgten der Militärbischof Kosteletzky, dessen Ernennung bei vielen aus friedenspolitischen Überlegungen kritisiert worden war. Und schließlich kamen die vier "wirklich" neuen: Erzbischof Groer und "sein" Weihbischof Krenn in Wien, in Vorarlberg der ehemalige Regionalleiter von Opus Dei Bischof Küng und Erzbischof Eder in Salzburg.

Inzwischen hat Österreich mit den neuen Bischöfen erste Erfahrungen sammeln können. Diese werden wir im folgenden - mit den gewiß begrenzten, aber doch aussagekräftigen Mitteln der (religions-)soziologischen Forschung - analysieren. Folgerungen für die Kirchenentwicklung werden vorgeschlagen werden.

Aber handelt es sich denn wirklich um einen neuen Kirchenkurs? Abgesehen von den Absichten der Kirchenverantwortlichen in Rom oder in Österreich: Haben die Österreicherinnen und Österreicher wahrgenommen, ob bzw. daß es einen neuen Kirchenkurs gibt? Wenn ja, sind sie mit der Kurskorrektur einverstanden oder nicht? Welche Kreise der Bevölkerung stützen den neuen Kurs? Welche lehnen ihn ab? Und vor allem: Wie wirkt sich der (wahrgenommene) neue Kurs auf die Menschen im Land und ihr Verhältnis zur Kirche aus?

Das Design des neuen Kirchenkurses

Bevor wir solche Fragen weiterverfolgen, zeichnen wir zunächst knapp und fair den neuen Kirchenkurs:

(a) Es kann davon ausgegangen werden, daß dieser - nach Selbstaussagen der Verantwortlichen - mit der Sicherung der kirchlichen Identität zu tun hat. Bei Verantwortlichen ist die Sorge zu spüren, daß die Kirche krank und in Gefahr sei. Die Verweltlichung, also die Gottlosigkeit und der moralische Verfall der "Ersten Welt", zu der Österreich gehört, werden beklagt.²⁴⁵

(b) Eben diese Verweltlichung sei nach dem II.Vatikanischen Konzil (manche behaupten sogar durch dieses) in die Kirche eingedrungen. Zwar beteuern die Vertreter des neuen Kurses, grundsätzlich zum II.Vatikanischen Konzil zu stehen. Zugleich aber kritisieren sie den ihrer Ansicht nach erst später geschaffenen "Geist des Konzils", der in Wirklichkeit der getarnte "Geist der Welt" sei: "Der Rauch des Satans ist in die Kirche eingedrungen", so ein hartes Wort, gesprochen schon vom Konzilspapst Paul VI. am 29.6.1972.

(c) Einfallstor der (stets nur als böse hingestellten) modernen Welt in die (infolge des Konzils schutzlos geöffnete) Kirche sei der Dialog. In dessen Umkreis habe sich im Namen einer falschverstandenen Freiheit eine Meinungsvielfalt, ein unbotmäßiger Pluralismus breitgemacht. Dieser bewirke, daß hinsichtlich dessen, was ein Christ zu glauben hat und welche moralische Weisungen zu befolgen sind, bei immer mehr Leuten ein Gefühl von Ratlosigkeit bis Beliebigkeit wirksam geworden sei.

(d) Kurz, die Kirche sei dabei, sich in die böse Welt hinein aufzulösen. Die verschiedenen Indikatoren von Religiosität und Kirchenbindung weisen unbarmherzig darauf hin:

- Kirchenaustritte, Rückgang im Meßbesuch, Verdunsten des Glaubenswissens;

- Dazu komme ein rasch um sich greifender moralischer Verfall auch bei den Katholiken: Die überkommene Ehe- und Sexualmoral werde immer weniger beachtet, weder vor der Ehe (man verweist auf die vielen

²⁴⁴ Khol, A., Katholikentag und Papstbesuch 1983: Eine kritische Würdigung, in: Österreichisches Jahrbuch für Politik 1984, hg.v.A.Khol u.a., München 1985, 431.

²⁴⁵ So schrieb der derzeitige Papst Johannes Paul II. in seinem Apostolischen Schreiben "Über die Sendung des Laien in Kirche und Welt" (Rom

vorehelichen Lebensgemeinschaften auch unter Katholiken), noch in ihr (was insbesondere Humanae vitae betrifft), noch beim Zerschneiden einer Ehe (im Fall von Scheidungen).

- Auch das feministische Selbstverständnis²⁴⁶ habe viele Katholikinnen befallen: Auf seinem Boden sei die unbotmäßige Forderung nach der Weihe von Frauen zum Diakonat oder gar zum priesterlichen Amt gewachsen.

(e) Die (Moral-)Theologen würden, statt der Auflösung entgegenzuwirken, unter dem Deckmantel der Güte und der Barmherzigkeit Gottes die wachsende Unmoral verharmlosen und dadurch zusätzlich fördern.

(f) Und schließlich sei die Krise der Kirche eine Krise der Bischöfe. Statt das Kirchenvolk bei Glaube und Sitte zu bewahren und die Wölfe zu vertreiben, hätten viele von den Bischöfen nach dem Konzil alles laufen lassen. Sie haben ihr Hirtenamt schlecht, und was noch schlimmer ist, oft gar nicht ausgeübt.

Sanierungsprogramm

Auf dem Hintergrund einer solchen Krisendiagnose wird das Programm des neuen Kirchenkurses bereits in Umrissen deutlich: Die Fehlentwicklungen nach dem Konzil sollen mit zäher Geduld, notfalls auch mit hartem kompromißlosen Durchgreifen, korrigiert werden. Dazu wird insbesondere die Personalpolitik genützt, um wichtige Zentren kirchlichen Lebens rasch auf die neue Linie zu bringen und damit zu sanieren: Priesterseminare, Aus- und Fortbildungsstätten, Schulen, die Verkündigung. Dazu kommt der Versuch, zumindest kircheneigene Medien auf den neuen Kurs zu bringen.

Eine undankbare Aufgabe

Alle diese vom Ziel des neuen Kirchenkurses gestellten Aufgaben sind gewiß nicht dankbar. Offenheit zurückzunehmen, verdiente Personen auszuwechseln, journalistische Freiheit in Frage zu stellen und zu beschränken, den Zugang zur kirchlichen Lehrbefugnis zu erschweren und alle in den Dienst Genommenen durch einen formalen Eid an den neuen Kurs zu binden: all diese Maßnahmen sind im Rahmen des auch in der Gesellschaft als unantastbar und "heilig" geltenden Freiheitsbewußtseins vorhersehbar schmerzlich und unpopulär.

Sie benötigen für ihre Durchsetzung einen neuen Persönlichkeitstyp für das Bischofsamt. Die "neuen Bischöfe" müssen von der festen Überzeugung getragen sein, dem kirchlichen Notstand zu wehren. Sie können (nur so, was dann ein Auftrag und keine Diskriminierung ist!) zu Recht "Notstandsbischöfe" genannt werden. Allerdings gehört zum Notstand auch das Bewußtsein, gegen eine bedrängende Gefahr "Retter" zu sein. Bei aller geforderten pastoralen Klugheit muß ihnen ein hohes Maß an "Hartnäckigkeit" eigen sein. Zudem brauchen sie ein großes Quantum an Immunität gegen die Versuchung zum situations- und lebensgeschichtlich bedingten Kompromiß. Im Zweifelsfall muß, um das Ziel der Kirchenanierung nicht zu verfehlen, die Bewahrung überkommener Ordnung dem Einzelschicksal vorgezogen werden.

Nicht integrieren, sondern identifizieren

Die dem neuen Kirchenkurs verpflichteten Bischöfe haben es sich denn konsequenter Weise auch zum Programm gemacht, im Konfliktfall nicht der Einheit zu dienen, sondern der Wahrheit. Aufgabe des Bischofs sei es eben nicht zu integrieren (was womöglich gar nicht zusammengehören soll), sondern zu identifizieren: also zu scheiden, auszusondern, kirchenoperativ zu heilen.

Das Gefühl, einer historischen Mission zu dienen, fördert ihre Dickhäutigkeit. Ein dickes Fell ist auch deshalb vonnöten, weil nur so die vorhersehbaren Leiden der Unpopularität auszuhalten sind. Die Unterstützung der Vorgesetzten, denen die neuen Bischöfe fast in schützend-blinder Treue ergeben sind, ist eine zusätzliche Hilfe auf dem unbequemen Weg der sanierenden Restauration der Kirche.

²⁴⁶ Von einem Mitglied der Wiener Glaubenskommission als der bisher größte Aufstand der Menschheit gegen Gott verworfen: ***

Ein neuer Kurs

Zu betonen ist als Abrundung dieser andeutenden Skizze des Kirchenkurses daß er als "neuer" Kurs verstanden wird, zumindest aber als Kurskorrektur. Er setzt sich ab vom bisherigen Kirchenkurs. Dieser wird dann charakterisiert als "Ära König", oder noch lieber als Konzilskurs. Tatsächlich ist im Zuge der Ernennung der "neuen Bischöfe" auch eine heftige Debatte um das II.Vatikanische Konzil und seine Folgen entbrannt. Die Vertreter des "neuen Kurses" haben dabei stets mit Vorliebe auf negative Nebenwirkungen dieses Konzils verwiesen, die es nunmehr zu bekämpfen gelte.

Charakteristika der Konzilskirche seien Freiheitlichkeit, Respekt vor dem Subjekt, eine Pastoral der Begleitung eigenverantwortlicher erwachsener Menschen, damit Selbstverantwortung, Einsicht, Mündigkeit, und als umgreifende Voraussetzungen im Kirchenklima Offenheit, Wertschätzung des Reichtums der Vielfalt, Dialog mit allen, damit kleine und große Ökumene, eine neue Einstellung zur Sexualität, zur Frau. In all diesen Teilpositionen gelte es, ohne das Konzil grundsätzlich zu verwerfen, eine neue Position zu beziehen.

Es ist nicht Aufgabe dieser kleinen wissenschaftlichen Expertise²⁴⁷, den neuen Kirchenkurs weiter zu analysieren und mit Zitaten zu belegen. Wir gehen davon aus, daß wir ihn im Umrissen und gerecht beschrieben haben. Was aber hat die Bevölkerung davon wahrgenommen? Wie steht sie zur Entwicklung? Wie wirkt sich diese auf das Kirchenverhältnis der Leute aus?

Änderung?

Der Großteil der österreichischen Bevölkerung meint nicht, daß der Papst durch die Ernennung der letzten vier Bischöfe in der katholischen Kirche (sehr) große Veränderungen herbeigeführt habe: Lediglich 19% sind dieser Ansicht. Ein beruhigendes Ergebnis? Wir meinen nicht. Die Tatsache, daß die größte Gruppe diese Frage überhaupt nicht beantwortet hat (36%), verweist vielmehr auf ein dramatisches Moment an der gegenwärtigen Entwicklung des Verhältnisses der Bevölkerung zur Kirche: Es ist die "neue Gleichgültigkeit".²⁴⁸

Anders sieht das Bild aus, wenn nur die regelmäßigen Kirchenbesucher untersucht werden. Dabei kann als gesichert gelten, daß - unbeschadet vieler wohlgemeinter Versuche, die Bedeutung des Kirchgangs als Indikator für das kirchliche commitment (Beteiligung, Engagement, in diesem Sinn Kirchlichkeit) herabzuspielen - der Kirchenbesuch nach wie vor der verlässlichste Hinweis auf Kirchenbindung gelten kann.

²⁴⁷ Wir stützen uns dabei auf eine Sekundäranalyse der im ersten zweiten Viertel des Jahres 1990 (vom Fessel-Institut durchgeführten und mit Mitteln des Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung ermöglichten) religionssoziologischen Erhebung. Der Projekttitel der bislang noch unveröffentlichten Studie lautet: "P.M.Zulehner, Religion im Leben der Österreicher 1990".

²⁴⁸ Dieser Vermutung entspricht, daß die Antwortmöglichkeit "weiß ich nicht" umso öfter beansprucht wurde, je größer der Abstand zur Kirche ist. Am Beispiel des Indikators der Kirchgangsfrequenz:

Wie häufig besuchen Sie etwa den Gottesdienst?

weiß ich nicht

- * mehrmals pro Woche 17.86%
- * jeden Sonntag 32.83%
- * mindestens 1x monatlich 34.36%
- * mehrmals im Jahr (an den Festtagen) 34.76%
- * (fast) nie 43.46%

ABBILDUNG 1

Die letzten Bischofsernennungen in Österreich waren die von Erzbischof Groer und Bischof Krenn in Wien, Bischof Küng für Vorarlberg und Bischof Eder für Salzburg. Was glauben Sie, hat der Papst mit diesen Bischofsernennungen in der katholischen Kirche in Österreich Änderungen herbeigeführt?

	alle Österreicher	regelmäßige Kirchen- besucher
(sehr) große Änderungen	18.29%	16.07%
nicht sehr große Änderungen	25.06%	42.86%
gar keine Änderungen	19.66%	23.21%
weiß nicht	36.42%	17.86%

<Quelle: P.M.Zulehner, Religion im Leben der Österreicher 1990>

Einverstanden?

Wenn Änderungen wahrgenommen im österreichischen Kirchenkurs werden, finden diese in der Bevölkerung unterschiedliche Aufnahme. Tendenziell werden sie mehr abgelehnt als befürwortet: Von denen, die eine Änderung registriert haben und deshalb um die Beurteilung des neuen Kirchenkurses befragt worden sind²⁴⁹, waren 10% voll, 32% teilweise, 23% wenig und 35% gar nicht einverstanden (ABB.1).

Zusätzliche Analysen zeigen, daß Änderungen besonders dann abgelehnt werden, wenn diese als groß eingestuft werden (ABB.2). Je größer die Veränderung, desto mehr wird sie abgelehnt.

Das bedeutet:

Die Mehrheit der Leute (36% weiß nicht und 20% gar keine Änderungen=56%) hat keine Veränderungen wahrgenommen. Die Befürworter des Kurswechsels sind in der Bevölkerung eine ebenso kleine Minderheit²⁵⁰ wie jene, die mit der Änderung nicht einverstanden sind²⁵¹. Bemerkenswert ist auch: Kritiker des neuen Kurses sagen, daß es große Veränderungen gegeben hat. Wer hingegen mit der Kurskorrektur einverstanden ist, neigt dazu, die Änderungen als belanglos klein einzustufen.

ABBILDUNG 2

Sind Sie mit der Kurskorrektur, die der Vatikan mit der Ernennung der neuen Bischöfe in Österreich vorgenommen hat...

	alle	große Änderungen	nicht große Änderungen
1=...voll einverstanden	10.42%	8.22%	12.10%
2=...teilweise einverstanden	31.62%	19.26%	41.04%
3=...wenig einverstanden	23.16%	18.70%	6.57%
4=...gar nicht einverstanden	34.80%	53.82%	20.30%

(CC=.34)

<Quelle: P.M.Zulehner, Religion im Leben der Österreicher 1990>

²⁴⁹ (das sind von allen Befragten 43.59%)

²⁵⁰ Von 4% (voll einverstanden) und 13% (teilweise einverstanden).

²⁵¹ 10% wenig und +16% gar nicht einverstanden (sind zusammen 26%) .

Meinungslager

Wer steht nun hinter dem Kurs, wer lehnt ihn ab? Wir gehen dieser Frage nach den Zuhörigen zu den beiden Meinungslagern (pro und contra neuer Kirchenkurs) nach. Dabei analysieren wir die soziale Zusammensetzung dieser beiden Lager, ihre sozioreligiösen Einstellungen sowie ihre politischen Präferenzen.

Index KIRCHENKURS

Um nähere Analysen durchführen zu können, erweist es sich als hilfreich, einen kompakten Indikator für die Lagerzugehörigkeit zu bilden. Wir konnten uns dabei auf ein bewährtes Instrumentarium stützen, das Bekanntheit und Wertschätzung von Personen öffentlichen Lebens untersucht. Drei Fragen wurden dazu zu jeder Person gestellt:

- "Auf dieser Karte stehen die Namen österreichischer Bischöfe. Sagen Sie mir bitte, von wem sie schon einmal gehört oder gelesen haben" (Karte vorlegen und liegen lassen).

- "Wählen Sie aus dieser Karte bitte die Namen jener Bischöfe aus, die Sie am meisten schätzen."

- "Und gibt es welche, die Sie nicht schätzen, von denen Sie keine gute Meinung haben?" (Sagen Sie das bitte wieder anhand der Karte).

Wir dokumentieren anbei die Ergebnisse auf diese drei Fragen für die österreichischen Bischöfe, und zwar sowohl österreichweit wie für deren jeweilige Diözese. Dabei wird deutlich erkennbar, daß es vier Arten von Bischöfen in Österreich gibt (vgl. SCHAUBILD 1):

(a) Der erste Bischofstyp ist österreichweit bekannt und angesehen. Zu dieser ersten Art zählen die Bischöfe König, Zauner und Zak.

(b) Der zweite Typ ist österreichweit bekannt, wird aber lediglich von einer Minderheit geschätzt und von einer erheblich größeren Zahl nicht geschätzt. Sie liegen in der Einschätzung durch die Bevölkerung auch sehr eng zusammen: Es sind die Bischöfe Kung, Groer, Eder und Krenn.

(c) Der dritte Typ ist österreichweit bei weniger als einer Hälfte der Leute bekannt. Innerhalb der Grenzen ihres Diözesangebietes hingegen haben sie einen sehr hohen Bekanntheitsgrad und genießen hohe Wertschätzung. Kaum jemand lehnt sie ab. In Österreich sind sie moderat geschätzt. Es sind die übrigen Bischöfe und Weihbischöfe.

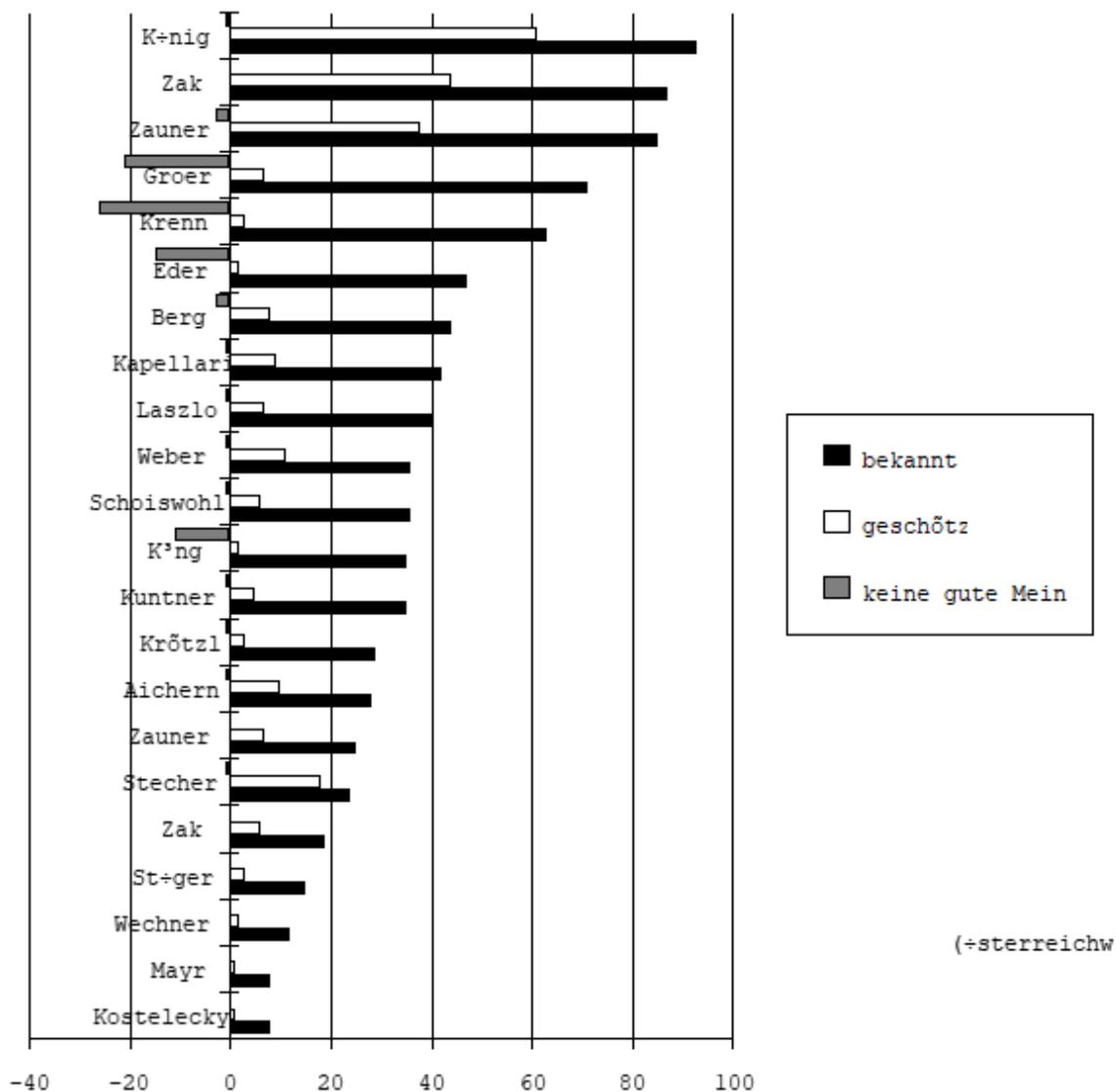
SCHAUBILD 1: Bekanntheit und Wertschätzung der Österreichischen Bischöfe 1990

(österreichweit)

	bekannt		geschätzt		keine gute Meinung	
	1994	1990	1994	1990	1994	1990
König	90	93	62	61	-1	-1
Zak		87		44		0
Zauner		85+		38		-3
Groer	70	71	8	7	-11	-21
Krenn	91	63	3	3	-61	-26
Eder	42	47	3	2	-8	-15
Berg		44		8		-3
Kapellari	45	42	10	9	0	-1

Laszlo		40		7		-1
Schoiswohl		36		6		-1
Weber	47	36	14	11	-1	-1
Kuntner		35		5		-1
Küng	29	35	2	2	-5	-11
Krätzl		29		3		-1
Aichern	30	28		10	0	-1
Zauner		25		7		0
Stecher	31	24	9	18	-1	-1
Zak		19		6		0
Stöger		15		3		0
Wechner		12		2		0
Kostelecky		8		1		0
Mayr		8		1		0
lby	12		2		0	
Werner	5		0		0	
Schönborn	20		3		-1	

Bekanntheit der österreichischen Bischöfe 1990



Quelle: P.M.Zulehner, Religion im Leben der Öst

Mit Hilfe dieses Datenmaterials haben wir einen Index gebildet. Dabei konnten wir uns insbesondere auf die zweite Art von Bischöfen stützen, weil diese österreichweit bekannt sind und sowohl Zustimmung wie Ablehnung finden. Zudem stehen eben diese vier Bischöfe für den neuen Kirchenkurs. So sind wir davon ausgegangen, daß, wer einen oder mehrere der neuen Bischöfe schätzt, zugleich auch den neuen Kirchenkurs begrüßt. Wer hingegen die neuen Bischöfe ablehnt, lehnt zumeist auch den neuen Kurs ab.

Bei der Bildung des Index sind wir so vorgegangen: Wir haben zusammengezählt, wievielen der vier "neuen" Bischöfen jemand zustimmt und haben davon abgezählt, wieviele sie nicht wertschätzen. Die dabei erreichbaren Werte liegen zwischen -4 (gehäuften Ablehnung) und +4 (gehäuften Zustimmung).

ABBILDUNG 4

So verteilen sich die Befragten auf der neugebildeten Skala KIRCHENKURS:

	<i>N=1440²⁵²</i>	<i>%</i>
<i>1=starke Ablehnung (-4,-3)</i>	<i>138</i>	<i>9.58%</i>
<i>2=Ablehnung (-2,-1)</i>	<i>424</i>	<i>29.44%</i>
<i>3=neutral (0)</i>	<i>778</i>	<i>54.03%</i>
<i>4=Zustimmung (>+1)</i>	<i>100</i>	<i>6.94%</i>

<Religion im Leben der Österreicher 1990>

Dieser neue Index bildet den Ausgangspunkt der folgenden Analysen. Wir wollten wissen, wer die Befürworter und wer die Ablehner des neuen Kirchenkurses (und der sie repräsentierenden neuen Bischöfe) sind. Wir werden dazu die beiden Kirchenlager sozialstatistisch nach Alter, Geschlecht, Bildung usw., aber auch hinsichtlich einiger bedeutender Persönlichkeitsmerkmale (wie Autoritätsorientierung, Religiosität, Kirchlichkeit) beschreiben.

Bildung

Die folgende Übersicht gibt an Hand von statistischen Werten einen ersten Einblick, worin sich die beiden Kirchenkurslager unterscheiden und worin nicht. Der erste Wert ist ein Korrelationskoeffizient, der den Zusammenhang zwischen zwei Variablen mißt, der zweite der Mittelwert unseres Index KIRCHENKURS für die jeweilige sozialstatistische Variable.

ABBILDUNG 5

	<i>Korrelation mit Kirchenkurs²⁵³</i>	<i>Signifikanz</i>
<i>Geschlecht</i>	<i>.087</i>	<i>.002</i>
<i>parteipolitische Präferenz</i>	<i>.105</i>	<i>.000*</i>
<i>Topographie</i>	<i>.111</i>	<i>.000</i>
<i>Alter</i>	<i>.128</i>	<i>.017</i>
<i>Ortsgröße</i>	<i>.166</i>	<i>.002</i>
<i>soziale Schicht</i>	<i>.233</i>	<i>.000</i>
<i>Bildung</i>	<i>.333</i>	<i>.000</i>

<Religion im Leben der Österreicher 1990>

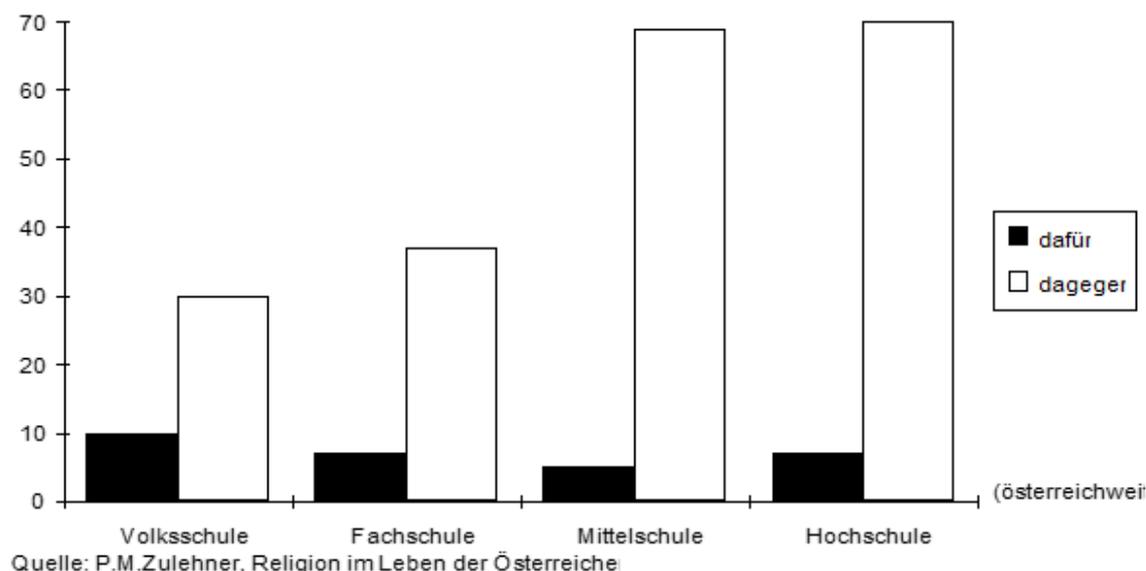
Diese Tabelle zeigt, daß es zwischen Geschlecht, Wahlverhalten, Ortsgröße, sozialer Schichtzugehörigkeit einerseits und der Zustimmung bzw. Ablehnung zu den "neuen Bischöfen" andererseits zwar signifikante, aber nur geringfügige Zusammenhänge gibt.

Eine signifikante Rolle spielt allerdings Bildung. Deutlich sichtbar wird die Bedeutung der Bildung bei der Wertschätzung der vier "neuen" Bischöfe: Je mehr Schulbildung jemand hat, desto wahrscheinlicher ist es, daß sie, daß er einen der neuen Bischöfe nicht schätzt, keine gute Meinung von ihm hat (ABB.5).

²⁵² Hier sind von den 1963 Befragten lediglich jene berücksichtigt, die angegeben haben, den jeweiligen Bischof auch zu kennen.

²⁵³ Kontingenzkoeffizient; *=KendallTau-B

Schaubild 2: Bildung und neuer Kirche



Das bedeutet:

Die neuen Bischöfe und damit der neue Kirchenkurs konnte bislang den Gebildeten Österreichs kaum plausibel gemacht werden. Neuer Kirchenkurs und Bildungsgrad widerstreiten einander. Das ist kirchenpolitisch nicht ohne Bedeutung. Die Bildungselite hat nachweislich langfristig hohen Einfluß auf die Meinungslage der Bevölkerung. So wie heute die Gebildeten denken, denkt voraussichtlich morgen das Volk.

Die katholische Kirche hat in dieser Hinsicht in den beiden letzten Jahrhunderten schlechte Erfahrungen gesammelt. Indem sie sich lange, zu lange durch ihren entschiedenen Antimodernismus gegen die komplexe neuzeitliche Revolution versperrt hat, war ihr nach und nach der Zugang zu den Bildungseliten verloren gegangen. Eines der Grundanliegen des II. Vatikanischen Konzils und auch der nachkonziliaren Entwicklung in Österreich war es gerade, das gestörte Verhältnis zwischen Kirche und Bildung zu verbessern. In Österreich steht für dieses Anliegen zweifelsfrei die Gestalt von Kardinal König (### König zur Bildung: In dieselbe Richtung wirkten auch die Hochschulgemeinden in Zusamt mit der katholischen Hochschuljugend (KHJ). Die sehr verdienstliche von Prälat Strobl in der Wiener Hochschulgemeinde verdient deshalb der Erwähnung, weil eine stattliche Reihe führender Österreicher aus diesem Begegnungszentrum zwischen Wissenschaft und Bildung hervorgegangen sind. In jahrelangem geduldigem Dialog konnte also die Störung zwischen Kirche und Bildung vermindert werden.

Eben dieses für die gesellschaftliche Wit der Kirche unentbehrliche gute Verhältnis zur Bildung scheint aber durch den neuen Kirchenkurs gefährdet zu sein. Die alten Störungen leben wieder auf. Das Verhältnis der Gebildeten zur Kirche hat sich durch die Kurskorrektur gewiß ungewollt, aber unbestreitbar dramatisch verschlechtert.

In einem solchen Zusammenhang ist es gewiß erfreulich, wenn die Verantwortlichen der Kirche dem Verhältnis der Kirche zu Wissenschaft, Kunst und Kultur besonderes Augenmerk widmen. Ausdruck dieses Anliegens ist die für Österreich erstmalige Ernennung eines Weihbischofs für Wissenschaft, Kunst und Kultur. Wie steht es aber um seine Wirkmöglichkeiten, wenn ihn gerade jene, für die er bestellt ist, nicht als Gesprächspartner

akzeptieren? Wie gering damit seine pastorale Handlungsfähigkeit ist, kann folgendes Ergebnis zeigen (ABB.6):

ABBILDUNG 6

Angenommen der Bischofssitz in Wien ist unbesetzt und Sie hätten die Möglichkeit, bei der Bestellung eines neuen Erzbischofs wirksam mitzubestimmen. Wie würden Sie zu einer Ernennung von Weihbischof Krenn zum Wiener Erzbischof stehen?

(die Zahlen beziehen sich auf die Erzdiözese Wien)

BILDUNG	Volks-	Fach-	Mittel-	Hochschule	ALLE
* ich würde seine Bestellung sehr unterstützen	8%	7%	2%	4%	7%
* mir wäre es gleichgültig	62%	55%	27%	22%	59%
* ich würde mich entschieden dagegen aussprechen 26%	36%	70%	72%	30%	
* keine Meinung geäußert	4%	2%	0%	2%	2%

<Religion im Leben der Österreicher 1990>

Autoritätsorientierung

Was verbirgt sich nun aber hinter der Ablehnung des neuen Kirchenkurses durch die Gebildeten? Wir kommen einen Schritt weiter, wenn wir weitere Zusammenhänge entschlüsseln. So zeigt die Korrelationsmatrix weitere signifikante Unterschiede zwischen dem Index KIRCHENKURS einerseits und RELIGIOSITÄT, KIRCHLICHKEIT sowie AUTORITÄTSORIENTIERUNG andererseits.

Tabelle 7

Korrelation mit Kirchenkurs Signifikanz

KIRCHENPRAXIS	.190	.000
RELIGIOSITÄT	..223	.000
AUTORITÄTSORIENTIERUNG	.247	.000

<Religion im Leben der Österreicher 1990>

Zunächst gilt es, diese drei Indikatoren näher zu beschreiben.

(a) Index RELIGIOSITÄT

Unsere Studie "Religion im Leben der Österreicher 1990" enthält eine große Zahl von Anhaltspunkten über Gestalt und Wirkweise der persönlichen Religiosität der befragten Population. Diese schier unübersichtliche Datenmenge haben wir mit Hilfe von Faktorenanalysen durchleuchtet und auf durchgängige Dimensionen hin untersucht. Dabei haben sich einzelne Items (Einzelfragen) als konsistent erwiesen. Diese haben wir schließlich gebündelt und zu Indizes verarbeitet. Der Index Religiosität enthält folgende Items, wobei die vorangestellte Zahl die "Ladung" in der Faktorenanalyse angibt:

INDEX RELIGIOSITÄT

- .83 Ohne Religion verliert man die Hoffnung.
- .83 Für mich ist die Religion ein Trost in den Nöten des Lebens.
- .82 Gott leitet das Leben jedes einzelnen Menschen.
- .79 Man kann zu Gott beten und neue Kraft schöpfen.
- .79 Erst die Religion macht den Menschen frei und selbstbewußt.
- .78 Wenn es mir nicht gelingt, Gott zu erkennen und ihn zu lieben, ist mein Leben sinnlos.
- .77 Schwierige Situationen lassen sich ohne Religion überhaupt nicht bewältigen.
- .74 Der Glaube sollte etwas ganz Unveränderliches sein, an dem man sich ausrichten kann.
- .71 Dem Glauben muß man mit Ehrfurcht begegnen und nicht mit Kritik.
- .67 Ich glaube, daß es einen Gott gibt; denn irgend jemand muß die Welt erschaffen haben.
- .66 Jeder spürt im Innersten, daß er etwas glauben soll.
- .60 Religionsunterricht ist für Kinder nötig, weil sie lernen müssen, was sich gehört.

ABBILDUNG 8

Die Befragten verteilen sich auf diesem neuen Index so:

	N=1963	%
1=sehr religiös	369	18.80%
2=religiös	501	25.52%
3=wenig religiös	452	23.03%
4=nicht religiös	301	16.43%
.=nicht zuzuordnen	240	12.23%

<Religion im Leben der Österreicher 1990>

(b) Index KIRCHENPRAXIS

Der zweite Indikator wurde vorwiegend aus Items gebildet, die eine praktizierte Beziehung zur Kirche enthält. Dazu gehören Kirchenbesuch, aber auch Zuordnung zu einer konkreten Gemeinde mit Hilfe eines konzentrischen Fünffeldermodells:

INDEX KIRCHENPRAXIS

- .90 Arbeiten Sie in der Pfarrgemeinde aktiv mit?/ ja/ nein
- .87 Sind Sie derzeit Mitglied kirchlicher Organisationen?/ ja/ nein
- .85 Wie häufig besuchen Sie etwa den Gottesdienst?/ mehrmals pro Woche/ jeden Sonntag/ mindestens 1x monatlich/ mehrmals im Jahr (an den Festtagen)/ (fast) nie
- .84 Nicht alle Christen haben das gleiche Verhältnis zur Gemeinde, die einen beteiligen sich mehr am Gemeindeleben, die anderen weniger. Nehmen wir an, diese einfache Zeichnung stellt die Gemeinde dar. Der innere Kreis ist dann der Gemeindegemeindekern und die Ringe bedeuten Gemeindeglieder, die der Gemeinde mehr oder weniger nahestehen. Können Sie mit dem Finger zeigen, wo Sie sich zur Zeit einordnen würden. (Feld A-E)
- .82 Waren Sie im vergangenen Jahr bei der Kommunion / beim Abendmahl? (ja/ nein)
- .80 Zeigen Sie jetzt bitte, wo Sie Ihrer Ansicht nach vor 5 Jahren einzuordnen waren? (Feld A-E)
- .79 Und wo glauben Sie werden Sie in 5 Jahren stehen? (Feld A-E)
- .79 Waren Sie bzw. sind Sie in einer Jugendorganisation? (ja/ nein)
- .76 An wie vielen der letzten 4 Sonntag haben Sie den Gottesdienst besucht? (an einem/ an zwei/ an drei/ an allen vier/ an keinem)
- .69 Wie häufig beten Sie ? (täglich/ oft/ gelegentlich/ selten/ fast nie/ nie)

ABBILDUNG 9

Auf der neu gebildeten Skala KIRCHENPRAXIS verteilt sich die österreichische Bevölkerung so:

	N=1963	%
1=sehr praktizierend	321	16.25%
2=praktizierend	494	25.17%
3=wenig praktizierend	450	22.92%
4=nicht praktizierend	341	17.37%
0 nicht zuzuordnen	359	18.29%

<Religion im Leben der Österreicher 1990>

(c) Index AUTORITÄTSORIENTIERUNG

Der dritte Index, den wir zur Verdichtung der Datenmenge gebildet haben, trägt die Bezeichnung "AUTORITÄTSORIENTIERUNG". Es ist mit dem in der Literatur beschriebenen Autoritarismus verwandt. Folgende Einzelsätze definieren ihn:

INDEX AUTORITÄTSORIENTIERUNG

- .78 Wo strenge Autorität ist, dort ist auch Gerechtigkeit.*
- .75 Das Wichtigste, was Kinder lernen müssen, ist Gehorsam.*
- .75 Mitreden und mitentscheiden soll man erst, wenn man durch harte Arbeit eine Position erreicht hat.*
- .74 Die viele Freiheit, die heute die jungen Leute haben, ist sicher nicht gut.*
- .71 Von Zeit zu Zeit würde ich mir in Österreich eine Diktatur wünschen, dann gäbe es nicht so viele Mißstände.*
- .68 Leute, die nicht ordentlich arbeiten, soll man besser gar nicht unterstützen.*

ABBILDUNG 10

Dazu die Verteilung der Bevölkerung auf dieser neugebildeten Skala:

	<i>N=1963</i>	<i>%</i>
<i>1=stark autoritätsorientiert</i>	<i>396</i>	<i>17.17%</i>
<i>2=autoritätsorientiert</i>	<i>511</i>	<i>26.03%</i>
<i>3=wenig autoritätsorientiert</i>	<i>495</i>	<i>25.22%</i>
<i>4=nicht autoritätsorientiert</i>	<i>367</i>	<i>18.70%</i>
<i>5=nicht zuzuordnen</i>	<i>194</i>	<i>9.88%</i>

<Religion im Leben der Österreicher 1990>

Alle diese drei Indizes hängen nun mit dem Index KIRCHENKUS zusammen. Da sie aber auch untereinander verbunden sind, muß mit Hilfe eines statistischen Modell (einer Regressionsanalyse) erkundet werden, ob nicht einige Zusammenhänge lediglich verdeckt sind. Diese Analyse erbringt ein in mehrfacher Hinsicht bedeutsames Ergebnis:

1. Die Kirchenpraxis wird in außerordentlich hohem Maß von der persönlichen RELIGIOSITÄT gestützt. Daraus folgt, daß die KIRCHENPRAXIS sich vor allem dann verändert, wenn sich auch diese persönliche RELIGIOSITÄT verändert.

2. Diese persönliche RELIGIOSITÄT ist in einem bemerkenswerten Maß mit der AUTORITÄTSORIENTIERUNG verknüpft. Das bestätigt langjährige Forschungsergebnisse über die Leutereligion. Sie wird von den Menschen als "heiliger Schild", als Bollwerk gegen nicht beherrschbare Lebensbedrohungen beansprucht. Religion soll vor allem Stabilität schaffen. Zugleich hängt diese RELIGIOSITÄT mit dem Wunsch nach BEHEIMATUNG²⁵⁴ zusammen.

3. Für unsere Analysen zum neuen KIRCHENKURS ist vor allem von Bedeutung daß seine Beurteilung in unabhängiger Weise von den beiden Indizes RELIGIOSITÄT und KIRCHENPRAXIS von der AUTORITÄTSORIENTIERUNG abhängig ist. Die AUTORITÄTSORIENTIERUNG ist somit eine der Hauptquellen für die Unterstützung des neuen KIRCHENKURSES ist (vgl SCHAUBILD 3).

²⁵⁴ Der Index BEHEIMATUNG setzt sich aus folgenden Items zusammen (in der Klammer die Ladung der zugrundeliegenden Faktorenanalyse):

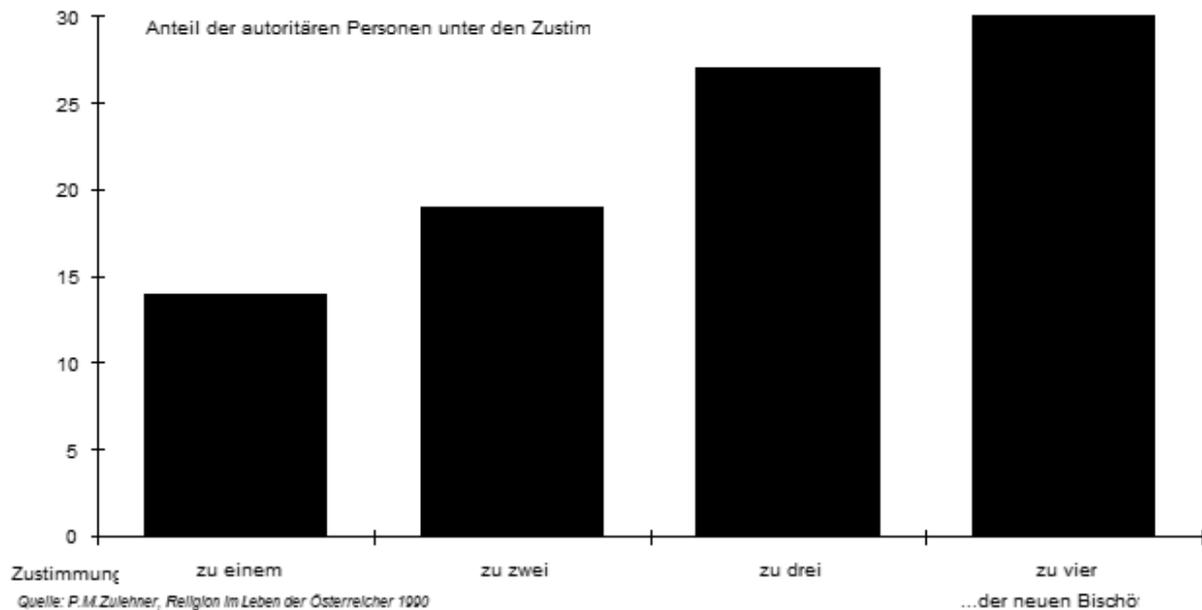
- .81 daß ich auf meine Heimat stolz sein kann und sie liebe*
- .78 daß ich ein Österreicher bin*
- .77 daß ich mit meiner Familie Weihnachten feiern kann*
- .70 daß ich ein getaufter Christ bin*
- .70 daß mein Familie und Verwandtschaft eng zusammenhalten*

So verteilt sich für befragte österreichisch Bevölkerung auf der auf dem Hintergrund dieser Faktorenanalyse gebildeten Index BEHEIMATUNG:

	<i>N=1963</i>	<i>Prozent</i>
<i>1= schwach ausgeprägt</i>	<i>348</i>	<i>17.73%</i>
<i>2</i>	<i>368</i>	<i>18.75%</i>
<i>3</i>	<i>376</i>	<i>19.15%</i>
<i>4 =stark ausgeprägt</i>	<i>871</i>	<i>44.37%</i>

SCHAUBILD 3: Autoritäre Orientierung und neuer Kirchenkurs

Autoritäre Personen stimmen neuen Bischöfen el



Das bedeutet:

1. Hinter dem neuen Kirchenkurs stehen insbesondere jene Personenkreise, die ein ausgeprägtes Bedürfnis nach Lebensstabilisierung durch Autorität besitzen. Quelle dieser Autoritätsbedürfnisse scheint ein Gemenge von mangelnder Ich-Stärke, fehlendem Selbstvertrauen, vor allem aber von wachsender Unfähigkeit vieler Leute, inmitten der wachsenden Komplexität gesellschaftlichen wie kirchlichen Lebens für das Leben eigenständig eine tragfähige Deutung und Lebensstilisierung entwickeln zu können. Autoritätsbedürfnisse dieser Art entstehen also mit Vorzug im Umkreis fehlender Freiheitskunst bei gleichzeitigen hohen Freiheitsanforderungen. Diese Situation ist typisch für die modernen pluralistischen Gesellschaften.

Diese Autoritätsbedürfnisse sind nicht nur privat gegeben, sondern beeinflussen auch die Gestaltung des öffentlichen Lebens in Kirche und Gesellschaft. Denn die erhoffte Lebensstabilisierung wird nicht durch Stärkung des eigenen Ichs geschaffen, sondern durch eine Art Identitätsanleihe bei festen Strukturen, tragenden normativen Weisen, "Autoritäten", die aber alle ihre Stärke nicht durch Einsicht, sondern durch Autorität gewinnen.

2. Diese Zusammenhänge sind auch in der anderen Richtung zu lesen. Die neuzeitlichen modernen Gesellschaften haben einen hohen Freiheitsanspruch entwickelt. Selbstbestimmung in der Deutung des Lebens und in dessen Stilisierung gelten als unantastbar heilig. So sagen von den Befragten

Ich lese Ihnen jetzt . erschiedene Aussagen vor, die für das Leben jedes Einzelnen . on bestimmtem Wert sind. Bei welcher Aussage würden Sie sagen, das lasse ich mir nicht nehmen, das ist mir heilig, darüber lasse ich nichts kommen:

80% daß ich in einer freiheitlichen Staatsform leben kann

87% daß ich meine persönliche Freiheit besitze

80%.daß ich für den Fortschritt und eine bessere Gesellschaft eintreten kann

78% daß ich mein Leben leben kann, so wie ich es mir vorstelle

75% daß Eltern ihre Kinder erziehen können, wie sie es für richtig halten

Daraus wurde wieder (nach Überprüfung durch eine Faktorenanalyse) ein Index gebildet:

INDEX FREIHEIT

- .74 daß jemand wirklich mich ganz persönlich liebt und ich nicht beliebig austauschbar bin*
- .67 daß ich von anderen nicht ständig ausgenutzt werde*
- .66 daß ich meine persönliche Freiheit besitze*
- .66 daß Eltern ihre Kinder erziehen können, wie sie es für richtig halten*
- .65 daß ich als Mensch allein wertvoll bin, und nicht erst dann, wenn ich etwas leiste*
- .64 daß ich Menschen um mich habe, die ich lieben kann und die auch mich lieben*
- .64 daß ich mein Leben leben kann, wie ich es mir vorstelle*
- .64 daß ich in einer freiheitlichen Staatsform leben kann*
- .62 daß ich für den Fortschritt und eine bessere Gesellschaft eintreten kann*

ABBILDUNG 11

Die österreichische Bevölkerung verteilt sich auf dieser Skala so:

	N=1963	%
1= schwach ausgeprägt	178	9.07%
2	347	17.86%
3	773	39.38%
4= stark ausgeprägt	665	33.88%

<Religion im Leben der Österreicher 1990>

Der neue Kirchenkurs steht eben diesem neuzeitlichen Freiheitsanspruch entgegen. Das macht verständlich, warum nicht autoritätsorientierte, sondern freiheitsliebende Personen den neuen Kirchenkurs nicht unterstützen. Er läuft dem zuwider, was ihnen heilig ist.

Hier zeichnet sich eines der wichtigsten Ergebnisse unserer Analyse ab: Bei der Auseinandersetzung um den neuen Kirchenkurs geht es eben nicht, wie die ihn Verantwortenden es möchten, um die Sanierung der Kirche, die Rettung der Wahrheit, sondern es geht um eine Auseinandersetzung im Rahmen des Spannungsfeldes Autorität und Freiheit, Fremd- oder Selbstbestimmung. Gewiß, diese beiden Aspekte menschlicher Lebensgestaltung müssen einander nicht von Haus aus ausschließen. Aber in den gegenwärtigen Kirchauseinandersetzungen lassen sich die beiden Lager am ehesten so charakterisieren:

- während die einen (sie stützen den neuen Kirchenkurs) an Identitätsstabilisierung durch eine Verminderung der überfordernden kirchlichen und gesellschaftlichen Offenheit fordern, und dazu wünschen, daß neuerlich klare Positionen formuliert und mit Autorität vertreten werden,
- beanspruchen die anderen eine hohe Autonomie bei ihrer Identitätsdefinition (wer bin ich, wie lebe ich richtig), ohne daß im Zuge dieser Selbstbestimmung die Orientierung am Evangelium oder auch an den Ansprüchen der eigenen Kirchengemeinschaft grundsätzlich abgelehnt werden.

Der Unterschied kann auch so formuliert werden: Während es den einen um autoritätsgestützte Wahrheit geht, suchen die anderen einsichtige Wahrheit für ihr Leben.

Die beiden Lager unterscheiden sich denn auch dann erheblich, wenn es einen Einsichtsnotstand in überkommene kirchliche Positionen gibt. So haben sich die modernen Kulturen und mit ihnen die Mehrzahl der Bürger gewiß zu einem Verständnis von Sexualität oder zum Selbstverständnis der von Frauen durchgerungen, das mit den überkommenen Positionen der Kirche nicht einfachhin verträglich ist. Während nun die einen argumentieren, beziehen die anderen autoritätsgestützte Positionen. Während die einen überkommene Positionen praktisch und theoretisch in Frage stellen wollen, versuchen die anderen die umstrittenen (und oft nicht hinreichend mit Einsicht zu rechtfertigenden) Positionen autoritativ der Diskussion zu entziehen.

Folgen des neuen Kirchenkurses

Ein derart tiefer Eingriff in die Entwicklung einer Großorganisation, wie er durch die Etablierung des neuen Kirchenkurses erfolgt ist, ist auf die Kirchenmitglieder nicht ohne Folgen geblieben. Erhofft wurde eine Sanierung der Kirche, eine wirksame Abwehr der Bedrohungen kirchlicher Identität, ein neues evangeliumsgemäßes Zeitalter. Was aber hat sich bisher eingestellt? Welche Folgen sind, unbeschadet der großen Endziele, heute schon in Konturen erkennbar?

ABBILDUNG 12

In der österreichischen Kirche gab es - wie in anderen Kirchengebieten - in jüngster Zeit heftige Auseinandersetzungen. Hier sind einige Meinungen dazu, sagen Sie mir bitte jeweils, ob Sie voll zustimmen = 1 oder gar nicht zustimmen = 5. Dazwischen stufen Sie ab.

	1	2	3	4	5
<i>A ich bin froh, daß auch in der Kirche Konflikte offen und fair ausgetragen werden</i>	49.87	16.10	16.81	4.99	8.46
<i>B es hat sich gezeigt, daß sich auch in der Kirche eine harte Machtpolitik durchsetzt</i>	20.12	24.50	8.51	9.88	
<i>C ich fühle mich wegen dieser Konflikte der Kirche nicht so verbunden wie früher</i>	13.81	12.28	21.40	14.11	33.98
<i>D die Auseinandersetzungen haben mein Interesse an der Kirche verstärkt</i>	5.04	7.90	21.96	17.22	43.91
<i>E ich habe in der letzten Zeit an Kirchenaustritt gedacht</i>	11.11	4.99	8.35	6.37	62.96

<Religion im Leben der Österreicher 1990>

1. Eine erste Auswirkung des neuen Kirchenkurses (und die Auseinandersetzung um ihn) ist die Lockerung der Kirchenbindung. Personen, die so reagieren, sagen, sie fühlten sich nunmehr mit der Kirche weniger verbunden, denken an Kirchenaustritt, und das verstärkte Interesse, das sie bekunden, ist negativ eingefärbt. Insgesamt zählen 7% zu dieser Gruppe, die auf den neuen Kirchenkurs mit der Auflösung ihrer Kirchenbindung reagieren.²⁵⁵ Ihnen stehen 41% gegenüber, für die beiden Aussagen "nicht mehr so sehr verbunden" und "an Kirchenaustritt gedacht" nicht (4) oder gar nicht (5) zutreffen.

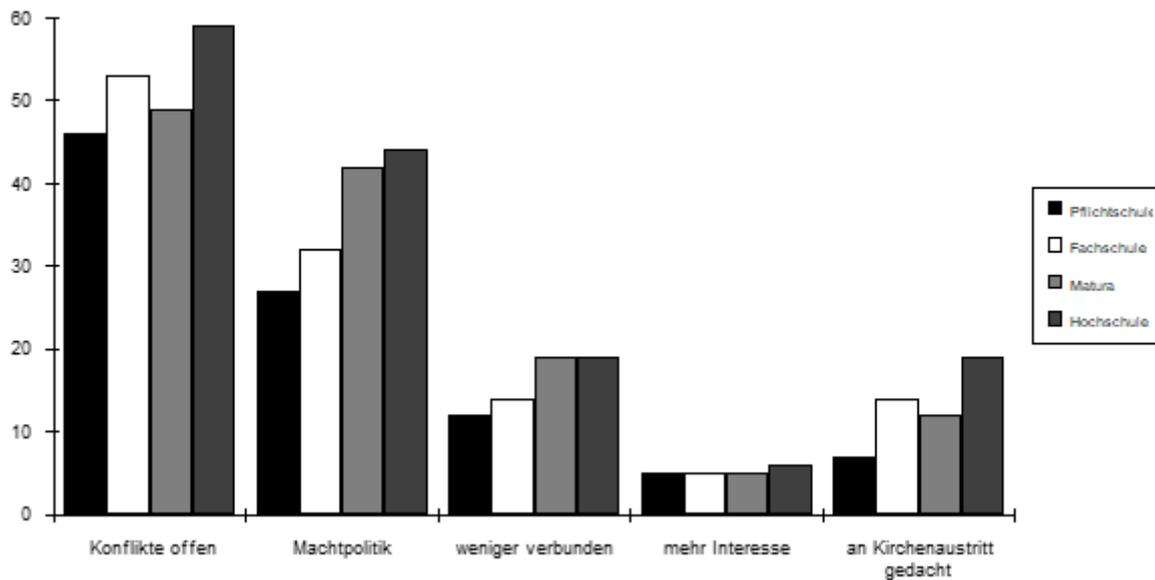
2. Die andere Strömung: Es wird geschätzt, daß auch in der Kirche Konflikte fair ausgetragen werden. Das ist kein Grund, an einen Kirchenaustritt zu denken oder sich mit der Kirche weniger verbunden zu fühlen. Zu dieser Gruppe gehören in Österreich 11% (Skalenwerte 1 und/oder 2), während die Gegengruppe (Skalenwerte 4 und/oder 5) 10% ausmacht.

Es ist anzunehmen, daß jene Bevölkerungskreise, die mit dem neuen Kurs unzufrieden sind, auch eher negative Auswirkungen behaupten. Das heißt, daß faktisch (wenn auch nicht direkt ursächlich) Gebildete mehr negative Folgen des neuen Kurses annehmen (SACHAUBILD 4))

²⁵⁵ Hier handelt es sich um jene Personen, die in der Kreuztabelle zwischen den beiden Items C und E mit 1 oder 2 geantwortet haben.

SCHAUBILD 4: Bildung und neuer Kirchenkurs

Je mehr Bildung, desto mehr Folgen des neuen Kirchenkurs



Quelle: P.M. Zulehner, Religion im Leben der Österreicher 1990

Das bedeutet:

1. Der gegenwärtige Kirchenkurs verursacht die Lockerung der Kirchenbindung bei einer zwar kleinen, aber doch nicht zu übersehenden Gruppe in der Bevölkerung. Dabei kann durchaus angenommen werden, daß der neue Kurs nicht Ursache, wohl aber willkommener Anlaß für die Lockerung oder Auflösung der Kirchenbindung ist. Lohnt sich dieser Preis? Das für die Kirche Bedenkliche daran ist, daß sie jetzt selbst den Auswanderern ein gesellschaftlich sehenswertes Alibi für ihren Abschied geben. Der Rückzug von der Kirche kann von diesen nunmehr zu einem ehrenvollen Protest gegen den Marsch der Kirchenführung zurück in die Vormoderne ausgegeben werden.

2. Die Belastbarkeit der Bevölkerung mit kirchlichen Konflikten ist insgesamt als gut einzustufen. Konflikte stören nicht, wenn sie fair ausgetragen werden.

1991 Der neue Kirchenkurs

Durch eine nicht nur erfreuliche Indiskretion sind Forschungsdaten in die Medien gebracht worden, die in den letzten Tagen in Österreich viel Staub aufgewirbelt haben. Es sind Daten über den "Neuen Kirchenkurs". Bestohlen wurde dabei eine unveröffentlichte Studie, die den Titel "Religion im Leben der Österreicher" trägt.

Am Rande dieser Langzeitstudie, die seit 1970 in Zehnjahresabständen durchgeführt wird, wurden auch aktuelle kirchliche Probleme mitstudiert. Dazu zählen gewiß die wachsende Polarisierung in der österreichischen Kirche sowie der schleichende Kirchenaustritt. Die Studie ließ nun so wichtige Zusammenhänge sichtbar werden, daß die Autoren der Auffassung waren, diese in einem vertraulichen Dossier den Österreichischen Bischöfen zustellen zu sollen. Das war im Oktober 1990 geschehen.

Im Zuge der nicht genehmigten Veröffentlichung sind bedauerlicher Weise die Ergebnisse tragisch verniedlicht worden. Aus Analysen, die von der Kirche Schaden abwenden sollten, wurde ein schädliches Schneewittchenspiel ("Wer ist der Schönste im ganzen Land") mit unkalkulierbaren emotionalen Folgen. Die Autoren der Studie distanzieren sich mit allem Nachdruck davon. Ein solch unwürdiges Spiel hat zumal kirchlich gebundene Forschung nicht nötig. Zudem wäre es Vergeudung von Forschungsmitteln. Und das auch deshalb, weil der Zugewinn an Information denkbar gering wäre, wollte man sich erkundigen, welche österreichischen Bischöfe im Land bekannt, geschätzt oder unbeliebt sind. Das hat die WOCHENPRESSE schon vor geraumer Zeit gemacht, dazu gibt es lokale Studien in Vorarlberg und in Salzburg. Wer also heute solche Daten publiziert (wie die PRESSE oder KIRCHE INTERN), berichtet überhaupt nichts Neues, sondern benimmt sich wie ein Zahnarzt, der in einem hohlen Zahn genüßlich unnötig lange bohrt.

Das sind nun - kurz²⁵⁶ gebündelt - die wirklichen Erkenntnisse der Studie.

Kein Glaubensstreit

Es gibt nicht wenige, die in den gegenwärtigen innerkirchlichen Auseinandersetzungen einen Streit um die letzten Wahrheiten des Glaubens vermuten. Gläubige stünden gegen Ungläubige, Papsttreue gegen Papstkritiker, Fromme gegen Unfromme.

Eben das ist nicht der Fall. Die erkennbaren Lager in der Kirche, die einander belagern, unterscheiden sich eben nicht in Fragen der kirchlichen Praxis oder der Glaubenszustimmung. Nicht nur Unfromme haben daher Nöte mit dem "Neuen Kirchenkurs", der von den Leuten (!) - aber das ist wirklich keine Neuigkeit - mit den Personen Groer, Krenn, Eder und Küng in Verbindung gesetzt wird.

Es gibt lediglich zwei markante Eigenschaften, in denen sich Befürworter und Ablehner der gegenwärtigen kirchenpolitischen Hauptlinie unterscheiden: Das sind die Ausstattung mit Autoritarismus und der Bildungsgrad, wobei diese beiden Merkmale noch einmal eng aneinander gebunden sind. Denn je gebildeter jemand ist, umso weniger neigt er zu autoritären Einstellungen.

²⁵⁶ Mehr dazu: N.Hauer, P.M.Zuiehrer, Aufbruch in den Untergang? Wien 1991 (Herder).

Autoritarismus

Autoritarismus wurde in unserer Studie mit dem international bewährten Instrumentarium gemessen. Als autoritär gilt, wer folgenden Sätzen zustimmt: Wo strenge Autorität, dort ist auch Gerechtigkeit; Mitreden und mitentscheiden soll man erst, wenn man durch harte Arbeit eine Position erreicht hat; das Wichtigste, was Kinder lernen müssen, ist Gehorsam; Die viele Freiheit, die heute die jungen Leute haben, ist sicher nicht gut; von Zeit zu Zeit würde ich mir in Österreich eine Diktatur wünschen, dann gäbe es nicht so viele Mißstände; Leute, die nicht ordentlich arbeiten, soll man besser gar nicht unterstützen.

Die Ausstattung der Österreicher mit diesem Autoritarismus ist in den letzten zwanzig Jahren in spektakulärer Weise zurückgegangen. Am Beispiel Oberösterreichs: Waren dort 1970 noch 75% stark autoritär, so sind es 1990 nur noch 38%.

Ringen um Freiheit und Ordnung

Hier stoßen wir auf eines der wichtigsten Probleme der gegenwärtigen Kirche. Wie hält sie es mit der von der Bevölkerung beanspruchten Freiheit? Eines steht fest: Den Leuten ist die Freiheit "heilig", unantastbar. Sie lassen nichts über sie kommen. Dieser Freiheitsanspruch ist gewiß kein logischer Gegensatz zur Autorität. Aber er widerspricht eindeutig autoritären Handlungsstilen. Die Leute sind durchaus bereit, einsichtige Orientierungen anzuhören, zu bedenken und anzunehmen. Obrigkeitliche Stile lehnen sie hingegen entschieden ab. Wo sie geübt werden - und eben das wird dem Neuen Kirchenkurs unterstellt - , weichen sie aus. Gesellschaftlich hindert sie auch niemand daran. Eine Kirche, die autoritär und obrigkeitlich mit den Leuten verfährt, die mit den Menschen nicht ringt, nicht auf sie hört, sie nicht an Entscheidungsvorgängen beteiligt, hat kaum eine Chance, in unserer Gesellschaft Fuß zu fassen. Das gilt nachweislich auch von Bischöfen, die so wahrgenommen werden.

Es ist für den Pastoraltheologen bitter zu beobachten, daß die Österreicher die Kirche unter die obrigkeitlichen Institutionen einreihen. Sie wird mit Bundesheer und Erziehungswesen assoziiert.

Auf diesem Hintergrund ist es mehr als eine Befürchtung, daß das Verhältnis zwischen der Kirche und den Freiheitskünstlern, die es wiederum insbesondere unter den Gebildeten gibt, dann schwer belastet ist, wenn die amtlichen Vertreter der Kirche im Volk in einem autoritären Ruf stehen. Wer sich heute unter Gebildeten bewegt, weiß um deren Sorge und Leiden mit ihrer Kirche. Und wenn diese Besorgten sich mit der Kirche nicht nur schwer tun, sondern sich auch faktisch aus ihrem Leben zurückziehen, dann ist es oft kein Protest gegen das Evangelium, sondern eben gegen einen Umgangsstil, der sie befremdet. Und wenn Bischöfe nichts dafür tun, daß sie in einen unfreiheitlichen Verdacht geraten, dann werden sie - gewiß ungewollt - aus Kirchenlehrern zu Kirchenleerern.

Es ist dem Bischof Weber zu danken, daß er sich in einem Gespräch mit dem STANDARD am 31.12.1990 einerseits davon distanziert hat, unter den Bischöfen einen "Schönheitswettbewerb" zu veranstalten, und daß er andererseits verlangt hat, die gewichtigen Ergebnisse der Studie ernstzunehmen. Er hat damit die Absicht der Autoren der Studie voll getroffen.

Scrutator

1991 Wenn es nicht brennt und die Feuerwehr löscht...

In einer Tageszeitung wurde die gegenwärtige Entwicklung der österreichischen Kirche mit einem Bild eingefangen. In einem Haus wohnen mehrere Parteien. Eine unzufriedene Partei löst Feueralarm aus. Die Feuerwehr rast herbei und löscht unermüdlich. Obwohl es nicht gebrannt hat. Der Wasserschaden war groß. Hat es in der österreichischen Kirche gebrannt, sodaß die römische Feuerwehr mit neuen Bischöfen löschen kommen mußte?

Die Ernennung der Bischöfe Georg Eder in Salzburg, Klaus Küng in Feldkirch sowie des Hilfsbischofs Kurt Krenn in Wien haben in der kirchlichen Öffentlichkeit und darüber hinaus heftige Turbulenzen ausgelöst, die sich bis heute nicht gelegt haben. Ihre Amtszeit ist inzwischen lang genug, um eine erste Bilanz zu ziehen. Es beginnt sich *erstens* abzuzeichnen, welche kirchenpolitischen Ziele sie anstreben. Deutlich sichtbar ist *zweitens* ihre Akzeptanz in der österreichischen Bevölkerung sowie im Kirchenvolk. Eine diesbezügliche repräsentative Umfrage läßt auch erkennen, welche Bevölkerungskreise diese Bischöfe und ihren Amtsstil unterstützen und welche ihn wenig schätzen. Schließlich und *drittens* lassen sich bereits die Folgen ihrer Ernennung und ihrer Kirchenpolitik ausmachen. Diesen drei Punkten entlang laufen die folgenden Ausführungen.

Wir beziehen in diese auch Erzbischof Groer ein, obwohl dieser sich keineswegs eindeutig in die Gruppe der anderen drei einordnen läßt. Zeichnet ihn doch eine pastorale Weite und zudem die Bereitschaft aus, schwelende Konflikte dialogisch zu lösen. Zu diesem Zweck hat er ein Diözesanforum einberufen, dessen Arbeit ausgerechnet durch seinen Hilfsbischof Krenn am meisten kritisiert und behindert wird. Charakteristisch für Kardinal Groer ist zudem, daß er für überraschende Aussagen stets gut ist. So hat er einmal gesagt, daß die Frage nach der Priesterweihe von Frauen durchaus diskutiert werden könne. Allerdings ist nach solchen Aussagen mit Sicherheit ein Dementi erwartbar, wobei vermutet wird, daß der Kardinal dazu - man weiß nicht genau von wem in seinem Umkreis - genötigt wird.

Groers Ernennung war in einem Sommer erfolgt und als Not- und Zwischenlösung hingenommen worden. Der "logische Nachfolger", Weihbischof Krätzl, war wegen seiner - von Kardinal König gedeckten - Position in der Frage der Zulassung Geschiedener zu den Sakramenten - in römische Ungnade gefallen und damit aus dem Nachfolgerennen ausgeschieden. Der von rechten Kreisen der Österreichischen Volkspartei wie des Kirchenvolks gestützte, in Regensburg lehrende hegelianische Philosophieprofessor Kurt Krenn war laut gut informierten Kreisen als Nachfolger von Kardinal König bereits vorgesehen, ist aber von hohen kirchlichen Würdenträgern im letzten Augenblick verhindert worden. Seinen Protégés gelang es aber, ihn - ohne daß Erzbischof Groer darum gebeten oder die Erzdiözese angesichts einer ausreichenden Zahl von Weihbischöfen nach ihm Bedarf gehabt hätte -, als Hilfsbischof nach Wien zu setzen. Als solcher soll er sich zur Zeit in der Erzdiözese bekannt und beliebt machen, damit er nach Groer als Erzbischof eingesetzt werden könne. Er wird dafür aber noch viel Arbeit leisten müssen. Denn lediglich drei Prozent der Gebildeten in der Erzdiözese, für die er hauptzuständig ist, wären zur Zeit dafür, daß er der nächste Erzbischof in Wien werden soll, während siebzig Prozent dagegen sind. Auf diesem Hintergrund sind massive und pastoral folgenschwere Schwierigkeiten in dem vom Hilfsbischof verantworteten Bereich der Katholischen Hochschuljugend nicht überraschend.

Programm

Selbst drei konservative Bischöfe unterscheiden sich in vielfältiger Hinsicht. Küng ist nicht Eder, und auch beide zusammen ergeben keinen Krenn. Aber es gibt einige Grundpositionen, die in den öffentlichen Reden aller drei (vier) mit hoher Verlässlichkeit wiederkehren. Bei ihnen findet sich eine pointierte Diagnose der Lage des Glaubens und der Kirche. Auf deren Hintergrund wird sodann ein Sanierungs-, ja Notstandsprogramm für die Kirche entworfen. In ihrem Machtbereich handeln dann die "neuen Bischöfe" dementsprechend. Wo diese drei Elemente zusammentreffen, ist im Folgenden vom "neuen Kirchenkurs" die Rede.

Die Krisendiagnose

(a) Bei dieser Gruppe der Bischöfe ist die Sorge zu spüren, daß die Kirche krank und in Gefahr sei. Die *Verweltlichung*, also die Gottlosigkeit und der moralische Verfall der "Ersten Welt", zu der Österreich gehört, werden beklagt.²⁵⁷ Es wird bedauert, daß das materialistische Denken im Zeitalter des technischen Fortschrittes immer mehr an Bedeutung gewonnen habe und die Vorstellung der Machbarkeit sich auf allen Gebieten, auch in Ehe, Familie und Kirche ausbreite.²⁵⁸ Vor einer allzu starken Anpassung der Kirche an die Welt wird gewarnt.²⁵⁹

(b) Eben diese Verweltlichung der Kirche sei nach dem *II. Vatikanischen Konzil* geschehen. Zwar beteuern auch die neuen Bischöfe, grundsätzlich zum II. Vatikanischen Konzil zu stehen.²⁶⁰ Zugleich aber kritisieren sie den ihrer Ansicht nach erst später geschaffenen "Geist des Konzils", der in Wirklichkeit der getarnte "Geist der Welt" sei. Es wird beklagt, daß heute das II. Vatikanische Konzil "oft nur ein Transparentwort für heutiges, eher subjektives, zeitangepaßtes Verhalten" sei und der Übergang von der Lehre des Konzils zur "Tat" nicht stattgefunden habe.²⁶¹ Das Konzil habe die Linie von der Kirche zur Menschheit gezogen, die erhoffte "Bekehrung" sei aber ausgeblieben. Es habe "viel Papier und wenig Leben", viele Programme und wenig Taten, viel Reden und wenig Zuhören, viel Angst und wenig Hoffnung, viele Forderungen und wenig Verantwortung gegeben. Nach dem Konzil hätten Priester Beruf und Amt verlassen, Ordensleute ihr gegebenes Wort widerrufen, die Beichte sei immer weniger geschätzt worden und der Kirchenbesuch sei zurückgegangen.²⁶²

(c) Einfallstor der (zumeist als böse hingestellten) modernen Welt in die (infolge des Konzils schutzlos geöffnete) Kirche sei der *Dialog*. In dessen Umkreis habe sich im Namen einer falsch-verstandenen Freiheit eine Meinungsvielfalt, ein unbotmäßiger Pluralismus breitgemacht.²⁶³ Es wird beklagt, daß sich die Kirche in den letzten Jahren zu weit geöffnet hat. Der Salzburger Erzbischof Eder verglich die kirchliche Gemeinde mit einem Gotteshaus: "Wenn man die Tür ganz aufmacht und sie offenläßt, dann kommt natürlich alles mögliche herein. Man muß auch manches Mal zumachen". Sonst kämen Gedanken in das Gotteshaus, "mit denen man schwer fertig wird".²⁶⁴

Diese Meinungsvielfalt bewirke, daß hinsichtlich dessen, was ein Christ zu glauben hat und welche moralische Weisungen zu befolgen sind, bei immer mehr Leuten ein Gefühl von Ratlosigkeit bis Beliebigkeit wirksam geworden sei.

(d) Die beschworene Kirchenkrise wird auf drei Ebenen festgemacht:

- *Auf der Ebene des Kirchenvolks*: Dieses folgt vielfach nicht mehr den Weisungen der Kirche. Es ist säkular und permissiv geworden. Darauf weisen hin: Kirchenaustritte, Rückgang im Meßbesuch, Verdunsten des Glaubenswissens. Dazu komme ein rasch um sich greifender moralischer Verfall auch bei den Katholiken. Die 'Übersexualisierung' der heutigen Konsumgesellschaft zeige ihre negativen Auswirkungen.²⁶⁵ Die überkommene Ehe- und Sexualmoral werde immer weniger beachtet, weder vor der Ehe (man verweist auf die vielen vorehelichen Lebensgemeinschaften auch unter Katholiken), noch

²⁵⁷ Erzbischof Groer (1989): 'Österreicher sollen sich dem Glauben öffnen', in: Kathpress vom 04.01.1989, 2. - Erzbischof Groer (1990): 'Tradition und Konzil nicht gegeneinander ausspielen', in: Kathpress vom 08.06.1990, 2.

²⁵⁸ Weihbischof Krenn (1987): 'Menschenwürde gegen einen blinden Fortschritt verteidigen', in: Kathpress vom 09.11.1987, 3. - Weihbischof Krenn (1987a): 'Papst will Menschen Hoffnung machen', in: Kathpress vom 12.06.1987, 6. - Erzbischof Groer (1989): 'Praktischer Materialismus ist das Hauptproblem', in: Kathpress vom 20.09.1989, 3.

²⁵⁹ Erzbischof Eder (1990): 'Manche wollen Krisenstimmung erzeugen', in: Kathpress vom 26.07.1990, 1.

²⁶⁰ Dazu: Bischof Krenn (1987): 'In meinem Leben gab es keine theologischen Wenden', in: Kathpress vom 22.04.1987, 3 - Auch: Bischof Küng (1989): 'Zurück zu dem, was das Konzil' wirklich gesagt hat, in: Kathpress vom 24.01.1989, 1.

²⁶¹ Weihbischof Krenn (1989): 'Drittes Vaticanum vorstellbar', 21.03.1989, 3; Weihbischof Krenn (1989a): 'Kölner Erklärung ist theologisches Problem', in: Kathpress vom 10.05.1989, 3.

²⁶² Weihbischof Krenn (1988): 'Nach dem Konzil kam es in der Kirche zur Krise', in: Kathpress vom 26.07.1988, 2.

²⁶³ Weihbischof Krenn äußert seine Sorge über die zunehmende "Bürokratisierung" im Leben der Kirche, die er auf "Demokratisierungsbestrebungen" zurückführt, die zu einer Vermehrung der Ausschüsse, Einrichtungen und Kommissionen geführt hätte, 'Krenn besorgt über 'Bürokratisierung' der Kirche', in: Kathpress vom 18.05.1989, 3/3a.

²⁶⁴ Erzbischof Eder: 'Gewissen nicht gegen Autorität ausspielen', in: Kathpress vom 23.01.1989, 4 - Erzbischof Eder (1989): "Die Kirche muß - soweit sie auch ihre Pforten öffnet, doch dem Geist der Welt die Türe weisen", 'Eder: Meine Tür steht allen offen', in: Kathpress vom 27.02.1989, 3.

²⁶⁵ Bischof Küng (1990): 'Ehe setzt Fähigkeit zur Hingabe voraus', in: Kathpress vom 13.06.1990, 1.

in ihr (was insbesondere Humanae vitae betrifft)²⁶⁶, noch beim Zerschlagen einer Ehe (im Fall von Scheidungen)²⁶⁷. Viele Menschen gingen 'nicht vorbereitet' in die Ehe und hätten daher auch keine richtige Auffassung vom Sakrament der Ehe. Auch das feministische Selbstverständnis habe viele Katholikinnen befallen: Auf seinem Boden sei die unbotmäßige Forderung nach der Weihe von Frauen zum Diakonat oder gar zum priesterlichen Amt gewachsen. Vor einer Gleichmacherei von Mann und Frau wird gewarnt.²⁶⁸

- *Auf der Ebene der Theologen*: Die (Moral-)Theologen würden, statt der Auflösung entgegenzuwirken, unter dem Deckmantel der Güte und der Barmherzigkeit Gottes die wachsende Unmoral verharmlosen und dadurch zusätzlich fördern. So wird zum Beispiel im Zusammenhang mit der Gewissensfreiheit beklagt, daß manche moraltheologischen Auskünfte absolut nicht dem entsprechen, was das II. Vatikanische Konzil vom Gewissen festgehalten hat.²⁶⁹

- *Auf der Ebene der Bischöfe*: Die "Krise der Kirche ist eine Krise der Bischöfe" und der Priester.²⁷⁰ Statt das Kirchenvolk bei Glaube und Sitte zu bewahren und die Wölfe zu vertreiben, hätten viele Bischöfe nach dem Konzil alles laufen lassen. Sie haben ihr Hirtenamt schlecht, und was noch schlimmer ist, oft gar nicht ausgeübt. Es habe eine falsch verstandene Anpassung stattgefunden.²⁷¹ Die Erneuerung sei mit Bequemlichkeit verwechselt worden.²⁷²

Sanierungsprogramm

Auf dem Hintergrund einer solchen Krisendiagnose wird das Programm des neuen Kirchenkurses in Umrissen deutlich: Die diagnostizierten Fehlentwicklungen nach dem Konzil sollen mit zäher Geduld, notfalls auch mit hartem kompromißlosem Durchgreifen, korrigiert werden. Dazu wird insbesondere die Personalpolitik genutzt, um wichtige Zentren kirchlichen Lebens rasch auf die neue Linie zu bringen und damit zu sanieren: Priesterseminare, Aus- und Fortbildungsstätten²⁷³, Schulen, die Verkündigung. Dazu kommt der Versuch, zumindest kircheneigene Medien auf den neuen Kurs zu bringen. So forderte Weihbischof Krenn für Journalisten, die an der Selbstdarstellung der Kirche und ihrer Glaubenslehre in den Medien mitwirken, eine Zusatzqualifikation ähnlich der *Missio canonica* für Religionslehrer.²⁷⁴ Auch werden der schulische Religionsunterricht und die theologische Ausbildung der Priester kritisiert.²⁷⁵ "Die

²⁶⁶ Weihbischof Krenn, "Dr. Krenn: 'Eine Chance, Toleranz zu üben'". in: Kathpress vom 17.04.1987, 1.

²⁶⁷ Siehe dazu die Aussagen Kardinal Groers (1988) 'Hoffnungslosigkeit ist Abtreibungsmotiv', in: Kathpress vom 02.11.1988, 1; Bischof Küng (1990): 'Ehe setzt Fähigkeit zur Hingabe voraus', in: Kathpress vom 13.06.1990, 1.

²⁶⁸ Weihbischof Krenn (1987): 'Ministrantinnen: Weihbischof Krenn würde auch andere Regelung mittragen', in: Kathpress vom 30.10.1987, 4 - Erzbischof Eder (1989): 'Dr.Eder: Ein Anlaß für Veränderungen der Diözesangrenzen', in: Kathpress vom 19.01.1989, 2.

²⁶⁹ Siehe dazu: Weihbischof Krenn (1988): in: Zeitung der Katholiken für Glaube und Kirche 'Das Gewissen und die Bildung des Gewissens', in: Kathpress vom 13.08.1988, 8.

²⁷⁰ Weihbischof Krenn: "Die Krise der Kirche ist eine Krise der Priester. Vieles verdunkelt sich um das Priesteramt, weil wir die Beziehung zwischen Gott und dem Priesteramt verloren haben.", 'Krise der Kirche ist Krise der Priester', in: Kathpress vom 01.06.1987, 4. - Lindner H. (1986): "Viele Theologen sehen ihre Aufgabe nicht mehr darin, den Willen Gottes für die Menschen herauszufinden, sondern ihre menschliche Meinung in Gottes Worte hineinzupassen", in: Zeitung der Katholiken für Glaube und Kirche 'Krise der Kirche durch Fehlen des Heiligen Geistes', 13.05.1986, S.11. - Siehe dazu auch: Bentz F. (1988): Zeitung der Katholiken für Glaube und Kirche 'Zeichen der Zeit', 13.10.1988, 4.

²⁷¹ Erzbischof Eder (1989): 'Eder: Kirche muß für geistigen Umweltschutz eintreten', in: Kathpress vom 06.03.1989, 6.

²⁷² Kardinal Ratzinger (1987): zit. in: Zeitung der Katholiken für Glaube und Kirche 'Kirche braucht Bischöfe mit festem Rückgrat', 13.02.1987, 2.

²⁷³ K.Krenn, Zur Situation heutiger Theologie angesichts einer Neuevangelisierung Europas, Rohrbach 1989.

²⁷⁴ Weihbischof Krenn (1989): 'Bischof Krenn konkretisiert 'Missio'-Vorschlag', in: Kathpress vom 11.08.1989, 3; 'Krenn bekräftigt seinen 'Missio'-Vorschlag', in: Kathpress vom 17.08.1989, 1; 'Krenn will Bevollmächtigung für kirchliche Medienleute', in: Kathpress vom 08. 08.1989, 1. - "Freiheit kann jedoch nicht gewährt werden, wo das Potential der Massenmedien dazu mißbraucht wird, gleichsam im Namen der Kirche eine andere Kirche zu propagieren, oder gleichsam im Namen des Glaubens jene zu unterdrücken oder zu behindern, die als Papst und Bischöfe den Glauben lehrämtlich zu verkündigen haben.": Kathpress intern, 28.9.1990, 6.

²⁷⁵ Weihbischof Krenn bedauert, daß bei der Unterweisung junger Menschen 'Zeit vergeudet wird, die Kirche zu kritisieren und den Papst und die Bischöfe für Negatives verantwortlich zu machen', 'Priesternachwuchs - ein Anliegen aller Gläubigen', in: Kathpress vom 27.06.1989, 4. -Erzbischof Groer verweist darauf, daß man in den theologischen Hochschulen nicht von Gott oder über Gott zu reden habe, sondern man Gottes Wort empfangen und übernehmen soll, in: Zeitung der Katholiken für Glaube und Kirche "'Nicht von der Erde kommt das Heil'", 13.10.1987, 3.

Priesterseminare" - so Krenn wörtlich - "dürften nicht länger Therapiestationen sein für Leute, die krank sind oder krank werden sollen".²⁷⁶

Eine undankbare Aufgabe

Alle diese vom Ziel des neuen Kirchenkurses gestellten Aufgaben sind gewiß nicht dankbar. Offenheit zurückzunehmen, verdiente Personen in zentralen kirchlichen Institutionen (wie Priesterseminaren) auszuwechseln, journalistische Freiheit in Frage zu stellen und zu beschränken, in den Lehrbetrieb theologischer Fakultäten auch in Belangen einzugreifen, die nicht unmittelbar Glaube und Sitte betreffen und damit die Grundlage der Lehrbewilligung bilden²⁷⁷, Laien, insbesondere Frauen, den Zugang zur kirchlichen Lehrbefugnis zu erschweren und alle in den Dienst Genommenen durch einen formalen Eid an den neuen Kurs zu binden: Alle diese Maßnahmen sind im Rahmen des auch in der Gesellschaft als unantastbar und "heilig" geltenden Freiheitsbewußtseins vorhersehbar schmerzlich und unpopulär.²⁷⁸

Sie benötigen für ihre Durchsetzung einen neuen Persönlichkeitstyp für das Bischofsamt. Die "neuen Bischöfe" müssen von der festen Überzeugung getragen sein, dem kirchlichen Notstand zu wehren. Sie können (nur so, was dann ein Auftrag und keine Diskriminierung ist!) zu Recht "Notstandsbischöfe" genannt werden. Allerdings gehört zum Notstand auch das Bewußtsein, gegen eine bedrängende Gefahr "Retter" zu sein. Sie brauchen ein großes Quantum an Immunität gegen die Versuchung zum situations- und lebensgeschichtlich bedingten Kompromiß. Und da dieser in konkreten Seelsorgssituationen unverzichtbar ist, gehen auch die seelsorglichen Anteile in ihrer Bischofsrolle immer mehr verloren: Im Zweifelsfall muß, um das Ziel der Kirchensanierung nicht zu verfehlen, die Bewahrung überkommener Ordnung dem Einzelschicksal vorgezogen werden. Bischöfe werden dann von der Bevölkerung nur noch als Hüter der (Sexual-)Moral und einer abstrakt verstandenen "Wahrheit" gesehen.

In allen Maßnahmen des neuen Kirchenkurses geht es um die Sicherung, ja Wiederherstellung der nach dem Konzil aufs Spiel gesetzten und in Teilbereichen sogar verlorenen christlichen Identität der Kirche.²⁷⁹ Die Kirche muß, so Vertreter des neuen Kurses, für ihre eigene Zukunft eine Grundentscheidung zwischen Integration und Identität treffen. Die Einheit der Kirche könne nicht

²⁷⁶ Weihbischof Krenn (1989): in: Zeitung der Katholiken für Glaube und Kirche 'Weihbischof Krenn bleibt bei seiner Aussage 'Priesterseminare dürfen nicht Therapiestationen sein', 13. 06.1989, 6.

²⁷⁷ Der Generalvikar der Erzdiözese Wien wurde gehalten, an die katholisch-theologische Fakultät der Universität Wien mit 25.5.1990 folgendes Schreiben zu richten:

"Im Auftrag des Herrn Kardinals, Dr.Hans Hermann Groer, Erzbischof, ersucht das Erzbischöfliche Ordinariat, vor Erledigung Ihrer Ansuchen um Placet für Lehraufträge im Studien-Jahr 1990/91 folgende Fragen zu beantworten:

1. Was sollen die beantragten Lehraufträge in der Studien- und Prüfungsordnung abdecken?
2. Nach welchen Kriterien der Qualifikation und der akademischen Grade werden von der Fakultät die Lehraufträge beantragt?
3. Wie groß ist die Notwendigkeit solcher Lehraufträge im Rahmen des Gesamtangebots an Lehrveranstaltungen? Besteht möglicherweise ein Überangebot, so daß ein Qualitätsverlust eintritt?
4. Ergeben sich aus den konkret beantragten Lehraufträgen irgendwelche Folgen bezüglich Dienstverhältnis oder bezüglich Beschäftigung?
5. Wird von der Fakultät genau darauf geachtet, für welchen Zeitraum die Zustimmung des Ortsordinarius gegeben wird, so daß bei einem neuerlichen Lehrauftrag über den genehmigten Zeitraum hinaus wiederum die Zustimmung des Ortsordinarius eingeholt wird?"

²⁷⁸ In diesem Zusammenhang ist es freilich ein Zirkelschluß, wenn darüber Klage geführt wird, daß "Wer im Namen der Wahrheit lehrt, als Spalter und Störer denunziert" wird (Kathpress vom 16.7.1990,2). Denn das Problem ist nicht, daß mit Autorität gelehrt wird und daß es ein legitimes Interesse an der Wahrheit gibt. Umstritten ist lediglich der Stil: ob die Sorge um die Wahrheit autoritär oder partizipativ realisiert wird, was theologisch so viel bedeutet, ob die Kirche nur christomonistisch (also allein vom Amt her) oder auch charismatisch (im Rahmen der Lehre vom Heiligen Geist und seiner Geistgaben an alle Getauften) verstanden wird.

²⁷⁹ "Ohne Zweifel waren die vergangenen Jahrzehnte von der Wahl zwischen 'Integration' und 'Identität' geprägt. Es hat den Anschein, als hätte man sich in Österreich zunächst eher für die Integration entschieden. Was meint Integration? Man hat in der Kirche die Einheit der Kirche eher im sozialen Verbund, eher in der affektiven Gemeinschaft, eher in der konfliktfreien Nachbarschaft und eher mit integrativ wirkenden Persönlichkeiten versucht. Der konfliktfreie Zusammenhalt wurde allmählich zu einem Hauptmerkmal der Kirche in Österreich. Niemand wird negativ beurteilen dürfen, daß Konflikte überwunden oder ausgeräumt werden. Man muß jedoch auch beachten, was in den zeitlichen Phasen der Integration in den Hintergrund getreten ist und nun sein Defizit spürbar macht": So Weihbischof Krenn in seiner Kritik an der Kirche in Österreich bei einem Vortrag über "Katholische Kirche in Europa: Die Gemeinschaft im Handeln bedarf der Einheit im Glauben", Kathpress intern vom 28.9.1990, 5.

durch Integration gegensätzlicher Kräfte, sondern nur durch Identität in der Wahrheit gelingen.²⁸⁰ Seit dem Konzil gehe allerdings die "vorherrschende Tendenz "in eine andere Richtung, nämlich zur Integration, wenn nicht zum Kompromiß", was aber der Kirche nichts bringe, wie sich an den Kirchnaustritten zeige.²⁸¹ Die Integration sei "oft durch Suche nach Beifall und Akzeptanz, durch freundschaftliche Absegnung der größten Widersprüche" und "Ausgewogenheit um des Friedens und nicht der Wahrheit willen" charakterisiert.²⁸² Nach einer "'gewissen Zeit der Krise' und nach einer Zeit der Erneuerung habe die Kirche nun wieder die Aufgabe, 'eine theologische, spirituelle und organisatorische Identität an den Tag zu legen".²⁸³

Die dem neuen Kirchenkurs verpflichteten Bischöfe haben es sich denn konsequenterweise auch zum Programm gemacht, im Konfliktfall nicht der Einheit zu dienen, sondern der Wahrheit. 'Einheit und Gemeinschaft wachsen an der Identität des Geweihten' stellt Weihbischof Krenn fest. Die Einheit der Identität der Kirche verlange daher die Person eines Bischofs, der sein Lehren und Tun als Gehorsam gegenüber der Wahrheit versteht.²⁸⁴ Aufgabe der Bischöfe sei es daher, 'Irrtümer festzustellen und wirksam zu korrigieren'.²⁸⁵ Seine Aufgabe sei es eben nicht zu integrieren (was womöglich gar nicht zusammengehören soll), sondern zu identifizieren: also zu scheiden, auszusondern.²⁸⁶ Das Gefühl, einer historischen Mission zu dienen, fördert ihre Dickhäutigkeit. Ein dickes Fell ist auch deshalb vonnöten, weil nur so die vorhersehbaren Leiden der Unpopularität auszuhalten sind. Die Unterstützung der Vorgesetzten, denen die neuen Bischöfe fast in schützend-blinder Treue ergeben sind, ist eine zusätzliche Hilfe auf dem unbequemen Weg der sanierenden Restauration der Kirche.

Kein Glaubensstreit

Zum Jahreswechsel 1990/1991 war durch eine Diskretion eine den Bischöfen vertraulich zugeeignete Studie über den "neuen Kirchenkurs" in die österreichischen Medien gelangt und war dann wochenlang ein Topthema. Diese Analysen - ein Nebenprodukt der Langzeitstudie "Religion im Leben der Österreicher 1870-1990" hatte Bekanntheit, Wertschätzung und Ablehnung aller österreichischen Bischöfe und Weihbischöfe erkundet. Dabei zeigte sich, daß die Bevölkerung die vier neuen Bischöfe kennt und alle vier erstaunlich einheitlich beurteilt: Mehr als der Hälfte sind sie gleichgültig, zehn Prozent schätzen sie, vierzig Prozent haben keine gute Meinung von ihnen. Nähere Analyse erbrachten die Bestätigung einer von vielen schon lange gehegten Vermutung: daß die innerkirchlichen Auseinandersetzungen für die Leute kein Glaubensstreit, sondern ein Streit um den Autoritätsstil der Kirche ist. Denn Befürworter und Ablehner unterscheiden sich weder in Glaubensfragen noch im Kirchengang. Die einzig markanten Merkmale, in denen deutliche Unterschiede zwischen Befürwortern und Ablehnern des "neuen Kirchenkurses" vorliegen, sind Autoritarismus und Bildung. Dabei meint die Ablehnung von Autoritarismus nicht die Ablehnung von Autorität als solcher, sondern lediglich eines bestimmten Autoritätsstils, der kurzgefaßt so umschrieben werden kann: "Recht hat, wer oben ist". Charakteristisch für diesen Autoritätsstil ist beispielsweise eine kleine Begebenheit am Rande einer Sitzung der Österreichischen Bischofskonferenz. Fragt ein Weihbischof

²⁸⁰ Siehe dazu: Weihbischofs Krenn (1988): 'Kirche muß sich für Identität entscheiden', in: Kathpress vom 21.04.1988, 2/03.

²⁸¹ Weihbischof Krenn (1988): 'Kirche soll wieder mehr Identität zeigen', in: Kathpress vom 14.06.1988, 2.

²⁸² Weihbischof Krenn (1988): 'Person des Bischofs ist Garant der Identität des Bischofs', in: Kathpress vom 02.11.1988, 2

²⁸³ Weihbischof Krenn (1987): 'Bischof Krenn für mehr 'theologische, spirituelle und organisatorische Identität der Kirche', in: Kathpress vom 24.08.1987, 1.

²⁸⁴ Weihbischof Krenn (1988): 'Person des Bischofs ist Garant der Identität in der Kirche', in: Kathpress vom 02.11.1988, 2. - Bischof Küng betont unter Hinweis auf die Worte Papst Johannes Pauls II. 'Das Gewissen verharmlost, wenn es allein gelassen wird und man ihm die Wahrheit vorenthält', den wichtigen Dienst der Kirche, den Menschen die Lehre des Glaubens und der Sitten deutlich zu verkünden', 'Empfängnisregelung: Für Gehorsam gegenüber dem Papst', in: Kathpress vom 14.08.1990, 1/02.

²⁸⁵ So z.B. verweist Kardinal Ratzinger darauf, daß das II. Vatikanische Konzil kein Superdogma sei und falschen Schlußfolgerungen aus dem Konzil entschieden entgegenzutreten sei: einer Entsakralisierung der Liturgie, der Verwischung der einen katholischen Glaubenswahrheit. Man habe die Liturgie auf die Sprache und die Gesten des täglichen Lebens reduziert, in: Zeitung der Katholiken für Glaube und Kirche 'Zeitlos gültig bleibt das Wort des Herrn' 13.10.1986, S.17.

²⁸⁶ Weihbischof Krenn (1989): Kathpress 'Irrtümer feststellen und wirksam korrigieren', in: Kathpress vom 31.08.1989, 2.

den Hilfsbischof Krenn: "Was tust du, wenn auch der Papst eines Tages für Ministrantinnen ist?" Darauf dieser: "Dann bin ich auch dafür!"

Je mehr eine Person zu seinem solchen Autoritarismus neigt, desto eher unterstützen sie die neuen Bischöfe. Nun hat die Langzeitstudie "Religion im Leben der Österreicher" als eines ihrer zentralen Ergebnisse einen raschen, ja geradezu revolutionären, wenn auch schleichenden Niedergang des Autoritarismus sichtbar gemacht. Der Freiheitsanspruch ist (im Zuge wachsender Bildung vor allem) rasch gewachsen. Fremdbestimmung durch autoritäre Autoritäten wünscht lediglich eine wenig gebildete überalterte Minderheit.

Die schwerwiegenden Folgen

Auf dem Hintergrund dieser Analysen werden schwerwiegende Folgen sichtbar, die durch die Ernennung der "neuen" Bischöfe in Österreich befürchtet werden müssen.

Die Forschung mußte aus der Tatsache, daß sich Befürworter und Ablehner nicht in ihrem Glauben und ihrer Kirchlichkeit unterscheiden, den ersten gewichtigen Schluß ziehen, daß der "neue Kirchenkurs" dem Großteil des aktiven Kirchenvolks bislang nicht plausibel gemacht werden konnte. Damit steht in Verbindung, daß der neue Kirchenkurs das Kirchenvolk polarisiert. Daraus ergibt sich die Frage, wie Bischöfe, die polarisieren, zugleich für die Einheit verantwortlich sein können - eine immer bedrückendere Frage angesichts der hohen Dynamik in der österreichischen Kirche.

Die andere Konsequenz ist ebenso folgenschwer. Sie resultiert aus der Tatsache, daß die wenig autoritären Gebildeten zum "neuen Kirchenkurs" kein Verhältnis gewinnen können. Sie nehmen ihn als obrigkeitlich und damit als "gesellschaftsfremd" wahr. Er läuft ihrer innersten freiheitlichen Überzeugung entgegen. Manche von ihnen beteiligen sich eine Zeitlang an Widerstandsgruppen (die in allen betroffenen Diözesen entstanden sind). Doch ist die Gefahr sehr groß, daß sie nach und nach resignieren und nach innen wegtauchen oder die Kirche formell verlassen, was bei der gewachsenen religiösen Mobilität in unserer Kultur heute leichter möglich ist als noch vor zehn oder zwanzig Jahren.

Die Gefahr ist also groß, daß durch den "neuen Kirchenkurs" die Brücken zu den Gebildeten abgebrochen werden. Eben diese sind es, die an wichtigen gesellschaftlichen Entscheidungen beteiligt sind. Sie wären es, die das Evangelium in die Kultur einnisten könnten. Der "neue Kirchenkurs" wird so zu einem der stärksten Störungen genau jenes Programms, für das er stehen soll: die erneute Evangelisierung Europas.

Der "Wasserschaden" ist jetzt schon groß. Man kann der österreichischen Kirche eine bessere Kirchenpolitik wünschen, in der die durchaus vernünftigen Anliegen mit besseren Mitteln und geeigneteren Personen angestrebt werden. Es müßten Leute sein, die sowohl im Evangelium wie in der Freiheitskultur der Gegenwart verwurzelt sind. Die "neuen Bischöfe" haben diese unverzichtbare Doppelkompetenz nicht.

POLKIR.DOC

Paul M.Zulehner

1994 Lager und Lagerbildung: Zu Entwicklungen in Österreichs katholischer Kirche

In Österreichs Kirche läßt sich zur Zeit eine Lagerbildung, verbunden mit gegenseitiger Belagerung, beobachten. Das, worum es dabei geht, ist freilich kein Glaubensstreit, sondern ein Streit um Freiheit versus Ordnung.²⁸⁷ Dahinter steht die über zweihundert Jahre alte Frage der "Welt" an die Kirche, wie sie es mit der neuzeitlichen Freiheitsidee hält. Das Zweite Vatikanische Konzil hat sich dafür entschieden, daß die Kirche endlich "zur Welt" kommen solle, damit das Evangelium in der modernen Welt formende Kraft erhalte. Gegen diesen "vatikanischen Kirchenkurs" hat sich in den letzten Jahren ein "Neuer Kirchenkurs" herausgebildet. Er kritisiert, daß durch die Öffnung des Konzils die Welt nicht christlicher, sondern lediglich die Kirche weltlicher geworden sei. Die Öffnung sei daher zurückzunehmen und die entstandene Verweltlichung der Kirche zu beseitigen.

Viele mögen es nun nicht, wenn von einem "Neuen Kirchenkurs" die Rede ist. Angekündigt war er jedenfalls. Die Insidergeschichten aus der österreichischen Bischofskonferenz, die auf alles andere als auf ein konfliktfreies Zusammenwirken der dort vertretenen Personen schließen lassen, zeigen zumindest, daß selbst an der Kirchengipfel die Meinungsfragen nicht (mehr so wie in früheren Jahrzehnten) harmonieren. Das erklärt auch, daß es immer weniger gemeinsame Äußerungen gibt. Der viel gepriesene und doch zugleich auch in der einen oder anderen Diözese totgeschwiegene Sozialhirtenbrief hatte seine Entstehungs- und Formungsgeschichte noch in der "alten Zeit". Dabei gäbe es durchaus genug Themen, zu denen hirtenamtliche Äußerungen auf gesamtösterreichischer Ebene erwartbar wären, so zur Ausländerfrage oder zur Arbeitslosigkeit. Verfolgt man als Betroffener Verhandlungen etwa über die Habilitierung von Laien, dann wird die Handlungsunfähigkeit der Konferenz noch deutlicher offenkundig. Das beste erreichbare Ergebnis bisher war, daß es keine Neuregelung gab, die alte Regelung wird aber der heutigen Lage an den theologischen Fakultäten und der Sorge um einen qualifizierten Nachwuchs nicht mehr gerecht. Verantwortung für die Zukunft wird schlicht verweigert. Solistische bischöfliche Einzeläußerungen dominieren, wobei man den Eindruck hat, daß das Kriterium oft ist, wer als erster Position beziehen kann, weil es dann ein anderer wegen des immer noch vorhandenen Harmonieideals schwer hat, etwas anderes zu sagen. Vereinzelt werden aber die vorhandenen gegensätzlichen Positionen sichtbar. Kurz: Die österreichische Kirchenleitung spricht nicht mehr mit einer einzigen Sprache. Symptom dafür ist auch, daß der langjährige unernannte Pressesprecher der Bischofskonferenz, Bischof Johann Weber, zurücktrat. Der Journalist Fritz Csocklich erkennt als hintergründige Ursache eine Vereinzelung in der Bischofskonferenz, deren Mitglieder sich offenkundig scheuen, mit Amtsbrüdern ähnlicher Wellenlänge zu kooperieren.²⁸⁸ Immerhin macht dieser Rücktritt des Pressesprechers (der - wie aus seiner nächsten Umgebung verlautete, offenkundig mit seinem Schritt auch massiven Gewissenskonflikten entrinnen wollte, weil er nicht mehr willens war, eine Lage anders darzustellen als sie wirklich ist) sichtbar, daß die österreichischen Bischöfe nicht mehr mit einer Sprache reden können.

Diese "Mehrsprachigkeit" kann als ein erster Hinweis auf eine innerkirchliche Lagerbildung gelten. Was verursacht sie aber? Und was sind die Ziele der Lager? Und wie verfahren sie schließlich miteinander? Im Folgenden werden dazu einige forschersich abgesicherte Aussagen versucht.

1. Personifizierung der Institution

Die Sozialwissenschaft spricht heute zunehmend und zugleich unscharf vom Prozeß der Individualisierung, den sie mit einer Entinstitutionalisierung des Lebens in Verbindung sieht. Die Leute würden sich aus den Institutionen in ihre "kleinen Lebenswelten" zurückziehen und versuchten dort, unbeeinflusst von allen Formen der Fremdsteuerung, ihres Glückes Schmied zu sein. Gesichert ist indes nur, daß die Beziehung zwischen Person und Institution in einem

²⁸⁷ P.M.Zulehner, N.Hauer, Aufbruch in den Untergang? Das II. Vatikanische Konzil und seine Auswirkungen, Wien 1991.

²⁸⁸ KATHPRESS 264/1993 vom 14.11.1993, 11.

tiefgreifenden Wandel begriffen ist. Dieser Vorgang ist europaweit zu beobachten.²⁸⁹ Das Vertrauen der Menschen in eine Reihe alter Institutionen ist merklich niedrig. Zugleich genießen aber neuere und durchaus institutionalisierte Bewegungen, die sich um starke Zukunftsängste der Menschen wie Atom, Frieden oder Umwelt formieren, hohe Akzeptanz.

An dieser unterschiedlichen Einschätzung von alten und neueren Institutionen und neuen Bewegungen wird ersichtlich, daß eine pauschale Ablehnung von Institutionen nicht stattfindet. Vielmehr gestalten die Menschen, so weit es ihnen angesichts teilweise auch wachsender institutioneller Zwänge möglich ist, ihr Verhältnis zu den Institutionen "autonom". Am Beispiel der Institution "Ehe": Immer mehr Paare leben anscheinend ohne sichtbare Institutionalisierung der Liebe über Jahre hinweg zusammen, nehmen aber die institutionellen Entlastungen der Institution Ehe in Anspruch, sobald ein Kind das Paar zur Familie macht.

Von solchen Veränderungen zwischen Person und Institution ist auch die alte Institution "Kirche" nicht ausgenommen. Auch für sie gilt, daß das in Kirchenkreisen verständlicher Weise sehr beliebte weil entlastende Deutungsmodell von der Entkirchlichung der Menschen nur begrenzt zutrifft. Richtiger ist, daß die Menschen auch ihr Verhältnis zur "ihrer" Kirche umgestalten. Das führt zunächst zu einer wachsenden religiösen Mobilität. Diese führt keineswegs immer von der kirchlichen Gemeinschaft weg. Neben 17% tendenziellen Auswanderern²⁹⁰ gab es 1990 in Österreichs Kirche 12% Einwanderer. Religiöse Mobilität bedeutet sodann aber auch, daß die Austrittsbereitschaft der Mitglieder zunimmt. Kulturell selbstverständliche Kirchenmitgliedschaft wird dort, wo es sie als Erbe gibt, seltener.

Die formellen Zugehörigkeitsgrenzen werden auch in einer anderen Weise relativiert: Nachweislich gibt es auch ohne Kirchenmitgliedschaft beachtliche Erwartungen an die Institution Kirche. Erklärte Atheisten haben oftmals höhere Erwartungen an die Kirche in sozialen Fragen, in Fragen des Friedens und der Umwelt als die eigenen Mitglieder.²⁹¹

Eine für unsere weiteren Untersuchungen nützliche Veränderung im Verhältnis zwischen Person und Institution ist die "Personalisierung der Institution" und in Verbindung damit auch eine "Personalisierung von Autorität in den Institutionen". Amtliche Autorität verliert an Akzeptanz und Einfluß, wenn diese nicht durch persönliche Autorität gedeckt ist.²⁹² Ein ähnlicher Vorgang zeigt sich im Verhältnis der Menschen zur Institution allgemein: Nicht mehr die Institution als solche genießt im vorhinein verbrieft Akzeptanz, sondern diese entsteht über Personen, die für die Institution stehen. Das ist auch eine verständliche bewußtseinspolitische Antwort einfacher Menschen auf überkomplexe Institutionen. Dann kann es durchaus sein, daß eine Institution zwar in einem Vertrauentief ist, dennoch aber wegen angesehener Personen akzeptiert wird. Ein gutes österreichisches Schulbeispiel ist die Sozialdemokratische Partei und ihre Leitperson Franz Vranitzky. Seine hohe Akzeptanz in SPÖ-nahen Kreisen verschafft der SPÖ günstigere Wahlergebnisse, als sie das angeschlagene Vertrauen in die Partei selbst erwarten ließe.

Diese Personalisierung von Institutionen erleichtert allerdings in Großinstitutionen die Ausbildung von "Lagern". Sind nämlich in ihr mehrere Personen vorhanden, die für klar abgrenzbare Positionen stehen und den jeweiligen Anhängern zudem vertrauenswürdig erscheinen, dann sammeln sich Mitglieder und auch Nichtmitglieder um sie und bilden eine Art Sympathiegemeinschaft, ein "Lager". In Friedenszeiten kann dieser Vorgang dazu führen, daß eine große Zahl von Personen mit sehr unterschiedlichen Erwartungen an eine Institution gebunden werden. So hat beispielsweise die französische Bischofskonferenz mit diesem Modell gute Erfahrungen gesammelt, indem sie auch unterschiedliche Positionen in der Versammlung bis in die Abstimmungsergebnisse hinein sichtbar

²⁸⁹ P.M.Zulehner, H.Denz, Wie Europa lebt und glaubt. Europäische Wertestudie, Düsseldorf 1993. - The Individualizing Society. Value Change in Europa and North America, hg.v.P.Ester u.a., Tilburg 1993.

²⁹⁰ Vorgegeben waren fünf konzentrische Kreise, die Nähe und Distanz symbolisieren sollten. Erfragt wurde die Position "heute", "vor fünf Jahren" und "in fünf Jahren". Aus den Differenzen wurden die Einwanderer und Auswanderer bestimmt. Nur selten hat jemand zwei Felder übersprungen. Die Bewegungen gehen also auch in der Wahrnehmung der Befragten langsam vor sich.

²⁹¹ P.M.Zulehner, H.Denz, Wie Europa lebt und glaubt. Europäische Wertestudie, Düsseldorf 1993.

²⁹² Für den innerkirchlichen Bereich dazu H.Stenger, Kompetenz und Identität, in: Eignung für die Berufe der Kirche. Klärung - Beratung - Begleitung, hg.v.H.Stenger, Freiburg 1988, 31-64.

gemacht hat. So konnten sich unterschiedliche Kreise mit ihrem jeweiligen Bischof identifizieren und über diese Personen auch mit der Institution als solcher.

Dieser friedliche und nützliche Bindungseffekt kann aber auch in kämpferische, ja "bürgerkriegsähnliche" Polarisierung umschlagen. Das wird vor allem dann geschehen, wenn die Ansichten der Leitpersonen - unbeschadet eines Vorrats an Gemeinsamkeiten - zueinander in einem weithin ausschließenden Gegensatz stehen. Die "Lager", die sich dann bilden, können dann leicht zur Grundlage von "Belagerungen" werden: Vorgänge, deren Bindungseffekt nicht mehr so sicher zu sein scheint.

In Österreichs Kirche haben in den letzten Jahren unübersehbar solche polarisierende Prozesse stattgefunden. Nach Zeiten friedlicher Koexistenz vielfältiger Variationen im Rahmen einer im Grund geeinten Kirche sind über neue Personen im Bischofsamt unruhige Zeiten entstanden, die mit Lagerbildung und Belagerung durchaus charakterisiert werden können. Die vielen Aufrufe des derzeitigen Nuntius des Heiligen Stuhls in Österreich zur Wahrung der Einheit belegen diese Beobachtung, weil solche Aufforderungen nur einen Sinn haben, wenn die Einheit gefährdet ist.

2. Abgrenzung der Lager

Im Rahmen einer Repräsentativstudie wurde im Jahre 1990 der Versuch unternommen, die Lagerbildung in der österreichischen Kirche unter die Lupe zu nehmen. Dazu war es zunächst forschersich notwendig, die "Lager" abzugrenzen. Gestützt auf die These von der "Personalisierung der Institutionen" wurde dazu die Bekanntheit und die Akzeptanz der einzelnen österreichischen Bischöfe ausgekundschaftet. Verwendet wurde das auch im politischen Bereich über Jahre hinweg bewährte Forschungsmodell des GALLUP-Instituts. Die drei möglichen Antwortvorgaben bei der Umfrage lauteten: Kennen Sie diese Person? Schätzen sie diese? Oder haben keine gute Meinung von ihr?

Die Ergebnisse, durch eine bislang unaufgeklärte Indiskretion zum Jahreswechsel 1991/92 in Österreichischen Tageszeitungen veröffentlicht, wurden vorschnell zu einer Art Schneewittchenspiel verniedlicht (Wer ist der Beliebteste im ganzen Land?) und so leider für die dringend erforderliche innerkirchliche Debatte zunächst unbrauchbar gemacht. Hinter der Ebene "die Leute mögen mich nicht" wurde es zumal den Betroffenen unmöglich, die tragische Polarisierung wahrzunehmen und ihre Auswirkungen abzuschätzen. Für die Erforschung kirchlicher Lagerbildung verloren die Ergebnisse aber durch die tendenziöse mediale Ausdeutung jedoch keineswegs ihren Wert. Die vermutete Lagerbildung wurde durch die solide Forschung bestätigt, die Größe der Lager konnte ausgemacht werden. Das "Lager" rund um die Männer des "Neuen Kirchenkurses" (es handelt sich zum Zeitpunkt der Studie um Erzbischof Groer, Erzbischof Eder, Bischof Küng, Weihbischof Krenn) ist sehr klein und umfaßt in Österreich 8,10% (Skalenwert 4). In dieser Gruppe finden sich jene, die wenigstens einen der Neuen schätzen. Die Unentschiedenen und die Nichtantworter machen zusammen 53,13% (Skalenwert 3) aus. 38,77% zählen schließlich zu den mehr oder weniger starken Gegnern des "Neuen Kirchenkurses" (davon haben 29,55% [Skalenwert 2] ein oder zwei ablehnende Positionen und 9,22% [Skalenwert 1] drei oder vier solche eingenommen).

Skalenwert	Prozentwerte (N=1963)	Anzahl der Ablehnungen bzw. Zustimmungen zu den vier "neuen" Bischöfen (Groer, Eder, Küng, Krenn)
1	9,22%	-4, -3
2	29,55%	-2, -1
3	53,13%	0
4	8,10%	+1 bis +4

[QUELLE: RELIGION IM LEBEN DER ÖSTERREICHER 1970-1990]

Es ist dabei unerheblich, ob die Zuordnung der einzelnen österreichischen Bischöfe zu dem einen oder anderen Lager auch "objektiv gerecht" erfolgte. Erfragt worden war ja nicht die Selbstzuordnung der

Bischöfe, sondern die Zuordnung durch die Bevölkerung. Die Ergebnisse ließen klar zwei Gruppen von Bischöfen ausmachen, wobei die zum Zeitpunkt der Untersuchung (1990) die zuletzt ernannten Bischöfe eine gemeinsame Gruppe bildeten.

Offenkundig nahmen 1990 die Österreicherinnen und Österreicher eine gewisse Konsistenz bei der Auswahl neuer Bischöfe wahr - noch einmal: Zu Recht oder zu Unrecht, das ist hier nicht die Frage. Der Unterschied der "neuen Bischöfe" zu den "früheren" liegt in der Bewertung: die "früheren" haben hohe Bekanntheit und hohe Akzeptanz; nur wenige schätzen sie nicht. Anders bei den neuen: auch sie sind bekannt, aber hinsichtlich der Akzeptanz ist die Bevölkerung sehr geteilter Meinung, wobei die Zustimmung im Schnitt bei 10% und die Ablehnung bei einem Drittel liegt.

Geschichtlich besehen gibt es viele Anhaltspunkte, daß diese Gruppe der neuen Bischöfe die Frucht einer zielführenden Politik ist, die von Personen aus Österreich im Zusammenspiel mit einflußreichen Stellen im Vatikan betrieben worden ist. Einige Akteure dementierten zwar, wenn immer es möglich ist, ihre Beteiligung. Aber es kann dann auch schon einmal folgender Satz aus dem Mund eines österreichischen Landeshauptmanns gehört werden: Die Politik wäre schon die Richtige gewesen, aber die Personen waren nicht immer die Geeigneten. Die Ziele sind auch erkennbar:

→ Auf der einen Seite gab es im rechten politischen Spektrum der österreichischen Parteienlandschaft zunehmenden Unmut über die Formel von der "freien Kirche im freien Staat", die konsequent betrieben zu einer Entkirchlichung der Politik sowie zu einer Entpolitisierung der Kirche führen mußte. Die Kirche bewegte sich zur Mitte, das heißt nach links, was aus der rechten Perspektive nicht erwünscht sein konnte. Manche aus der alten Parteihierarchie gaben der Aufkündigung eines jahrzehntelangen Pakts durch die Kirche die Schuld, daß die Mehrheitsfähigkeit der ÖVP verloren ging.

→ Auf der anderen Seite stand das Ziel der Abwehr jener Entwicklungen der Kirche, die das Zweite Vatikanische Konzil ausgelöst hat. Die Einführung der Muttersprache, die - wie man hört - ungezügelt Anpassung der Kirche an die moderne Welt, damit der Verlust der wahren Lehre und der reinen Moral wurden lautstark beanstandet. Die These, daß diese beschworene Krise der Kirche eine Krise der Bischöfe²⁹³ ist, liegt publiziert vor und fand auch in den einschlägigen österreichischen Kirchenkreisen gute Aufnahme. Beide, die politischen Kräfte wie die kirchlichen verband nunmehr ein gemeinsames Ziel: Die Sanierung der Verhältnisse durch eine neue Generation von Bischöfen. Nicht zuletzt im vorliegenden Jahrbuch wurde in diese Forderung formuliert.²⁹⁴ Eine vertrauliche Liste von vermeintlich geeigneten Personen wurde erstellt. Mit wenigen Ausnahmen sind die, die auf ihr standen, inzwischen im bischöflichen Amt.

Der Begriff des "Neuen Kirchenkurses" wird zwar von dessen Verfechtern vehement abgelehnt. Doch ändert das nichts daran, daß die Menschen in Österreich die gegenwärtige Kirchenentwicklung als Abweichung von der früheren wahrnehmen. Damit mag immer noch offen bleiben, ob dieser Kurs gut oder nicht gut ist. Das Urteil über diese Frage kann füglich nur der Historiker in späteren Zeiten abgeben. Schon heute aber ist es möglich, die Hintergründe der Kurswende auszumachen.

Dazu wären mehrere Wege forschersich möglich. Äußerst ergiebig wäre eine Analyse von Texten aus dem Umkreis des "Lagers der Neuen".²⁹⁵ Zur Verfügung stünde ein reiches Material: Hirtenworte, Zeitschriftenartikel, Interviews, Hinterhofblättchen, Flugblätter, hektographierte Pamphlete und vor allem eine große Zahl von anonymen Briefen und Anzeigen, die in Ordinariaten oder römischen Dienststellen einlangen und ein Heer von Bürokraten in Trapp hält.

Noch aufschlußreicher ist eine schon gemachte Analyse von Karikaturen über kirchliche Themen in den österreichischen Tageszeitungen. Dabei wird deutlich, daß die Kirche mit dem Auftauchen der neuen Bischofsgeneration ein neuartiges Interesse gefunden hat. Wer meint, daß es allein schon ausreicht, in

²⁹³ May, G., Die Krise der Kirche ist eine Krise der Bischöfe, Köln 1987. - Lefebvre, M., Offener Brief an die ratlosen Katholiken, Wien 1986.

²⁹⁴ Khol, A., Katholikentag und Papstbesuch 1983: Eine kritische Würdigung, in: Österreichisches Jahrbuch für Politik 1984, hg.v.A.Khol u.a., München 1985, 431.

²⁹⁵ Eine Menge aufschlußreicher Aussagen bringt Nadine Hauer in: P.M.Zulehner, N.Hauer, Aufbruch in den Untergang, Wien 1991, auf der jeweils linken Buchseite.

den Medien präsent zu sein, wird sich darüber uneingeschränkt freuen. Wer zudem nach der Art der Präsenz fragt, wird in der Beurteilung des neuartigen Medieninteresses zurückhaltender urteilen.²⁹⁶

In der vorliegenden Analyse können diese Materialien nicht weiter berücksichtigt werden. Sie stützt sich vielmehr wiederum auf solide sozialwissenschaftliche Analysen, gegen die allerdings jene, die es betrifft, derart immunisiert sind, daß sie die Botschaft kaum wahrzunehmen in der Lage sind. Die vorliegenden Daten lassen die Klärung zu, was zur Gefolgschaft in dem einen oder dem anderen Kirchenlager führt und worum es im Grund bei der stattfindenden Belagerung, die zumeist mit redlichen, manchmal aber auch mit eher unanständigen Mitteln geführt wird, geht.

Methodisch wurde dazu folgender Weg eingeschlagen. Mit Hilfe der Daten über die Zustimmung bzw. Ablehnung der (zum Zeitpunkt der Erhebung) vier neuen Bischöfe wurde ein Index "Neuer Kirchenkurs" gebildet. Sodann wurden aufwendige statistische Verfahren angewendet, um jene Einflußkräfte abzugrenzen, welche die Zustimmung bzw. Ablehnung "erklären". Eingegeben wurden Variablen, welche die persönliche Religiosität, die Christlichkeit, die kirchliche Einnetzung einer Person betreffen; dazu kamen aber auch Persönlichkeitsmerkmale wie Solidaritätsfähigkeit, Freiheitsstärke, Diesseitigkeit. Schließlich liefen in den Analysen auch die herkömmlichen Variablen Alter, Ortsgröße, Geschlecht etc. mit.

3. Kein Glaubenskrieg

Es mag viele enttäuschen oder auch verwundern, daß Variablen aus dem Bereich der Religiosität, der Christlichkeit und der Kirchlichkeit keinen meßbaren Einfluß besitzen.²⁹⁷ *Das, was sich also zur Zeit in Österreich abspielt, ist kein Glaubenskrieg.* Daran ändert auch nichts die Beobachtung, daß vordergründig mit Begriffen hantiert wird, die dem Glaubensbereich entstammen.²⁹⁸ Noch weniger Kraft hat das Argument, daß die Neuen den Früheren vorwerfen, sie hätten auch die Reinheit des Glaubens und der Sitten nicht hinlänglich geachtet, sondern hätten den einen Identitätsverlust der österreichischen Kirche verschuldet.

Die einzelnen Lager unterscheiden sich demnach nicht am Kirchenbesuch. Sie ähneln einander in der Ausstattung mit persönlicher Religiosität und christlicher Gläubigkeit. So sinnvoll also eine ernsthafte Auseinandersetzung um die sozio-religiösen Dimensionen der Kultur wäre: im Rahmen des gegenwärtigen Kirchenstreits hat sie keinen Platz. Auch die Publikation eines Weltkatechismus oder einer Moralenzyklika, so wichtig beide lehramtlichen Äußerungen auch sind, bilden kein Gegenargument gegen die hier vertretene Position, daß es bei den innerkirchlichen Auseinandersetzungen (leider!) nicht um einen Glaubensstreit geht. Selbst die von der Moralenzyklika unmittelbar betroffenen Moraltheologen können sich klaglos in die Reihe der Verurteilter der in ihr abgelehnten Positionen einreihen.²⁹⁹ Und wer wollte gegen eine Katechismus-Zusammenfassung dessen, was zur überkommenen katechetischen Tradition gehört, ernsthafte Bedenken erheben wollen?

4. Autoritarismus

Wenn es also nicht Glaubensfragen sind, in denen sich die Lager markant unterscheiden, worin dann? Im Rahmen der Untersuchung hat sich lediglich eine einzige Variable und ihr zugeordnet zwei weitere Eigenschaften als erklärungskräftig erwiesen: nämlich das, was jahrzehntelange Forschung den Autoritarismus nennt, sowie -mit ihm eng zusammenhängend - Alter und Bildung.

²⁹⁶ Rusch-Turnherr, A., Die Kirche Österreichs im Spiegel der Karikaturen österreichischer Tageszeitungen, Wien 1992, Diplomarbeit.

²⁹⁷ Zwar sind zunächst unter den Kirchgängern mit 13,90% überdurchschnittlich viele Anhänger des neuen Kirchenkurses. Ihr Anteil sinkt mit Abnahme der Kirchgangsfrequenz über 7,95 (monatlich) und 6,29 (an Festen) auf 4,95 (fast nie). Doch zeigt die Regressionsanalyse, daß die eigentliche Ursache nicht der Kirchgang und damit die ihm zugrunde liegende Religiosität ist, sondern der im Umkreis der Religiösen und der Kirchgänger überdurchschnittlich stark vertretene Autoritarismus: vergleiche die folgenden Analysen.

²⁹⁸ Wenn beispielsweise die "Wahrheit" beschworen wird, dann geht es oftmals weniger um konkrete Wahrheiten, sondern um die Verbindlichkeit der Wahrheiten, also um Ordnung und Autorität, Lehramt und Gehorsam.

²⁹⁹ R.A.McCormick, Zur neuen Enzyklika, in: Orientierung 57(1993), 229-231.

Die Autoritarismusforschung geht auf Adorno zurück. Seine - auch heute wieder zunehmend aktuelle - Frage lautete, wie es erklärt werden können, daß sich in so vielen europäischen Ländern in unserem Jahrhundert autoritär-faschistische Systeme relativ leicht durchsetzen konnten. Seine Antwort formulierte er in der Hypothese, daß es in den Menschen eine Bereitschaft dazu geben mußte, solche politische Systeme und ihre Denkwelten anzunehmen. Eben diese Bereitschaft nannte er Autoritarismus und sprach von der authoritarian personality.³⁰⁰ Es gelang ihm auch, diese Eigenschaft sozialwissenschaftlich solid zu operationalisieren.

Schon seit den ersten wirklich religionssoziologischen Studien in Österreich nach dem Zweiten Weltkrieg, nämlich in den nachkonziliaren und zugleich vorsynodalen Umfragen in einzelnen Diözesen Österreichs (Gurk-Klagenfurt, Innsbruck, Linz) wurden die Autoritarismus-Items in den Fragebogen aufgenommen.³⁰¹ 1980 und 1990 war die Umfrage mit einem weithin identen Instrumentarium wiederholt worden, nunmehr österreichweit.³⁰² Die Autoritarismus-Items wurden schließlich auch in der 1992 durchgeführten Repräsentativstudie zum "neuen Mann"³⁰³ mitverwendet. Über mehr als dreißig Jahre kann somit die Entwicklung des Autoritarismus in Österreich verfolgt werden.

Das sind nun die in den Studien verwendeten Autoritarismus-Items und die Zustimmung zu ihnen in den einzelnen Befragungen:

Ladung	Frage	Oberösterreich			Österreich		
		1970	1980	1990	1980	1990	1992
.78	Wo strenge Autorität ist, dort ist auch Gerechtigkeit	43.6	39.4	21.0	33.2	25.9	17.6
.75	Das Wichtigste, was Kinder lernen müssen, ist Gehorsam	85.9	69.2	45.5	62.4	43.9	48.5
.75	Mitreden und mitentscheiden soll man erst, wenn man durch harte Arbeit eine Position erreicht hat	61.5	47.1	30.3	42.8	33.7	39.2
.74	Die viele Freiheit, die heute die jungen Leute haben, ist sicher nicht gut	64.4	55.4	40.0	50.5	40.3	40.3
.72	Von Zeit zu Zeit würde ich mir in Österreich eine Diktatur wünschen, dann gäbe es nicht so viele Mißstände	24.9	29.9	17.1	23.6	18.5	-
.68	Leute, die nicht ordentlich arbeiten, soll man besser gar nicht unterstützen	73.3	56.7	40.2	56.0	42.2	-

Um die Vergleichbarkeit zwischen den einzelnen Erhebungen zu gewährleisten, wurde nur aus den ersten vier Items ein Autoritarismus-Index errechnet. So sehen die Autoritarismus-Indexwerte für die einzelnen Erhebungen aus:

AUTORITARISMUS	Oberösterreich			Österreich		
	1970	1980	1990	1980	1990	1992
Index				1980	1990	1992
sehr stark	48,19	37,74	13,84	33,05	18,02	17,48
stark	31,39	35,64	34,60	34,43	31,25	34,82
schwach	16,60	19,05	34,26	22,78	30,16	32,92

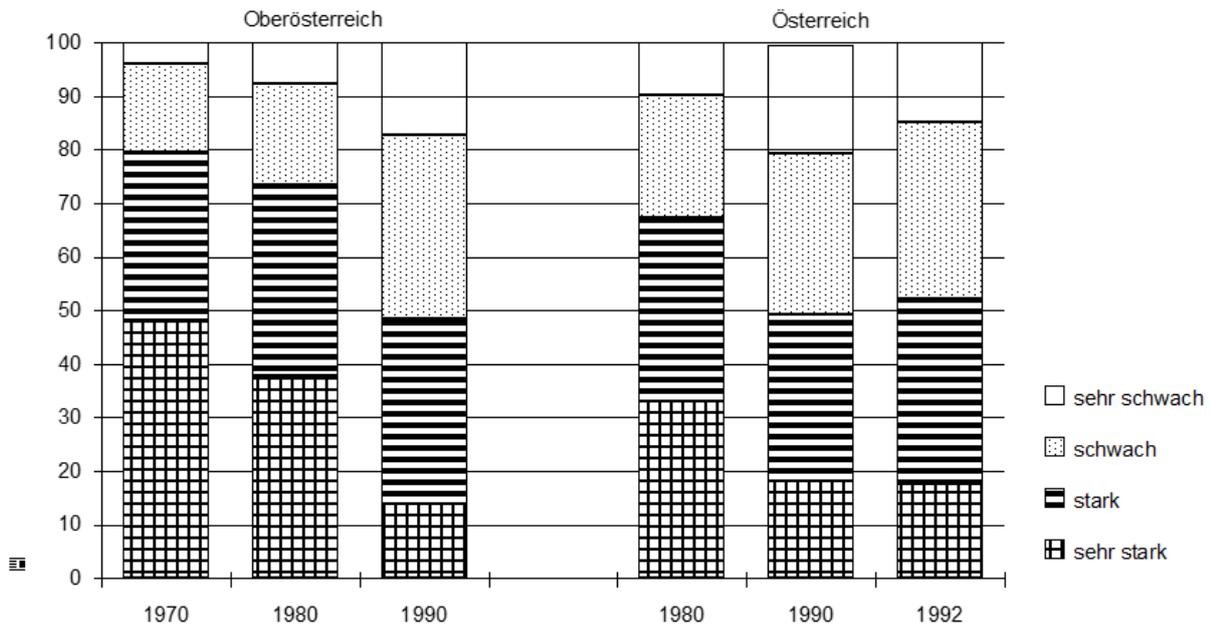
³⁰⁰ W.Adorno, Studien zum autoritären Charakter, Frankfurt 1973. - Ders., Erziehung zur Mündigkeit, Frankfurt 1973.

³⁰¹ Die Religion im Leben der Oberösterreicher, IKS 90/91, Wien 1970. - Glaube und Kirche in Kärnten, IKS 92/93, Wien 1970. - Zur religiösen Situation der Diözese Innsbruck, IKS 94/95, Wien 1970. - Religion und Kirche in Österreich. Hauptauswertung der Synodenbefragungen in Oberösterreich, Kärnten und Tirol, Band 1-3, IKS 113, 114, 121, Wien 1973. - Kirche und Priester zwischen dem Auftrag Jesu und den Erwartungen der Menschen. Ergebnisse der Umfragen des Instituts für kirchliche Sozialforschung Wien über "Religion und Kirche in Österreich" und "Priester in Österreich", bearbeitet und interpretiert von P.M.Zulehner, hg.v.d.Linzer Diözesansynode und dem IKS-Wien, Wien 1974.

³⁰² P.M.Zulehner, Religion im Leben der Österreicher, Wien 1981. - P.M.Zulehner, H.Denz, M.Beham, C.Friesl, Vom Untertan zum Freiheitskünstler. Eine Kulturdiagnose an Hand der Studien RELIGION IM LEBEN DER ÖSTERREICHER 1970-1990 UND DER EUROPÄISCHEN WERTESTUDIE - ÖSTERREICHTEIL 1990, Wien 1992.

³⁰³ P.M.Zulehner, Unterwegs zum neuen Mann? Wien 1992, Forschungsbericht.

sehr schwach	3,82	7,57	17,30	9,74	20,21	14,77
--------------	------	------	-------	-------------	--------------	--------------



Die Neigung zum Autoritarismus ist also in Österreich in den letzten dreißig Jahren merklich zurückgegangen. Die Bereitschaft, sich Fremdefinitionen des Lebens zu unterwerfen ist somit heute kleiner als vor dreißig Jahren. Die Kehrseite ist der gewachsene Anspruch auf Selbststeuerung des Lebens. Das verändert mit logischer Konsequenz die Beziehung der Menschen zu Institutionen, die Lebenswissen zuweisen: Institutionen, Normen und Autoritäten.

Dabei zählt es zu den tragischen, aber verständlichen Mißverständnissen, daß die Veränderung des Verhältnisses der Menschen zu Instanzen der Fremdsteuerung als generelle Ablehnung dieser Institution fehlinterpretiert wird. So kommt es zu irreführenden Begriffen der *Entinstitutionalisierung* der Liebe oder auch der Religion. Richtig ist aber beispielsweise vielmehr, daß die Liebe durchaus institutionalisiert wird, aber zu einem Zeitpunkt und aus Gründen, die nunmehr auch der "Wahl" der Person entspringen. Nicht eine Entinstitutionalisierung findet somit statt, sondern eine vom Subjekt gestaltete *Neudefinition des Verhältnisses zwischen Person und Institution*.

4.1. Autoritarismus als Schutzbedarf

Autoritarismus kann auch aus der psychologischen Perspektive verständlich gemacht werden. Folgt man der schicksalsanalytischen Deutung von L.Szondi³⁰⁴, dann erweist sich Autoritarismus als Ausdruck dafür, daß ein Mensch mit den ihm anerschaffenen seelischen Kräften nicht in Freiheit haushalten kann. Es fehlt dieser Person das lebenszugewandte freiheitsfähige "Pontifex-Ich", das in der Lage ist, zu sich selbst und zu anderen Brücken zu bauen. Wo das Ich geschwächt ist, muß der Wunsch nach Stützen außerhalb des Ichs wachsen. An die Stelle des "Pontifex-Ichs" wird ein "Ersatz-Pontifex" gestellt. Autoritäre Menschen leben von solchen "Ersatz-Pontifexen", also von sie schützenden Ordnungen, festen Gruppen, starken Autoritäten, die nicht freisetzen, sondern von der lästigen Last der bedrohlichen Freiheit entlasten. *Autoritarismus ist ein Schutzbedarf dessen, der (noch) kein Freiheitskünstler geworden ist.*

4.2. "Neuer Kirchenkurs" ist von Autoritären gestützt

Die Analysen zeigen nun in aller Deutlichkeit, daß die Zustimmung zum "Neuen Kirchenkurs" in erster Linie eine Frage der Ausstattung mit diesem Autoritarismus ist. Je autoritärer eine Person ist, desto wahrscheinlicher stimmt sie der neuen kirchlichen Entwicklung zu. *Umgekehrt: Die Nichtautoritären, die also aus Ich-Stärke heraus auf durchaus verantwortliche Selbststeuerung*

³⁰⁴ Szondi, L., Schicksalsanalytische Therapie, Bern 1963.

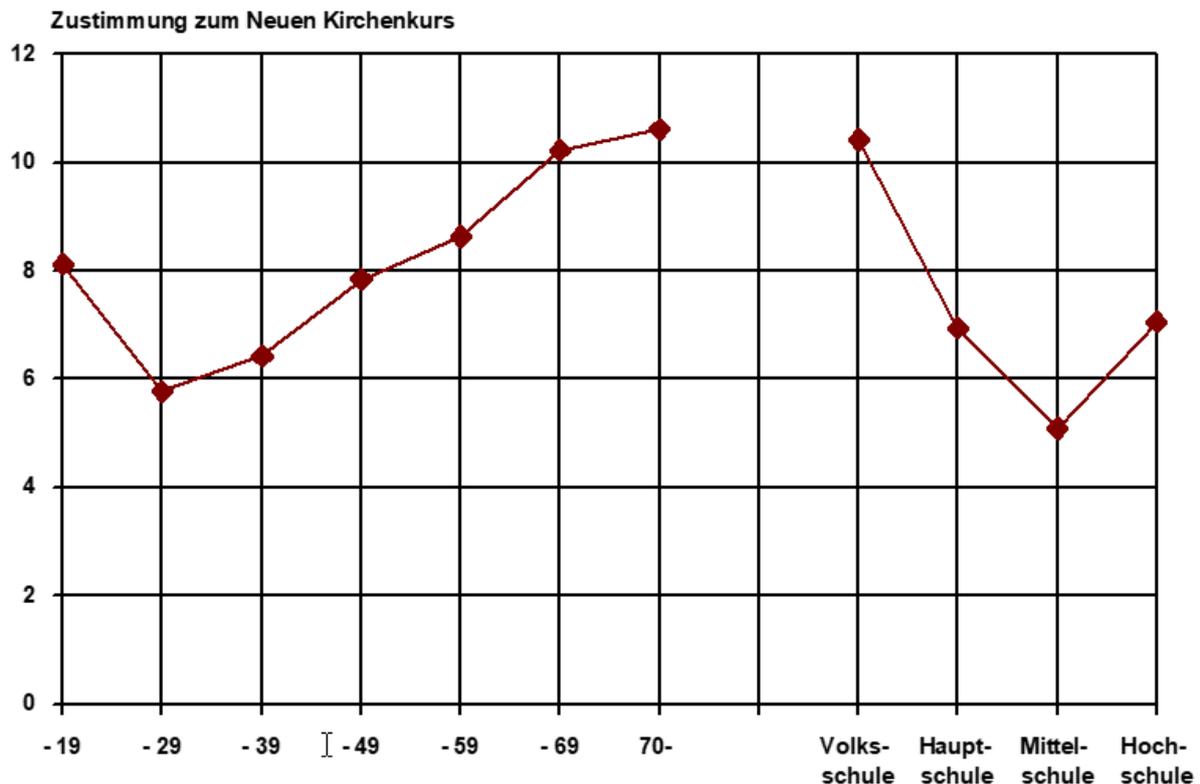
setzen und überkommene Muster der Fremdsteuerung ablehnen, tun sich mit dem "Neuen Kirchenkurs" schwer.

"Neuer-Kirchenkurs"-Index	starker Autoritarismus (1+2/4)
sehr starke Ablehnung	29%
Ablehnung	39%
gleichgültig	52%
Zustimmung	55%

4.3. Autoritarismus: eine Frage von Alter und Bildung

Alle verfügbaren Autoritarismusstudien zeigen, daß der Autoritarismus engstens mit dem Lebensalter und dem Bildungsgrad zusammenhängt. *Ältere und kürzer Gebildete sind eher autoritär.* Über den Zusammenhang des "Neuen Kirchenkurses" mit dem Autoritarismus wird auch der indirekte Zusammenhang hin zu Alter und Bildung verständlich. *Es sind insbesondere die Gebildeten und die Jüngeren, die sich mit dem "Neuen Kirchenkurs" schwer tun.*

Alter	Zustimmung
-19	8,13
-29	5,77
-39	6,43
-49	7,84
-59	8,63
-69	10,23
70-	10,61
Bildung	
Volksschule	10,42
Hauptschule	6,94
Mittelschule	5,09
Hochschule	7,06



5. Am Beispiel des Wiener Bischofssitzes

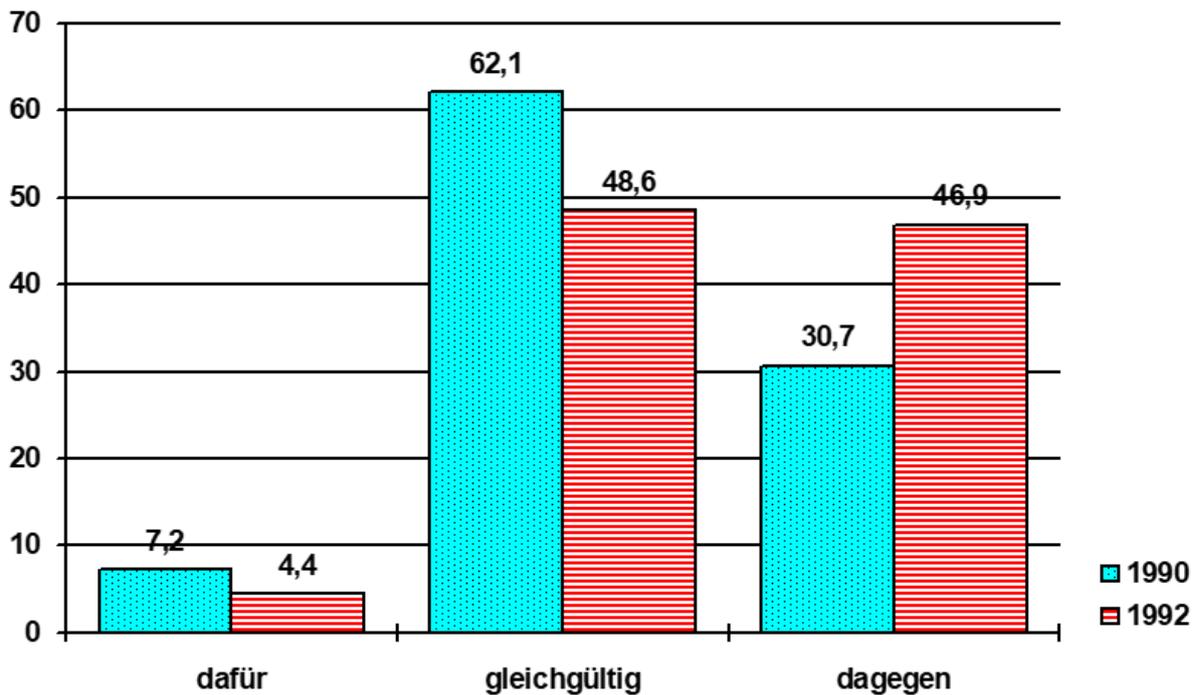
Wir können an einem konkreten Beispiel die ausgeforschten Zusammenhänge bündeln. In den letzten zwei Repräsentativstudien war auch das Item enthalten: *Angenommen der Bischofssitz in Wien ist unbesetzt und Sie hätten die Möglichkeit, bei der Bestellung eines neuen Erzbischofs wirksam mitzubestimmen. Wie würden Sie zu einer Ernennung von (Weih-)Bischof Krenn zum Wiener Erzbischof stehen?* Vorgegeben waren drei Antwortmöglichkeiten: *Ich würde seine Bestellung sehr unterstützen; mir wäre es gleichgültig; ich würde mich entschieden dagegen aussprechen.*

Die erhaltenen Daten zeigen erstens, daß es für den Hauptvertreter des "Neuen Kirchenkurses" in Österreich nur eine ganz schmale Zustimmung gibt. Zudem hat sich die kleine zustimmende Minderheit von 1990³⁰⁵ auf 1992³⁰⁶ hin von 7,2% auf 4,4% noch einmal halbiert. Deutlich zugenommen hat die eindeutige Ablehnung seiner Person als möglichem Hauptrepräsentanten der österreichischen Kirche (von 30,7% auf 46,9%), während der gleichgültige Hauptanteil (1990: 62,1%) merklich kleiner geworden ist. Krenn polarisiert die österreichische Bevölkerung.

	dafür	gleichgültig	dagegen
1990	7,2%	62,1%	30,7%
1992	4,4%	48,6%	46,9%

³⁰⁵ Zu diesem Zeitpunkt war Krenn noch Weihbischof in Wien.

³⁰⁶ Krenn ist inzwischen Bischof von St.Pölten geworden.



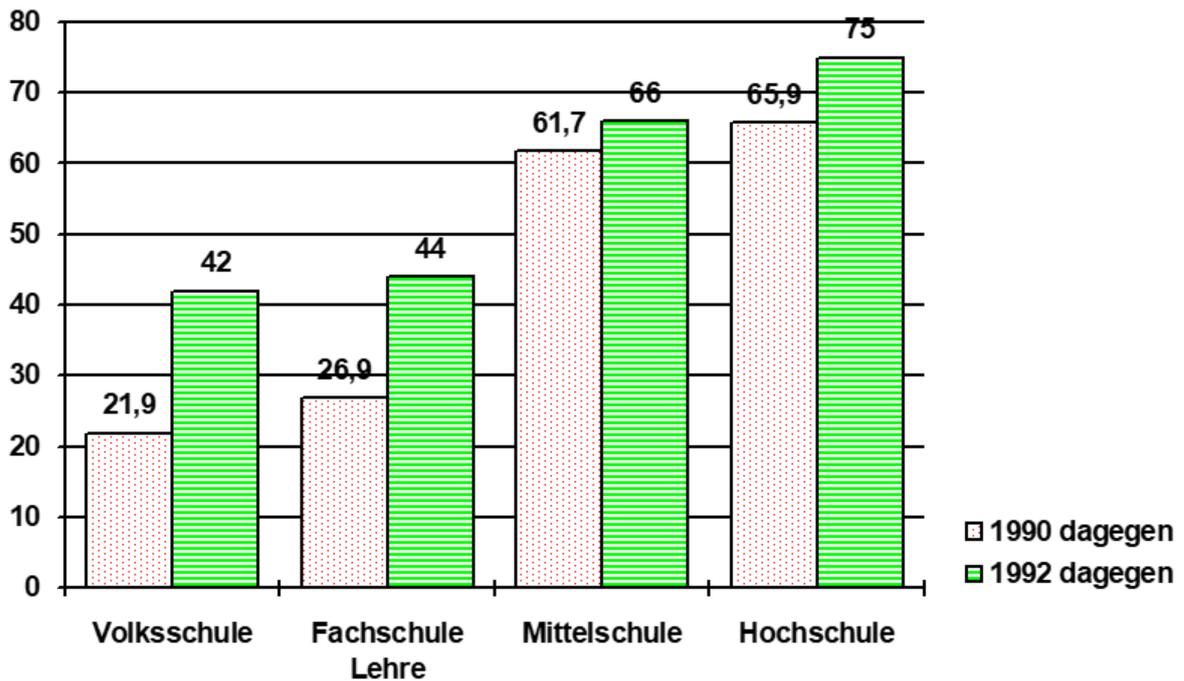
In einer Regressionsanalyse konnten einzelne Einflußgrößen abgegrenzt werden. Das macht ihren jeweiligen Erklärungswert sichtbar. Einen merklichen Einfluß haben - und zwar in dieser Reihe - Bildung ($\eta^2=0,175$), Autoritarismus ($=,153$), das Untersuchungsjahr ($0,146$), das Lebensalter ($0,053$) und der "Individualismus"³⁰⁷ ($=,048$): je autoritärer, älter und weniger gebildet eine Person ist, desto mehr Zustimmung findet Bischof Krenn als Erzbischof von Wien. Gebildete, jüngere und freiheitsbedachte Personen hingegen lehnen ihn ab: und das 1992 erheblich mehr noch als 1990.

abh.V	R ²	ort9	pol	alt7	sex	bild	aut	ind	messe	stand	Jahr
Krenn	,356	****	****	,053	****	,175	,153	,048	****	****	,146

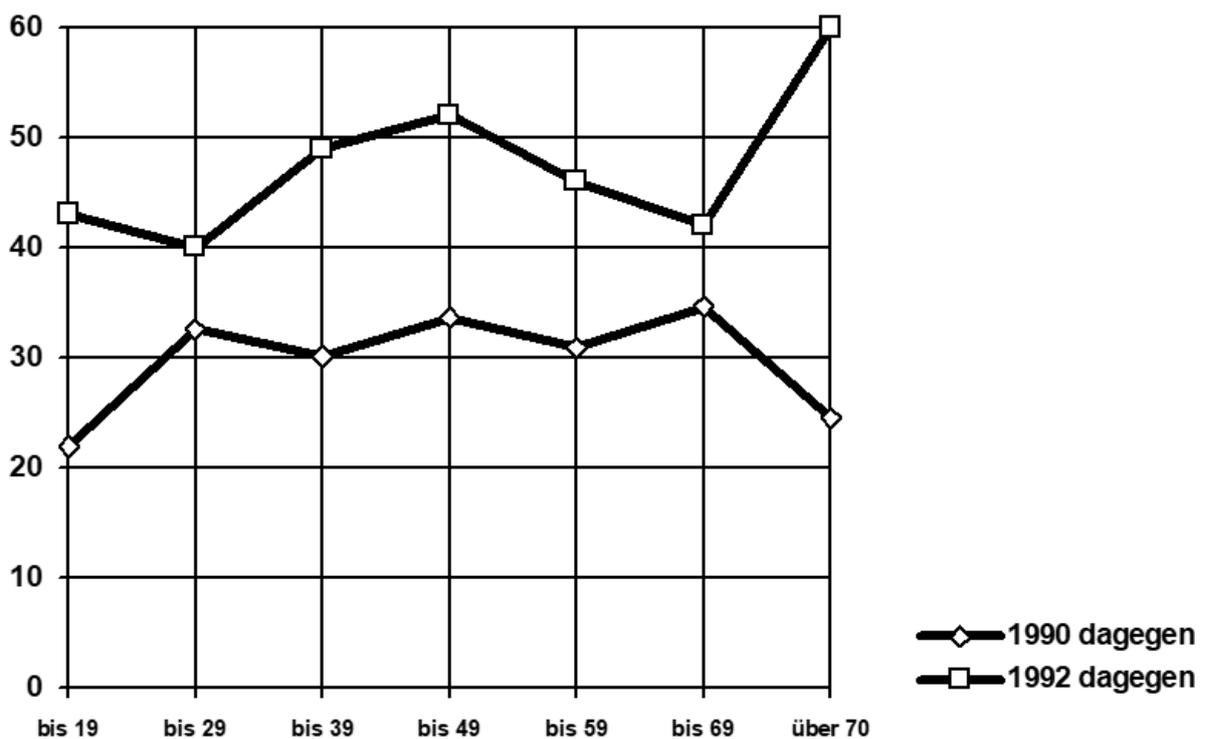
Die Zusammenhänge zwischen dem Krenn-Item und den Merkmalen Bildung, Alter und Autoritarismus sehen im einzelnen so aus:

	1990 dagegen	1992 dagegen
Volksschule	22%	42%
Fachschule/Lehre	27%	44%
Mittelschule	62%	66%
Hochschule	66%	75%

³⁰⁷ Dieser wird gemessen mit den zwei Item *Wichtig ist, daß der Mensch glücklich wird, wie das ist seine Sache* (Privatisierung des Glücks) und *Jeder muß seine Probleme selbst lösen* (Privatisierung des Unglücks). Die österreichische Bevölkerung ist mit diesem Individualismus, der auch als Selbstverwiesenheit definiert werden kann, zu 83% stark ausgestattet.

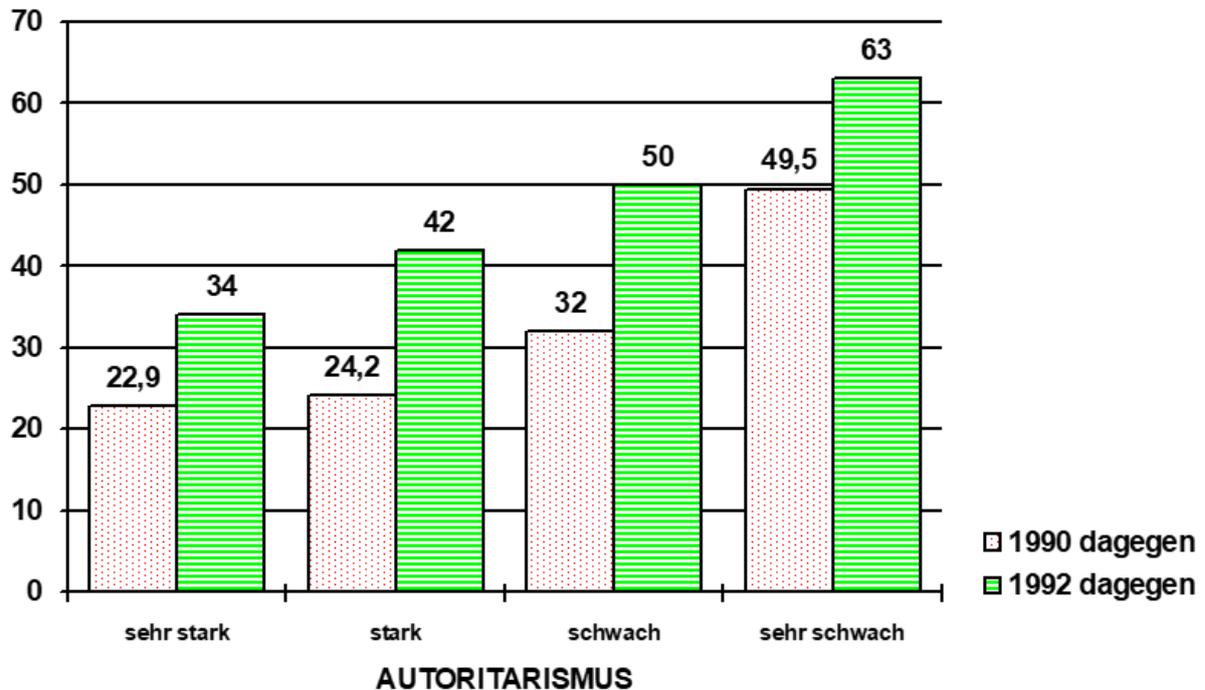


Autoritarismus	1990 dagegen	1992 dagegen
bis 19	21,9	43
bis 29	32,6	40
bis 39	30,1	49
bis 49	33,6	52
bis 59	30,9	46
bis 69	34,6	42
über 70	24,5	60



Autoritarismus	1990 dagegen	1992 dagegen
bis 19	21,9	43
bis 29	32,6	40
bis 39	30,1	49
bis 49	33,6	52
bis 59	30,9	46
bis 69	34,6	42
über 70	24,5	60

sehr stark	23%	34
stark	24%	42
schwach	32%	50
sehr schwach	50%	63



Bildung, Autoritarismus und Alter sind also jene drei Kräfte, die bei der Zustimmung bzw. Ablehnung von Bischof Krenn die stärkste Rolle spielen. Was den Leuten an seiner Person also wichtig ist, ist nicht sein persönlicher Glaube und auch nicht die Glaubensinhalte, für die er eintritt, sondern ist seine Wahrnehmung auf der Skala von Fremd- und Selbstbestimmung, Ordnung und Freiheit. *Wer nach Ordnung sucht, liebt seinen Stil. Wer Freiheit will, will Krenn nicht.*

Der Kreis schließt sich. Auch die Kirche als Institution wird heute vorwiegend über Personen wahrgenommen. Die Beziehung zu ihr entscheidet sich an diesen. Das heißt aber im Klartext, daß die Einstellung vieler Menschen zur Kirche über Personen läuft, die vornehmlich unter der Perspektive freiheitlich oder unfreiheitlich gesehen werden. *Eine durch Bischof Krenn repräsentierte (österreichische) Kirche wird von den Autoritären (den "Freiheitsflüchtern") geschätzt, aber von den Nichtautoritären (den "Freiheitsliebhabern") beargwöhnt werden.* Das bedeutet aber auch, daß es um die (damals) "neuen Bischöfe" herum eine Kirche der Freiheitsflüchter gibt, bei denen nicht die Grundtugenden Liebe, Hoffnung und Glaube, sondern noch mehr die Kategorien Gehorsam, Obrigkeit, Autorität in hohem Kurs stehen. Natürlich haben auch die Freiheitskünstler in Österreichs Kirche ihre Leitfiguren. Die hohe Liberalität einzelner Bischöfe aus dem alten vatikanischen Kirchenkurs verschafft den Freiheitskünstlern bis heute eine Identifikationsmöglichkeit mit der konkreten Kirche.

6. Das alten Ringen um die Freiheit

Das erweiterte Symposium der europäischen Bischofskonferenzen im September 1993 in Prag hatte sich das Thema gestellt: "Das Evangelium im Umkreis von Freiheit und Solidarität". Im Arbeitsdokument wurde darauf hingewiesen, daß das Thema der Freiheit zu dem großen humanistischen Strömungen des neuzeitlichen Europas zählt und daß sich die Kirche mit ihm über Jahrzehnte schwer getan hat. Das Zweite Vatikanische Konzil hat sich aus der Kraft des Evangeliums heraus durchgerungen, der Freiheit im Umkreis der Religion einen unantastbaren hohen Stellenwert einzuräumen. Das Religionsfreiheitsdekret des Jahres 1965 steht dafür.

Schon bald nach dem Konzil hat sich aber gerade gegen dieses Dokument Widerstand formiert. Leitfigur dieses Widerstands gegen die Öffnung der Kirche zur modernen Welt war der Erzbischof Marcel Lefèbvre, der sich schließlich von der katholischen Kirche abgespalten hat. In seinem geistigen Kielwasser wurde das alte Mißtrauen in die Freiheit neu betont. Die Abwendung vieler Zeitgenossen von der Kirche wurde als Folge der neuen kirchlichen Freiheitlichkeit ausgegeben. Die Rückkehr zu den alten obrigkeitlichen Mustern des "kindlichen Gehorsams" wurde neu gefordert. Seitdem ringt die katholische Kirche um die Frage der Freiheit.

Das Symposium der europäischen Bischofskonferenzen hat sich zu einigen wichtigen Erkenntnissen durchgerungen. Dazu zählen: Der Sinn wahrer Freiheit ist solidarische Liebe. Wenn es an solcher Liebe fehlt, fehlt es auch an wahrer Freiheit. Aufgabe der Kirche sei es dann aber nicht, vor der Freiheit zu warnen, sondern die Menschen zu jener Freiheit zu führen, aus der allein belastbare Solidarität erwachsen kann.³⁰⁸

Die Auseinandersetzungen in Österreichs Kirche, aber auch in anderen Gebieten der Weltkirche, sind ein Ringen der Kirche um diese großen Kulturwerte der Neuzeit. Dabei kann ruhig zugegeben werden, daß manche das Wort der Freiheit als Selbstbezogenheit mißverstehen. Dann gibt es aber nicht zu viel, sondern zu wenig Freiheit, weil Selbstbezogenheit eben noch nicht Freiheit zur Liebe ist. Die eigentliche Spannung liegt aber nicht zwischen Freiheit und Liebe, sondern zwischen dem Anspruch auf Selbststeuerung und der Fähigkeit, verantwortlich in solidarischer Freiheit zu leben. Auch die moderne Solidaritätsforschung betont, daß es eine belastbare Solidarität unter den Menschen nur aus der Kraft wahrer Freiheit gibt. Dasselbe sagt auch Johannes Paul II: *"Die universale Solidarität erfordert als unerläßliche Voraussetzung die Autonomie und freie Verfügbarkeit über sich selbst..."*³⁰⁹ Autoritäre neigen hingegen nachweislich dazu, aus innerer Schwäche und Angst unsolidarisch zu sein. Nur bei nichtautoritären kirchlichen Personen ist der selbstbezogene Individualismus niedrig. Bei den autoritär-kirchlichen Personen bleibt er hingegen auf dem hohen kulturellen Niveau. Das Evangelium verliert im Umkreis des Autoritarismus seine zur Liebe befreiende Kraft.

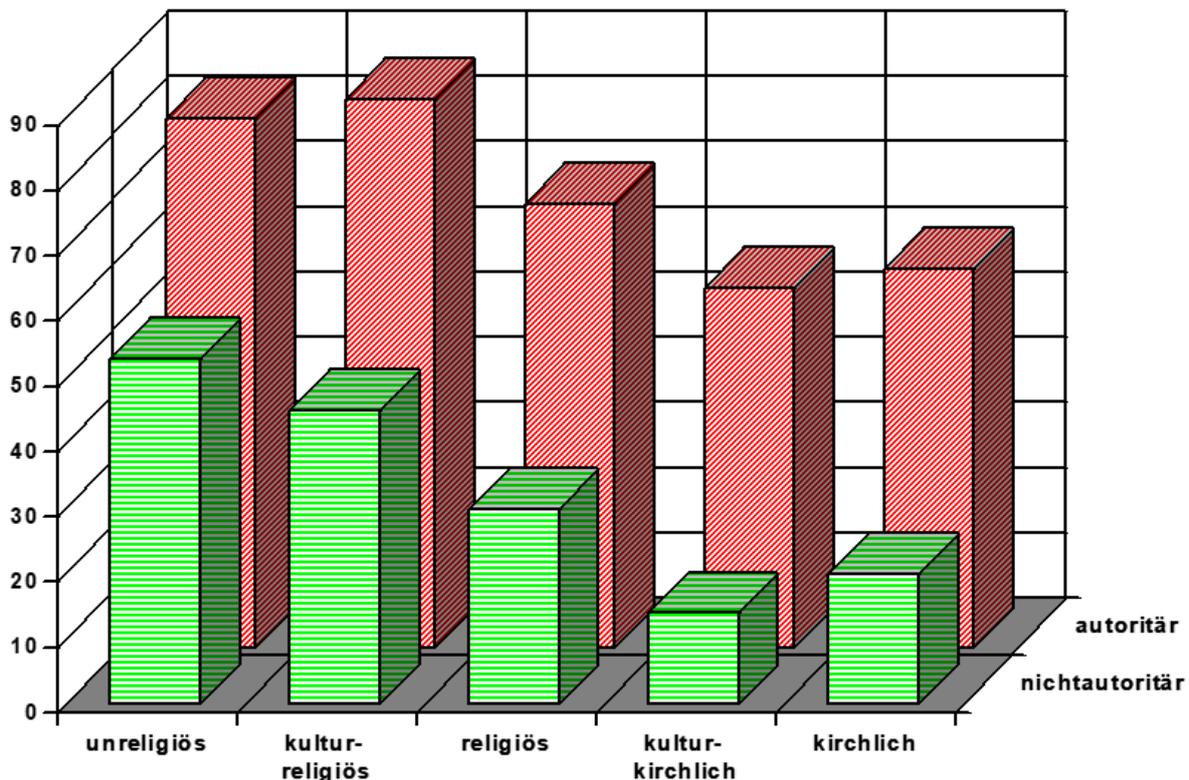
Empirisch (das Ergebnis ist in der folgenden Tabelle und Graphik dargestellt) wird das daraus ersichtlich, daß der Anteil der sehr selbstverwiesenen individualistischen Personen, damit der Anteil der zur Solidarität Fähigen unter den "Kirchlichen" (mit 20%) nur dann niedrig ist, wenn auch der Autoritarismus schwach ist; bei diesen Personen vermag das Evangelium seine solidarisierende Kraft freizusetzen. Sobald aber "Kirchliche" autoritär sind, steigt der Anteil der sehr individualistischen Personen von 20% auf 58% auf das Dreifache!

³⁰⁸ Das Evangelium leben in Freiheit und Solidarität. Arbeitsdokument des CCEE, St.Gallen 1993.

³⁰⁹ Johannes Paul II., *Sollicitudo rei socialis*, Rom 1987, 45.

	sozio-religiöser Haupttyp ³¹⁰				
<i>Anteil der sehr individualistischen Personen unter den...</i>	kirchlich	kulturkirchlich	religiös	kulturreligiös	unreligiös
<i>Autoritären</i>	58%	55%	68%	84%	81%
<i>Nichtautoritären</i>	20%	14%	30%	45%	53%

Es sind sehr individualistisch...



Es ist daher geradezu tragisch, wenn sich in der Kirche ein autoritärer "Neuer Kirchenkurs" ausgerechnet als Retter der Wahrheit des Evangeliums ausgibt. Wenn das Herzstück des Evangelium in jener Nächstenliebe liegt, die aus der Gottesliebe entspringt, die Liebe aber wiederum ohne Freiheit nicht aufblühen kann, dann hat die Kirche gar keine Wahl, als die Freiheit des Menschen optimal zu fördern und zu entwickeln. Der "Neue Kirchenkurs" ist aber eben dazu untauglich. Er beschwört zwar die Treue zum Evangelium, behindert dieses durch seinen autoritären Grundzug in seinem innersten Wesen.

Für die Kirche in Österreich stellt sich somit die große pastorale Herausforderung, Evangelium und Freiheit miteinander so zu verbinden, daß die von der Mehrzahl der modernen Menschen beanspruchte Freiheit zu solidarischer Liebe ausreifen kann. Das eigentliche pastorale Problem für die Kirche ist deshalb auch nicht die Freiheit, sondern die Tatsache, daß die Freiheit unsolidarisch gelebt wird. Die Antwort darauf kann aber nicht Freiheitsentzug sein, sondern Entfaltung der Freiheit auf ihr eigentliches Ziel hin: solidarische Liebe.

³¹⁰ Diese Haupttypen wurden gebildet durch Kombination des *Gottesbildes* sowie der *Häufigkeit des Kirchgangs*. *Kirchliche* haben eine christliche Gottesvorstellung und sind zugleich Kirchgänger, *Kulturkirchliche* sind Kirchgänger, haben aber eine deistische Gottesvorstellung von einem höheren Wesen, das die Welt erschaffen hat; *Religiöse* haben ein christliches Gottesbild, sind aber keine Sonntagskirchgänger, die *Kulturreligiösen* glauben an ein höheres Wesen ohne Kirchgang. Die *Unreligiösen* glauben nicht an Gott und gehen nicht zur Kirche.

Zusammenfassung

In den letzten Jahren haben nicht nur in Österreichs Kirche heftige Auseinandersetzungen begonnen. Die Auswertung einer Reihe repräsentativer Studien zeigt, daß in Abweichung von einer langen Reihe öffentlich unumstrittener Bischöfe zum Zeitpunkt der Hauptstudie (1990) vier "neue" Bischöfe (Groer, Eder, Küng und Krenn) mehr Ablehnung als Zustimmung ernteten. In ihrer Einschätzung ist sich das Kirchenvolk nicht einig. Beim profiliertesten Vertreter dieser Gruppe, bei Bischof Krenn, haben sich zwischen 1990 und 1992 die Zustimmungswerte noch einmal drastisch verringert. Nähere Analysen zeigen nun, daß Zustimmung und Ablehnung nicht durch die Einstellung zu Glaubensfragen oder durch Kirchengang erklärt wird: Es ist kein Glaubensstreit, der stattfindet. Vielmehr scheiden sich die Lager der Befürworter und der Ablehner an der Frage Freiheit versus Ordnung. Das hat gewiß Auswirkungen auf die Stellung der Kirche in einer freiheitsbedachten Gesellschaft. Doch ist auch das zentrale Ziel der Kirche betroffen: belastbare Solidarität, nach Johannes Paul II. *die* Überlebensstugend der heutigen Zeit, hat bei Autoritären wenig Raum; sie braucht Menschen mit einer starken Freiheitsfähigkeit. Ein autoritärer, die Freiheit nicht fördernder Kirchenkurs schadet somit letztlich dem Evangelium selbst.

Der begeisterte Selbstmord

Es war Anfang dieses Jahres. Die Österreichischen Bischöfe hatten gerade in ihrer ersten Sitzung des neuen Jahres einstimmig brüderlichen Frieden vereinbart. Was es nicht gab, wurde durch einen Machtspruch geschaffen: Harmonie. Wirklichkeit wurde konstruiert. Macht, genauer ein Machtwort schuf „Wahrheit“. Man wolle jetzt ein Jahr lang Atem holen, so verkündete der Vorsitzende der Bischofskonferenz Kardinal Schönborn den vor dieser Meldung gespannten und nach ihr hochenttäuschten Medienleuten. Dabei hatten die Bischöfe es gekonnt vermieden, über die vorhandenen Probleme auch nur andeutungsweise miteinander zu reden.

Probleme hätte es wahrlich genug gegeben. Da hat der Generalvikar des Wiener Erzbischofs mit dessen Wissen und Rückendeckung den Suffraganbischof von St. Pölten, Kurt Krenn, öffentlich massiv angegriffen: Dieser verursache mit seinen Auftritten und Aussagen pastoralen Flurschaden. Die Lage sei unerträglich geworden. Diejenigen Frauen und Männer, die in den Schulen Religion unterrichten, kämen nicht mehr dazu, über das Evangelium zu reden, sondern müßten sich das Gespött über die Kirche gefallen lassen. Bischof Krenn müsse sich ändern oder Rom müsse handeln: ihn also von St. Pölten abberufen.

„Die Lügner sollten das Maul halten“, so hatte Bischof Krenn kurz vor dieser Attacke des Generalvikars in Richtung des Wiener Kardinals verlauten lassen. Krenn war mit dem Ad-limina-Bericht der Bischöfe nicht einverstanden. Sein offen vorgetragener Ärger kam daher, daß die nun schon langjährigen Unruhen um seine Person penibel dokumentiert waren und weil dem Vatikan in der Behandlung der causa Groer unprofessionelles Vorgehen vorgeworfen wurde. Bischof Krenn behauptete, er habe den Text nicht rechtzeitig erhalten und habe daher nicht vor der Veröffentlichung des Textes Einspruch erheben können.

Kardinal Schönborn widersprach diesem Vorwurf seines bischöflichen Kollegen vehement und deponierte auch in der Bischofskongregation seine Sachverhaltsdarstellung. Hinter all diesen verwunderlichen Streitigkeiten über reine Vorgangsfragen steckt freilich ein tiefer Dissens über den dialogischen Weg, den die Kirche in Österreich schon unter Kardinal König nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil eingeschlagen hat. Bischof Krenn, und nicht er allein, ist der Ansicht, daß der eingeschlagene, zumindest von der Mehrheit der Bischöfe geduldete Weg des Dialogs mit dem Kirchenvolk, grundfalscher liberaler Verrat am Evangelium sei. Der Delegiertentag in Salzburg im Oktober 1998 habe den Zug der Österreichischen Kirche auf einem falschen Reformgleis in Fahrt gebracht. Bischof Krenn konnte das in Salzburg nicht verhindern. So warf er sich – bildlich gesprochen – vor den fahrenden Zug der österreichischen Kirche. Der Streit um die Entstehung des Berichts nach Rom wurde von ihm als destruktive Waffe eingesetzt. Damit zwang er den Vorsitzenden der Bischofskonferenz, Kardinal Schönborn, den Reformzug in einer Notbremsung anzuhalten. Zur Zeit herrscht Stillstand in Österreichs Kirche. Ein maßgeblicher österreichischer Bischof – er ist sicher froh, wenn ich seinen Namen nicht nenne – beschrieb die derzeitige Entwicklung der österreichischen Kirche

mit dem Titel eines alten Bestsellers: „Der begeisterte Selbstmord“. Auf die gezielte Nachfrage, ob er damit die österreichische Kirche und ihre Bischöfe meinte, sagte er niedergedrückt ja.

Krise der Vatikanischen Österreichpolitik

In all diesen Vorgängen kommt die Krise der Vatikanischen Österreichpolitik ans Licht. Ihre Vorgeschichte ist rasch erzählt. Die nachkonziliare Ära König hat zu einer innerösterreichischen Sammelbewegung geführt. Ihre Zusammensetzung war höchst bunt: da waren diejenigen, welche mit den Konzilsreformen unzufrieden waren. Dazu kam der Altadel, dessen Rolle in der österreichischen Gesellschaft und Kirche beachtlich ist. Schließlich herrschte in Kreisen der ÖVP die Ansicht vor, daß sich Kardinal König von der Sozialdemokratie Bruno Kreiskys über den Tisch ziehen ließ. Zusammen mit dem damaligen Apostolischen Nuntius Michele Ceccini wurde eine Liste von Bischofskandidaten erstellt. Eine Kursänderung wurde allein durch eine neue Generation von Bischöfen erhofft. So erfuhren denn auch einige abtretende Bischöfe erst aus der Zeitung, wer ihr Nachfolger ist, so Kardinal König oder auch Bischof Zak von St. Pölten. Kardinal König sagte in einem Interview in den USA, der Papst hatte offenbar keine Zeit gefunden, ihn zu konsultieren. Bischof Zak wiederum äußerte sich erzürnt, daß der Nuntius ihm noch vor wenigen Wochen eine andere Lösung als Kurt Krenn zugesichert hat: Tatsächlich war für St. Pölten Bischof Schönborn vorgesehen. Kurt Krenn hatte damals immer noch auf Wien gehofft. Daß es dann umgekehrt kam, ist wohl einer der allzu menschlichen Hintergründe für die aufgeregte Rivalität zwischen dem Metropoliten Schönborn und seinem Suffragan Krenn.

Schritt für Schritt wurde diese Liste kirchenpolitisch erfolgreich administriert. Nuntius Michele Ceccini; Österreicher im Vatikan; gute Beziehungen zur „kleinen polnischen Kurie“ im Vatikan um den Papstsekretär Dziwics, verstärkt durch polnische Bischöfe; aber auch hohe geldspendende politische Kreise aus Österreich (einige Einrichtungen in der Vatikanischen Bibliothek wurden, vermittelt durch den damaligen Vorsitzenden des Österreichischen Bundesrates, aus österreichischen Steuergeldern finanziert) hatten genug Einfluß, um einen Bischof nach dem anderen von ihrer Liste durchzubringen: Küng von Opus Dei für Vorarlberg, Eder (damals noch anstelle des eigentlichen Wunschkandidaten Laun) in Salzburg, Krenn in St. Pölten (trotz mehrmaliger gescheiterter Versuche, ihn nach Wien zu setzen).

Wie es dabei herging, erfuhr ich selbst 1989 am Rand eines Symposiums Europäischer Bischöfe in Rom. Da fragte am Tisch ein Mitglied der Bischofskongregation unsere österreichische Delegation, wie es uns denn mit dem neuernannten Erzbischof Groer ginge. Meine Gegenfrage: Da müßten Sie ja mehr wissen, wo Sie ja in der Bischofskongregation sitzen und diese Ernennung beschieden haben. Von wegen, sagte der Kardinal. Das lief so: Wir haben die vorgeschlagenen Kandidaten geprüft, um dem Papst einen Vorschlag zu machen. Dann aber kam vom Papst ein Prälat zu uns und sagte: der Heilige Vater wünsche den und den. Und damit war unsere Arbeit zu Ende. Was nur so viel heißen konnte: auch vergeblich. Es ist ja auch längst durchgedrungen, daß zumindest beim Versuch, Krenn statt Groer für Wien zu ernennen, hochrangige Personen auch aus dem Vatikan mit einem Teilerfolg interveniert haben. Die umgehende Ernennung von Kurt Krenn zum Weihbischof von Wien, an der Kardinal Groer nach seiner Auskunft auf dem Wiener Diözesanforum lediglich gehorchend mitwirkte, konnte ja nicht verhindert werden. Das Tauziehen innerhalb des Vatikan um Bischof Krenn setzte sich dann fort, als es um die Nachfolge Kardinal Groers ging. Auch dieses Mal zog Krenn den Kürzeren. Immerhin gelang es aber, ihn zum Ordinarius in St. Pölten zu machen: ohne jegliche Bitte aus dieser Diözese wurde er dorthin verfügt. Diözesen werden von der Vatikanischen Österreichpolitik nur noch als Machtbasis betrachtet. Daß es sich um Gottes Heiliges Volk handelt, spielt kaum eine Rolle.

Das Kirchenvolk nahm diese restaurative Revolution von oben deutlich wahr, die Proteste mehrten sich, die österreichische Kirchenseele kochte. Das Kirchenvolksbegehren in Österreich benötigte für seine Themen keine sonderliche Werbung. Der vorhandene Ärger genügte vielen, sich an der Protestaktion zu beteiligen. Das Ansehen der neuen Bischöfe war schlecht. Nach einer von mir selbst durchgeführten Umfrage hatten viele keine gute Meinung von den „neuen“ Bischöfen. Kardinal Groer war wegen seiner schlechten Umfragewerte derart gekränkt, daß er – wie mir sein Generalvikar Trpin mitteilte - sein Amt zurücklegen wollte. Hätte er es nur damals getan, er hätte sich wohl einiges erspart.

Natürlich wurde und wird immer noch diese Vatikanische Kirchenpolitik damit begründet, daß in der liberalen Ära Königs Österreichs Kirche auf einen falschen Weg geraten sei. In der pastoralen Abmilderung von Humanae vitae (Maria Troster Erklärung 1969) oder in der Zulassung wiederverheirateter Geschiedener (Hirtenbrief 1980) war Österreichs Kirche zum Befremden Roms einen eigenständigen Weg gegangen. Die neuen Bischöfe sollten diese pastorale Linie der österreichischen Kirche beenden.

Groerkomplott

Eine neue Qualität erreichten die Entwicklungen durch die medial von einem Betroffenen vorgetragenen Anschuldigungen gegen Kardinal Groer, er hätte ihn jahrelang sexuell mißbraucht. Der Umgang des Betroffenen wie der für die Österreichische Kirche Verantwortlichen mit diesen Anschuldigungen war fatal. Der Kardinal schwieg, die Kirchenleitung mauerte. Bis zur befreienden Erklärung von vier österreichischen Bischöfen (Weber, Eder, Schönborn, Kapellari) verging zu viel Zeit. Der Langzeitschaden für das Ansehen der Kirche ist enorm. Verantwortliche in Rom tragen eine schwere Schuld. Statt die österreichische Kirche – wie sie es vorhatten – pastoral zu sanieren, haben sie diese in die geschichtlich wohl schlimmste Lage seit Jahrzehnten gebracht.

Bald nach der Stellungnahme der vier Bischöfe war vom Journalisten Hubertus Czernin eine Analyse des Falles Groer mit Originaldokumenten erschienen. Sie machte für Nachdenkliche zumindest verständlich, wie die vier Bischöfe zur „moralischen Gewißheit“ über Groers Versagen gelangen konnten. Das sind die drei wichtigsten Erkenntnisse seiner Analysen:

1. Groer hat als faszinierende Persönlichkeit ihm anvertraute Menschen in eine tiefe Abhängigkeit gebracht. Er diente nicht den ihm anvertrauten Menschen, sondern bediente sich ihrer. Er setzte seine persönliche Faszination wie seine amtlichen Positionen (in der Schule, im Stift Göttweig) nicht dazu ein, daß Individuen ihren Lebensweg finden, sondern schaffte um sich herum Hörige, Marionetten. Aus der Sicht der "Opfer" sitzt hier die Hauptverfehlung Groers. Daher sagen auch Betroffene: "Es gibt Schlimmeres als die (Ebene der) Sexualität".
2. Diese Abhängigkeit wurde für päd- und homophile Handlungen mißbraucht. Die makabre Liste konkreter Handlungen - aus den Dokumenten herausdestilliert - ist lang: Umarmen, Streicheln, wechselseitige Penisberührungen, Zungenküsse, Ganzkörpermassagen, gemeinsame Bettstunden. Kein Sexualverkehr. Nicht finalisierte postpubertäre Pädophilie, so Primarius Hans Huber, langjähriger Sekretär von Kardinal König. Es wirkt zynisch, wenn Kurt Krenn in all dem nur "acti imperfecti" sieht.
3. Die homophil ausgebeutete psychische Unterwerfung Anvertrauter hat den Schutzraum des Bußsakraments erreicht, wobei das Beichtgeheimnis vom Beichtvater dann verletzt wurde, wenn es dem Vertuschen seiner Taten diente. Aus dem Symbol der Vergebung wurde das Diabol arglistigen Mißbrauchs.

Was richtig ist, definiert, wer die Macht hat

Der Fall Groer mußte für die neue Vatikanische Österreichpolitik eine schwere Gefährdung darstellen. Nur so ist zu erklären, warum der Vatikan – anders als in anderen Gebieten der Weltkirche wie den USA, in Australien, in Irland – einen Weg einschlug, der letztlich das Problem nicht löste, sondern nur vergrößerte. In Österreich versteht kaum noch jemand die Haltung des schweigenden kranken Kardinals Groer, noch weniger aber versteht man, warum Rom immer noch an einer Verschwörungstheorie festhält und den Kardinal – ohne je die Vorwürfe geprüft zu haben – für unschuldig erklärt. Die Unschuldsvermutung, die ja auch für den Kardinal zunächst gilt, wurde vom allein zuständigen Papst nie auf ernsthaftem Rechtsweg mit Anklage und Verteidigung untersucht. Die Unschuld wird vielmehr mit der Macht des Amtes dekretiert. Das ist aber ein schwerer Schlag gegen das Rechtsgefühl nicht nur von Katholikinnen und Katholiken, sondern einer immer mehr spottenden gesellschaftlichen Öffentlichkeit. Es schmerzt viele Katholiken, wenig gegen den Vorwurf sagen zu können, die Kirche halte sich wie auch andere nichtdemokratische Systeme an das Motto: „Wer die Macht hat, hat das Recht.“

Was sich hier abzeichnet, ist leider kein Einzelfall. An Licht kommt eine tiefe Krise im Verhältnis der Kirche zu ihrer innersten Mitte, der „Wahrheit“. Je unangenehmer existentielle Wahrheiten (also

Tatsachen) sind, umso mehr wird Macht eingesetzt, um (gegen die Tatsachen) zu erklären, „was wahr ist“. Man „überwahrheitet“.

Ein Beispiel dafür lieferte auch der Apostolische Nuntius Donato Squiccarini im Konflikt zwischen Kardinal Schönborn und Bischof Krenn. Als der St. Pöltner Bischof den Verantwortlichen in der Bischofskonferenz unter sprachlichen Entgleisungen Unregelmäßigkeiten in der Vorgangsweise beim Entstehen des Adliminaberichts vorwarf, sprach die Bischofskonferenz dem inzwischen zurückgetretenen Sekretär Michael Wilhelm das Vertrauen aus. Der Nuntius hingegen desavouierte den Vorsitzenden in aller Öffentlichkeit, bezog die Position von Bischof Krenn und dekretierte von sich aus, es seien tatsächlich Fehler gemacht worden. Mit seiner amtlichen Macht bestimmte der Vertreter des Vatikans in Österreich, was wahr gewesen ist.

Auf dem breiteren Hintergrund der Vatikanischen Österreichpolitik war dies aber durchaus konsequent. Man hatte im römischen Schachspiel mit Kardinal Groer bereits die „Dame“ verloren. Den Turm „Krenn“ zu verlieren, war man unter diesen Umständen auf keinen Fall bereit. Die persönliche Freundschaft Bischof Krenns mit dem päpstlichen Sekretär seit seiner Studienzeit in Rom sowie die Protektion Krenns durch mächtige polnische Bischöfe kommt hinzu.

Daß Rom unter diesen Umständen einen davon tief enttäuschten amtsmüden Kardinal Schönborn, der für die Weltkirche weitaus mehr Verdienste hat als der Kleinbischof von St. Pölten, im Regen stehen ließ, wird zu den historischen Skurillitäten der immer unberechenbareren Personalpolitik Roms im Finale des ansonsten so bedeutsamen Pontifikats Johannes Pauls II. gehören. Es werden wohl jene Recht haben, die sagen: Wird ein Papst alt und krank, dann macht er nur noch das, was ihm wirklich wichtig ist. Im übrigen regiert der Sekretär des Papstes die Weltkirche. Dafür gibt es zwar keine theologische Grundlage. Umso bemerkenswerter ist, daß es so passiert.

Daraus ist auch zu folgern, daß ein Bischof, der das Vertrauen der „kleinen polnischen Kurie“ um den päpstlichen Sekretär besitzt, lokal nicht aus dem bischöflichen Sattel zu heben ist. Das war vermutlich der entscheidende Fehler im Kalkül von Kardinal Schönborn, als er völlig zu Recht wegen der innerösterreichisch pastoral unerträglich gewordenen Lage Krenn durch seinen Generalvikar Helmut Schüller öffentlich zur Rede stellen ließ. Eine machtpolitische Wahrheit klärt sich: Wer in der katholischen Weltkirche zentral gestützt wird, ist lokal nicht wirklich angreifbar. Bischof Krenn spottete daher auch selbstsicher über seine Kritiker mit dem Argument: Der Papst hat mich eingesetzt. Nur er kann mich wo anders hin versetzen. Daß dabei Bischof Krenn das belastende Gespött von seiner Person auf den Papst weiterschob, kümmert ihn wohl wenig. Rom sollte prüfen, ob seine größeren „Feinde“ nicht gerade in den Reihen der Übertreuen sitzen. Kein österreichischer Bischof hat bislang den Papst in derartig gravierender Weise in Mißkredit gezogen wie Bischof Krenn: Daß der Papst bewogen wurde, ihn bei seinem letzten Besuch in Österreich kritiklos zu stützen, ist eine weitere Tragödie für eben jenen Papst, der Österreich schon aus seiner eigenen Geschichte heraus eine tiefe Verehrung entgegenbringt.

Liberalismus versus Evangelium

Die Krise der Österreichischen Kirche und mit ihr der Vatikanischen Österreichpolitik hat allerdings nur vordergründig mit Personen zu tun. Im Hintergrund steht ein Konflikt, der nicht auf die Weltkirche und auch nicht nur auf Österreich begrenzt ist, sondern tiefe kulturelle Wurzeln hat. Es ist die Auseinandersetzung an der Schnittstelle zwischen Evangelium und Kultur, näherhin zwischen der Entwicklung der modernen Freiheitskultur und dem Weg der katholischen Kirche in ihr. Das Konzil hatte sich in einer moderaten Weise hoffnungsvoll der modernen Welt mit ihrer Euphorie für Freiheit und Befreiung geöffnet. Inzwischen ist eben diese moderne Freiheitskultur selbst in eine tiefe Krise geraten. Die gewonnene einsame Freiheit gilt als riskant, bringt den Starken Vorteile, produziert aber unter den Schwächeren zu viele Modernisierungsverlierer. Die Zahl jener nimmt zu, welche die lästig werdende Last der Freiheit loswerden wollen. Diese Freiheitsflucht stärkt die rechten Flügel in der Politik wie in den Kirchen.

Solche Entwicklungen polarisieren zunehmend die modernen Freiheitsgesellschaften. Auf der einen Seite sind jene, die noch mehr Freiheitsgrade möchten. Sie wollen die Gesellschaften weiter „liberalisieren“. Die politischen Themen sind bekannt: Liberalisierung der Märkte, Liberalisierung der

Homosexualität, der Euthanasie etc. Auf der anderen Seite mehren sich die Stimmen, mehr schützende Ordnungen zu schaffen und Freiheiten zurückzunehmen: die Freiheit der Migration, die Rechte der Ausländer, die sozialen Sicherheiten. Der Streit um das Maß der Freiheit ist kulturell wie politisch voll in Gang gekommen.

Die Kirchen bleiben von dieser gesellschaftlichen Auseinandersetzung nicht verschont. Im Gegenteil: Wird dieser Streit religiös aufgeladen, verschärft er sich. Denn nunmehr streiten die einen im Namen Gottes um mehr Selbstbestimmung auch der Kirchenmitglieder. Gegen die restriktiven Positionen der Kirche in der Sexualmoral, die demokratiefremden Entscheidungsstrukturen der Kirche, die überkommene Rolle von Frauen in der Kirche, die unflexible Haltung in der Auslegung der kirchlichen Lehren wird von engagierten Kirchenreformern im Namen modernen Freiheitsverständnisses und des Evangeliums in einem gekämpft. Aber auch die Konservativen, oftmals mit Kirchenmacht ausgestattet, verbinden ihrerseits ihren Hang zu einer unfreiheitlichen Autoritätsauffassung mit dem Anspruch, das Evangelium vor dem Zeitgeist retten zu müssen. Längst ist auch das Zweite Vatikanische Konzil zwischen diese Fronten geraten. Die einen klagen, daß sein Reformelan unterwegs erlahmt sei. Rom wird vorgeworfen, auf administrativem Weg immer mehr vom Konzil zurückzunehmen, statt seinen Reformauftrag zu vollziehen. Dagegen klagen die anderen, daß zumal in einigen westlichen Ländern eine kirchenauflösende Entwicklung in Gang gekommen sei, die das Konzil nie gewollt habe und in der das Evangelium immer mehr dem liberalen Zeitgeist geopfert werde.

Der Streit um Personen ist also in der Tiefe ein Streit um das Konzil und – paradoxer Weise – zugleich die Fortführung seiner pastoralen Grundanliegen. Neuerlich wird nämlich, wie auf dem Konzil selbst, um die Positionierung in der Welt von heute gerungen. Eben diese Komplexität des Konflikts wird von vielen, auch den Beteiligten, nicht wahrgenommen, was die Auseinandersetzungen zu nutzlosen Wortgefechten und gegenseitigen Anschuldigungen verkommen läßt. Dabei wäre angesichts der enormen Zukunftsherausforderungen nichts nützlicher als ein Zusammenwirken aller kirchlichen Kräfte.

Dazu müßten aber zuerst die beiden Kirchenlager versuchen, die jeweils andere Seite zu verstehen. Es müßte eingesehen werden, daß keine Seite nur das pure Evangelium verteidigt, sondern auch sehr „profane Interessen“ mitverfolgt. So müßten beispielsweise die Vertreter des Kirchenvolksbegehrens erkennen, daß eine Dimension ihrer Forderungen (wie etwa, daß es bei sexuellen Handlungen, bei Scheidungen, bei der Wiederheirat Geschiedener, bei der Wahl der priesterlichen Lebensform letztlich allein auf die individuelle Bewertung ankomme) der Wunsch nach einer Liberalisierung kirchlicher Normen ist, die nicht das Evangelium pur darstellt. Umgekehrt müßten aber auch die Kirchenverantwortlichen den Kirchenreformbegehrenern zubilligen, daß deren für sie „liberalen“ Forderungen durchaus mit Evangelium aufgeladen sind. Zugleich könnten die Verantwortlichen in den Kirchenleitungen erkennen, daß ein Teil ihrer „antiliberalen“ Kirchenpolitik nicht allein dem Versuch entspringt, das Evangelium unversehrt zu überliefern, sondern der Angst um den Zusammenhalt der Weltkirche und manchmal sogar aus einem ererbten untheologischen antimodernen und antiliberalen Affekt.

Der Streit um die kirchliche Personalpolitik erschwert, ja verhindert nicht selten eine tiefschürfende Auseinandersetzung um den Weg der katholischen Kirche inmitten einer turbulenten geistigen, technischen, sozialen wie politischen Umgestaltung wichtiger Kulturen der Welt. Um die Rolle der Kirche in diesem Wandel müßte auch dann gestritten werden, wären in den letzten Jahren auf Grund eines sorgfältigen headhuntings akzeptablere und deshalb pastoral wirkungsvollere Bischöfe ernannt worden. So aber vergeuden viele Kirchengebiete ihre knappen Energien mit dem unproduktiven, ja Schaden mehrenden Streit um die Personen. Die Zukunftskrise bleibt auf diese Weise ungelöst. Das ist vermutlich der größte Schaden, den die fahrlässige Bischofsernennungspolitik des Vatikans in den letzten Jahren nicht nur in Österreich verursacht hat.

2001 Bischofsprofiling

Pastoraltheologische Anleitungen zum kirchlichen Headhunting

1. **Pluralität** ist das Schicksal der Kirche unter bewegten modernen Bedingungen.

Beispiel 1: vier Religionstypen (Atheisierende, nat. Humanisten, Religionskomponisten, Christen)

Die Ursache dieser Vielfalt ist der Versuch, Tradition und Situation miteinander schöpferisch zu verweben. Der biographische Ausgang dieses Versuchs entscheidet sich zu einem Gutteil im Verhältnis zur Moderne.

Im Auftreten: typengerechte (dialogische) Verkündigung des Evangeliums.

Erforderlich ist eine kritische Loyalität mit der modernen Zeit. Daher Martini an seine bischöflichen Kollegen...

Beispiel 2: vier Priestertypen – Bischöfe kommen aus einem dieser vier Typen

ungeeignet sind die Randtypen (zeitlose Kleriker, zeitgemäße Gemeindeleiter),

zeitnahe Kirchenmänner eher als Generalvikare für das Kirchenmanagement

zeitoffene Gottesmänner am besten tauglich fürs Bischofsamt - denn ein Bischof braucht gerade in Zeiten der

Kirchentransformation die Fähigkeit, in der Diözese eine orientierende – motivierende **Vision** zu erarbeiten, und das an der Schnittstelle von Tradition und Situation (offen konservativ) – das ist ein „pontificaler“ Balanceakt

Weil es mehr um das Einfinden in der Zeit geht, ist eine hohe Pluralitätstoleranz nicht nur zulässig, sondern geradezu Voraussetzung

2. Das kirchliche Amt hat die Aufgabe, synchrone und diachrone **Einheit** unter den Bedingungen der Pluralität zu schaffen.

Die Wertschätzung des Fragmentarischen

eine gesunde Relativierung des eigenen Typs

die Bereitschaft in der Schule der anderen zu lernen

eine pontifikale Fähigkeit (die ist bei den Zeitlosen ebenso selten wie bei den Zeitvollen- „Zeitgeistlichen“ so Sailer gegen Fingerlos)

3. Für umfassende Einheit zu sorgen unter den Bedingungen zeitbedingter Pluralität (die es in der Kirchengeschichte ja immer gab) muss das bischöflich Amt

„personal, kollegial, synodal“ ausgeübt werden (Miloslav Vlk)

synodal: Es braucht eine Fähigkeit des Bischofs, auf das Volk zu horchen (bei aller Notwendigkeit, die Geister zu unterscheiden, einschließlich des eigenen Geistes...) – Keine Entscheidung ohne Beteiligung der Betroffenen

kollegial: Bischof kann nur im Presbyterium, aber auch zusammen mit den Dienststellen arbeiten

personal: Es braucht auch die Fähigkeit, nach genommener Beratung zu entscheiden –also nicht nur integrieren, sondern notfalls auch identifizieren. Nach Beteiligung der Betroffenen braucht es eine Entscheidung (die vielleicht evaluiert und später korrigiert wird).

ZUDEM...

die Fähigkeit **Konflikte** als strategische Chance zu nützen

Fähigkeiten zur Personalentwicklung (gute **Mitarbeiter** für hohe Funktionen auswählen - **Gremien** vorsitzen und effizient moderieren - Ziele mit **nächsten Mitarbeitenden** vereinbaren)

praktische organisationsentwicklerische Leitungskompetenzen (eine große Administration in den Griff zu bekommen, Veränderungsprozesse anstoßen und steuern, Ressourcen visionsgerecht umverteilen) – nicht jeder Mechaniker ist ein guter Werkstattleiter („Peterprinzip“)

Mitarbeit in **bischöflichen Kollegialorganen** – national/international (Fremdsprachenkenntnisse - entscheidungsreife Vorlagen erarbeiten - kollegiale Kooperation)

Repräsentation in der Öffentlichkeit (Medienfähigkeit - kurze, knappe Statements abgeben - sich und die Kirche

glaubwürdig präsentieren - mit Regierung verhandeln)

Zulehner, Paul M./Hennersperger, Anna: „Sie gehen und werden nicht matt“ (Jes 40,31). Priester in heutiger Kultur, Ostfildern 2001. – Zulehner u.a.: Wiederkehr der Religion. Religion im Leben der Menschen 1970-2000, Ostfildern (Dezember) 2001.

2004 Er wird uns fehlen

Nachruf auf Kardinal Franz König.

Mitte Jänner hatte mich Kardinal König zum Mittagessen gebeten. Er wollte über die Lage der Kirche reden, darüber, dass die Konstantinische Zeit nun endgültig zu Ende gehe und was daher zu tun sei. Beim Kaffee nach dem Essen bat mich der Kardinal, in meiner pastoraltheologischen Arbeit nicht den Dialog zwischen den Religionen zu übersehen. Dieser sei für das Schicksal der Welt von herausragender Bedeutung. Kardinal König hatte sein ganzes waches Leben lang das Verhältnis der Religionen umgetrieben. Er forschte, publizierte, erhielt dafür Ehrendokorate (wie jenes der Universität Wien). Auch setzte er sich in Rom für jene ein, welche den Dialog zwischen den Religionen – wie etwa der indische Jesuit Dupuis – grenzgängerisch-innovativ betrieben: Selbst mit Kardinal Ratzinger legte er sich an. Kardinals König Artikel im englischen Wochenmagazin The Tablet waren in Rom gefürchtet. Der Kardinal war sein Leben lang ein Religionswissenschaftler.

In seiner steilen Kirchenkarriere konnte er solch einen Dialog auch praktizieren. So kam er viel in der Welt herum, begegnete den Vertretern anderer Religionen auf dem Konzil, auch im Wiener Erzbischöflichen Palais gingen viele Vertreter anderer Religionen aus und ein. Papst Johannes XXIII. erweiterte sein Arbeitsfeld, indem er ihm das Sekretariat für Nichtglaubende anvertraute.

König steht für die Überwindung jenes Lagerdenkens, das Österreich in der Ersten Republik einen blutigen Bürgerkrieg beschert hatte. Für die pastorale Arbeit in sozialdemokratischen Kreisen war diese politische Aussöhnung ebenso wichtig wie für die gesellschaftliche Achtung, die König der katholischen Kirche in Österreich erworben hat. Dass ihm diese Versöhnungsleistung den Namen „roter Kardinal“ eintrug, hat ihn mehr gekränkt, als er in seiner Größe erkennen ließ. Nicht Äquidistanz vertrat er, wie ihm manche unterstellten. Vielmehr bezog er – im Übrigen eher selten – für die Kirche autonom erkennbare Positionen und überließ es den Parteien, von sich aus Nähe oder Distanz zu bestimmen. So konnten die Sozialisten in Fragen der sozialen Gerechtigkeit eine größere Nähe ihrer Partei zur Kirche erkennen, in Fragen der Familienpolitik oder des Lebensschutzes hingegen fühlte sich die ÖVP kirchennäher.

Als Kardinal von Wien hatte König eine geborene Nähe zu den Ländern Ost(Mittel)Europas, die unter kommunistischer Herrschaft standen. Auch nach der Wende blieb ihm die Kirche in jenen Ländern ein Herzensanliegen. Er förderte aus Gründen des Friedens und der Gerechtigkeit das Zusammenwachsen Europas vor allem in Richtung Osten. Als ich nach der Wende das „Pastorale Forum“ als einen Verein zur Förderung der Kirchen in diesen Ländern einrichtete, durch den Doktorats- und Habilitationsstudien in Wien finanziert werden, war er selbstverständlich bereit, den Ehrenschatz zu übernehmen und jede Vorstandssitzung zu besuchen.

Das Land Österreich, die Kirche in unserem Land, aber auch mir persönlich wird dieser zugleich global wie lokal denkende und einfühlsame Kirchenmann sehr fehlen. Welcher herausragende Mann aus der Kirche wird mich jetzt anrufen, wenn ich einen zwar loyalen, aber zugleich kritischen Artikel über kirchliche Fragen veröffentliche, ob ich Schwierigkeiten habe? Kardinal König hat jene unterstützt, von denen er der Meinung war, dass sie wie er nach vorne denken. Neben der denkerischen Freiheit des fast Hundertjährigen sehen manche Junge alt aus. Diese Freiheit machte ihn zum Mitglied vieler Denkergruppen: des Club of Rome und verschiedener Akademien. Das ist nur wenigen Kirchenmännern zuteil geworden.

2004 Was von Kardinal König bleibt

Wenige Wochen vor seinem Tod, im Jänner 2004, rief mich Kardinal König ohne weiteren Grund an und stellte mir als Pastoraltheologen die Frage, ob ich nicht auch meine, dass die Konstantinische Ära der Kirche nun endgültig zu Ende gehe: jene Ära also, in der Menschen aus der Kraft der Kultur und der Macht des Staates, nicht aber auf Grund freier Wahl Christen waren. Ich konnte ihm nur beipflichten. Auch seine außerordentliche Beliebtheit in der Bevölkerung konnte die Korrosion der herkömmlichen Kirchengestalt in Österreich, besonders in der Metropole Wien, der er als Erzbischof 29 Jahre lang vorstand, nicht aufhalten. König musste mit ansehen, wie die Kirche rote Zahlen schrieb. Als er 1956 sein Amt antrat, hatte es in Österreich 8767 Kirchengestaltungen gegeben. Damals wurde diese Zahl spürbar durch 4169 Eintritte abgemildert. Aber im Laufe seiner Amtszeit als Erzbischof von Wien wurden die Heimkehrer weniger, die Austritte stiegen aber an. 1972 wurde die Zwanzigtausendgrenze überschritten, 1985 waren 32700. Bis zur Jahrtausendwende hin sollten dann die Austritte in Österreich 41000 erreichen. Jährlich verlässt heute eine Kleinstadt die katholische Kirche in einem ehemals katholischen Land.

Eine ähnliche Entwicklung nahm der sonntägliche Kirchgang. Füllten beim Amtsantritt von König immer 40% jeden Sonntag die Kirchenbänke, ging der Anteil in den fast dreißig Jahren seiner Amtszeit um 10 Prozentpunkte zurück. Allerdings sollte es dann nur noch weitere 15 Jahre dauern, dass noch einmal 10% nicht mehr regelmäßig zur Kirche gehen sollten.

In einer Studie einer Zukunftskommission des Wiener Pastoralrates wurde die Vermutung formuliert, dass es zurzeit „unvermeidbare“ Kirchengestaltungen gebe. Viele Menschen privatisieren ihren Glauben unter modernen Bedingungen. Zur Kirche haben sie ein wählerisches Verhalten. Zu den Lebenswenden Geburt, Heirat und Tod, welche sich im Spannungsfeld von archaischen Hoffnungen und Ängsten ereignen, werden kirchliche Riten erwünscht. Auch rund um die hohen Feiertage, vor allem Weihnachten und Jahreswechsel, kommen religiöse Erinnerungen hoch. Ansonsten leben immer mehr moderne Menschen auf den ersten Blick ganz gut, ohne erkennbar auf die Wohltaten der Religion und den Segen einer Kirche zurückzugreifen. „Wir sind zwar gläubig, aber nicht so absolut“: so formulierte einmal einfühlsam in die Wiener Seele Helmut Qualtinger.

Freiheit und Wahrheit

Kardinal König wusste um diesen Abschied von der Konstantinischen Kirchengestalt. Es war ihm klar, dass Katholiksein in diesem Land nicht mehr wie noch zu Maria-Theresias Zeiten ein unausweichliches Schicksal darstellt. Vielmehr galt es das Evangelium unter den Bedingungen der Freiheit zu verkündigen. Manche folgerten daraus, dass es im Kontext von Freiheit keine Wahrheit mehr geben könne. Schick sei, so betonten ja auch viele – auch angesichts der immer noch latent katholischen Kultur im Land – ein Agnostizismus. Der Satz von Luther, hier stehe ich und kann nicht anders, wurde bei nicht wenigen Zeitgenossen umgeformt und lautet nunmehr „Hier stehe ich und kann jederzeit anders.“ Freiheit erscheint also vielen als wahrheitsunverträglich. Man müsse also wählen, entweder Freiheit oder Wahrheit. Das macht nicht wenige zu freien Erkenntnisopportunisten – oder aber zu unfreien Fundamentalisten. König gab nie der einen oder anderen Seite nach. Stets war er entschlossen bemüht, Freiheit und Wahrheit zusammenzuhalten.

Religion und Vernunft

Aber nicht nur Freiheit und Wahrheit wurden zu Gegenspielern, sondern auch Religion und Vernunft. Unter dem Druck positivistischer Vernünftigkeit meinten nicht wenige, sich in eine irrationale Religiosität retten zu müssen. Religion, auch die christliche, schien dann unverträglich zu sein mit der Vernünftigkeit aller modernen Wissenschaften. Natürlich wusste König um die Tiefen der Religion, die sich nicht in positivistischer Vernünftigkeit erschöpft, sondern in ihren kühnen Durchbrüchen ungeahnte Höhen und Tiefen erreicht. Zugleich aber weigerte er sich, einen Widerspruch zwischen moderner Wissenschaft und alter Tradition anzunehmen.

Das verschaffte dem Kardinal einen offenen Zugang zu den Bühnen modernen wissenschaftlichen Denkens: in Akademien, im Club of Rome. Gerade die denkerische Vorhut rief ihn gern zum Gespräch. Und als der Kardinal zum Zweiten Vatikanischen Konzil reiste, nahm er sich nicht einen bewährten Schultheologen mit, sondern einen der theologisch unruhigsten Geister der damaligen Zeit: den Jesuitenpater Karl Rahner, der in diesem Jahr 100 geworden wäre. Lieber als die Wiederholung des schon immer Gedachten war ihm in der Theologie das Ungewöhnliche, das Riskante, das Überschreiten von Grenzen – auch von Grenzen, die auf den ersten Blick dogmatisch unübersteigbar gezogen zu sein schienen. Das führte zu einer großen Sympathie zu den kirchlichen Querdenkern. Einen Adolf Holl abzusetzen, fiel ihm nicht leicht. Dieser hatte den „Pillenpapst“ Paul VI. zum Rücktritt aufgefordert und gemeint, dass die Prediger auf der Kanzel über die Auferstehung nicht das lehrten, was Bibelprofessoren auf den Lehrkanzeln dozierten. Als ich zum Habilitationsstudium freigestellt worden war, riet er mir, zu Theologen zu gehen, die in den Augen mancher als Dissidenten dastanden. In seinen letzten Lebensjahren hat Kardinal König noch dem indischen Jesuiten und Religionstheologen Depuis SJ, den sein eigener Orden gnadenlos fallen gelassen hatte und der schutzlos von der Glaubenskongregation abgemahnt wurde, in der Öffentlichkeit des englischen Tablets Unterstützung angedeihen lassen. Es ist mir selbst passiert, dass das Telefon läutete und Kardinal König fragte, ob ich Schwierigkeiten hätte wegen eines soeben erschienen kritischen Beitrags. König wollte eine Kirche, mit tiefen Wurzeln in der Tradition und einer vernünftigen Offenheit unter Gottes weitem Himmel.

Ein Freund des Religionsdialogs

Das erklärt auch, dass unter diesem weiten Himmel, unter dem Menschen letztlich nach dem Sinn ihres zumeist weit kürzeren Lebens als jenem des Kardinals fragen, wo sie wissen wollen woher sie kommen und wohin sie gehen, König hatte ein waches Gespür für die große Suchbewegung in allen Religionen und Konfessionen. Dabei eignete er sich nicht als ein Vorläufer jener pluralistischen Religionstheologien, welche angestrengt das „Dominus Jesus“ aus Römer 10,10 übergehen. Aber König war ein Freund des großen Dialogs zwischen den Religionen: um der einen Wahrheit willen und auch um des Friedens der Welt willen.

Dabei lagen ihm insbesondere die getrennten orthodoxen Kirchen am Herzen. Um den Dialog in Gang zu halten gründete er in Wien Pro Oriente, das der mehr philosophisch denn religionstheologisch ausgewiesene Bischof Kurt Krenn durch ein Pro Occidente zu konterkarieren versuchte. An solchen Kleinigkeiten mag die Größe des Kardinals König als Pontifex, als Brückenbauer zwischen den Religionen und Konfessionen erkennbar werden. Das ökumenische Klima, das heute in Österreich herrscht und welches ein im Ausland mehr als im Inland beachtetes Sozialwort von 18 christlichen Kirchen hervorgebracht hat, ist ein bleibendes Geschenk der Ära König und sollte nicht durch eine kurzsichtige Kontroverstheologie, wie sie zur Zeit von führenden Evangelischen Theologen forciert wird, nicht aufs Spiel gesetzt werden.

Seelsorger

Während der Amtszeit des Kardinals kursierte bei Insidern der Witz: „Als der Kardinal unlängst in Wien durchreiste, hat er folgendes entschieden...“. Eine solche Erzählung demonstriert auf der einen Seite die globale Dimension des Wirkens Königs. Er war ein Weltbürger und ein Weltkirchlicher in einem. Aber wie das Globalizing nur stark ist mit einem gleichzeitigen Localizing war König auch in der großen Erzdiözese Wien (eine der größten Diözesen der Welt!) und in der Kirche des kleinen Österreichs voll präsent. König leitete die Österreichische Bischofskonferenz und die Erzdiözese mit kirchenpolitischer Klugheit und seelsorglichem Eros. Es konnte sich bei aller Größe bei den Menschen, denen er seelsorglich begegnete, dienend klein machen. Manche können erzählen, dass er einem kleinen Kind in die Augen blickte und bemerkte, welch schöne Augen es habe. König war ein Mann mit ausgereifter und liebevoller Männlichkeit, mit äußerst vornehmen Umgangsformen und mit der Fähigkeit, den Menschen zuzuhören. Wenn es in der Bibel von Gott heißt „Ich kenne ihr Leid“ (Ex 3,10), so kann das auch vom seelsorglichen Dienst des Wiener Kardinals gesagt werden.

Wie kein anderer nahm er denn auch die Menschen vor Römischer Eindeutigkeit und Strenge in Schutz. Ihm ist die Maria Troster Erklärung zu danken, welche sowohl den Respekt vor der Enzyklika Humanae vitae und dem Gewissen der Ehepaare einmahnte. Er unterstützte seinen Priesterrat, als dieser unter

der Federführung von Weihbischof Krätzl pastorale Anweisungen zur Seelsorge im Umkreis von Scheidung und Wiederverheiratung formulierte. Am liebsten wäre es ihm gewesen, die katholische Kirche wäre bei den orthodoxen Kirchen in dieser Frage in die Schule gegangen und hätte von dieser gelernt, dass Akribia und Oikonomia durchaus verbindbare pastorale Handlungsweisen sind: In der Verkündigung des Ideals akribisch genau, in der Klärung konkreter verzwickter Situationen aber wie ein liebevoller Hausvater. Es spürte bald, dass der von ihm so geförderte Papst Johannes Paul II. in dieser Frage eine andere Position vertrat. Und als sich abzeichnete, dass der Papst in jenem Apostolischen Schreiben, das nach der Bischofssynode über die Familie erwartbar war, die Weltkirche in dieser Frage auf einen strengen Kurs einschwören werde, veröffentlichte er nach der Synode und vor dem Päpstlichen Schreiben ein Hirtenwort der Österreichischen Bischöfe, in dem er den Österreichischen Weg noch einmal festschrieb. Hier liegt einer der Gründe, warum Helmut Krätzl nicht Königs Nachfolger wurde – womit alle gerechnet haben und was der Kirche in Österreich das „Groersche Waterloo“ erspart hätte.

Der politische Bischof

Zu Königs Erbe gehört der weltanschauliche Friede in Österreich. Die engste Verflechtung der katholischen Kirche mit den Christlichsozialen in der Ersten Republik zog diese in den Bürgerkrieg. Die Kirche wurde – vor allem in der Person des „Prälaten ohne Milde“ Ignaz Seipel – zum Klassenfeind. Arbeiter, die sich zum Austromarxismus bekannten, erhielten in den katholischen Beichtstühlen keine Lossprechung. Die Gräben waren tief. Unter Kardinal Innitzer gelang es nicht, die tiefen Wunden zu heilen. Es blieb Kardinal König vorbehalten, dieses kirchliche wie politische Meisterstück zu vollbringen. Papst Johannes XXIII. gab Unterstützung, weil er König erst dann zum Kardinal erheben sollte, als der Weg zu einem neu geformten Konkordat eröffnet war. Dem Kardinal wurde von unerleuchteten Kreisen der österreichischen Politik vorgeworfen, Bundeskanzler Kreisky habe König und mit ihm die Kirche „über den Tisch“ gezogen. Es kränkte König sehr, wenn er wegen seiner pastoralen Zuwendung zum „verlorenen Sohn“ (der Arbeiterschaft, der Gewerkschaft) vom daheim gebliebenen Sohn als „roter Kardinal“ geschmäht wurde. Es gehört auch zur Tragik der österreichischen Kirchengeschichte, dass einige aus der ÖVP, im Verbund mit anderen Fundamentalisten im Kirchenvolk und im Altadel, diese politische Friedensleistung Königs als Anlass nahmen, nach König in Österreich einen neuen Kirchenkurs von Rom zu erbitten.

Das Leiden an seinen Mitbischöfen

Es gehört zu den großen Niederlagen des glorreichen Pontifikats Johannes Pauls II., dass es in ihm zu einem derart miserablen „Headhunting“ in der Form von höchst umstrittenen Bischofsernennungen gekommen ist. Eigene Studien belegen, dass mit den Ernennungen von Groer, Krenn, Eder und Kung (und später reihte sich noch Laun in diese Gruppe fugenlos ein) das Ansehen des Österreichischen Episkopats schlagartig kollabierte. Wurden Groer und Krenn noch in der Zeitschrift Trenta giorni noch als die großen Hoffnungsträger der Weltkirche gepriesen, bescherten diese der österreichischen Kirche eine pastorale Katastrophe, von der sich diese bis heute noch nicht wirklich erholt hat. Es ist im Sinn von Kardinal König sehr zu hoffen, dass dieser „neue Kirchenkurs“ endgültig der Vergangenheit angehört und die Altlasten alsbald beseitigt sind: wofür es gute Chancen gibt, denn Groer ist tot, Eder in Pension, Krenn amtsbehindert krank, Laun nicht gerade arbeitswütig und Kardinal Schönborn ist zusammen mit Erzbischof Kothgasser entschlossen, der Bischofskonferenz wieder Arbeitsfähigkeit und Ansehen zu verleihen – der neue Bischof von Innsbruck Scheuer war ein sehr guter Anfang. Von Kardinal König wurde stets in Richtung Rom mahnend gebeten, bei Bischofsernennungen doch mehr in das Kirchenvolk hineinzuhorchen. Als sein Nachfolger ernannt worden war, weilte König in Amerika. Ein Redakteur stellte ihm damals die Frage, ob er denn konsultiert worden sei. König in seiner diplomatischen Vornehmheit: Der Papst versprach, mich zu fragen. Aber offenbar hatte er keine Zeit dazu gefunden. Hätte man König doch nur gefragt. Vieles wäre anders gekommen.

Konzilsförmige Kirche

Noch in den letzten Wochen seines Lebens mahnte er die Menschen im Kirchenvolk, miteinander die Konzilstexte zu lesen und die vom Konzil gesuchte Vertiefung der Lebenskraft der Kirche voranzubringen. Er war ein Freund der Pfarrgemeinden, auch wenn er die neueren geistlichen

Bewegungen respektiert. In seiner Liberalität selbst das nicht übertrieben liberale Opus Dei holte er nach Wien und weihte des Öfteren Priester des Opus Dei. Es förderte – vor allem im Zusammenspiel mit dem großen Präsidenten der Österreichischen Caritas Prälat Leopold Ungar – die Caritas. Er hielt also die Gottesfrage mit der Menschenfrage engst zusammen. König war nicht nur Vizepräsident des Konzils, sondern ein großer Anwalt der Durchführung. Er berief nicht nur die Wiener Diözesansynode ein, sondern auch den Synodalen Vorgang Österreichs. Von den Konzilsdekreten schätzte er neben jenem über die Kirche und das Dokument über die „Kirche in der Welt von heute“ vor allem das über die Religionsfreiheit und am allermeisten jenes über die göttliche Offenbarung. Es stellt einen Gott vor, der in Freiheit mit seinem Freund Abraham das Gespräch sucht. Ein Gott des freien Dialogs: vielleicht die tiefste gläubige Vision, die Kardinal König leitete und ihn zu einem Mann des unermüdlichen Dialogs machte – mit den großen Religionen der Welt, mit den Atheisten, mit allen politischen Lagern, mit den osteuropäischen Kommunisten.

Paul M. Zulehner

2014 Das Bistumsvolk und sein Bischof

Es ist eindrücklich: Gott hat schon seit alters her ein Volk erwählt, um allen Menschen anschaulich vorleben zu lassen, was er mit allen Menschen im Sinn hat. Eine Welt sollte entstehen, die unter offenem Himmel lebt und in der es daher Spuren von Gerechtigkeit und Frieden gibt. Wer auf Gott setzt, ihm vertraut, der oder die benötigt nicht jene Selbstsicherungsstrategien, die in der Welt seit Menschengedenken weit verbreitet sind und die alle letztlich aus der Angst vor dem Tod geboren sind. Diese vermeintlichen Selbstsicherungsstrategien, die es erschweren, dass wir in Gottes Art Liebende werden, heißen Gewalt, Gier und Lüge, so die moderne Wissenschaft von Menschen vertreten durch Rene Girard (Canada) und Monika Renz (Schweiz). Die modernen Variationen der vertrauenslosen Selbstsicherung zeigen sich in Terrorismus, Finanzkrise und Korruption.

Jesu Vision: Umwandlung der Welt

Jesus, der in der Auferstehung zum Christus eingesetzt wurde (Apg 2,36), ist die anschauliche Auslegung dieser lebensfreundlichen Absichten Gottes für seine Welt. Er visionierte vom Kommen des Reiches Gottes. Der Apostel Paulus macht es der Christengemeinde in Rom mit diesen Worten schmackhaft „... das Reich Gottes ist nicht Essen und Trinken, es ist Gerechtigkeit, Friede und Freude im Heiligen Geist“ (Röm 14,17). Vertraut auf Gott!, so Jesu Umkehrbotschaft. Schließt Euch womöglich miteinander meiner Bewegung an! Dann tragt ihr zum Kommen dieser „neuen Welt“ bei. Dann durchweben Spuren des Himmels schon jetzt das Leben auf Erden. Der Himmel geht über allen auf!

Schon seit Jahrhunderten gibt es die Jesusbewegung auch auf dem Gebiet der heutigen Diözese Passau. Menschen fühlen sich von Gott berufen, sind diesem Gottesvolk „hinzugefügt“ (Apg 2,47) und erleben sich mit vielen Gaben beschenkt (1 Kor 12; Röm 12). Eines der Geschenke ist, dass Jesu Geist die Berufenen mit seiner Vision „begabt“ (Joel 3,1). Es ist keine abgehobene Vision, sondern eine, die in konkrete Projekte umgesetzt den Weg der Kirche in der Welt von heute anzeigt.

Um diese Visionen zu heben und Schritte ihrer Verwirklichung zu entwickeln, braucht es Zeiten des Innehaltens, um auszukundschaften, was „heute“ dran ist, damit Gottes Traum von seiner Welt eine Chance behält. Das Zweite Vatikanische Konzil war ein solches Innehalten der weltweiten katholischen Kirche.

Aber auch das Passauer Kirchenvolk hat an der Wende zum neuen Jahrtausend innegehalten. Unter ihrem pastoral einfühlsamen Bischof Franz X. Eder ist es den Weg einer dreijährigen pastoralen Entwicklung gegangen. Es war ein spirituell bewegender Moment, als zu Pfingsten 2000 der Passauer Pastoralplan im Hohen Dom „in Kraft“ gesetzt wurde. Bischof Eder betonte, dass es nicht sein Bischofsplan für das Volk, sondern ein unter seiner festen synodalen Leitung entstandener Plan des Kirchenvolks selbst ist, der den Weg in eine verantwortliche pastorale Zukunft weisen soll. Als Bischof fühle er sich moralisch an dessen Ausführung gebunden. Denn der Bischof sei nicht der Herr des Kirchenvolks, sondern sei bestellt, damit das Gottesvolk in unserer Zeit getreu in der Spur Jesu verbleibe. Auch gehe ein guter Hirt keinesfalls immer voran, sondern „folgt“ und „gehört“ der Herde, indem er aufmerksam auf sie horcht.

Dieser Passauer Pastoralplan ist nach wie vor vielleicht nicht formal, aber sachlich „in Kraft“. Denn er bleibt auch dann kraftvoll, wenn man ihn „auslaufen“ lässt. „Auslaufen“ hat dabei eine bedenkenswerte doppelte Bedeutung. Es kann absetzen, beenden bedeuten. Zugleich kann es aber auch heißen, dass der Plan „ausläuft“, also hinausläuft ins Land und die Herzen der Menschen erwärmt, wie Papst Franziskus sagen würde, dem der Pastoralplan wohl Freude machen würde.

Seine Kraft bezieht dieses visionäre und doch praktische Dokument aus den Gründungsurkunden des Gottesvolks. Es kreist um das Doppelgebot, das Jesus als Jude aus der gläubigen Tradition seines Volks übernimmt. Gottes- und Nächstenliebe werden in Projekten konkret. Das ist der Schlüsselsatz:

„Eine Kirche, die um sich selbst kreist und dabei Gott vergisst, wird leidunempfindlich. Wer hingegen in Gott eintaucht, taucht neben den Menschen auf. Dabei kann der Weg auch in der anderen Richtung verlaufen: Wer den Menschen begegnet, findet in diesen auch Gott (vgl. Mt 25)“ (PPP 16).

Nicht nur anbeten, sondern auch nachfolgen

Richard Rohr, US-amerikanischer Franziskaner und weltweit bekannter Mystiker, sagte einmal sinngemäß: „*Wir haben angefangen, Jesus Christus anzubeten, damit wir ihm nicht nachfolgen müssen.*“ Das Eintauchen in Gott verlangt unweigerlich nach einem Auftauchen bei den Armen. Sonst verkommt das Christentum zu einer frömmelnden Wellnessspiritualität. Auf diese Seite macht der derzeitige Bischof von Rom, Papst Franziskus, unentwegt aufmerksam. Er beklagt, dass die Kirche, also die Ortskirchen, die Pfarreien und Gemeinschaften um sich selbst kreisen. Das mache die ganze Kirche krank. Also wünscht er sich, dass sich die Kirche „aufmacht“, also zugleich öffnet wie aufbricht und ihre Menschennähe wiederentdeckt. Sie muss an die Ränder gehen, zu jenen, die zum Ärger der Frommen in der damaligen „Glaubenskongregation“ Jesu bevorzugte „Zielgruppe“ waren. Und diese „Armen“ und vom Leben „Verwundeten“ muss sie heilen, nicht belehren. Schon gar nicht passe moralisierendes Urteilen und Verurteilen zu Jesus. Dieser hat nie exkommuniziert, sondern wo immer er konnte „hereingeheilt“. Er hat auch niemandem die heilsame Kommunion mit ihm verweigert, sondern gerade sich jenen gereicht, die des Arztes und der Heilung bedurften. An Jesus ausgerichtet misstraut auch Papst Franziskus einem „Dogma“, das nicht, wie Gott selbst, menschenfreundlich ist und verwundet statt heilt. „*Amate scientiam, sed anteponite caritatem*“ (liebt die dogmatische Wissenschaft, aber stellt über sie die pastorale Liebe), so der Kirchenlehrer Augustinus. Barmherzigkeit ist das Innerste Gottes. Sie verhindert, dass das Recht – auf die Spitze getrieben – ins Unrecht kippt. So sinngemäß Papst Benedikt XVI. in *Deus caritas est*. Im denkerischen Umkreis des Pastoralplans wurde deshalb immer wieder formuliert: *Die Kirche müsse in der Nachfolge des Heilands zum Heil-Land werden.* Eine solche Kirche ist bevorzugt bei den vielen Armen. Papst Franziskus nennt beispielhaft die arbeitslosen Jugendlichen und die vereinsamten Alten.

Die Herzen wärmen und Wunden heilen (Papst Franziskus)

Dieser Akzent des Pastoralplans, das Auftauchen bei den Menschen, näher hin den Armen und Armgemachten nicht nur bei uns, sondern in der einen Menschheit, verlangt in den nächsten Jahren erhöhte Aufmerksamkeit. Da ist jetzt Bischof Stefan Oster in seinem Hirtenamt stark gefordert. Es geht darum, dass das Kirchenvolk in den vielen meist im Lauf der Geschichte bürgerlich gewordenen Pfarreien und frommen Gemeinschaften diese Spur aufnimmt. Auch der Pastoralplan hatte das schon vorgesehen: Beheimaten, in Liebe dienen, Zeit haben waren die einschlägigen Projekte dafür. Sie fördern das Auftauchen bei jenen, die physisch oder psychisch obdachlos sind, die keinen Sinn im Leben sehen, deren Ehe aus einem unentflechtbaren Gemenge von Schuld und Tragik zerbrochen ist und die in einer neuen Liebesbeziehung „ein Leben in Frieden“ gefunden haben. Zu einem solchen „hat Gott euch berufen“, heißt es in 1 Kor 7,15.

Bischof Stefan Oster bringt für diese Hirtenaufgabe wertvolle Gaben mit. Er ist kommunikativ, medial kompetent und erfahren. Er liebt die Menschen, als Jünger des hl Don Bosco zumal die jungen, deren Herzen ihm zufliegen. Er trägt die süße und gefährliche Last eines medialen Hypes an Beliebtheit und teilt diese Last mit dem Papst, der ihn ernannt hat. Er ist wie Papst Franziskus auch nicht klerikal, was hoffen lässt, dass es klerikale Versuchungen in der Diözese hinkünftig unter Ordinierten und den in dieser Hinsicht gefährdeten Laien wieder nicht mehr leicht haben. Ihm persönlich ist zu wünschen, dass er beherzigt, was der Münchner Dogmatiker Gottlieb Söhngen einmal dem großen Papst Pius XII. auf die Frage, was er ihm für seine Amtsführung raten würde, gesagt haben soll: „Geh mir aus der Sonne, Heiliger Vater, die da Christus ist!“

Jedem Bischof ist zu wünschen, dass in seiner pastoralen Weite und Tiefe weder dem Volk Gottes und schon gar nicht dessen eigentlichen Hirten, Jesus, dem Christus, im Weg steht. Es macht demütig und ist heilsam in einem: Zu wissen, dass, auch wenn die Bischöfe kommen und gehen, das diözesane Gottesvolk bleibt.

2016 Erklärung der Pastoraltheologen und Pastoraltheologinnen Österreichs zur gegenwärtigen pastoralen Lage

1. Die gegenwärtige Krise ist zunächst keine Krise der Seelsorge, sondern eine Krise in der Kirchenleitung. Sie betrifft allerdings in ihren Auswirkungen unmittelbar jene Arbeit, die eine sehr große Zahl von Frauen und Männern im Namen der Kirche für die Menschen in unserem Land leistet: in Pfarren und Schulen, für Kranke und Jugendliche, Kinder und Familien, in Beratungsstellen und in der Sterbebegleitung. All dies ist nicht nur Ausdruck für die Solidarität der Kirche mit den Menschen, sondern schafft auch Solidarität in unserem Land.

2. Millionen von Katholiken, tausende von Priestern, haupt- und ehrenamtlich seelsorglich Tätigen, die vielen Ordensfrauen und Ordensmänner haben ein Anrecht darauf, daß ihre Arbeit nicht durch unnötige Kirchenkrisen belastet wird.

Zwar mag es richtig gewesen sein, in einer ersten Reaktion auf eine medial gekonnt vorgetragene Attacke um den beschuldigten Herrn Kardinal eine schützende Mauer hochzuziehen. Manche meinten, das auch schon deshalb tun zu müssen, weil sie befürchteten, daß im Angriff gegen den Kardinal insgeheim auch ein Angriff gegen die Kirche als ganze vorgetragen wurde.

Wir verlangen, daß in diesem Konflikt die Würde aller Beteiligten gewahrt bleibt. Unzulässig ist es, ohne gesicherte Gründe die Glaubwürdigkeit derer zu unterwandern, welche Anschuldigungen vorbringen. Ein klärendes Wort des Herrn Kardinal steht immer noch aus. Wir bitten ihn darum.

3. In dieser kritischen Lage sind von der Kirche einige Aufgaben zu bewältigen:

(a) Ihre pädagogischen Einrichtungen (Internate, Kindergärten, aber auch Jungschar- und Jugendarbeit, Pfarrseelsorge) alles nur Erdenkliche tun, um den Eltern die Sicherheit zu geben, sie können ihre Kinder mit gutem Gefühl der Kirche anvertrauen. Niedrigschwellige Beratungsstellen sind zu schaffen, in denen sich mißbrauchte und belästigte Kinder, deren Angehörige, aber ebenso ratsuchende Täter helfen lassen können. Eine öffentliche Auseinandersetzung mit sexuellem Mißbrauch durch kirchliche Amtsträger und Dienstnehmer schützt die Opfer.

Der sexuelle Mißbrauch von Minderjährigen muß in der ganzen Gesellschaft offen diskutiert werden. Die Kirche könnte durch eine qualifizierte Behandlung dazu einen guten Beitrag leisten.

(b) Bei der Ausbildung von Priestern sowie kirchlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern wird hoher Wert auf eine Erziehung gelegt werden müssen, in der Männer und Frauen heranwachsen, die sich in ihrer Sexualität annehmen können und diese in ihre Persönlichkeit integrieren. Auch die Frage nach der Homosexualität muß in diesem Zusammenhang angegangen werden.

(c) Verglichen diesen Aufgaben ist die Frage nach der Ehelosigkeit eine sekundäre. Denn unverheiratete wie verheiratete Dienstnehmer in der Kirche, deren Sexualität nicht integriert ist, schaden der Seelsorge.

4. In unseren dynamischen Kirchenzeiten ist ein hoher Bedarf an qualifizierter Leitung entstanden. Das Kirchenvolk hat daher ein Recht darauf, daß bei den nächsten Bischofsnennungen in Wien und Tirol geeignete Personen in dieses Amt berufen werden: Sie sind erfahrene, für das Evangelium gewinnende Seelsorger. Sie bringen eine gediegene Leitungskompetenz mit. Ihre wichtigste Aufgabe wird es sein, mit starken Visionen (1 Sam 3,1-10) dem Kirchenvolk voranzugehen und dabei die Schwestern und Brüder zu stärken (Lk 22,32). Eine weitere Entmutigung durch die Ernennung von Bischöfen, die das Volk in seiner Mehrheit nicht annehmen kann, darf jener Kirche nicht zugemutet werden, in der arbeiten zu können nicht nur wir stolz sind.

Einstimmig beschlossen am 7.4.1995 in Linz.

Mit der Bitte um Veröffentlichung.

Univ.Prof.P.Dr.Klemens Schaupp SJ, Innsbruck, Vorsitzender.

2016 Wird die Wahrheit frei machen?

Czernin hat meisterhaft recherchiert: Die Originaldokumente, unkommentiert aneinandergereiht, lesen sich wie Umberto Eccos Klosterkrimi. Der Unterschied zu dessen Roman "Im Namen der Rose": Dort kann man am Ende erleichtert aufatmen und sagen: Alles erfunden. Nach der Lektüre der Dokumentation Czernin hingegen bleibt nur die bittere Erkenntnis, daß es leider so war. Mit journalistischer Liebe zum Detail bringt Czernin Licht in den Groer- und Kirchennebel. Keine kirchlichen Nebelwerfer werden dieses Licht mehr vertreiben können. Zudem: Wer bislang näherhin wissen wollte, was einige Bischöfe zu Ihrer "Erklärung" mit moralischer Gewißheit vorgetragenen bewogen hat, findet ausreichend Grundlagen. In aller Kürze: drei Annahmen verdichten sich zur "moralischen" Gewißheit:

1. Groer hat als faszinierende Persönlichkeit mit klaren Stärken und ebenso fatalen Schwächen ihm anvertraute Menschen in eine tiefe Abhängigkeit gebracht. Die einschlägigen Zeugnisse sind erdrückend. Czernin spricht von der Mariensekte der Legio Mariens, doch letztlich treffen die Berichte die Person Groers. Er dient nicht Menschen, sondern bedient sich ihrer. Er setzt seine persönliche Faszination wie seine amtlichen Positionen (in der Schule, im Stift Göttweig) nicht dazu ein, daß Individuen ihren Lebensweg finden, sondern schafft um sich herum Hörige, Marionetten (43, 159, 167, 197). Aus der Sicht der "Opfer" sitzt hier die Hauptverfehlung Groers. Daher sagen auch Betroffene: "Es gibt Schlimmeres als die (Ebene der) Sexualität" (132).

2. Diese Abhängigkeit wurde für pädo- und homophile Handlungen mißbraucht. Die makabre Liste konkreter pädophiler Handlungen - aus den vielfältigen Dokumenten herausdestilliert - ist lang: Umarmen, Streicheln, wechselseitige Penisberührungen, Zungenküsse, Ganzkörpermassagen, gemeinsame Bettstunden. Kein Sexualverkehr. Nicht finalisierte postpubertäre Pädophilie (Hans Huber, Primarius, langjähriger Sekretär von Kardinal König). Kein Trost, wenn Kurt Krenn in all dem in seinem tragischen nibelungentreuen Entlastungsversuch "nur" einen "actus imperfectus" (155) sieht. Als ob nicht das Herz und das Begehren zählten... Der Aufarbeitung der Homosexualität erweist das Groersyndrom und wie es verhandelt wird, keinen guten Dienst. In vielen Dokumenten vermischt sich die Verwerfung von Homosexualität unter den Bedingungen der pädagogischen wie spirituellen Abhängigkeit mit einer latenten kulturell und nicht nur kirchlich weit verbreiteten Negativbewertung von Homosexualität.

3. Die homophil ausgebeutete psychische Unterwerfung Anvertrauter hat nach verbürgten Zeugnissen den Schutzraum des Bußsakraments erreicht, wobei das Beichtgeheimnis vom Beichtvater dann verletzt wurde, wenn es dem Vertuschen seine Taten diente (dazu besonders lesenswert der dichte Brief eines Exmönches an Pater Hermann zur Zeit der Visitation Göttweigs auf den Seiten 191-197). Aus dem Symbol der Vergebung wurde das Diabol arglistigen Mißbrauchs.

Kein Bibelzitat wird in der Czerninschen Groerkirchenchronik öfter zitiert als "Die Wahrheit wird euch frei machen" (Joh 8,32). In einem dreiseitigen Postskriptum formuliert Czernin im Rückblick eine paradoxe Hoffnung: "Er, der sich so beharrlich der Wahrheit durch schweigen entzieht, hat es damit geschafft, etwas Wahrheit in die Kirche zu bringen" - jene Wahrheit, die nicht nur frei macht, sondern unvermutet Kirchnerneuerung, zumindest aber den organisatorischen Umbau der österreichischen Kirche beschleunigen wird. Als Umbauziele nennt er neben Transparenz vor allem Kirchendemokratisierung. Aber sind diese Ziele nicht doch eine Spur zu allgemein und zu schön, Fernziele, die - weil in so weiter Ferne - auch zu resignativer Untätigkeit führen können? Zudem werden die Demokratisierungsgegner nur allzusehr einwenden, daß Gottes ungeschuldetes Entgegenkommen nicht demokratisierbar ist. Es ist da eben wie beim Mozart und den Philharmonikern: Mozart ist einfach zu spielen. Da ist nicht viel zu demokratisieren. Das Ensemble freilich kann autoritär oder demokratisch gestaltet werden.

Ich möchte kleinere Folgerungen als Czernin ziehen, die unverzüglich anzugehen sind und unmittelbar aus seiner Dokumentation folgen:

1. Rasch entwickelt werden müssen Instrumente, welche jene, die sich für eine kirchliche Aufgabe bzw. Lebensgemeinschaft bewerben, streng auf ihre Eignung prüfen bzw. deren Eignung auch zielstrebig fördern. Zur Eignung aber gehört, wie das Groersyndrom mit wünschenswerter Präzision zeigt, affektive Reife. Diese wird weder durch eine Heirat noch durch den Entscheid für ein zölibatäres oder mönchisches Leben ersetzt. Die Forderung, die Bindung des Priesteramts bei Weltpriestern an die Ehelosigkeit zu beseitigen, löst das Problem ebenso wenig wie die Annahme, daß wer in ein Kloster

geht, für die Ehelosigkeit geeignet ist. Ob jemand heiratet oder nicht, behebt nicht von vornherein seine affektive Unreife. Andersherum: Affektive Unreife sind nicht nur für die Ehelosigkeit untauglich, sondern auch für die Ehe ungeeignet. Menschen, die nicht auf einem zuverlässigen Weg zu solcher affektiver Reife sind und lebenslang daran arbeiten, sind ein pastorales Risiko. Die Überlegungen in der katholischen Kirche, für alle Bewerbenden zu einem kirchlichen Dienst (Laien wie Priester) ein propädeutisches Jahr zu schaffen, aber auch der Entwicklung der Eignung sowie fachkundigen Eignungstests wieder mehr Raum zu geben, haben hohe Priorität.

2. Es sind alle kirchlichen Vorgänge, zumal die auffällig "spirituellen" daraufhin zu prüfen, ob sie zu einem erwachsenen freien Glauben oder in spirituelle Abhängigkeit führen. Hier ist schon deshalb hohe Wachsamkeit vonnöten, denn gerade inmitten heutiger angestrebter Freiheitskulturen wächst der Wunsch, wenigstens im religiösen Bereich der Kühle einsamer Ungewißheiten zu entrinnen und sich unter den bergenden Schutz heiliger Schilde, fester Gruppen, therapeutischer und charismatischer Gurus, freiheitsersetzender Autoritäten zu begeben. Gläubigkeit aber, die in die Freiheit dienend-solidarischer Liebe führt, setzt Glaubensbegleiter (Frauen und Männer) voraus, die selbst zu solch gläubiger Freiheit gefunden haben. Neuerlich ist Reife gefragt, jetzt religiöse. Im Umkreis des Groersyndroms zeigt sich, daß es eine marianisch eingefärbte Religiosität gibt, die offenbar auch dazu verleiten kann, menschliche und darin enthalten auch sexuelle Reifung vom Kind zum Mann (oder auch zur Frau) zu verhindern. Solche Spiritualität bleibt dann in ihren Formen seltsam kindlich und wirkt dann bei erwachsenen Männern schrullig und süßlich (so Zeugen über Groer). Aber auch die unterdrückte Kraft von Eros und Sexualität wird dann in kindliche Formen gezwängt und notgedrungen an Kindern und spirituell Abhängigen ausgelebt. Und das alles im Namen des "Heiligen" und der "Sorge um die Anvertrauten".

3. Rasch zu lernen ist aus dem Groersyndrom, daß das kirchliche "headhunting" einer raschen Reform bedarf. Wenn Konrad Lorenz vermutete, daß es Änderungen in einem System nur bei Katastrophen mittlerer Reichweite gibt, dann stehen in dieser Hinsicht die Chancen gut. Eine gediegene Verfahrensordnung ist zu entwerfen, die eine breite Beteiligung einer Diözese und einer Ortskirche sicherstellt. Diese Verfahrensordnung muß vor Vorlieben eines Nuntius oder anderer kirchlicher und gesellschaftlicher Sondergruppen schützen. Groer könnte eine Art Pretest bilden: Die Verfahrensordnung muß zumindest so entworfen werden, daß Personen wie Groer eine absolute Nullchance haben, Bischof zu werden. Mischmodelle wären zu entwickeln: die einen nominieren, die anderen wählen aus, und das immer noch im Kräftespiel in der Ortskirche selbst. Das gleiche Wechselspiel müßte zuletzt mit "Rom" gelten.

4. Die vielleicht bedeutendste hintergündige Lektion der jüngsten Kirchengeschichte ist jene, daß die Kirche auf all ihren Ebenen nicht davor gefeit ist, daß ihre Personen auch bei perfekten Strukturen schuldig werden. Das ängstlich gehütete Traumbild von der fehlerlosen Kirche der Reinen, die ganz anders ist, als die sie umgebende sündige Welt, ist irreparabel zerbrochen. Dieses Bild prägte aber nicht nur die angsthaften ersten Abwehrmanöver selbst bei durchaus anerkannten Bischöfen wie Helmut Krätzl oder Christoph Schönborn. Es sitzt unterschwellig auch tief in den Menschen unseres Landes, von den strengen moralischen Standards der Kirche selbst tunlichst gefördert. Das wahrhaben zu wollen, fällt vielen schwer. Es sind ja kulturelle und nicht nur kirchliche Ideale, die zerbrechen. Die Menschen in und außerhalb der Kirche müssen lernen, daß es nicht personifizierte Ideale, sondern nur Menschen sind, die in einem kirchlichen Amt wirken, und dies stets in einer wechselnden Mischung von Stärken und Schwächen, Gutem und Bösem. Alle haben Vergebung und Erbarmen nötig. Das ist keine Anleitung zur Schuldverharmlosung, aber ein Schritt in jene Wahrheit, die frei macht. Vielleicht ist diese Erkenntnis eine gute Voraussetzung dafür, von dieser vielgesichtigen menschlichen Ebene vorzudringen in das Geheimnis, welches die Kirche in sich trägt, das Handeln eines Gottes, der schon im Alten Testament mit der Beifügung "unbeirrbar treu" gepriesen wurde (Dtn 32,4) und dessen Treue in Jesus von Nazareth Hand und Fuß bekommen hat. Das Versagen der Kirche an Haupt und Gliedern könnte dem Raum schaffen, für den die Kirche steht und den viele Stille im Land suchen: den lebendigen Gott. 8127

2017 Warum keine Bischöfe unterzeichnen

Anfrage von Diakon Josef Ruffer (Österreich)

Von: Medienreferat der OEBK - Dr. Paul Wuthe [<mailto:paul.wuthe@medienreferat.at>]

Gesendet: Mittwoch, 25. Oktober 2017 18:43

An: ruffer@aon.at

Betreff: AW: Pro Pope Francis

Sehr geehrter Herr Diakon!

Ihr Schreiben wurde mir vom Generalsekretariat der Bischofskonferenz zur Beantwortung weitergeleitet.

Ich kann Ihre „Überraschung und Befremden“ verstehen, gebe aber zu bedenken, dass die Loyalität von amtierenden Bischöfen gegenüber dem Papst so eine Selbstverständlichkeit ist, dass die Beteiligung eines Bischofs an einer Unterschriftenaktion zur Unterstützung des Papstes erst Recht wieder Fragen aufwerfen könnte.

In diesem Zusammenhang verweise ich auf grundsätzliche Aussagen von Kardinal Schönborn, die dieser im Rahmen der Pressekonferenz zum Abschluss der diesjährigen Frühjahrsvollversammlung der Bischofskonferenz am 17. März auf eine ähnliche Frage eines Journalisten getätigt hat. Ich zitiere hierzu aus der „Kathpress“ vom selben Tag:

Loyalität gegenüber dem Papst, "wie immer er heißt", ist für Kardinal Christoph Schönborn "ganz normales katholisches Verhalten". Auf jüngst verbreitete, eigentlich aber gar "nicht notwendige" Solidaritätserklärungen mit Franziskus angesichts von als überzogen empfundener Papstkritik gebe es eine "einfache Antwort": "Er ist der Papst", so Schönborn lapidar. Der Vorsitzende der Österreichischen Bischofskonferenz äußerte sich am Freitag in Wien bei einer Pressekonferenz im Anschluss an die Frühjahrsvollversammlung der Bischöfe in Vorarlberg.

Ich hoffe, dass diese Hinweise für Sie hilfreich sind und danke Ihnen für Ihr Engagement im diakonalen Dienst.

Mit freundlichen Grüßen

Paul Wuthe

Dazu ein paar unmaßgebliche pastoraltheologische Anmerkungen von mir persönlich.

1. Ich gebe jenen Kardinälen und Bischöfen Recht, die mir mitgeteilt haben, dass alle Welt wisse, dass sie hinter dem Papst stehen. Auch bin ich der Ansicht, dass ein Bischof, der das aus Gewissensgründen nicht mehr kann, dem Papst sein Amt zur Verfügung stellen soll. Geschieht dies nicht, erleidet das Amt in der Kirche einen empfindlichen Glaubwürdigkeitsverlust.

2. Aber geht es wirklich um diese allgemeine und leicht vorzeigbare Papstreue? Oder doch eher um den Weg der Kirche. Hier ist prinzipiell aus pastoraltheologischer Sicht eine Vielfalt möglich. Mit Blick auf Papst Franziskus geht es dabei gar nicht um links oder rechts, um konservativ oder progressiv, sondern um die Alternative Ideologie oder Hirte – so Antonio Spadaro SJ von der Civiltà Catholica in Rom. Hinsichtlich des Weges unterscheiden sich die Bischöfe aber markant. Das Viererkleeblatt, das inzwischen zwei Blätter verloren hat, sowie die Persönlichkeiten rund um die „filialis Correctio“ haben da doch erheblich unterschiedliche Ansichten. Das ist legitim, und darüber darf geredet werden. Und das in Würde und Respekt (den im Übrigen die Aktion ProPopeFrancis auszeichnet). Eben dazu melden sich besorgte Persönlichkeiten aus dem kirchlichen Leben zu Wort, nicht weil es ihnen um das Papstamt als solches geht, sondern eben um dessen „Pastoralkultur“. Tatsächlich hat Papst Franziskus, wie ich in einer Tiefenanalyse aller seiner bisherigen schriftlichen Texte belegen kann, unaufgeregt, aber in wünschenswerter Klarheit, die Akzente verschoben: von der Sünde zur Wunde, vom Moralisieren zum Heilen, vom Gerichtssaal zum Feldlazarett, vom Gesetz zum Gesicht und eben vom Ideologen zum Hirten. Akzentverschiebung heißt nicht, dass dadurch der eine Pol unwichtig wird. Der Papst ist kein Freund von Schwarz-Weiß. So bleibt der Papst in seinen Texten ein klarer Anwalt der

Tora, des göttlichen Gesetzes. Er lehnt aber mit klaren Worten eine legalistische Auslegung des Gesetzes ab, sondern verlangt eine barmherzige Deutung.

3. Dass gar nicht wenige Bischöfe – dem Papstamt rhetorisch treu – es an Gefolgschaft oft arg fehlen lassen, zeigt die Auseinandersetzung um die Aufnahme von Flüchtlingen. Vor allem, aber nicht nur Bischöfe aus den Visegrádländern lassen vergessen, dass ihnen bei der Weihe das Evangelium aufs Haupt gelegt worden ist und nicht die jeweilige Regierungserklärung ihres Landes. Auch das ist nicht gerade herausragende Papsttreue, mit Verlaub.

PÄPSTE

1994 Priester in Rom

Wer Priester werden konnte

Es gab viele und verschiedene Priesterämter in Rom. Einen geschlossenen Priesterstand gab es jedoch nicht. Jeder römische Bürger konnte zum Priester gewählt oder ernannt werden, wenn er Vollbürger, nicht als Sklave geboren, nicht vorbestraft und ohne körperliche oder geistige Gebrechen war. In der Anfangszeit Roms musste jeder Priester von Geburt an Patrizier sein, d.h. einem der römischen Adelsgeschlechter angehören. Durch die **lex Ogulnia** wurde um 300 v.Chr. bestimmt, dass auch Plebejer, d.h. die römische Unterschicht, die priesterlichen Ämter bekleiden konnten. In einigen Priesterämtern jedoch blieb die adlige Herkunft traditionell Voraussetzung für die Bekleidung des Amtes.

Der Pontifex Maximus

In der römischen Frühzeit sind die Priester wohl von den Königen bestimmt worden. Später übernahm der Oberpriester, der **Pontifex Maximus** (der Papst trägt heute diesen Titel), die Ernennung der anderen Priester. Seit dem 3. Jahrhundert v. Chr. wurde der Pontifex Maximus von 17 Stimmbezirken der Stadt Rom gewählt.

Inauguratio und Exauguratio

Der Antritt eines Prieseramtes war mit einer Zeremonie verbunden, der sogenannten **inauguratio**, bei der man die Priesterwürde auf Lebenszeit erlangte. Legte ein Priester sein Amt nieder, so war sein Ausscheiden aus dem Amt von einer weiteren Zeremonie begleitet, der **exauguratio**.

Gesellschaftliche Stellung der Priester

Der römische Staat gewährte seinen Priestern Steuerfreiheit und befreite sie von der Pflicht des Militärdienstes. Außerdem gab es bei öffentlichen Veranstaltungen und in den Theatern Ehrenplätze, die den Priestern vorbehalten waren.

Herkunft des Wortes 'sacerdos'

Das lateinisch Wort für Priester heißt **sacerdos**, das sich von **sacer** (heilig) und einem indogermanischen Wort mit der Wurzel "dhe" ableitet, das so viel wie "tun, machen" bedeutete. Die Bezeichnung sacerdos beschrieb also ursprünglich den Tätigkeitsbereich der Priester: Verrichtung der heiligen Handlungen und der Opferungen. Zusätzlich sind die Priester für das gute Verhältnis von Menschen und Göttern zuständig und haben die Aufgabe, den Willen der Götter zu ermitteln.

Die verschiedenen Priesterkollegien

Viele verschiedene Kulte oblagen den **Priesterkollegien**, von denen es insgesamt **4** gab:

1. die **pontifices**

Ihr Name leitet sich von "**pons**" (Brücke) und "**facere**" (machen, tun) ab und bedeutet daher so viel wie "Brückenbauer". Die pontifices bildeten das wichtigste Priesterkollegium. Ihre Aufgabe bestand darin, den Magistraten bei öffentlichen Handlungen durch Gebets-, Gelübde- und Weiheformeln beizustehen und die üblichen Opferrituale durchzuführen. Sie legten Kultstätten und Kulttage fest, waren für die Begräbnisriten zuständig und beaufsichtigten den Totenkult und die Gräberpflege.

Der Pontiff

Der Titel "**Pontifex Maximus**", ein Titel des Papstes, kann in verschiedenen Formen bis zu den chaldäischen Oberhäuptern zurückverfolgt werden. Als Babylon von Medo-Persien erobert wurde, blieb die babylonische Religion erhalten, aber nach einem Aufstand der Priesterschaft wurden die Priester aus Medo-Persien vertrieben. Sie ließen sich in Pergamum nieder. Der letzte "Pontiff-König" war Attalus III, der seinen Titel "Pontifex Maximus" dem Herrscher Roms im Jahre 133 v. Chr. hinterließ. Später, im Jahre 375 n. Chr. lehnte der römische Herrscher Gratian den Titel ab und im Jahr 431 n. Chr. wurde der Titel schließlich von Damaskus, dem Bischof von Rom übernommen.

Veith sagt, dass die heutigen Kardinäle zusammen mit dem Papst an ihrer Spitze den chaldäischen Oberpriestern und dem Pontifex Maximus an der Spitze entsprechen. Dieses wird durch folgende Merkmale unterstrichen:

Zur Zeit der Chaldäer war der Kopf der babylonischen Religion der **Stellvertreter Gottes** und er wurde für **unfehlbar** gehalten und als "**seine Heiligkeit**" angesprochen. Die Nationen, die von Babylon unterworfen wurden, mussten den Ring und Fuß des babylonischen "Gott-König" küssen. Die selbe Macht und die selben Titel werden heute vom Dalai Lama und vom Papst beansprucht.

In der Bibel taucht das Küssen der Füße nur zwei mal auf: Einmal werden die Füße Christi bei Lk 7,38 geküsst, wo eine Frau ihm die Füße salbt und einmal in Ps 2,11 - aber nur wenn man eine Umstellung der hebr. Buchstaben vornimmt (vgl. Luther 84/Elberfelder).

1998 Der Papst – ein „Steher“

Stehvermögen

In einem amerikanischen Buch wird Johannes Paul II. Führungskräften in der Wirtschaft als Vorbild hingestellt. Eine seiner herausragenden Führungsqualitäten sei sein Stehvermögen. In der Tat: man kann über diesen Papst urteilen wie man will, eines kann ihm niemand absprechen, daß er ein „Steher“ ist. Stehvermögen allein macht allerdings Führungsqualität noch nicht aus. Wesentlich ist wofür dieses Stehvermögen zum Einsatz kommt.

Führungsfachleute nennen als Bewährungsfelder zwei für jedes Unternehmen lebenswichtige Vorgänge: Lokomotion und Kohäsion, also voranbringen und zusammenhalten.

Lokomotion

Was ein Unternehmen voranbringt, ist die Vision, die es leitet und sich zur Mission verdichtet. Diese Vision motiviert alle Mitglieder. Sie dient schließlich auch als Kriterium, um Irrwege als solche klar zu erkennen. Johannes Paul II. hat zweifellos eine klare und bewegende Vision von der katholischen Kirche an der Schwelle zum neuen Jahrtausend. Sie kommt in seinen zahlreichen Ansprachen zum Vorschein und verdichtet sich in seinen amtlichen Lehrschreiben. Inspiriert ist diese Vision vom Zweiten Vatikanischen Konzil, an dem der Papst als pastoral aufgeschlossener Bischof von Krakau teilgenommen und dessen Fortführung er programmatisch nach seiner Wahl zugesichert hatte. Er weiß sich dabei weniger dem Buchstaben des Konzils verpflichtet, das ja wegen seines Kompromißcharakters keine unmittelbare Praxisanleitung für die Kirchenführung darstellt. Vielmehr ist es die pastorale Konzilslogik, die ihn leitet. Wie ein roter Faden durchzieht sein Pontifikat das Projekt der „Evangelisierung mit neuer Qualität“ (so der Papst in einem Brief an die Präsidenten des CCEE 1986). „Neue Qualität“ bedeutet hier nicht einfach Altes zu lehren (auch wenn der Katechismus der Weltkirche ein solches Erinnerungsbuch an die überkommene Tradition ist). Neue Qualität gewinnt die Evangelisierung vielmehr dadurch, daß mit großer einfühlsamer Liebe auf die Zeichen der Zeit gehört wird. Lernen und Lehren verweben sich dabei. Evangelisierung mit neuer Qualität geht aber nur, wenn die großen Herausforderungen der Zeit aufmerksam wahrgenommen und im Licht des Evangeliums gedeutet werden.

Hier geraten wir vor das große Kunstwerk dieses Pontifikats, nämlich die wache Wahrnehmung und oftmals auch hartnäckig – kämpferische Auseinandersetzung mit den soziokulturellen Strömungen der Zeit. Ökologische und biotechnische Fragen stehen eher noch in der zweiten Reihe (auch unter Johannes Paul II. gibt es noch keine gewichtige Enzyklika zur ökologischen Herausforderung). Eine herausragende Rolle spielt die Auseinandersetzung mit zwei, mit der in Europa gewachsenen Moderne eng verbundenen Strömungen: mit dem Marxismus in seiner kommunistischen Variante sowie mit dem Kapitalismus insbesondere in seiner neoliberalen Spielart.

Kommunismus

Johannes Paul II. war und ist ein geborener Widerpart zum Kommunismus und dahinter zum Marxismus mit seinen vielfältigen Gesichtern. Er kannte nicht nur, wie manche Intellektuelle des Westens, des Marxismus menschenfreundliche soziale Rhetorik, sondern auch die kalte, freiheitsverachtende und gewalttätige Praxis des real existierenden Kommunismus. Dieser Papst wird allein schon deshalb in die Geschichte eingehen, weil in seinem Pontifikat, aber auch durch seine moralische Kraft dieses System in Europa nahezu unblutig zu Ende ging.

Kapitalismus

Noch mehr als dem Kommunismus mißtraut dieser Papst dem Kapitalismus des schon länger freien Westens. Dieser verliert zur Zeit, nach Jahrzehnten der sozialen Domestizierung, in seiner ungehemmten neoliberalen Variante zunehmend an sozialer Wärme und macht sich auch in den nachkommunistischen Reformstaaten in dieser sozial abgekühlten Gestalt breit. Was ökonomisch und finanzwirtschaftlich als globaler Modernisierungsschub gepriesen wird, macht eine Minderheit zu Gewinnern und verurteilt immer mehr zu Modernisierungsverlierern: so sind in der Europäischen Union zur Zeit über 20 Millionen arbeitswillige Menschen ohne Erwerbsarbeit. Dazu

kommt, daß dieser neoliberalen Entwicklung ein neodarwinistischer Grundzug eigen ist. Darum geraten alle, die nicht kaufen und verbrauchen in Gefahr, überflüssig und sozial entsorgt zu werden: Behinderten wird das Lebensrecht abgesprochen, für Sterbende soll die Euthanasie europaweit „liberalisiert“ werden, Kinder, die stören, werden abgetrieben oder in außerfamiliäre Einrichtungen abgeschoben. Eine in wenige Reiche und viele Arme gespaltene „Zivilisation des Todes“ droht. Und das alles im Namen einer liberalistisch entworfenen Freiheit.

Ambivalenz der Freiheit

Es überrascht nicht, daß aus einem Mann, der im Kommunismus zum unbeugsamen Anwalt der Freiheit geworden war, immer mehr ein Anwalt der Opfer der neoliberalen Freiheit wird und vielfältiges, zumal kriegsproduktives Unrecht anklagt. Der österreichische Altjournalist Günther Nennung bezeichnet deshalb den Papst als „den letzten Sozialisten“, der sich an der Spitze der weltweit präsenten katholischen Kirche dem weltweiten Siegeszug des neoliberalen Kapitalismus in den Weg stellt. All das macht ihn zum Papst der „Überlebenstugend Solidarität“, den Papst der „Zivilisation der Liebe“, den Papst der das Lebensrecht gerade der Schwachen und Überflüssigen einklagt. Es ist eine Gratwanderung, die viele Katholiken in den westlichen Ländern nur schwer verstehen, daß die scharfe Ablehnung der ungebundenen neoliberalen Freiheit sich durchaus mit dem Einsatz für die letztlich an die Verlässlichkeit Gottes rückgebundene Freiheit verträgt.

Gotteskrise

Zweifel an der westlichen Freiheit kommen dem Papst freilich auch wegen deren religiösen und moralischen Implikationen. Nicht nur für den austroamerikanischen Religionssoziologen Peter L. Berger, sondern auch für Johannes Paul II. ist Westeuropa ein kirchliches Katastrophengebiet. Zentrale religiöse Indikatoren (Mitgliedschaft, Kirchgang, Glaubensfestigkeit) sind für die katholische Kirche ebenso wenig günstig wie die Lage in moralischer Hinsicht. Themen, die dem gelernten Moraltheologen Johannes Paul II. naheliegen, sind in einer für ihn nicht akzeptablen Entwicklung. Dazu zählen Abtreibung, Ehescheidung, Euthanasie; vielleicht noch zu wenig die Gewalt von Männern gegen Frauen und Kinder. Vordergründig besehen herrscht in weiten Bereichen des christlichen Europas eine hedonistisch konzipierte Situationsethik, die gänzlich abgekoppelt ist, von religiösen Verantwortlichkeiten. Leben gilt der großen Mehrheit als letzte Gelegenheit für die Maximierung möglichst leidfreien individuellen Glücks. Den Papst irritieren Moraltheologen und Teile des Episkopats dieser Länder. Denn sie beschreiten nicht den Weg der Verteidigung des Ideals. Vielmehr suchen sie nach dem pastoral Möglichen, weil das reale Leben immer den Kompromiß verlange: in der Konfliktberatung schwangerer Frauen oder auch in der Seelsorge im Umkreis von Scheidung und Wiederheirat. Solchem Kompromiß sagt der Papst im Namen des reinen Ideals kompromißlos den Kampf an, auch wenn er damit bischöfliche Amtsbrüder (wie zur Zeit in Deutschland) in schwerwiegende Gewissenskonflikte stürzt. Die Kirchenführung des Papstes ist nicht konfliktscheu, vor allem wenn es um die Verteidigung der Reinheit der Lehre geht.

Kohäsion

In diesen Beispielen zeigt sich, daß die Verfolgung der Vision von einer Evangelisierung mit neuer Qualität das Zusammenspiel in der einen katholischen Weltkirche eng berührt. Johannes Paul II. spürt die zentrifugalen Kräfte, welche die eine Welt und damit auch die Weltkirche erfaßt haben.

Ökumene

Die Einheit der katholischen Kirche zu erhalten, ja noch mehr, das Zusammenspiel der verschiedenen christlichen Kirchen und selbst der Weltreligionen angesichts der zerrissenen Welt zu fördern wird immer mehr zum zentralen Anliegen seines sich neigenden Pontifikats. Das Friedensgebet in Assisi, bilaterale ökumenische Verhandlungen, der Abbau von Spannungen hin zur Orthodoxie zumal in den nachkommunistischen Ländern, sprechen dafür. Es ist keine billige Ökumene, die der Papst betreibt, sondern die Ökumene der kleinen Schritte, mit dem großen Ziel, sich gemeinsam an die eine Wahrheit anzunähern und so dem Gebet Jesu um die Einheit der Seinen nicht im Wege zu stehen. Es ist ein Weg mit kleinen Erfolgen und ständigen Rückschlägen, wie das vielschichtige und leidvolle Thema der vom Papst mit großem Lehrgewicht abgelehnten Frauenordination zeigt.

Regionalisierung

Wachsam beobachtet werden in diesem Pontifikat auch zentrifugale Strömungen in den verschiedenen Regionen der Weltkirche: in Südamerika, in Asien, in Afrika. Dort überlagern einander das Ringen um Gerechtigkeit und die Begegnung mit den alten religiösen Traditionen (Buddhismus, Hinduismus, Volks- und Stammesreligionen). Es geht also nicht nur um die gerechtigkeitserschaffende Kraft des Evangeliums, sondern um dessen Inkulturation in verschiedenste Kulturen. Der in der Missionsgeschichte wiederholt gescheiterte Dialog mit den asiatischen Großreligionen steht an. Auf dem Programm der Afrika- wie auch der Asiensynode mußte das Thema der Inkulturation zentral sein.

Die Instrumente, mit denen der Papst und seine Mitarbeiter diesen Inkulturationsprozeß so gestalten, damit die Weltregionen nicht auseinanderdriften sind verschiedenartig und auch nicht unumstritten: es wird massiv in die Vorbereitung der Synoden interveniert, die Afrikasynode wurde symbolisch nach Rom verlegt; die Arbeit des Rates der europäischen Bischofskonferenzen (CCEE) wird mit diskretem Argwohn beobachtet. Der Papst selbst berief, gleichsam außer Programm, nach der Wende in den kommunistischen Ländern Europas schon zweimal eine eigene Europasynode ein; der Plan, das Sekretariat der CCEE aus der Schweiz nach Rom zu verlegen, wurde vorerst zurückgestellt.

Diese Einflußnahme des Papstes auf die Arbeit des CCEE hat allerdings auch damit zu tun, daß dem Europäer Karol Wojtyła die Neugestaltung Europas sehr am Herzen liegt. Er sieht realistisch eine Gefahr darin, daß es nach dem Fall des Kommunismus nicht zu einem Europa mit zwei kräftigen Lungen kommt. Vielmehr könnte es unter dem arglosen Wort der „Ostererweiterung der EU“ zu einer ökonomischen und kulturellen Kolonialisierung der nachkommunistischen Reformstaaten kommen. Johannes Paul II. riet daher bei seinem Besuch in Wien 1998 den Architekten Europas, das Wort der Ostererweiterung durch „Europäisierung Europas“ zu ersetzen.

Welche Gründe Johannes Paul II. auch immer bewegen, eine allzu große Eigenständigkeit des CCEE in Grenzen zu halten, eine Regionalisierung der katholischen Weltkirche, von einigen prominenten Kardinälen ins Gespräch gebracht, steht sichtlich nicht auf dem Programm des Papstes. Eine solche Regionalisierung könnte mehr Menschen- und Kulturnähe ermöglichen. Fällige Reformen könnten auch regional leichter durchgeführt werden. Zugleich würde sie aber auch die zentrifugalen Kräfte mehren. Für den Papst (oder erst für seinen Nachfolger) wird es wohl eine der größten Führungsherausforderungen sein, die katholische Weltkirche gleichzeitig subsidiär zu regionalisieren, sowie solidarisch zusammenzuhalten.

Der Papst begünstigt auch keine Stärkung nationaler Bischofskonferenzen. Vielmehr regiert er nach dem Prinzip der personalen Haftung des einzelnen Bischofs für seine Diözese. Nach vatikanischer Konzilstadtion hat ein kirchliches Amt dann seine größte Wirkkraft, wenn es zugleich personal, kollegial und synodal ausgeübt wird. Johannes Paul II. setzt einen deutlichen Akzent auf das personale Moment. Die Medien, die der Papst glänzend nützt, verstärken diese Personalisierung seiner Amtsführung. Obwohl das Konzil Kollegialität und Synodalität stärken wollte, wurde durch die mediale Inszenierung der Papstreisen die katholische Kirche wie nie zuvor in ihrer langen Geschichte zur Papstkirche.

Bischofsernennungen

Ein hochwirksames Führungsinstrument ist auch in der katholischen Kirche die Personalpolitik. Johannes Paul II. hat im Verlauf seines zwanzigjährigen Pontifikats einen Großteil der Bischöfe der Welt und damit auch des Kardinalskollegiums ernannt. Es sind „seine“ Leute, von ihm – wie das lateinische Wort von Kardinälen sagt, kreiert, also geschaffen. Nun herrscht natürlich bei papstkritischen Katholiken eine romantische Vorstellung von einer unbegrenzten päpstlichen Gestaltungsfreiheit, was Bischofsernennungen betrifft. Aus der Nähe besehen zeigt sich, daß die meisten lokal umstrittenen Bischöfe von geschickt agierenden Kreisen der Ortskirche selbst dem Papst dringend empfohlen wurden, und das nicht einmal immer aus rein kirchlichen Überlegungen, wie die Bischofsernennungen in Österreich nach der Ära Kardinal Königs zeigen. Analog gilt dies auch für die Absetzung eines Bischofs wie etwa des französischen Bischofs Jacques Gaillot aus Evreux. Unter Johannes Paul II. scheint es zwei Wege zum Bischofsamt zu geben: eine ordentlichen im Zusammenspiel zwischen Bischofskonferenz, Nuntiatur und

Bischofskongregation, sowie einen außerordentlichen, bei dem es auf den direkten Zugang zum Papst oder zumindest seinem polnischen Sekretär ankommt. Vielleicht hat Johannes Paul II. angesichts seiner übergroßen Aufgaben in der Führung der Weltkirche diesen lokalen Entscheidungen nicht immer ausreichend Gewicht beigemessen. Durch mehr Transparenz und nachvollziehbarer Teilhabe der Ortskirche bei Bischofsnennungen hätte er diesen pastoral unproduktiven Zeiten und sich selbst unnötige Kritik erspart.

Movimenti

Dem Bestreben, alles zu fördern, was die Einheit der Weltkirche stärkt, nützen auch jene geistlichen Bewegungen, die sich weltkirchlich und damit papstunmittelbar organisieren. Die *Movimenti* sind gewiß Liebkinder des Papstes, während die Ortsbischöfe naturgemäß stärker die lokalen Kirchenstrukturen pflegen, also Pfarrgemeinden oder auch Basisgemeinden. Was der Papst an den geistlichen Bewegungen schätzen muß, ist die Verbindung intensiver Glaubenskraft mit hoher Gehorsamsbereitschaft. Die alte Spannung zwischen den Orden und den Ortskirchen findet in der Spannung zwischen den geistlichen Bewegungen und den Pfarrgemeinden eine bemerkenswerte Neuauflage. Im Umkreis des Papstes wird behauptet, daß für die Erneuerung der katholischen Weltkirche die *Movimenti* die gleiche Bedeutung haben wie einst die Orden. Ob dies der Fall ist, wird erst die Geschichte selbst klären. Die *Movimenti* nützen jedenfalls die günstige Stunde und bauen ihren kirchenpolitischen Einfluß aus. Das schafft nicht immer produktive Spannungen zwischen papstunmittelbaren Bewegungen und durchaus papsttreuen Ortskirchen. Einzelne Bewegungen lassen sich im übrigen die päpstliche Protektion einiges kosten.

Theologen

Zu den Kräften, die zur Zeit die katholische Weltkirche labilisieren, scheint Johannes Paul II. einen Teil der Theologen zu zählen. Natürlich mißtraut er nicht allen, sondern lädt einige von ihnen zu Fachgesprächen in seine Sommerresidenz. Handverlesene Theologen arbeiten auch in den weltkirchlichen Kommissionen. Die Unterzeichnung der Kölner Erklärung durch eine beträchtliche Zahl westlicher Theologen wurde mit Wissen des Papstes über Jahre hinweg mit wirksamen Sanktionen (wie Berufsverbot) belegt. Protestaktionen aus dem kritischen Teil des Kirchengvolks, wie das in Österreich initiierte Kirchengvolksbegehren, hält der Papst für einen Ausdruck der Schwäche dieser Kirchengebiete; seine Vorstellungen vom Gang der Kirche durch die Kirche beeinflussen sie nicht. Die schöpferische Spannung zwischen Lehramt und Theologie (wie übrigens auch jene zwischen Lehramt und Gewissen) wurde im Pontifikat Johannes Pauls II. so gestaltet, daß Überraschungen unwahrscheinlich werden. Rom muß bei der Berufung eines Theologieprofessors sein *Placet* geben, Professoren müssen bei ihrem Lehrantritt einen kirchlichen Eid schwören, bestimmte kirchliche Themen (wie unlängst jenes der Frauenordination) werden dem öffentlichen theologischen Forschen und Lehren entzogen. Manche, übrigens auch im Umkreis des Papstes selbst, beobachten eine Art „*creeping infallibility*“. Während Johannes XXIII. seine in Richtung in Unfehlbarkeit weisende Lehrautorität herunterspielte, nützt sie Johannes Paul II. als doktrinales Steuerungsinstrument extensiv.

Liegegebliebenes

Ohne einem späteren Urteil der Geschichte vorzugreifen, wird Johannes Paul II. in der langen Reihe der Päpste eine herausragende Rolle einnehmen. Zu vieles hat er, auch nach dem Attentat, gesundheitlich in die Enge getrieben, in der Führung der Weltkirche in äußerst bewegten Zeiten der Weltgeschichte geleistet. Niemand wird ihm Führungsschwäche vorwerfen können. Gerade dieses positive Urteil erleichtert es festzuhalten, daß auf den Nachfolger Johannes Pauls II. ungelöste Führungsaufgaben warten. Vermutlich steht der katholischen Kirche eines der längsten und spannendsten Konkclave bevor: einer jener seltenen Vorgänge, wo die katholische Kirche gleichzeitig auf den Heiligen Geist und auf demokratische Wahlmethoden setzt. Zu den anstehenden Problemen gehören unter anderen: die Linderung des Priestermangels in einigen Regionen der Weltkirche, damit die Fähigkeit gläubiger Gemeinden, Quell und Höhepunkt ihres Lebens zu feiern, nämlich den Tod und die Auferstehung des Herrn; ein lernender Dialog mit der Orthodoxie, aber auch den Protestanten hinsichtlich der anwachsenden pastoralen Probleme im Umkreis von Scheidung und Wiederverheiratung; die Einbindung von Frauen in die Entscheidungsprozesse der Weltkirche und die Schaffung der dafür erforderlichen

Voraussetzungen; die Auseinandersetzung mit dem Megatrend der Respiritualisierung und Versektung, der gerade die nachsäkular-postmodernen Kulturen erfaßt hat. Die Lösung solcher anstehender Probleme könnte schneller vorankommen, wenn sich die katholische Weltkirche subsidiärer organisieren, also dezentral regionalisieren würde; zu den kommenden Aufgaben zählt somit die Schaffung kontinentaler Kirchenregionen („Patriarchate“); die Vorsitzender dieser Kirchenregionen könnten in einer Art Papstrat mit diesem zusammen die Weltkirche leiten und damit enorme Lasten von der Schulter eines einsamen Papstes nehmen. Die Regionalisierung könnte zudem mit mehr Mut zu Experiment verbunden werden. Warum sollten beispielsweise priesterarmen Gebieten nicht für zehn Jahre ad experimentum die Möglichkeit eröffnet werden, eine Ausnahme vom weiterbestehenden Zölibatsgesetz zu machen und bis zu 15% verheiratete Männer in Presbyterien zu weihen?

Außenstärke und Binnenschwäche

Überblickt man die päpstlichen Führungsleistungen hinsichtlich Lokomotion (voranbringen) und Kohäsion (zusammenhalten), dann hat das Pontifikat Johannes Pauls II. zweifellos seine herausragenden Stärken in der Lokomotion, und dies wiederum in der kirchlichen Außenpolitik. Deshalb ist des Papstes Ansehen außerhalb der katholischen Kirche noch größer als im Inneren. Die innerkirchliche Kohäsion steht demgegenüber an zweiter Stelle. Dem als Person so starken Karol Wojtyła ist dabei zugute zu halten, daß er bei seinem Bemühen um die Verknüpfung von Subsidiarität und Solidarität im kirchlichen Leben auf eine eingesessene Kurie stieß, die in ihrer Eigendynamik schon Vorgängern zu schaffen machte. Der Versuch, mit einer „kleinen polnischen Nebenkurie“ sich ein flexibles Instrument zu schaffen, hat freilich die Probleme auch nicht beseitigt. So bleibt auch über diesen Papst wie über jede herausragende Führungsperson am Ende zu sagen, daß er nicht nur Stärken hatte, daß es aber seine Stärken sind, die ihn groß machen. Und diese liegen zweifellos in der evangelisierenden Begegnung mit einer hochdynamisierten Welt.

2005 Es wird ein langes Konklave werden

Es ist selten in der katholischen Kirche, dass gewählt wird. Erwählt wird von den im Konklave versammelten Kardinälen nicht nur eine Person. Sie entscheiden auch über den Kurs der Kirche. Bewährtes kann fortgesetzt werden. Aber auch Kurskorrekturen sind möglich. Diese Entscheidung der Kardinäle setzt nicht nur auf Beten und Fasten. Diese benötigen zudem ebenso eine realistische Evaluierung des zu Ende gegangenen Pontifikats wie eine solide Analyse der Herausforderungen, die der Menschheit bevorstehen.

Die katholische Weltkirche ist einer der wenigen wirklich funktionierenden global player – allerdings anders als auf den Finanzmärkten oder in der Wirtschaft. Der Globus aber, die eins werdende Welt, entwickelt sich rasant und zugleich mit unterschiedlichen Geschwindigkeiten. Die Herausforderungen Europas sind nicht gleich mit jenen Lateinamerikas, jene Asiens nicht mit jenen Afrikas. Als Johannes Paul II. aus dem letzten Konklave hervorging, stand den Kardinälen die Knechtschaft weiter Teile der Welt jenes Kommunismus vor Augen, der in Europa in eine offensichtliche Krise schlitterte. Könnte neuerlich eine aktuelle Bedrängnis zur Wahl eines Papstes aus einem bestimmten Kontinent führen? Oder werden sich die Kardinäle eher an liegen gebliebenen Kirchenproblemen orientieren? Welche Herausforderung werden also die wählenden Kardinäle als prioritär ansehen, weltliche oder kirchliche? Und wenn weltliche: Wo werden sie sich um einen Kandidaten umsehen? Ohne jeglichen Anspruch auf Vollständigkeit werde ich im Folgenden einige der großen Herausforderungen benennen.

1. Gerald O. Barney, Mitwirkender an GLOBAL 2000, dem Bericht zur Weltlage an den amerikanischen Präsidenten, richtete bereits 1993 an die religiösen Führer der Welt einen bewegenden Appell: „We, the people of Earth, need the help and involvement of our spiritual leaders. It is from our respective faiths that we derive our sense of origins, of self, of purpose, of possibility. You are our source of inspiration for what we humans and Earth can become. Your dreams are our visions – and our destiny. We depend on you. So we come to you both with our perplexed sense that something is terribly wrong on Earth and with our question: What shall we do?“ Sind die Religionen der Welt für einen solchen Friedensdienst bereit? Der Dialog zwischen den Religionen der Menschheit wird deshalb eine der ganz großen Challenges für den kommenden Papst sein. Gelingt dieser nicht: Droht dann möglicher Weise der von Samuel Huntington an die Weltwand gemalte „Clash of Civilizations“? Johannes Paul II. hat in dieser Frage schon erfolgreich vorgespurt: mit seinen Friedensgebeten, mit seiner Anwesenheit an heiligen Stätten anderer Religionen. Doch sind für den neuen Papst noch viele Fragen offen: Synergien zwischen den abrahamitischen Religionen (Judentum, Christentum, Islam) wären ebenso segensreich für die Welt eines religiös aufgeladenen Terrors wie der Dialog zwischen Moskau und Rom. Vielleicht werden aber langfristig die Entscheidungen im Dialog zwischen dem Christentum und den in Asien beheimateten Religionen fallen. Wird der kommende Papst also noch mehr als Johannes Paul II. ein leidenschaftlicher Ökumeniker sein? Wird er aus der islamischen, der orthodoxen, der asiatischen Welt kommen?

2. Johannes Paul II. hat, gestützt auf die lange Tradition der katholischen Kirche, nie einen Zweifel daran gelassen, dass Frieden ein Werk der Gerechtigkeit ist. Nicht nur wegen der befürchteten Zuspitzung des Konflikts zwischen christlicher und islamischer Welt hatte er den amerikanischen Präsidenten vor beiden Irakkriegen gewarnt. Er war überzeugt, dass man Frieden nicht durch Waffen, sondern durch mehr Gerechtigkeit schaffen muss. Dieser Spur wird auch der neue Papst treu bleiben. In der sich globalisierenden Welt wächst auch jenes Unrecht, das zum Himmel schreit: die wachsende Armut weiter Teile des Südens der Erde, auch wenn sich dort neue Reichtumsoasen bilden; damit verbunden die anschwellende Armutsmigration, die durch eine ökologisch mitmotivierte Ökomigration verschärft wird und die immer mehr auch Frauen und Kinder erfasst. „Selbst in reichen Gesellschaften kann morgen jeder von uns überflüssig werden. Wohin mit ihm?“, so vermerkte der deutsche Essayist und Gesellschaftsbeobachter Hans Magnus Enzensberger und sieht auch wachsende Probleme der Gerechtigkeit in den traditionell reichen Gesellschaften Europas mit ihren gefährdeten Sozialstaaten. Also einen Papst aus den von Armut besonders bedrohten Regionen der Erde? Aus Lateinamerika etwa?

3. Eine Geißel der Welt ist AIDS. Trotz enormer medizinischer Fortschritte werden die Bevölkerungen vieler Länder bedrohlich dezimiert, in Osteuropa und vor allem in Afrika. Also ein Papst aus Afrika, der die alltäglichen Leiden unzähliger aidsverwaister Kinder und aidsbedrohter Frauen aus eigener Anschauung, vielleicht aus seinem Clan kennt? Ethik und Moral werden aus weiteren Gründen immer mehr in den Mittelpunkt rücken. Die Naturwissenschaft: Kann sie nicht längst mehr als der Menschheit gut tun? Der Zugriff auf den Atomkern hat neben Errungenschaften auch den Supergau von Tschernobyl gebracht. Was wird der Zugriff auf den Zellkern bringen? Johannes Paul II. war in moralischen Fragen sensibel: aber viele Fragen einer „Nanoethik“ und einer „Ökoethik“ sind offen und werden sich verschärfen. Individualethik und Sozialethik allein werden nicht mehr ausreichen.

4. Gemessen an diesen gewichtigen Überlebensproblemen der Welt nehmen sich die vielen offenen innerkirchlichen Probleme eher niedrig aus, auch wenn sie nicht belanglos sind. Es gehört zur Logik des Zweiten Vatikanischen Konzils, dass einer segensreichen Präsenz der Kirche in der Welt (*Gaudium et spes*) eine angemessene Sozialform der Kirche (*Lumen gentium*) entsprechen muss. Johannes Paul II. war es gelungen, die Kirche in einer Zeit kulturell heftig zentrifugaler Kräfte zusammenzuhalten. Er betrieb dazu „Management by walking around“, stärkte die Einheit durch physische und mediale Präsenz. Hinter diesen Standard moderner Amtsführung wird kein kommender Papst zurück können. Allerdings hat diese Stärke Johannes Pauls II. auch unbeabsichtigt einen beträchtlichen Preis gekostet. Entgegen der Ekklesiologie des Konzils wurde durch die reisende und mediale Präsenz des Papstes die Kirche immer mehr Papstkirche. Die Ortskirchen gerieten in den langen Schatten des allgegenwärtigen Papstes, damit auch das Bischofsamt und mit ihm Kollegialität und Synodalität. Gleichzeitig leistete die kuriale Administration ihren eigenen Beitrag zur Einheit durch Uniformisierung. Wird es einem kommenden Papst gelingen, Universalität nicht durch Uniformität zu sichern? Einheit durch Subsidiarität und Solidarität? Viele Vorschläge für eine Reform der Grundstruktur der Weltkirche liegen auf dem Beratungstisch des kommenden Konklaves. Die plausibelste ist eine Regionalisierung der Weltkirche, damit ein gutes Maß der von der eigenen Soziallehre eingeforderten Subsidiarität. Welcher kommende Papst traut sich über eine solche Reform der Weltkirche und damit auch der Kurie? Wird er bereit sein, kontinentale Patriarchate einzurichten und sein Amt mit einem „Ständigen Rat“ kontinentaler „Patriarchen“ auszuüben? Und nicht zuletzt: Wie lassen sich Kollegialität und Synodalität besser organisieren? Die Bischofssynoden und deren Überlegungen haben unter Johannes Paul II. ebenso an Bedeutung verloren wie die Bischofskonferenzen. Johannes Paul II. hat auch die Römische Kurie nicht vorrangig interessiert. Er war mehr der päpstliche Solist auf der Weltbühne. Die Einrichtung einer kleinen polnischen Kurie in seinem Umkreis hat das Problem nicht gelöst, sondern – je älter und kränker der Papst wurde – nur noch verschärft. Denn wenn Päpste alt werden, regieren die Sekretäre: auch das ist ein praktischer Teil der hohen Theologie des Papstamtes. Wenn den Kardinälen eine solche Umformung der innerkirchlichen Strukturen wichtig sein sollte: Liegt dann nicht ein Papst aus Italien nahe? Ein kurialer Insider also?

5. Eine Regionalisierung der Weltkirche könnte die pastorale Entwicklung der Weltkirche erleichtern. Es gehört zu den Merkmalen des Pontifikats von Johannes Paul II., dass er in der nachkonziliaren Entwicklung – Osteuropa ausgenommen – auf Entschleunigung – manche befürchten sogar: Rückbau – gesetzt hat. Gerade in sehr dynamischen Kirchenregionen (wie Westeuropa, Nordamerika, Kanada) hat er Bischöfe ernannt, die für Anliegen der „Modernisierung“ kirchlicher Strukturen und pastoraler Spielregeln so wie er selbst eher zugeknöpft waren. Diese schwelenden Fragen waren durch die „Kirchenvolksbewegung“ nicht erfunden, sondern lediglich auf den Begriff gebracht worden: Priestermangel und die Lebensform der Priester; Zugang von Frauen zu kirchlichen Ämtern, wenigstens zum Diakonat; Erneuerung der Sexualmoral; Scheidung und Wiederverheiratung von Kirchenmitgliedern; Ausbau der Beteiligung von Laien und Priestern an den kirchlichen Entscheidungsvorgängen. Solchen Wünschen zur Kirchenmodernisierung setzte Johannes Paul II. das von Paul VI. übernommene, zugleich aber modifizierte Programm der (Neu-)Evangelisierung entgegen. Er wollte „Radikalität“ (im Sinn von *radix* – Wurzel) und nicht „Modernität“ in der Kirche. Modernität und Spiritualität gerieten so in weiten Teilen der Weltkirche in eine paradoxe Spannung: hier archaisch-fundamentalisierende geistliche Bewegungen, dort ausgebaute modernste kirchliche Sozialarbeit und dazwischen geduldige pfarrliche Grundseelsorge und die solide Arbeit der alten und jüngeren Orden.

Natürlich widerspricht eine weltflüchtige Spiritualisierung kirchlichen Lebens ebenso der Einheit von Gottes- und Nächstenliebe ebenso wie eine spiritualitätsarme Selbstsäkularisierung der Kirche. Es wäre eine Entlastung für das Leben vor allem in modernen Kulturen, könnte das kirchliche Leben regional behutsam „modernisiert“ werden. Also ein Papst aus einem modernisierten Bereich der Welt: aus Westeuropa, aus Nordamerika?

Im Konklave werden gewiss noch weitere Themen verhandelt werden. Nach polyglotten Personen wird Ausschau gehalten (die Welt hat sich daran gewöhnt, die Weihnachts- und Osterwünsche des Papstes in der eigenen Muttersprache bejubeln zu können). Gesucht wird ein weltoffener Gottesmann, der ebenso gläubig wie weltgewandt ist, und noch dazu die Kurie in Schach hält, indem er eine regelmäßige Konferenz aller „Kirchenminister“ einführt (einen solchen „Ministerrat“ gibt es nur in Amerika und im Vatikan nicht). Johannes Paul II. kam in den meisten Punkten solchen Erfordernissen in einer für den Nachfolger beunruhigenden Weise nahe. Die Latte liegt hoch. Es wird sich aber mit Sicherheit einen Nachfolger finden. „Der Heilige Geist und wir haben beschlossen“ (Apg 5,32), so wird es auch am Ende des kommenden Konklaves heißen, wenn der weiße Rauch aufsteigt und der Welt der neue Papst buchstäblich geschenkt: präsentiert wird. Wenn auch nur einige dieser Frage zur Sprache kommen, wird es ein langes Konklave werden.

2005 Zeitworte

(Zeitwort est le terme grammatical pour « verbe », mais en même temps le mot est composé de « temps » et de « parole ». Il mentionne donc aussi une parole pour notre temps, dans notre temps)

Trois alinéas dans un encart comme résumé de ce texte.

Voici-erreur-principale-que-commettent-nombre-de-nos-diocèses.-Ils-gèrent-une-organisation-désuète-et-sans-avenir-de-l'Eglise,-au-lieu-de-repenser-et-de-réorganiser-complètement-l'Eglise.-Ils-gèrent-un-nauffrage-avec-d'énormes-dépenses-de-temps-et-de-réserves,-mais-ne-réalise-pas-la-transition.- (page-4)

Si-les-Eglises-relèvent-le-défi-essentiel-de-devenir-les-avocats-des-perdants-de-la-modernisation-devenus-«°inutiles°»,-elle-vivra-un-renforcement*judicieux-de-la-diaconie.-Dans-le-modèle-visionnaire-d'une-Eglise-chrétienne-avec-avenir,-l'Eglise-se-transformera-entre-autre-en-la-plus-fiable-avocate-des-«°inutiles°»-pour-cela-nous-devons-développer-des-projets-de-soutien-aussi-bien-politiques-que-diaconaux.- (page-5)

Le-renforcement-de-la-diaconie-et-de-la-spiritualité-indique-à-rEglise-la-voie-pour-son-renouvellement-nécessaire.-Si-les-deux-répondent-aux-signes-du-temps,-ils-représentent-aussMa-mission-primordiale-de-rEglise°:-celle-d'être-une-communauté-qui-soit-par-la-force-de-Dieu-et-par-ramour-du-prochain,-une-bénédictio-dans-le-monde-dans-lequel-elle-vit.- (Gen-12,4)- (page-6)

Transformation de l'Eglise: gérer le déclin.

L'être humain a modifié son rapport aux institutions normatives tel l'Eglise, il choisit. Choisir signifie parfois « s'engager corps et âme », d'autres fois « abandonner ». De plus, les cultures modernes entretiennent une secrète (absconse) fausse espérance en la vie ici bas : l'homme recherche le paradis sur terre. Pour l'instant, les Eglises n'ont réagis à ces nouvelles données, qu'en modifiant leur méthode de travail et leur formes sociales traditionnelles (L'institution « Eglise »). Elles n'ont pas encore œuvré pour une solution à long terme.

La pénurie de prêtre

Nous suivons cette évolution sur l'exemple de l'Eglise catholique. Le manque de prêtres « proches : à portée de voix » représente un défi difficile. Celui-ci avait été annoncé depuis assez longtemps par les spécialistes, il est pris au sérieux depuis que le pronostic est devenue réalité. Seule une maigre moitié des paroisses fondées peut être « pourvu » d'un pasteur.

L'Eglise catholique a réagi à ce premier défi de manière inquiétante car maladroite et désemparée en « aménageant le territoire » des diocèses. Le nombre d'unités paroissiales pour cure d'âme fut adapté au nombre de prêtres disponibles pour celle-ci. Ces unités devinrent donc gigantesques, tant en paroissiens qu'en quartiers ou villages.

Des effets secondaires considérables résultent de cette gestion. Premièrement, les responsables de ces espaces gigantesques (Megaräume) rencontrent des devoirs inaccoutumés. Beaucoup de prêtres regrettent cette évolution puisqu'ils espéraient pouvoir faire de la cure d'âme personnalisée, proche des gens et diriger une paroisse à visage humain.

L'évolution actuelle mène à une « re »cléricalisation insidieuse, par l'oubli des bonnes intentions nées de la constitution de l'Eglise : *Lumen gentium*. L'Eglise ne se comprend pas (ou plus) globalement comme le peuple de Dieu, dont tous les membres sont appelés et spirituels (LG 32, can 208), peuple d'entre lequel Dieu a désigné quelques titulaires, des évêques, des prêtres et des diacres. Si l'Eglise se concevait encore de cette manière et agirait en conséquence, elle affronterait le manque de prêtres non sous l'angle de clergé, mais sous celui de la base, des paroisses. A l'évidence, cette politique de rassemblement de paroisse ne s'oriente pas au nombre de paroisses fidèles et croyantes mais au nombre de clercs disponibles.

L'insuffisance de ressources financières

Si la pénurie de prêtre en « portée de la voix et proximité » pastorale marque la première phase de la crise de la structure traditionnelle de l'Eglise catholique, la deuxième est marquée par l'insuffisance de ressources financières dans nos diocèses. Comme exemple, le cas déplorable de l'archi-diocèse de Berlin, dont la stratégie veut permettre d'éviter des situations similaires dans nos propres diocèses. Cette stratégie est devenue une base pour les mesures ecclésiales prises dans d'autres diocèses.

L'assainissement financier suivant le modèle de l'économie de marché.

Dans leur embarras financier de plus en plus de diocèses font appel au savoir faire de l'économie. L'entreprise Mc Kinsey qui travaille comme conseiller pour l'assainissement financier et les réductions qui y sont obligatoirement liés, connaît une grande renommée auprès des organismes directeurs de l'Eglise. Cette entreprise se qualifie par son grand savoir faire économique. L'objectif est de réduire l'entreprise « Eglise » à une taille qui permette aux directeurs financiers de la financer, tout en dormant paisiblement, sans trouble. On commence donc une purge sous le nom d'assainissement, chaque recoin de l'entreprise « Eglise » sera interrogé, de quels immobiliers et de quels mobiliers (les hommes) devra-t-on se séparer ?

Une telle réforme de l'Eglise ne s'oriente plus au clergé disponible mais uniquement aux (maigres) ressources financières qui sont à disposition. Comme exemple, l'archi-diocèse de Berlin vit en manque de prêtres. Il lui arriva néanmoins la situation paradoxale, où en pleine période de pénurie, il trouva un surplus de prêtres qu'il ne pouvait plus s'offrir. **Le principe créatif premier de l'Eglise est évidemment la faisabilité économique. Le respect de certaines normes théologiques disparaît, l'Eglise se réforme libre de Dieu, de manière athée en quelque sorte.**

Le critère (l'idée) des « activités clés (métier de base) » (Kerngeschäft)

Un instrument essentiel pour cette réduction consiste à définir les priorités. Si vous devez abandonner une activité de l'Eglise pour en sauver une autre, il faudra hiérarchiser les activités afin de définir les prestations que l'Eglise fournira encore de façon prioritaire et celles qu'elle devra abandonner. Pour faire ce choix le conseiller introduit le magnifique critère « des activités clés », celles-ci définissent les prestations essentielles et nécessaires. Elles seules seront fournies par l'Eglise réduite de demain, les prestations non essentielles peuvent être abandonnées sans remords.

En appliquant cela à l'Eglise et si nous laissons de côté la spécifique quatrième fonction qu'est la Koinonia, nous arrivons pour notre « identité fondamentale » aux trois antiques domaines essentiels que sont la Liturgia (la liturgie), la Martyria (le témoignage) et la Diakonia (l'accompagnement).

Pour définir les activités clés utiles à l'assainissement, on prendra les aspects de ses trois domaines, pour lesquels un prêtre est irremplaçable. Nous sélectionnerons alors seuls : L'eucharistie, le sermon en elle et les sacrements, en argumentant que l'action de Dieu en l'Eglise, transmise par les sacrements, est plus importante que l'action diaconale des hommes d'Eglise. Si le financement de l'enseignement religieux est encore assuré, certaines facultés de théologie glissent vers une position financière peu enviable, alors que les domaines dépendants de l'Etat social comme la diaconie affrontent des situations financières désespérées. Les économies affectent principalement la formation continue.

Si réduire l'Eglise à cette activité clé semble judicieux sur le plan économique, cela est catastrophique sur le plan pastoral. L'étude de l'an 2002, faite auprès des diacres dans le monde germanophone, montre combien l'idée des trois domaines essentiels, peut être dangereuse si elle est utilisée et appliquée par des conseillers d'un assainissement et d'une réduction économique de l'Eglise, car toutes les prestations pastorales relèvent un peu des trois dimensions, il est donc impossible de séparer ces dimensions en domaines.

L'impossibilité de cerner les activités clés de l'Eglise par ses trois domaines s'impose. Le commandement essentiel de Jésus de l'indivisible unité entre l'amour de Dieu et l'amour du prochain, cerne sans doute mieux cette identité. La théologie fondamentale contemporaine a fixé le

commandement en deux poles de l'action de l'Eglise : La mystique et la politique (Johann B. Metz, Dorothee Sölle, Rottenburger Synode) ou la contemplation et l'action (frère Roger Schutz de Taizé).

La dépression pastorale, pas de réveil missionnaire.

Les fruits de l'assainissement financier des diocèses allemands, tenté avec les moyens de l'économie de marché, sont douteux. Les directeurs des finances respirent alors qu'ils savent que ce n'est qu'une solution à court terme, qui leur fournira quelques années de répit tout au plus. Si une forte croissance économique fait défaut et qu'aucun changement de tendance ne s'opère auprès des membres des Eglises, surtout si aucun réveil missionnaire ne change la tendance actuelle, nous pouvons déjà préparer nos contrats pour le prochain assainissement de nos Eglises, avec Mc Kinsey par exemple. Car les diocèses assainis ne sont pas optimistes et joyeux à l'idée d'un renouveau, mais ils sombrent dans une dépression automnale. A peine les assainisseurs économiques ont-ils quitté le terrain que les conseillers paroissiaux repoussent déjà les premiers assauts du déclin de l'organisation ecclésiale. Aucun réveil missionnaire ne se développe.

Dans les contrats avec les conseillers économiques, il n'y a évidemment pas de motion de travailler à un réveil pastoral, bien que les conseillers en soient informés et y rendent attentifs les responsables diocésains, car il est nécessaire d'assainir par une opération d'urgence, l'appareil sclérosé et gravement atteint qu'est l'Eglise, d'en sécuriser l'avenir financier des prochaines années. Les questions comme : quelles sont les défis de notre temps (signes du temps) à l'égard de l'Eglise d'aujourd'hui, comment l'Eglise doit-elle redéfinir sa mission héritée face à ces « signes du temps », quels sont en conséquence les projets pastoraux et missionnaires qu'elle doit développer et qu'elle forme sociale nécessite-elle pour arriver à ces fins, ces questions-là demeurent sans réponse, même après un assainissement financier réussi. Pire encore, de l'assainissement résulte une difficulté encore plus grande à la réponse de ces questions, le système de l'Eglise toujours condamné à décliner vient d'être assaini et donc stabilisé.

Ce processus a renforcé les liens entre le système désuet et le personnel et les finances encore à disposition. Les décisions futures seront prises au sein du système inspiré de l'économie. Cela mène à des situations, où des prêtres sont licenciés alors même que l'Eglise vit une terrible pénurie (au lieu d'utiliser ces réserves pour des projets missionnaires financés par d'autres biais). Des employés hautement qualifiés sont licenciés sans raison, parce que nous ne réfléchissons pas en ressources humaines mais en ressources financières. Nous renvoyons au lieu d'envoyer.

Voici l'erreur principale que commettent nombre de nos diocèses. Ils gèrent une organisation désuète et sans avenir de l'Eglise, au lieu de repenser et de réorganiser complètement l'Eglise. Ils gèrent un naufrage avec d'énormes dépenses de temps et de réserves, mais ne réalise pas la transition.

Réaliser la transition. L'homme est la voie de l'Eglise

Quiconque préfère réaliser une transition au lieu de gérer avec intelligence et efficacité le naufrage de la forme établie de l'Eglise, doit commencer, selon les règles du jeu dictées par Jésus, par lire les « signes du temps ».

D'un point de vue théologique, ces signes sont les expériences des hommes, par lesquelles Dieu indique le chemin à son Eglise, signes qui permettront à l'Eglise de comprendre comment représenter ce Dieu solidaire des hommes. Le dialogue entre ces signes du temps et la mission héritée, permet le développement de modèles actuels pour une action de l'Eglise qui interpellera les gens au point de les pousser à se référer et à se laisser mouvoir par elle. En bref, ces modèles naissent sur l'intersection entre la tradition et la situation.

D'après des résultats scientifiques, deux grands thèmes mouvront l'humain dans les prochaines décennies : la question de la justice dans la liberté et celle de la spiritualité dans la sécularité.

Les nouveaux problèmes sociaux: le renforcement de la diaconie:

Après la chute du mur et donc du modèle d'économie et de société communiste, nous assistons à un triomphe ni prévu ni entravé du capitalisme néo-libéral. Celui-ci contient, la globalisation, la privatisation et la dérégulation. Ces évolutions ont été permises par la technologie informationnelle et agissent sur le monde devenu un, avec des conséquences partagées. Ils apportent certes des progrès surprenants, mais ils génèrent aussi de nombreux perdants.

Un nouveau problème social mondial apparaît. Il ne concerne pas seulement le clivage entre le nord riche et le sud pauvre. « Même dans des sociétés riches, chacun de nous peut devenir inutile dès demain, alors que faire de lui ? » demande Hans Magnus Enzensberg avec souci. Quiconque ne travaille pas, n'achète rien, ne vit aucune aventure, ne sait pas suffisamment ou est né avec les mauvais gènes, est inutile. Cela concerne d'abord les handicapés si déroutant pour les concepts néo-darwinistes, les chômeurs de longues durées ou les enfants qui encombrant de plus en plus les plans de vies des hommes et des femmes, puisque ceux-ci sont si occupés à optimiser au maximum leur vie pour la rendre heureuse et exempte de souffrance, en un minimum de temps, qu'ils ont toujours moins d'énergie pour les autres notamment pour les enfants.

Nos ancêtres avaient trente ans plus l'éternité. Nous n'avons que 90 ans. Une période beaucoup trop courte pour vivre tout ce qu'on aimerait découvrir. Marianne Grohmeyer : parle de « la vie comme dernière chance ». (Leben als letzte Gelegenheit).

Au début de l'ancien problème social, soit celui né au XIX^{ème} siècle, l'éthicien social Jean B. Lacordaire formula une revendication à nouveau actuelle : « Il faut toujours arracher la justice à la liberté. » La justice sera un des grands thèmes des années à venir à savoir surtout la question de l'accès d'un nombre croissant de gens aux minces ressources de vie de ce seul monde.

Si les Eglises relèvent le défi essentiel de devenir les avocats des perdants de la modernisation devenus « inutiles », elle vivra un renforcement judicieux de la diaconie. Dans le modèle visionnaire d'une Eglise chrétienne avec avenir, l'Eglise se transformera entre autre en la plus fiable avocate des « inutiles », pour cela nous devons développer des projets de soutien aussi bien politiques que diaconaux.

La religion est « en vogue »: la spiritualité un « mégatrend » (une tendance émergente).

La spiritualité sous condition de sécularité est le deuxième thème qui occupe nos sociétés postmodernes. Matthias Horx un observateur des tendances localise la religion comme nouveau mégatrend dans la fin des années quatre-vingt-dix. De plus en plus de gens notamment de cultures modernes et séculaires (comme dans les grandes villes d'Europe, tel Vienne, Bruxelles ou Lisbonne), vagabondent dans la spiritualité. Bien qu'ils empruntent souvent des chemins contradictoires et aventureux, ils demeurent animés par une langueur spirituelle commune. Leur quête est souvent diverse, variable : une tension naît entre le voyage spirituel vers l'intérieur et celui vers le vaste. Ils recherchent la guérison, pour laquelle les rituels tiennent une place centrale. Nombreux sont les vagabonds qui espèrent la communion par quelque éthique de l'amour, qui représenterait une avant-garde d'un monde nouveau.

Günther Nenning, un observateur éveillé d'évolution culturelle remarque sans comprendre: « la langueur (le désir ardent) explose mais les Eglises s'atrophient ». Bien que le marché spirituel vit un boom, les Eglises s'enfoncent dans les chiffres rouges. L'Eglise vivra un renouveau de la spiritualité. Le renforcement de la spiritualité ne se fera pas au détriment du renforcement de la diaconie, ils représentent deux pôles indivisibles, comme l'amour de Dieu et l'amour du prochain demeurent indivisibles. Selon notre modèle visionnaire de l'Eglise, celle-ci deviendra dans les années qui viennent, une des meilleures adresses pour ceux qui sont en recherche ou en chemin dans leur spiritualité.

Le renforcement de la diaconie et de la spiritualité indique à l'Eglise la voie pour son renouvellement nécessaire. Si les deux répondent aux signes du temps, ils représentent aussi la mission primordiale de l'Eglise : celle d'être une communauté qui soit par la force de Dieu et par l'amour du prochain, une bénédiction dans le monde dans lequel elle vit. (Gen 12,4)

Ce renforcement nécessite non seulement que les projets ecclésiaux s'orientent à lui, mais que les personnes qui portent la vie et l'activité de l'Eglise développent leurs compétences dans ce sens, qu'elles travaillent à titre bénévole ou professionnel.

Si tous ces changements s'opèrent, alors nous vivrons un « aggiornamento » comme lors du concile. Ce procédé signifie une actualisation mais non une adaptation. L'aggiornamento exige de l'Eglise un rapprochement vers les hommes et une résistance prophétique contre toutes les forces qui étouffent la vie au lieu de la permettre.

Le changement structurel

Une Eglise tant actuelle que fidèle à sa mission demande des structures appropriées, qui facilitent son engagement plutôt que de le compliquer. Afin d'éviter les malentendus, nous préciserons qu'il s'agit de la meilleure organisation du travail pastoral et de la forme de l'institution qui varie selon son époque (tel la manière de financer, le travail à titre professionnel ou bénévole, les formes de direction et l'étendue de la participation de type synodale,...)

Une Eglise libre de l'impôt ecclésiastique.

L'Eglise doit abolir le dictat de l'argent pour la définition de son institution. Elle nécessite de nouvelles données pour un croquis d'une manière d'œuvrer et d'une nouvelle forme d'Eglise adaptés à notre siècle. Ce croquis doit respecter la tradition comme la situation. En bref : l'Eglise a besoin de structures appropriées à sa vision.

Des réseaux proches et spirituels.

Une partie des devoirs qui incombent à l'Eglise, se révèle proche, locale, à petite échelle. Elle regroupe notamment les procédés proches de l'histoire personnelle ou familiale des fidèles :

Les rites aux moments clef de notre vie, les fêtes sacramentelles qui y sont liées, l'œuvre pastorale dédiée aux enfants, le souci pour les malades et pour ceux qui nécessitent des soins.

Ces devoirs seront assumés par des réseaux proches qui vivent la foi. Ceux-ci regrouperont entre 70-100 paroissiens. Si ils deviennent des paroisses croyantes, qui savent qu'elles sont appelées par Dieu à son service, et comprennent, développent et utilisent donc leur compétence à ce but, l'eucharistie devra y être célébré.

Les membres de ces réseaux offrent à leur paroisse aussi bien une partie de leur temps qu'une partie de leur argent. La force de ces réseaux réside en leurs membres, qui « remplis de l'évangile jusqu'à déborder » mettent à disposition leurs compétences. Ils trouvent eux-mêmes les ressources tant financières que personnelles, qui sont nécessaires à la vie de la paroisse et à son engagement dans la société. Ces communautés subviennent eux-mêmes à leur besoin financier et contribuent au financement des unités plus grandes. Une large participation représente un principe essentiel et cela pour plusieurs raisons : Il est évident d'un point de vue social et psychologique, que la participation accroît l'identification. L'argument principal demeure cependant théologique : L'esprit de Dieu est offert à tous les membres du peuple de Dieu. Chacun et chacune peut et doit donc participer selon sa propre vocation et ses compétences. Des bénévoles assumeront les services que développe la paroisse, dont le service de diriger les différents projets pastoraux.

Paul Zulehner appelle les personnes qui président ses paroisses: « curés ». Ces collaborateurs travailleront comme bénévoles et disposeront d'une formation théologique de base (bien qu'ils soient mariés dans l'Eglise catholique romaine).

De vastes projets missionnaires

Si l'activité pastorale principale d'une Eglise sur place se produit dans son réseau spirituel, elle ne s'y épuiera pas. De nombreuses œuvres pastorales nécessitent un espace plus vaste que ces petits réseaux, notamment la jeunesse, l'éducation, le travail avec ou dans les médias et l'ingérence dans la société. Même le travail diaconal souvent proche de la vie quotidienne des personnes, demande des projets dans un espace plus vaste. Les églises sur place financeront ces projets à grande échelle. Comment rassembler ses fonds ? Premièrement par une recherche de fonds dans les réseaux, deuxièmement par des subventions étatique et troisièmement par une recherche de fond inhabituelle en collaborant avec des organisations non ecclésiales. Des projets qui demandent une haute qualité,

nécessitent des professionnels. Ceux-ci ne feront donc pas parti des réseaux spirituels, mais des projets ecclésiaux à vaste envergure.

Des projets offensifs de type missionnaire seront importants, dans les années à venir, qu'ils s'agissent d'église pour les jeunes, d'une forme nouvelle d'évangélisation de la ville ou de journée pour baptisés. Ils se dérouleront dans un cadre confessionnel ou œcuménique. L'église sur place prévoira et accomplira évidemment aussi des projets qui servent à développer les réseaux locaux.

L'Eglise oeuvre de manière missionnaire quand elle cesse de vouloir simplement maintenir son nombre d'adhérents et préfère tenter de s'étendre. Nous présumons, que les communautés fidèles croissent, là où elles sont emplies d'évangile et qu'elles érigent des îles proche du royaume de Dieu, d'un monde nouveau au cœur du monde ancien. De pareils projets sont donc moins orientés vers l'Eglise, que vers la collaboration à un renouveau du monde.

Les prêtres ordinaires trouvent aussi leur place. Ils demeurent, sans contestation théologique, une partie du presbytère épiscopal et donc « prêtres épiscopaux ». Comme ils ne sont pas rattachés aux petits réseaux spirituels, ils gardent une grande mobilité et flexibilité. Le rôle principal des prêtres épiscopaux est par complémentarité des curés locaux, la fondation de nouvelles et le développement d'anciennes paroisses et communautés. Les évêques allemands ont précisé en 1977, que le rôle des prêtres consiste à « fonder et diriger des paroisses ». Les curés s'occuperont de la partie « diriger », cela permettra aux prêtres épiscopaux de reprendre la partie oubliée de « fonder ». Les prêtres épiscopaux possèdent la pleine formation académique à ce dessein, avec un accent sur l'offensif missionnaire. Par ailleurs, leur compétence théologique et spirituelle innée et complétée par leur qualification en développement des personnalités et en organisation, si bien qu'ils sont pleinement qualifiés pour la direction de projets missionnaires. Nous remarquons actuellement qu'une Eglise de demain qui désire créer sur l'intersection entre la tradition et la situation un modèle visionnaire et trouver des projets pour accéder à ce modèle, les réaliser de façon compétente et finalement les évaluer (un procédé pas idiot même au sein de l'Eglise), a en premier lieu besoin d'une direction excellente. L'Eglise dotée d'un avenir doit apprendre à se diriger et à coopérer.

Texte de Paul M. Zulehner, tiré de l'internet : <http://www.pastoral.univie.ac.at/> Zulehners Zeitworte März 2004

Traduit par Florian Z. Schubert

2015 Gaudium et spes und Franziskus

Budweis, Osteuropäische Pastoraltheolog:innen

Papst Franziskus, der sich selbst lieber Bischof von Rom nennt, feiert morgens in Santa Marta die Frühmesse. Dort hält er seine inzwischen berühmt gewordenen Morgenhomilien. Im April hatte er dazu den emeritierten Vorgänger Benedikt XVI. zu Gast. Dieser feierte seinen 86. Geburtstag. Man sagt, immer wenn Papst Franziskus vom Manuskript abweicht, wird er gefährlich. So auch in diesem Gottesdienst. Er kam unvermittelt auf das Zweite Vatikanische Konzil zu sprechen.

Benedikt XVI. und das Konzil

Sein Vorgänger hatte sich als Professor Joseph Ratzinger schon zehn Jahre nach dem Konzil sehr skeptisch gegenüber dem Konzil geäußert. Das Konzil war für ihn, anders als Johannes XXIII. das wollte, kein „zweites Pfingsten“. Ich zitiere aus dieser kaum bekannten Rede aus dem Jahre 1975. Wie in seiner späteren Regensburger Rede über den Islam zitiert Ratzinger eingangs aus einem Briefwechsel zwischen dem Kirchenlehrer Gregor von Nazianz und einem Provinzbeamten:

„Wer heute nach zehn Jahren auf das Zweite Vatikanische Konzil zurückschaut, wird kaum noch auf den Gedanken kommen, darin ein Zweites Pfingsten zu sehen. Viel eher wird ihm ein Wort in den Sinn treten, das der Konstantinopler Bischof Gregor von Nazianz angesichts der Konzilien seines Jahrhunderts, des vierten nachchristlichen, prägte...

Gregor schrieb damals an einen Provinzbeamten namens Prokupius, der ihn zu einem Konzil eingeladen hatte, den resignierenden Satz: ‚Um die Wahrheit zu sagen, so halte ich dafür, dass man jedes Konzil der Bischöfe fliehen sollte, da ich einen glücklichen Ausgang noch bei keinem Konzil erlebte. Auch nicht die Abschaffung von Übelständen. Immer dagegen Ehrsucht oder Zank ums Vorgehen.‘“

Sodann würdigte der Professor Joseph Ratzinger am Konzil, dass es Vereinseitigungen behoben habe: Die gefährlich isolierte Primatslehre wurde wieder ins Ganze der Kirche eingefügt. Das isoliert hierarchische Denken wurde wieder in das eine Mysterium des Leibes Christi integriert. Die isolierte Mariologie wurde wieder ins große Gefüge des Glaubens zurückgebunden. Dem biblischen Wort wurde sein voller Rang eingeräumt. Die Liturgie wurde zugänglicher gemacht. Das Konzil machte einen mutigen Schritt auf die Einheit der Christen zu.

Dann aber kritisierte er „auf der anderen Seite“ den „naiven Optimismus des Konzils“ oder auch die „Selbstüberschätzung vieler, die es trugen und propagierten“. Solche Zustände würden „die finsternen Diagnosen früherer Kirchenmänner über die Gefahr von Konzilien in einer erschreckenden Weise rechtfertigen“.

Joseph Ratzinger schloß seine halbstündige Rede mit der kryptischen Feststellung: „Nicht alle gültigen Konzilien sind auch kirchengeschichtlich zu fruchtbaren Konzilien geworden. Von manchen bleibt am Ende nur ein großes Umsonst... Noch ist über den geschichtlichen Rang des Zweiten Vaticanums trotz alles Guten, das in seinen Texten steht, das letzte Wort nicht gesprochen. Ob es am Ende zu den Lichtpunkten der Kirchengeschichte zählen wird, hängt von den Menschen ab, die das Wort in Leben umsetzen.“³¹¹

Franziskus und das Zweite Vatikanische Konzil

Ob Franziskus diese Rede kannte, weiß ich nicht. Was ihm aber vertraut war, war die zögerliche Haltung seiner beiden Vorgänger bei der Umsetzung des Konzils. Johannes Paul II. kann man dabei verstehen: Er bremste die Kirche im freien Westen ab, die das Konzil verwirklichen konnte, damit die Länder Osteuropa nach dem Fall der Mauer mit ihrer gewonnenen Freiheit nachziehen konnten. Aber Benedikt XVI. hatte andere Gründe. Für ihn war die westliche Welt dem Säkularismus verfallen, dessen Herz seiner Einschätzung nach der Relativismus sei. Das Konzil habe sich dieser Gestalt der Welt geöffnet. Dabei sei aber nicht die Welt christlicher, sondern die Kirche weltlicher geworden. Die Öffnung des Konzils sei an dieser Verweltlichung der Kirche

³¹¹ Der Originalton ist abrufbar auf www.zulehner.org

ungewollt beteiligt. Daher gehöre eine „Entweltlichung“ auf das Programm der Kirche. Benedikt XVI. öffnete die Kirche eher gegenüber den Pius-Brüdern als dass er mit Energie die vom Konzil gewünschten Reformen fortsetzte.

Ob Franziskus dies vor Augen hatte, als er in seiner Homilie klagte, dass die Ideen der Kirchenversammlung vor 50 Jahren nur "mangelhaft verwirklicht" seien, um wörtlich fortzufahren:

"In der Kontinuität und im Wachstum der Kirche, ist da das Konzil zu spüren gewesen? Nein, im Gegenteil: Wir feiern dieses Jubiläum und es scheint, dass wir dem Konzil ein Denkmal bauen, aber eines, das nicht unbequem ist, das uns nicht stört. Um es klar zu sagen: Der Heilige Geist ist für uns eine Belästigung. Er bewegt uns, er lässt uns unterwegs sein, er drängt die Kirche, weiterzugehen. Wir wollen, dass der Heilige Geist sich beruhigt, wir wollen ihn zähmen. Aber das geht nicht."

Und abschließend sagte er in Richtung der „Rückschrittlichen“, dass Zurückgehen bedeute "dickköpfig zu sein", "törichte Herzen zu bekommen".³¹²

Katakombenpakt 1965

Franziskus ist offensichtlich entschlossen, mit Besonnenheit und Kraft die stagnierenden Konzilsreformen voranzutreiben. Was er tut und wie er es angeht, hat große Ähnlichkeit mit jenem Programm, das Bischof Dom Helder Camara zum Abschluss des Konzils mit zunächst 40 Konzilsvätern in den Domitillakatakomben beschlossen hatte. Insgesamt haben sich in der Folge 600 Bischöfe dem Pakt angeschlossen, der die Bezeichnung „Katakombenpakt“³¹³ erhielt. Ob Papst Franziskus ihn kennt? Wie auch immer: faktisch lebt er ihn und handelt danach.

Dom Helder Camaras Grundüberzeugung war, dass die Menschen in den anvertrauten Diözesen vom Konzil und seinen Beschlüssen nur dann überzeugt werden könnten, wenn es die Bischöfe selbst leben. Das Papier allein sei noch nicht glaubwürdig. Das Ziel des Katakombenpakts ist es also, der Umsetzung der Konzilsbeschlüsse durch das Zeugnis des eigenen Lebens und Handelns als Bischof zu dienen.

Nach einer längeren Einleitung zu diesem Anliegen beinhaltet der Pakt drei Hauptteile. Im ersten Teil geht es um das persönliche Leben des Bischofs. Im zweiten wird ein konzilsgemäßer apostolisch-pastoraler Dienst skizziert. Das Thema des dritten Teils schließlich ist die innerkirchliche Kultur. Es liegt auf der Hand, dass der zweite Teil (apostolischer Dienst) der Pastorkonstitution *Gaudium et spes* entspricht, der dritte Teil der Dogmatischen Konstitution über die Kirche *Lumen gentium*.³¹⁴

Im Folgenden mache ich Anmerkungen zum zweiten Teil. Dabei kann ersichtlich werden, dass Papst Franziskus in seinem Wirken *Gaudium et spes* verwirklicht und dabei Akzente setzt, die der Lektüre der heutigen Zeichen der Zeit entsprechen.

Im apostolisch pastoralen Dienst

Das sind zunächst die einschlägigen Punkte im Katakombenpakt, die sich auf den apostolisch-pastoralen Dienst beziehen:

„9. Für den apostolisch-pastoralen Dienst an den wirtschaftlich Bedrängten, Benachteiligten oder Unterentwickelten werden wir alles zu Verfügung stellen, was notwendig ist an Zeit, Gedanken und Überlegungen, Mitempfinden oder materiellen Mitteln, ohne dadurch anderen Menschen und Gruppen in der Diözese zu schaden.

Alle Laien, Ordensleute, Diakone und Priester, die der Herr dazu ruft, ihr Leben und ihre Arbeit mit den Armgehaltenen und Arbeitern zu teilen und so das Evangelium zu verkünden, werden wir unterstützen. (vgl. Lk 4,18f.; Mk 6,4; Mt 11,45; Apg 18,3-4; 20,33-35; 1 Kor 4,12; 9,1-27)

³¹² DIE PRESSE vom 18.4.2013 (nach Radio Vatikan), Seite 7.

³¹³ Weitere Informationen zum Katakombenpakt siehe <http://de.wikipedia.org/wiki/Katakombenpakt>. Arntz, Norbert: Der Katakombenpakt. Für eine dienende und arme Kirche, Kevelaer 2015. – Berning, Conrad; Schulte-Walter, Brigitte; Walter, Brigitte Schulte: Verzeiht uns unsere Träume. Katakombenpakt, Münster 2010. – Seidl, Bernd/Rommel, Wolfgang: Der Katakombenpakt. Das geheime Vermächtnis des Konzils, Münster 2012. – Waldenfels, Hans: Sein Name ist Franziskus, Paderborn 2014.

³¹³ Flüchtlingshilfswerk der Vereinten Nationen vom 10.12.2014.

³¹⁴ Mehr dazu in: Zulehner, Paul M.: Auslaufmodell. Wohin steuert Franziskus die Kirche, Ostfildern 2015.

10. Im Bewusstsein der Verpflichtung zu Gerechtigkeit und Liebe sowie ihres Zusammenhangs werden wir daran gehen, die Werke der „Wohltätigkeit“ in soziale Werke umzuwandeln, die sich auf Gerechtigkeit und Liebe gründen und alle Frauen und Männer gleichermaßen im Blick haben. Damit wollen wir den zuständigen staatlichen Stellen einen bescheidenen Dienst erweisen (Vgl. Mt 25, 31-46; Lk 13,12-14 und 33f.)

11. Wir werden alles dafür tun, dass die Verantwortlichen unserer Regierung und unserer öffentlichen Dienste solche Gesetze, Strukturen und gesellschaftlichen Institutionen schaffen und wirksam werden lassen, die für Gerechtigkeit, Gleichheit und gesamtgesellschaftliche harmonische Entwicklung jedes Menschen und aller Menschen notwendig sind. Dadurch soll eine neue Gesellschaftsordnung entstehen, die der Würde der Menschen- und Gotteskinder entspricht (Vgl. Apg 2,44f; 4,32-35; 5,4; 2 Kor 8 und 9; 1 Tim 5,16).

12. Weil die Kollegialität der Bischöfe dann dem Evangelium am besten entspricht, wenn sie sich gemeinschaftlich im Dienst an der Mehrheit der Menschen – zwei Drittel der Menschheit – verwirklicht, die körperlich, kulturell und moralisch im Elend leben, verpflichten wir uns:

- *Gemeinsam mit den Episkopaten der armen Nationen dringliche Projekte zu verwirklichen, entsprechend unseren Möglichkeiten.*
- *Auch auf der Ebene der internationalen Organisationen das Evangelium zu bezeugen, wie es Papst Paul VI. vor den Vereinten Nationen tat, und gemeinsam dafür einzutreten, dass wirtschaftliche und kulturelle Strukturen geschaffen werden, die der verarmten Mehrheit der Menschen einen Ausweg aus dem Elend ermöglichen, statt in einer immer reicher werdenden Welt ganze Nationen verarmen zu lassen.“*

Option für die Armgehaltenen

Dom Helder Camara steht für jene Konzilsbischöfe, die sich für eine klare Option der Kirche für die „Armgehaltenen“ einsetzte. Franziskus, der mit der argentinischen Variante der Befreiungstheologie sympathisiert, steht gleichfalls zu dieser pastoralen Grundoption. In seinem ersten großen Interview mit dem Chefredakteur Antonio Spadaro SJ von La Civiltà catholica begründete er seine Namenswahl so:

„Franz von Assisi: Er ist für mich der Mann der Armut, der Mann des Friedens, der Mann, der die Schöpfung liebt und bewahrt.“ Und dann sein immer wiederkehrender Satz: „Ach, wie möchte ich eine arme Kirche für die Armen.“

Dieser Einsatz für die Menschen am Rand wird schon an seiner ersten „Auslandsreise“ deutlich. Diese führt ihn nach Lampedusa. Dort gedachte der vielen schutzsuchenden Bootsflüchtlinge, die im Mittelmeer ertrunken sind. Laut einem Bericht der UNO aus dem Jahr 2014 haben 207.000 Menschen das Mittelmeer vor allem wegen der Krisen in Libyen und Syrien überquert. 3419 Menschen sind ertrunken.³¹⁵ „Ich habe dafür nur ein Wort: Schande“, so rief er in seiner Predigt in einer Messe mit Bootsflüchtlingen aus.

Wenn immer der Papst eine Auslandsreise macht, steht eine Begegnung mit Armen auf dem Programm. Er trifft sich auch nicht nur mit Vertretern der High-Society. In der UNO verlangte er eine Begegnung mit dem Haus- und Küchenpersonal und nahm sich dafür viel Zeit, bevor er seine große Rede vor der UNO hielt.

Aber ganz entsprechend dem Katakombenpakt geht es Franziskus nicht nur um die Würde der Armen, auf die er durch die Begegnungen hinweisen will. Es will nicht nur Opfer des Unrechts verhindern, sondern kraft seines politischen Einsatzes deren Zahl in Zukunft mindern. Dazu braucht es eine neue Weltwirtschaftsordnung. In seiner Regierungserklärung „Evangelii gaudium“ geht er darauf ausführlich ein. Er schreibt: „Nein zu einer Wirtschaft der Ausschließung und der Disparität der Einkommen... Diese Wirtschaft tötet... Es ist unglaublich, dass es kein Aufsehen erregt, wenn ein alter Mann, der gezwungen ist, auf der Straße zu leben, erfriert, während eine Baisse um zwei Punkte in der Börse Schlagzeilen macht. Das ist Ausschließung.“³¹⁶

³¹⁵ Flüchtlingshilfswerk der Vereinten Nationen vom 10.12.2014.

³¹⁶ Evangelii gaudium, Rom 2013, Nr. 53.

Sein kantiger Satz „Diese Wirtschaft tötet“ hat bei vielen Shareholdern in der reichen Welt Empörung ausgelöst. Viele US-amerikanische Republikaner, die sich für gläubige Katholiken halten, haben ihm daraufhin die Kompetenz abgesprochen, als Papst etwas zur Wirtschaft zu sagen. Manche bezeichnen den Papst als einen Linken, stellen ihn in die Reihe von Marx und Lenin. Er bekommt auch eher Applaus von linken Parteien denn von den rechten. Dabei verteufelt Papst Franziskus nicht das Wirtschaften als solches. Aber er will eine Wirtschaft, die nicht dem Geld sondern dem Menschen dient. Damit liegt er aber voll auf der Linie der Katholischen Soziallehre.

In dieselbe Kerbe schlägt Franziskus in seiner Ökologie-Enzyklika „Laudato si“ (2015). Die Sorge um das Klima und der Kampf gegen die Armut könnten wegen der Verflechtung beider Anliegen nicht voneinander getrennt werden. „Die ungleiche Verteilung der Güter schafft eine Situation sozialer Sünde, die zum Himmel schreit und so vielen Brüdern und Schwestern die Möglichkeit eines erfüllteren Lebens vorenthält.“³¹⁷

Ganz in der Tradition des Hinschauens sauf die Zeichen der Zeit benennt Papst Franziskus Personengruppen, um die sich die Kirche heute vorrangig kümmern sollte. 2013 führte er ein Interview mit dem Chefredakteur der Mailänder Wochenzeitung La Repubblica, Eugenio Scalfari. Dieser stellte ihm die Frage, wer auf der pastoralen Agenda der Kirche ganz oben stehe. Darauf der Papst: „Die größten Übel, die die Welt in diesen Jahren plagen, sind die Jugendarbeitslosigkeit und die Einsamkeit, der man die Alten überlässt. Die alten Menschen brauchen Fürsorge und Gesellschaft; die Jugend braucht Arbeit und Hoffnung; doch sie haben weder das eine noch das andere und suchen deshalb noch nicht einmal mehr danach. Sie werden von der Gegenwart erdrückt. Sagen Sie mir: Kann man so leben, von der Gegenwart erdrückt? Ohne Erinnerung an das Vergangene und ohne den Wunsch, sich für die Zukunft etwas aufzubauen, eine Familie etwa? Kann man so weitermachen? Das ist aus meiner Sicht das dringendste Problem, mit der die Kirche konfrontiert ist.“³¹⁸

Eben diese hoffnungsarme Jugend fordert er auf, das Schicksal selbst mitzugestalten: Junge Katholiken seien gefordert, gegen den Strom zu schwimmen und sich gegen den Trend aufzulehnen. „Ich bitte euch, revolutionär zu sein“, rief er den 15.000 Freiwilligen zu. „Habt den Mut, glücklich zu sein.“³¹⁹

Der Friedensstifter

Ein wichtiges Anliegen ist dem Papst der Friede in der Welt. Wo er kann, interveniert er. Er ruft Barack Obama ebenso an wie Wladimir Putin, wenn es um den Krieg in Syrien geht. Mit Hilfe des Staatssekretariats vermittelt er zwischen den Langzeitfeinden Kuba und den USA – eine Normalisierung der Beziehungen kommt in Gang. Bei seiner Reise nach Indonesien besucht er nicht nur die Regierung, sondern geht auch in das Gebiet der Tamilen, um inmitten des langjährigen Bürgerkriegs Brücken zu schlagen. Vertreter Israels und Palästinas lädt er zum gemeinsamen Gebet nach Rom ein.

Wichtig ist ihm auch der Frieden zwischen den Religionen, die für den Krieg der Mächtigen missbraucht werden. Er setzt die Friedensgebete, die Johannes Paul II. in Assisi ins Leben gerufen hat, fort. An der Gedenkstätte des Ground Zero versammelte er neuerlich Vertreter der von den Anschlägen betroffenen Religionsmitglieder zum gemeinsamen Gebet.

Politische Spiritualität

Papst Franziskus ist in seinem politischen Engagement von elementaren Prinzipien des Glaubens geleitet und getragen. Eines davon ist sein Wissen um die tiefe Einheit der Schöpfung und der Menschheit. Weil nur ein Gott ist, so ließe sich sein theologisches Fundament plakativ formulieren, ist jede eine, jeder einer von uns. Das Kind, das nach dem Sinken des Schlepperbootes tot an den Strand geschwemmt wird, gehört zu unserer Menschheitsfamilie.

Diese Einheit der Schöpfung zeigt sich auch in der Ökologie-Enzyklika. Der ganzen Menschheit ist das eine Welthaus von Gott anvertraut. Die ganze Menschheit umfasst nicht nur die heute Lebenden,

³¹⁷ Galgano, Mario: Franziskus. Der Papst vom anderen Ende der Welt. Ein Portrait. Augsburg 2013, 62.

³¹⁸ Interview in La Repubblica, Oktober 2013.

³¹⁹ KathPress vom 29.7.2013.

sondern auch die früheren Generationen wie jene nach uns. Es gibt für ihn also theologisch nicht nur eine synchrone, sondern auch eine diachrone Einheit der Menschheit.

Dass es mit Blick auf die Menschheit der Kirche vorrangig um die Armen geht, daran lässt Papst Franziskus keinen Zweifel. Die katechetische Tradition von den „himmelschreibenden Sünden“, die im Kontext des Reichtums in der Verkündigung der Kirche in den Hintergrund traten, greift er auf. Er will unsere Herzen aufrütteln, Mitgefühl, compassion, wecken, damit wir uns mit ihm in der Jesusnachfolge auf den Weg zu den Armen, den Armgemachten und Armgehaltenen machen.

Seine politische Spiritualität verknüpft Papst Franziskus mit der Geste der Fußwaschung. Diese feiert er am Gründonnerstag nicht mit Bischöfen im Petersdom. Er geht vielmehr ins Römische Jugendgefängnis und wäscht Strafgefangenen die Füße – darunter einer muslimischen Frau.

Die Fußwaschung verdichtet liturgisch die Spiritualität von *Gaudium et spes*. Die Kirche in der Welt von heute, so Papst Franziskus, soll Herzen wärmen und Wunden heilen. Keine Aufforderung hat er bisher öfter wiederholt, als diese. Dazu gebraucht er in seinen Predigten starke Bilder. Im Interview mit Antonio Spadaro sagte Franziskus eindringlich: »Ich sehe ganz klar, dass das, was die Kirche heute braucht, die Fähigkeit ist, Wunden zu heilen und die Herzen der Menschen zu wärmen - Nähe und Verbundenheit. Ich sehe die Kirche wie ein Feldlazarett nach einer Schlacht. Man muss einen Schwerverwundeten nicht nach Cholesterin oder nach hohem Zucker fragen. Man muss die Wunden heilen. Dann können wir von allem anderen sprechen. Die Wunden heilen, die Wunden heilen... Man muss ganz unten anfangen.«³²⁰

³²⁰ Spadaro, Antonio/Batlogg, Andreas R.: Das Interview mit Papst Franziskus, Freiburg 2013.

2015 Papst Franziskus und das Zweite Vatikanische Konzil

„Der Heilige Geist drängt zum Wandel, und wir sind bequem“: Papst Franziskus hat in seiner Predigt am Dienstagmorgen (16.4.2013) deutlich Stellung bezogen und die mangelhafte Umsetzung des Zweiten Vatikanischen Konzils beklagt. Das sei vor allem ein geistliches Problem, so der Papst:

„Um es klar zu sagen: Der Heilige Geist ist für uns eine Belästigung. Er bewegt uns, er lässt uns unterwegs sein, er drängt die Kirche, weiter zu gehen. Aber wir sind wie Petrus bei der Verklärung, ‚Ah, wie schön ist es doch, gemeinsam hier zu sein.‘ Das fordert uns aber nicht heraus. Wir wollen, dass der Heilige Geist sich beruhigt, wir wollen ihn zähmen. Aber das geht nicht. Denn er ist Gott und ist wie der Wind, der weht, wo er will. Er ist die Kraft Gottes, der uns Trost gibt und auch die Kraft, vorwärts zu gehen. Es ist dieses ‚vorwärts gehen‘, das für uns so anstrengend ist. Die Bequemlichkeit gefällt uns viel besser.“

Wir seien heute viel zu zufrieden mit der angeblichen Anwesenheit des Heiligen Geistes, und diese Zufriedenheit sei eine Versuchung. Das gelte zum Beispiel mit Blick auf das Konzil:

„Das Konzil war ein großartiges Werk des Heiligen Geistes. Denkt an Papst Johannes: Er schien ein guter Pfarrer zu sein, aber er war dem Heiligen Geist gehorsam und hat dieses Konzil begonnen. Aber heute, 50 Jahre danach, müssen wir uns fragen: Haben wir da all das getan, was uns der Heilige Geist im Konzil gesagt hat? In der Kontinuität und im Wachstum der Kirche, ist da das Konzil zu spüren gewesen? Nein, im Gegenteil: Wir feiern dieses Jubiläum und es scheint, dass wir dem Konzil ein Denkmal bauen, aber eines, das nicht unbequem ist, das uns nicht stört. Wir wollen uns nicht verändern und es gibt sogar auch Stimmen, die gar nicht vorwärts wollen, sondern zurück: Das ist dickköpfig, das ist der Versuch, den Heiligen Geist zu zähmen. So bekommt man törichte und lahme Herzen.“

Dasselbe gelte für das eigene geistliche Leben: Der Heilige Geist dränge zu einem Leben gemäß dem Evangelium, aber wir seien zu bequem, wir widersetzten uns dem. Dem Heiligen Geist dürfe man sich aber nicht widersetzen, denn er mache die Menschen frei, er gebe ihnen die Freiheit der Kinder Gottes und bringe sie auf dem rechten Weg voran.“

http://de.radiovaticana.va/storico/2013/04/16/papst_franziskus_bemaengelt_umsetzung_des_zweiten_vatikanums/ted-683281 (16.4.2013)

2017 Paroisses en chemin vers une nouvelle vitalité

Barcelone, 12.7.2017

Il m'est demandé de vous partager une vision pour les chrétiens d'Europe aujourd'hui : Terre sainte. N'ont-ils pas à témoigner de l'amour guérissant de Dieu ? Mon exposé va se déployer en quatre temps à l'instar d'une symphonie pastorale : Intrada. Allegretto. Menuett. Coda.

Intrada. Changement d'époque

« *Nous ne vivons pas une époque de changement, mais un changement d'époque* » expliquait le pape François en 2016 à la Conférence épiscopale italienne lors de sa visite *Ad limina*.

À cet égard, les historiens sont d'accord: l'Ère Constantinienne inaugurée en 313 est définitivement terminée, y compris dans sa forme ultérieure à la Réforme du 16^e siècle.

La désignation « Constantinienne » signifiait l'interconnexion étroite entre trône et l'autel, malgré toutes les rivalités pour la suprématie entre l'Empereur et le Pape. Le résultat a été un christianisme bien établi en Europe tout en incluant, surtout en Andalousie et dans les pays du Balkan, un Islam culturellement respecté. Thérèse d'Avila était un ami de Soufis. Jean de la Croix utilisait dans son célèbre poème mystique « La flamme d'amour vivante » (Llama de Amor) des images du mysticisme islamique. Le christianisme est cependant demeuré dominant, aussi bien dans l'Empire romain d'Orient comme dans le Saint Empire romain germanique pas nécessairement par une culture chrétienne, mais tout au moins par sa culture d'influence « chrétienne ».

La Réforme et son bilan politique ont exacerbé le lien entre pouvoir séculier et religieux. Luther, qui voulait réformer sa propre Eglise en tant que catholique, fut bientôt récupéré par les princes qui voulaient se rendre indépendant de l'empereur. En contrepartie, ils offrirent protection à Luther, qui en fit à son tour des évêques régionaux (all. *Landesbischöfen*). Vu que l'empereur était assiégé par les Turcs et qu'il voulait que règne la "paix" dans l'empire, un accord de paix religieuse fût signé en 1555 à Augsbourg. Il prenait acte d'un double droit : le droit des Souverains de déterminer la foi des sujets (*ius reformandi*) et le droit des sujets de quitter le pays sans être inquiétés (mais abandonnant leurs propriétés), s'ils ne voulaient pas rejoindre la foi au Prince (*ius emigrandi*). Pour affermir leur propre souveraineté, les Habsbourg ont dû « re-catholiciser » l'empire devenu en très grande partie protestant. Ils n'y sont pas allés de main morte. Dans le pays de Jan Hus ils ont rencontré une résistance acharnée. Lors de la deuxième défenestration de Prague (1618), des émissaires de l'empereur furent jetés par la fenêtre. Cela déclencha l'une des guerres les plus sanglantes de l'histoire de l'Europe. Elle dura trente ans. Cette guerre des confessions vit jusqu'à 70% de la population tuée ou expulsée au nom de Dieu. Les épurations confessionnelles étaient à l'ordre du jour !

La chrétienté, divisée en plusieurs confessions, mena effectivement une guerre contre le christianisme au nom de Dieu. Pareillement de nos jours, une guerre islamique est menée contre l'Islam, comme Navid Kermani le disait dans son fameux discours en 2015 lors de la remise du prix pour la Paix des libraires d'Allemagne. Cette guerre de religion a des effets en Europe jusqu'à nos jours. L'amalgame entre Dieu et violence qui avait causé des souffrances indicibles pour les peuples de l'Europe (en dehors de la peste et la famine) a discrédité Dieu. C'est ainsi par exemple que, dans les régions de l'Autriche où la re-catholisation a été réalisée de manière la plus brutale, les chiffres de participation et d'adhésion à l'Eglise y sont manifestement les plus bas.

On comprend Voltaire, qui souhaitait une religion mondiale philosophique, s'exclamant sur « l'Église » : « *Ecrasez l'infame !* » Une religiosité sans église était née. Puis vinrent *Holbach* et *d'Altembert* pensant que le monde serait plus pacifique sans Dieu. L'athéisme naissait comme enfant d'un christianisme égaré, pour lequel le maintien du pouvoir à l'aide de Dieu était plus important que la foi en un Dieu crucifié pour nous dans son impuissance.

Vu la souffrance inimaginable introduite en Europe par les confessions, la célébration d'un jubilé de la Réforme n'est pas de mise. Ce terme n'est d'ailleurs plus utilisé officiellement. On parle plutôt de commémoration de la Réforme à l'occasion de laquelle les confessions reconnaissent leur culpabilité commune. Car elles ont fait de l'Europe un *cas particulier* de sociologie religieuse en matière de

christianisme (Grace Davie, Peter L. Berger, David Martin). Le christianisme stagne en effet en Europe alors qu'il se développe sur tous les autres continents.

La paix de Westphalie (1648) mit fin à la guerre et ouvrit par les Lumières la longue route vers une *laïcisation bénigne* de l'Etat. Les religions étaient désarmées dans leur combat pour la vérité, l'Etat perdait la légitimité religieuse. La liberté de religion fût instaurée afin de garantir la « paix » de manière durable. La liberté religieuse n'est pas un fruit du christianisme, mais le résultat de son échec. Ce n'est qu'au Concile Vatican II en 1965 que l'Eglise catholique s'est résolue à faire la paix avec la liberté de religion moderne.

Cette évolution a profondément changé la relation entre les êtres humains et l'Eglise.

L'appartenance à une confession était une « fatalité » après la Réforme, en raison du choix du Prince ; en revanche, les Lumières offraient la possibilité à tout un chacun « d'être libre dans le choix » de sa foi sans devoir craindre de préjudice social. Peter L. Berger, grand sociologue de la religion, né à Vienne et enseignant à Boston, crée la formule « du destin vers le choix » et a intitulé son livre « La contrainte à l'hérésie » : l'hérésie venant de l'obligation de choisir car, selon Berger, on peut choisir tout ce qu'on veut de nos jours, mais le choix est obligatoire.

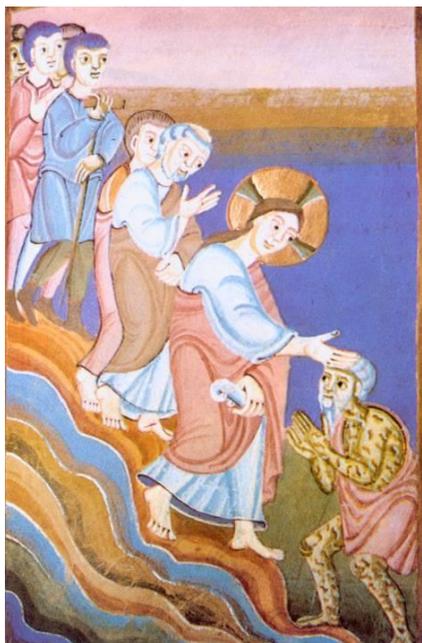
De nos jours, les Eglises ont à faire avec des gens qui sont libres de choisir. Et, en Europe, cette liberté ne se pratique pas seulement dans un climat hospitalier envers l'Eglise. Selon Johann B. Metz, ce climat est plutôt, « hospitalier à la religion », et il peut mener à un « athéisme light » demeurant hospitalier à toute religiosité (Günter Kehr). Elles ne sont pas rares, les personnes qui ne nient pas Dieu, mais pour lesquelles celui-ci ne joue pratiquement aucun rôle dans leur vie; Dieu ne les fait pas bouger dans le sens d'un réel amour solidaire. *L'Europe est marquée par une diversité de conceptions du monde. Elle est pluraliste.* Elle n'est pas sécularisée. Les athéismes convaincus ne forment qu'un petit groupe parmi la plupart des groupes d'Européens. Le plus grand groupe est actuellement celui des sceptiques, les chercheurs. La sociologue française Daniele Hervieu-Léger parle de « pèlerins ». Tous ont cependant en commun d'être largement abandonnés dans leur choix religieux à cause de la privatisation de la religion.

Il existe de bons points de repère pour opérer aujourd'hui dans un tel choix idéologique. Pendant longtemps nous avons pensé qu'il s'agissait d'irritations qui menaient les hommes à tourner le dos à l'Eglise et qui faisaient qu'ils ne voulaient plus rien avoir à faire avec elle. D'autant plus que l'Eglise catholique était hostile aux femmes, névrotique sur le plan sexuel, non démocratique, prémoderne, donc hors du coup. Entre-temps, la recherche en la matière nous montrait que les irritations pouvaient accélérer le choix, mais n'en étaient pas le facteur décisif.

Beaucoup plus importantes que les forces centrifuges (chassant l'Eglise) sont les forces centripètes (attirant vers elle). On peut les qualifier de « gratifications ». Elles représentent le « gain » que l'appartenance à une Eglise et la participation à sa vie et son œuvre peuvent apporter. *Gain* ne signifie pas ici un pur besoin, mais cela va de la consolation à la recherche de sens jusqu'à la provocation de se changer en mieux et de s'engager pour un monde plus juste. *Spiritualité et solidarité* deviennent ainsi pour les gens les gratifications principales de l'Eglise, laquelle est tenue, comme tout autre représentant public, de respecter son *authenticité*.

Allegretto. Une vision ancienne toujours d'actualité

Offrir des gratifications de l'Evangile à nos contemporains est la mission de l'Eglise. Le contenu de cette mission devient concret quand la vision héritée de l'Evangile est mise en corrélation avec leurs questions, leurs joies et leurs difficultés actuelles. C'est ce que je vais montrer dans la deuxième phase de ma symphonie pastorale.



Codex Echterbach, 1040

Je me base sur le récit de la guérison d'un lépreux par Jésus chez Matthieu, tel qu'il est interprété dans une représentation du *Codex Echterbach* en l'an 1040. Quatre groupes de personnes sont mis en scène : le lépreux, Jésus, Pierre et Jean derrière lui et en arrière-plan des contemporains du peintre de livre. Nous allons méditer sur ces quatre groupes, l'un après l'autre. Mais d'abord, nous lisons le récit de Matthieu (*Mt 8,1-4*) :

Lorsque Jésus descendit de la montagne, de grandes foules se mirent à le suivre.

Et voici qu'un lépreux s'approcha, se prosterna devant lui et dit :

« Seigneur, si tu le veux, tu peux me purifier. »

Jésus étendit la main, le toucha et lui dit : « Je le veux, sois purifié. »

Aussitôt il fut purifié de sa lèpre.

Jésus lui dit : « Attention, ne dis rien à personne, mais va te montrer au prêtre.

Et donne l'offrande que Moïse a prescrite dans la Loi. Ta guérison sera pour les gens un témoignage. »

Le lépreux - Jadis

L'artiste peint le lépreux au bord de l'image, donc... *en marge de la société*. Il se trouve en bas. Il est littéralement à genoux. Son apparence est pitoyable. Le message est clair : ce n'était plus une vie. Ce qui constitue la vie, lui manquait :

- Il n'avait *aucun respect*. Celui-ci est un aliment de base de la vie humaine. La vie ne peut jaillir en ses origines que lorsque des parents font resplendir leur visage sur le nouveau-né. Toute vie réelle provient de la rencontre (Martin Buber). Une vie sans être l'objet de considération n'est pas de la vie.
- Le lépreux n'avait *pas de pouvoir*. Il ne pouvait plus vivre sa vie d'une manière créative et libre. Il avançait impuissant vers sa mort.
- Enfin, *il lui manquait son « chez soi » (all. Heimat). Il n'était nulle part chez lui ; il était « exclu », excommunié*. Il est significatif que sa maladie corporelle soit décrite par ses conséquences sociales.

A juste titre, les lépreux étaient *comptés parmi les morts* aux temps de Jésus. Il s'agissait d'une mort sociale avant même la mort physique.

Les lépreux aujourd'hui

Il n'est pas difficile de reconnaître dans ce lépreux une figure de beaucoup de lépreux de notre époque, dans nos pays, en Europe, dans la famille humaine. Beaucoup sont en marge, beaucoup sont littéralement « down ». Ce que beaucoup vivent « n'est vraiment plus une vie ».

Ainsi, selon le HCR des Nations Unies, plus de 65 millions de personnes sont en ce moment en fuite, dont 40 millions d'enfants. Ils fuient les guerres, la désespérante pauvreté, les catastrophes écologiques.

Mais même en Europe, il y a beaucoup d'« exclus ». L'intellectuel allemand Hans Magnus Enzensberger a déclaré il y a quelques années: « Même dans les sociétés riches, chacun peut devenir *superflu*. Que faire avec lui ? ». Le Pape François ne le laisse pas seul avec cette évaluation. Il parle d'une « *culture de l'indifférence qui est souvent au bout du compte sans pitié* » (prédication de Noël 2015). Concrètement, il recense parmi les plus vulnérables de nos pays riches de l'Europe, *les jeunes sans travail et les personnes isolées âgées* (François, 2013). S'y ajoutent de nombreuses personnes qui souffrent, depuis la crise financière de 2008, des craintes de s'effondrer, ayant perdu leur emploi ou craignant de le perdre.

Ce n'est pas seulement la pauvreté sociale qui se répand. Il y a aussi de plus en plus de personnes qui sont peut-être matériellement en sécurité mais *spirituellement blessées ou même déjà mortes*. N'est ce pas une application des paroles du Ressuscité dans sa révélation secrète aux communautés d'Asie mineure : « *Tu dis : "Je suis riche, je me suis enrichi, je ne manque de rien", et tu ne sais pas que tu es malheureux, pitoyable, pauvre, aveugle et nu !* » (Apocalypse 3,17)

Cette pauvreté spirituelle chez beaucoup de personnes la « *consolation rampante de ce bas monde* ». Ces personnes portent encore en elles la nostalgie infinie d'un paradis, elles recherchent l'apaisement de ce désir durant leur vie terrestre, dans ce court laps de temps ne dépassant pas 90 ans, aussi bien dans l'amour, le travail et l'amusement. Marianne Gronemeyer appelle ce mode de vie « La vie comme une dernière occasion. »

La *peur* aux multiples visages est une plaie pour de nombreux contemporains. Elle accompagne chacun d'entre nous depuis la naissance, lorsque nous avons été poussés hors du paradis, éjectés de cet endroit sécurisant qui était le ventre de notre mère. L'angoisse est exacerbée par une « culture de la peur » qui tenaille le monde occidental, y compris l'Europe, depuis la crise financière et le terrorisme global. Et certains politiciens augmentent cette peur pour des raisons partisans afin d'être élus, au lieu de l'atténuer en tant que hommes d'Etat par une politique durable de justice et de paix. Mais la peur paralyse. Elle empêche la confiance et donc la foi, l'espérance et un amour solidaire. La peur entrave de cette manière l'incarnation de cette solidarité sans laquelle il n'y a pas de monde juste et pacifique.

Le Sauveur

Jésus *descend de la montagne*. Là, durant la nuit il était plongé dans le mystère de Dieu.

L'artiste peint outrageusement les *pieds* de Jésus : Celui-ci va à la rencontre des personnes « en marge de la vie, de la société » (Pape François).

Dans cette rencontre contraire à la Loi, Jésus offre des pistes de vie au (socialement) mort :

- Il tourna son *visage* vers lui : en le regardant, il accorde du prix à celui qui en est dépourvu.
- Puis il étendit sa *main* créatrice - un rappel de la main du Créateur. Il n'a pas peur de la mort. Ensuite, on dit de façon lapidaire que le lépreux fut purifié. Jésus fait ses preuves en tant que Sauveur. L'homme guéri est autorisé à vivre à nouveau une vie responsable.
- Enfin, Jésus l'envoie auprès des autorités – jadis les prêtres faisaient une *offrande*. Le but de Jésus est l'inclusion et non l'excommunication.

En bref : Jésus guérit pour qu'on puisse revivre ; il offre une « petite résurrection déjà maintenant ». Une résurrection se produit. La guérison du lépreux est de ce fait classée par l'art médiéval parmi les résurrections des morts ; ainsi en est-il dans les fresques de l'église Saint-Georges à Oberzell sur l'île de Reichenau.

Au-delà du texte de l'évangéliste, le moine bénédictin peint un *rouleau de Loi* dans la main gauche de Jésus. Le message est clair : comme Moïse porta les Tables de la Loi en descendant de la montagne,

Jésus apporte des profondeurs de son Père, la loi de Dieu en descendant de la montagne. Il la promulgue en même temps qu'il l'applique. Telle est désormais la loi de Dieu : La vie des humains doit se propager et non périliciter. Cela correspond au Psaume merveilleux que la liturgie chante en la fête du Sacré-Cœur de Jésus, la célébration d'origine de la manifestation de la miséricorde divine :

« Dieu veille sur ceux qui le craignent, qui mettent leur espoir en son amour, pour les délivrer de la mort, les garder en vie aux jours de famine. »

(Ps 32, 18-19)

L'Eglise, patrie de Salut

L'illustrateur nous offre une *vision puissante de l'Église*. Elle est représentée par les deux *figures symboliques de Pierre et Jean*. Ils symbolisent la justice et l'amour. Les deux viennent (derrière) Jésus. Ils le suivent, marchent sur les traces de Jésus. Le christianisme est une doctrine de la voie. Il s'agit de la voie de Jésus, qui fait de l'Eglise le mouvement de Jésus. Assurer la *fidélité* de l'Eglise, et de ses communautés à *rester dans ses traces* est la tâche fondamentale de l'ordre ecclésial.

C'est ce que signifie Eglise en premier : aller sur la montagne, plonger en Dieu et puis émerger des profondeurs de la spiritualité. Le chemin mène directement aux marges de la vie, auprès de la panoplie des pauvres, ceux rendus et ceux gardés pauvres par le monde.

Une église qui s'engage fidèlement à suivre ce chemin est l'image de Jésus. L'illustrateur le rappelle en partageant les couleurs des vêtements de Jésus sur les habits des deux symboles de l'Eglise. *Justice et amour*, justice et miséricorde: ce n'est pas que la justice qui représente l'Eglise. Dans l'Eglise, la miséricorde préserve la justice d'être poussée à l'extrême et de basculer dans l'injustice.

Et puis le regard de Pierre sur sa main. Apparemment, il a bien observé les doigts de Jésus. La leçon est claire: En tant qu'Eglise, nous apprenons de Jésus, comment traiter les hommes. C'est pourquoi en allemand il y a une parenté langagière en la main (*Hand*) et l'agir (*Handeln*) et donc avec la praxis, la théologie pratique, la pastorale.

Concrètement, cela signifie : de ramener les humains vers la vie à partir de leurs diverses expériences de la mort. L'Eglise exerce donc comme Jésus une « pastorale de résurrection ». Elle le fait dans tous ses domaines - tels que le pape François nous le démontre dans *Amoris laetitia*, quand un mariage échoue tragiquement par la faute des conjoints ou de manière tragique. C'est pourquoi quand quelqu'un ressent le désir de se remarier, il est inadmissible de dire : « Oui, Dieu te pardonne, mais l'Eglise ne peut pas te pardonner ». L'Eglise, qui observe de près Jésus, n'exclut pas de façon permanente. Elle n'abandonne personne qui est blessé et couché à terre, mais elle le ramasse. Elle ne moralise pas, elle guérit. Elle ne fait pas rentrer la personne au tribunal, mais dans un hôpital de campagne.

Telle est la vision de notre Église et de ses paroisses adaptée à notre temps. Nous sommes en chemin vers la terre promise par le Sauveur (Markus Beranek) ; surtout pour les blessés, les personnes en marge de la société, celles qui sont en bas de l'échelle, dans notre pays, en Europe, dans la maison mondiale de notre commune humanité.

Et nous ?

L'artiste introduit en arrière plan à l'événement biblique des *personnes contemporaines*. Sa prédication non verbale et de ce fait encore plus impressionnante. Le spectateur est invité à participer à l'événement et de cette manière de se joindre au mouvement de Jésus.

Des disciples convaincus prononcent ainsi leur fidèle « Me voici » à ce que l'Eglise attend d'eux en les appelant. Ils ont ainsi rendu l'Eglise forte et vivante dans ses premiers temps. Ce sont aussi ces adeptes convaincus qui garderont nos paroisses vivantes à l'avenir.

Menuett. De nouvelles outres pour un vin nouveau

« Ou encore, personne ne met du vin nouveau dans de vieilles outres ; car alors, le vin fera éclater les outres, et l'on perd à la fois le vin et les outres. À vin nouveau, outres neuves. » (Marc 2,22)

L'Eglise ne disparaît pas, mais bien son apparence habituelle

Un „downsizing“ comme réponse commune

Malgré le changement d'époque, pas mal de diocèses essaient de survivre à moyen terme en engageant des *prêtres étrangers* sans pour autant vivre et assumer les mutations en cours. Ils rendent ainsi souvent vulnérable le moment le plus intérieur de la pastorale d'aujourd'hui, à savoir la « communication spirituelle » (Karl Gabriel). Mais ils sauvent le domaine rituel qui est assuré dans un allemand aux accents étranges.

La majorité des chefs d'Eglise et des communautés ecclésiales ont réagi à la nouvelle ère avec une « réduction de taille » de la structure de l'Eglise héritée du passé. Ils investissent beaucoup d'énergie dans l'organisation d'adaptation structurelle. Certains travaillent de manière synodale (comme Poitiers), d'autres simulent la participation, d'autres encore imposent de nouvelles structures contre la résistance redoutée ou réelle des intéressés. Ils s'accrochent souvent de la démission intérieure de nombreux professionnels et bénévoles. Ce qui détermine de telles adaptations conservatrices des structures, c'est « le manque » de prêtres, de membres, de finances.

L'interprétation de l'évolution des chiffres statistiques de l'Eglise est révélatrice de cette référence à la structure traditionnelle de l'Eglise. La formule la plus couramment utilisée est : « plus que ». On calcul sur base de 100% de membres en utilisant inconsidérément l'indice de référence de l'ère Constantienne en sa période « d'après-Réforme ». Cela crée un sentiment dépressif de faillite. Par contre, celui qui prend au sérieux l'ère du changement, comptera courageusement en partant de zéro %. Ces personnes savent que nous nous rapprochons à nouveau de la norme biblique.

Il ne suffira pourtant pas de *répondre à la diminution des chiffres par l'agrandissement des zones pastorales*. Car cela n'accélérera que la mort de la structure héritée de l'Eglise, qui était son « destin » totalement inéluctable dans la religion. Le seul élargissement des zones pastorales ne fait que souligner les paroles de l'évêque émérite d'Innsbruck, Reinhold Stecher, qui déplorait que : « Ce ne sont pas les gens qui s'écartent de l'Eglise, mais l'Eglise qui s'écarte des gens » Se pourrait-il que l'adaptation de la structure actuelle ne fasse qu'accélérer la désaffiliation ecclésiale de beaucoup de personnes ?

À la suite de l'installation de grandes zones pastorales on assiste dans beaucoup de secteurs de la vie ecclésiale à une « *déparoissialisation* » de paroisses parfois plus jeunes, mais également de plus anciennes qui jusque-là avaient grandi historiquement. Celles-ci ne sont plus depuis longtemps des cadres administratifs mais des communautés de personnes avec leur propre histoire entre elles et le Ressuscité (cf. Ap 3).

Si les pasteurs manquent pour ces paroisses, cela crée une grande pression : Le droit canonique actuel prévoit qu'une paroisse ne peut exister que si elle dispose d'un curé titulaire. La réforme du Code de droit canonique a résolu le problème en permettant qu'un curé puisse être « polygame » en étant « marié » avec plusieurs paroisses. Mais cette solution ne suffit plus vu le manque croissant de prêtres : Ainsi certains diocèses commencent à *confier la direction de « communautés » à des laïcs ayant les qualités requises*. Mais pour être en conformité avec la législation ecclésiale ces paroisses sont « deparoissialisées ». De cette façon, elles perdent les droits d'une paroisse, pratiquement donc le droit à un curé, à leurs propres finances, à la célébration dominicale de l'Eucharistie. Un curé n'est attribué que pour des grands ensembles, des grandes paroisses, de nouvelles paroisses, peu importe, comment on les intitule. Les anciennes paroisses sont alors des « communautés filiales » dans la grande unité pastorale, qui sera désormais dotée des droits paroissiaux. S'il fallait qu'il y ait à l'avenir d'avantage de prêtres dans un grand ensemble, ces ministres ordonnés recevraient une nouvelle appellation, ils ne seraient plus des « apprentis » vicaires ou coopérateurs, mais pas non plus des curés : ils seraient quelque chose d'intermédiaire comme des « vicaires (du curé) ».

Des études auprès des prêtres (Christoph Jacobs et autres) montrent qu'il n'y a (en ce moment) *pas assez d'ordonnés ayant les qualités requises* pour ces grands ensembles. Suffirait-il de répondre à la demande. Est-ce que ce programme d'urgence sera suffisant ?

Une pastorale à espace adapté

On a certainement besoin de nouvelles structures pour cette nouvelle ère de l'Eglise. Mais il y aurait une meilleure façon pour y arriver. Cette dernière ne se basant pas sur le manque de prêtres, de communautés et de finances, mais sur une question servant de ligne de conduite : *Quel processus pastorale aura besoin de quel espace pastoral afin d'être organisé d'une manière optimale ?*

De cette façon, une structure sociale *complexe* (mais non compliquée) est mise en place pour assurer un développement durable de l'Eglise. Une fécondité croisée entre «local» et «régional» aura lieu. A quoi ceci pourra concrètement ressembler ? C'est ce que je voudrais brièvement exposer en me basant sur des enquêtes non encore publiées.

Sur le plan local

Les gens cherchent des « ports d'attache » où être chez eux - et cela même et surtout au coeur de leur perte d'identité – où ils peuvent renforcer leur propre identité ou qui, à leur tour, leur offrent une identité. C'est pourquoi des réseaux ouvertement fondamentalistes – y compris dans l'Eglise – acquièrent à nouveau de l'importance dans la société, par la diffusion de leur contenu, de leur structure et de leur savoir collectif. Un chez soi (all. *Heimat*) devient le contrepoint à la mobilité et à l'instabilité.

Des communautés d'églises, surtout les paroisses adultes, peuvent être des *lieux de vérification d'identité* pour les chrétiens modernes. Cela requiert de *l'hospitalité*, le désir de la diversité au sein du groupe, parmi les membres des réseaux concernés, mais aussi dans le pays en question. Une « tolérance du pluralisme » est indispensable (Hermann Stenger). Ces communautés *vivent de personnes convaincues et résolues*, qui ont choisi d'intégrer le mouvement de Jésus en tant qu'adultes. Ils témoignent de l'Évangile par leurs actes dans leur propre vie et leur vie en communauté ainsi que par leur dévouement pour les marginaux et - lorsqu'on le leur demande- ils racontent aussi pourquoi et comment l'Évangile les a inspirés et incités.

Ces communautés hospitalières et ouvertes de convaincus résolus forment les indispensables noyaux durs de l'Évangile dans notre culture. Elles sont la garantie que l'Évangile reste vivant dans le pays. Ces communautés ne seront quantitativement pas très grandes, mais leur qualité fera leur grande force. Elles pourraient être « le sel dans le soupe mondiale » : défenseurs de la justice, de la paix et de l'intégrité de la création, sur base d'un ancrage profond dans le mystère de Dieu. Mystique et politique, contemplation et lutte, spiritualité et solidarité, l'amour du prochain et l'amour de Dieu se déversent l'un dans l'autre et se fécondent mutuellement.

Ces communautés vivent localement. Elles sont proches *des contextes familiaux* avec les enfants, les parents, les aînés, les malades, les personnes handicapées, les proches ayant besoin de soins, qui, selon leur propre souhait, ont la chance d'être en soins palliatifs jusqu'au moment de leur mort à la maison. *La diaconie des rituels des tournants de vie* se déploie autour du mariage, de la naissance, de la mort, en lien étroit avec le cadre familial.

Dimanche, Jour du Seigneur, les hommes de ces noyaux de braise se réunissent pour célébrer l'Eucharistie. Dans ces noyaux locaux, l'accent est mis sur la vie communautaire autour de l'Évangile, donc autour de la *koinonia*. *Les services de la diaconie seront assurés dans le cadre limité de ces possibilités ; ces communautés ne sont donc (plus) de simples entreprises modernes de services.*

En définitive, cela tient au fait que la vie de ces communautés est primordialement prise en charge par des laïcs qui assument ce service de façon bénévole.

Sur le plan global

Mais cela n'est qu'un seul côté de la structure des futures paroisses viables. Parce que *la considération locale nécessite en parallèle une considération globale*. Le temps de l'esprit de clochers est terminé. Aucune paroisse peut désormais s'auto-satisfaire pour de nombreuses raisons.

Premièrement, les gens *trop divers et mobiles* sont exigeants. Deuxièmement, il y a un certain nombre de tâches pastorales qui paissent sur les communautés locales, si ne que parqu'elles sont en *manque de personnel et de finances*.

En termes positifs, certaines opérations pastorales réussissent mieux aujourd'hui, quand elles se font à plus grandes échelles. Autrement dit, sur de grands espaces, il y a plus de personnes qui peuvent et veulent participer à des tâches plus spécifiques. C'est ainsi ce processus atteint la « masse critique » nécessaire.

Mes recherches montrent concrètement les *processus pastoraux* dont il s'agit : le travail de formation, l'accompagnement des bénévoles, les projets diaconaux notamment la collaboration des jeunes, des pèlerinages et processions en commun, les jardins d'enfants, des centres d'accueil de jour pour les personnes âgées. La présence dans la société civile est assurée et sans cesse renforcée par de tels projets.

Ces démarches pastorales nécessitent moins de communautarité, mais plutôt *un suivi professionnel des projets*. Ici on aura besoin de *personnel compétent « à temps plein »*. Pour autant qu'on développe des projets dans ces grands ensembles pastoraux, le concept d'espace de développement semble fort bien approprié. Dans l'élaboration et la mise en œuvre des projets pastoraux dans ces zones de développement il faudra de toute évidence également impliquer les organisations ecclésiales et communautés religieuses, les centres de formation, etc. Bien plus: Pour assurer une bonne qualité des projets, il est souhaitable de ne pas se limiter que sur la collaboration des membres de la communauté, mais d'impliquer aussi des personnes ayant quitté l'Église, des membres d'autres confessions et religions, des sceptiques, des chercheurs de soi, des athées.

L'exemple de Poitiers

Communautés locales et secteurs

Beaucoup de responsables d'une réforme structurelle citent comme exemple de « meilleur pratique » la réforme menée par Mgr Albert Ruwet, maintenant évêque émérite, du diocèse français de Poitiers.

Ce modèle de réforme comporte clairement des *éléments porteurs d'avenir*, bien que la réforme n'ait pas été ou n'a pas été menée à terme.

Qu'est-ce qui est porteur d'avenir à Poitiers ? Il existe une forte *interaction entre le niveau local et global* entre les communautés locales et le secteur. Le modèle permet de rajouter d'autres institutions pastorales ou leur bureau local à côté des communautés locales existantes, comme des communautés religieuses, des maisons d'enseignement, des associations.

A noter que les communautés locales sont *prises en charge par des laïcs*: des personnes qui ont choisi de vivre et d'agir inspirées par l'Évangile et créant ainsi des communautés accueillantes et ouvertes. Certains de ces convaincus reprennent des fonctions bénévoles au sein de la communauté, dans ses services, pour la prière et la Parole. Dans une « culture de l'appel » ces chargés d'office assurent leur relève par quelqu'un d'autre après six ans de service « bénévole ».

Sur le plan du secteur, ces diverses communautés peuvent développer des *projets communs dans cet espace de vie*. Dans de tels projets, elles peuvent prendre soin des jeunes chômeurs, des personnes âgées isolées, des réfugiés fuyant les zones de guerre.

Poitiers revisité : des équipes d'Aînés

Dans ces communautés locales, on n'en est pas encore à ce que rapportent fièrement les Actes des Apôtres : « *Ils étaient chaque jour tous ensemble assidus au temple, ils rompaient le pain dans les maisons, et prenaient leur nourriture avec joie et simplicité de cœur.* » (Actes 2, 46)

A Poitiers, un prêtre qui ne vit pas dans le secteur, ni même dans la communauté locale doit venir pour la fraction du pain, mais il fait partie du presbytère diocésain autour de l'évêque. Du point de vue biblique c'est une situation inhabituelle. Car de toute évidence les apôtres missionnaires de la première période avaient créé les conditions pour que, *dans toutes les maisons dans lesquelles les croyants se rassemblaient, l'Eucharistie puisse être célébrée le jour du Seigneur.*

Cela ne dépendait pas, par exemple au temps de Tertullien, de l'affectation d'un prêtre par l'autorité ecclésiastique. Car, en défaut d'une telle affectation par l'autorité, la communauté désignait

quelqu'un, homme ou femme, pour le « *offere et tinquere* » hors de la population sacerdotale pour présider à la célébration de l'Eucharistie..

Cela démontre que le chemin vers un avenir viable implique une révision des règles canoniques de la structure ecclésiale héritée. Mgr Albert Rouet a commencé à réformer les structures du diocèse qui lui est confié dans le cadre traditionnel. Cela l'a amené en effet à faire des pas en avant, mais l'a forcé de *s'arrêter à mi-chemin*. Le cadre juridique obsolète ne lui permettait pas d'atteindre l'objectif. Par conséquent, il faut donc réaliser un « Poitiers révisé ».

Il s'en suit tout d'abord de façon générale qu'il n'est pas suffisant pour assurer la viabilité future de l'Evangile dans le pays de *lancer des réformes dans le cadre juridique existant*. Il faut *réformer le cadre lui-même*.

Une proposition dans ce contexte a été soumise par l'*évêque émérite Mgr Fritz Lobinger* d'Aliwal du Nord. Cette proposition a été examinée et jugée anodine par Peter Neuner, professeur en droit dogmatique. Une proposition de projet de mise en œuvre pratique est disponible. Il ne doit plus qu'être réalisé.

Mgr Lobinger propose de faire élire par des membres de la communauté des personnes, connaissant la communauté (*personae probatae*) et issues de paroisses qui gèrent déjà depuis au moins cinq ans leur vie paroissiale. Bénévolement ces personnes seront accompagnées, (formation professionnelle) pendant trois ans et seront ensuite consacrées par l'évêque dans une « équipe d'Aînés » travaillant bénévolement sera alors supervisée pastoraloement par un prêtre expérimenté en étant associée à un « secteur ». Un des futurs Synodes des évêques examinera certainement cette possibilité. Ce serait un bon pas dans la bonne direction. Puisse le Pape François vivre encore longtemps!

Coda. Être de bonne espérance...

Une règle de base pour le développement actuelle de l'Eglise est : « *Ne pas gérer le déclin, mais construire la transition.* » Qui applique cette règle prévoit que certains points de la structure d'Eglise se meurent, mais qu'en même temps du nouveau se crée.

Le donné biblique peut soutenir et encourager cette transition. C'est l'histoire que la Genèse rapporte deux fois : La visite des trois hommes auprès d'Abraham et Sarah, un couple d'aînés hospitaliers et sans enfant.

Leur hospitalité, signe de leur piété, leur offre une rencontre avec Dieu. Bien plus: leur rêve de vie d'avoir un fils abandonné, depuis longtemps est enfin exaucé : de l'ancien naît du nouveau. Mais pas en vertu de leurs propres forces, car « Abraham et Sara étaient vieux, avancés en âge : et Sara ne pouvait plus espérer avoir des enfants. » Quelle image pour l'Eglise et nos paroisses en Europe ! Nous sommes devenus la maison de retraite de l'Eglise catholique du monde.

Et puis survient la promesse surprenante : « Je reviendrai vers toi à cette même époque; et voici, Sara, ta femme, aura un fils. », cela fait rire l'incrédule Sarah. Parallèlement, Abraham se met à rire lui-même, mais d'une joie croyante. Sarah me semble plus proche de ce que je vois dans nos paroisses. A l'encontre de toutes tendances et pronostics demain nos paroisses seront remplies d'une vie nouvelle. Qui prédit cela, entraîne du rire incrédule !

Pourtant, je crois fermement et j'ai confiance en Dieu notre Seigneur, Son Eglise et également en nos paroisses que la vieille Eglise de Sarah « est enceinte ».

- Qu'est-ce qui est donc plus naturel que de réaliser une «échographie pastorale» et de deviner à quoi ressemblera la nouvelle figure de l'Eglise - nous l'avons essayé cela aujourd'hui.
- Mais alors il ne serait pas déraisonnable de suivre une gymnastique prénatale pastorale. Cela nous permettrait déjà renforcer ce qui nous incombe : des chemins de foi pour les gens qui en font le choix, qui se décident de rejoindre le mouvement de Jésus et de s'unir à d'autres qui partagent la même vue dans des noyaux de durs hospitalisés. Nous pourrions créer des zones de développement et, ensemble, lancer des projets pastoraux porteurs d'avenir. Nous nous engagerions à trouver de nombreux sympathisants et personnes de bonne volonté (Jean XXIII) « de l'extérieur » pour collaborer à ces projets. En même temps,

nous pourrions courageusement préparer l'espace de vie des futures générations dans l'Eglise pour qu'elle offre un bon cadre de développement. Mais cela signifierait *de ne pas seulement réformer dans le cadre donné, mais de réformer le cadre même.*

- Mais surtout: Comme une femme enceinte, une femme sur le point de devenir mère, nous pourrions être de « bon espoir » en raison de la promesse de Dieu.

Il y a des années, j'avais soutenu cette méditation biblique lors d'une conférence à des étudiants en la terminant par un poème que j'aimerais vous offrir également maintenant:

Miracle

Croyez-vous

demanda-t-elle timidement

que ce serait un miracle

si demain

la vie revenait

dans notre Eglise ?

Et voudraient-ils

vraiment

nous enseigner

à croire

à ce miracle ?

„ Au temps fixé je reviendrai vers toi,

à cette même époque;

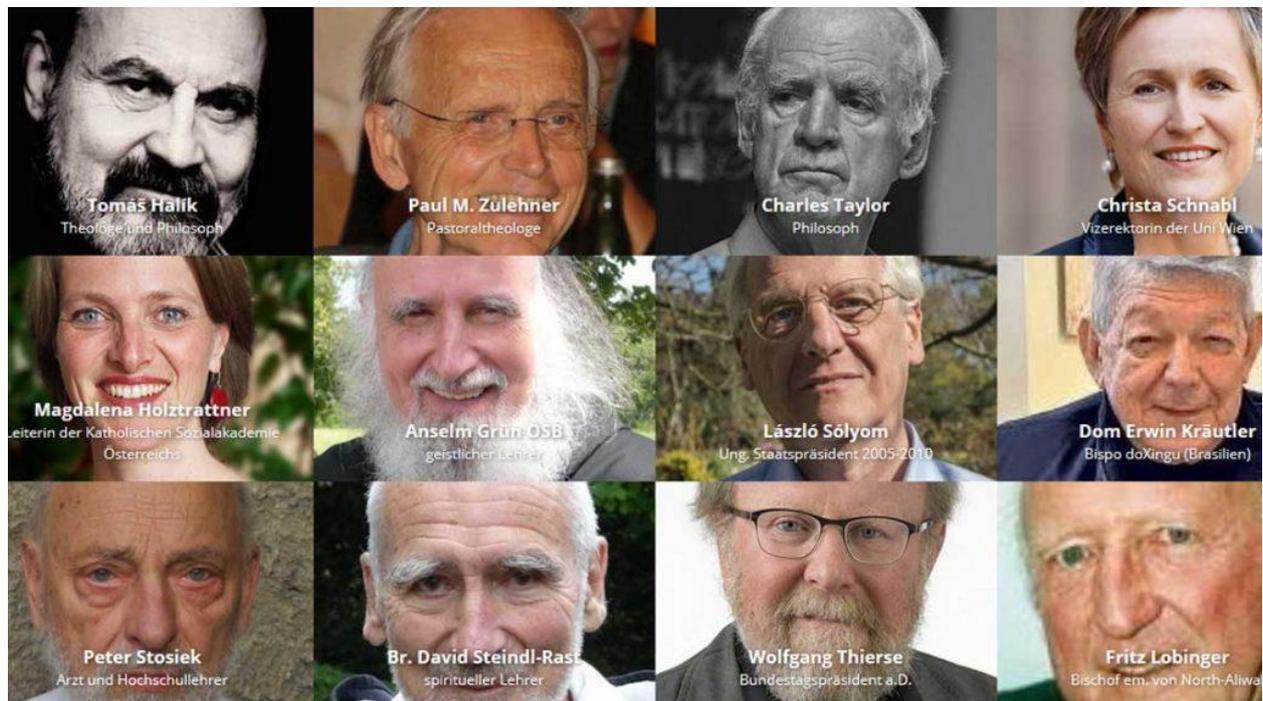
et Sara aura un fils. “

(Paul M. Zulehner sur Gen 18,14, 22.1.1994)

2017 Pro Pope Francis

Redaktion Feinschwarz 6. November 2017 Allgemein, Kirche, Theologie

<http://www.feinschwarz.net/pro-pope-francis/>



Zusammen mit Tomáš Halík hat Paul M. Zulehner eine vielbeachtete internationale Unterschriftenaktion zur Unterstützung von Papst Franziskus gestartet. Hier erklärt er, warum es sich lohnt zu unterschreiben – und wohin das alles noch führen kann.

Es war der Abt von Pannonhalma, Bischof Asztrik Várszegi, der mir als Erster die Frage stellte, ob der Papst eine solche Unterstützung nötig hat. Es sollte so nicht sein, meinte er. Auch Kardinal Christoph Schönborn betonte, dass doch jeder Bischof treu zum Papst stehe, Kardinäle bis aufs rote Blut sogar! Aber es geht hier nicht um die Papsttreue. Bleibt diese nämlich allgemein gehalten, würde man in Wien sagen: „No na net!“ Obgleich – auch da zögere ich. So, wie mancher ungarische Bischof agiert, scheint ihm bei der Weihe eher die Regierungserklärung des Landes denn das Evangelium aufs Haupt gelegt worden zu sein.

Es geht nicht um den Papst, sondern den Weg der Kirche

Worum es jedoch geht, ist der Weg, den die Kirche unter dem jeweiligen Papst einschlägt. Man kann, um konkreter zu werden, den Weg des Zweiten Vatikanischen Konzils (wieder) entschlossen gehen, oder einen modifiziert anderen einschlagen. Man kann das Gesetz, das die Juden als Thora als ganz heilig ansehen, entweder legalistisch oder im Rahmen des Erbarmens auslegen. Man kann sich vorrangig an die Moralnormen und die Dogmen halten und diese auf die Menschen anwenden (wie „Felsblöcke auf sie werfen“, so Papst Franziskus wörtlich), oder man geht vom Einzelnen aus, der in den Augen Gottes unendlich wertvoll ist, und versucht mit ihm Schritte in Richtung des Evangeliums zu gehen. Dann stellen die einen das Lehramt in die Mitte und andere das Gewissen, ohne dass letztlich niemand auf eines davon verzichtet, weil das Gewissen durch Machtspiele und Interessen verschattet sein kann und weil das Lehramt klerikal verkommen kann.

Nicht gegen, sondern für

Um diese Auseinandersetzung über den Weg der Kirche geht es also konkret. Daher richtet sich die Aktion „ProPopeFrancis“ nicht *gegen* eine Gruppe von Persönlichkeiten in der Kirche, sondern steht für eine pastorale Kultur, einen Weg, den die Kirche einschlagen möge. Schon Papst Johannes Paul II. hat diesen programmatisch angekündigt, als er Papst wurde: „Der Mensch ist der Weg der Kirche“. Auch er hat in seinem Schreiben über die familiäre Schicksalsgemeinschaft (*Familiaris consortio*, 1981) darauf gedrungen, den kostbaren Einzelfall zu sehen. Aber in der Durchführung hat den Papst wohl die Moraltheologie, die er vor seiner amtlichen Karriere dozierte, an weiteren pastoralen Schritten gehindert.

Neue Pastoralkultur

Manche stoßen sich vielleicht an diesem halbprofanen Begriff einer „jesuanischen Pastoralkultur“. Der Offene Brief verwendet ihn aber gezielt, weil er deutlich macht, worum es Papst Franziskus geht. Er setzt klare pastorale Akzente und möchte die Kirche in all ihren Teilen und Ebenen für diese gewinnen. Deutlich werden überkommene Akzente verschoben.

Zunächst von der Sünde zur Wunde, genauer, das Verständnis der Sünde vertieft sich. Sünde wird nicht mehr legalistisch simplifiziert, sondern als tiefe Verwundung gesehen, als Selbstverwundung, Verwundung der anderen (z.B. in Beziehungen), Verwundungen der Armen und der Natur.

Nicht Gerichtssaal, sondern Feldlazarett

Deshalb ist unter Papst Franziskus die Kirche nicht mehr ein Gerichtssaal, sondern ein Feldlazarett. Der Beichtstuhl hört dann auf, eine (moralische) Folterkammer zu sein; er wird ein Ort der Heilung. Das signalisiert eine markante und folgenschwere Verschiebung: nämlich vom Moralisieren zum Heilen.

Damit verschiebt der Papst den Akzent auch „vom Gesetz zum Gesicht“. Das Gesetz soll, umfassen vom Erbarmen Gottes, dem einzelnen Menschen als Leuchte und Orientierung dienen, um sein Leben in Richtung auf Heilung, Liebe, Heil – letztlich auf Gott hin ausrichten zu können.

Antonio Spadaro, Mitbruder des Papstes, aus dem Jesuitenorden wie dieser, Chefredakteur der renommierten Zeitschrift *La Civiltà Catholica*, wurde einmal gefragt, ob der Papst rechts sei oder links, progressiv oder konservativ? Seine Antwort: Diese Alternativen treffen auf den Papst überhaupt nicht zu. Ihm gehe es um eine gänzlich andere Alternative: ob jemand ein Ideologe ist oder ein Hirte. Daher kann der Papst sagen: „Ich träume von einer Kirche als ‚Mutter und Hirtin‘“. Wir haben im Offenen Brief hinzugefügt: „Wir teilen diesen Traum“.

Wir teilen diesen Traum

Die Aktion „Pro Pope Francis“ startete am 17. Oktober 2017. Wir, das sind Tomáš Halík von Prag (Religionsphilosoph und Templetonpreisträger 2014) und ich, dachten, eine kleine Aktion! Eine einfache Homepage. Kein Sekretariat, das mach ich selber, sagte ich mir. In wenigen Tagen explodierte die Aktion förmlich. Inzwischen haben über 45000 Menschen den Offenen Brief unterstützt. Darunter sind – neben allen engagierten Christen, denen die Ausrichtung der Kirche ein Anliegen ist – herausragende Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens, wie Wolfgang Thierse (Bundestagspräsident a.D.), László Sólyom (Staatspräsident von Ungarn 2005-2010), Charles Taylor (einer der wichtigsten Moralphilosophen der Welt), Rocco Buttiglione (Europaminister Italiens a.D.), Erhard Busek (Vizekanzler a.D. in Österreich) und der Präsident des Zentralkomitees der Deutschen Katholiken Thomas Sternberg. Dazu gesellten sich Missionarinnen von Taiwan und aus afrikanischen Ländern, Ordensoberinnen und Ordensobere. Einige Bischöfe haben sich eingereicht: Fritz Lobinger und Kevin Dowling von Südafrika, Erwin Kräutler von Xingu in Brasilien, Vaclav Maly von Prag. Und auch der Essener Generalvikar Klaus Pfeffer.

Offene Mitte der Kirche

Manche haben längst beobachtet, dass kaum Bischöfe unter den Unterzeichnern sind. Das gilt auch für die angefragten Landesbischöfe der Evangelischen Kirche Heinrich Bedford-Strohm und Michael Bünker. Beide ließen mich wissen, wie sehr sie den Papst schätzen und auch unsere Initiative ProPopeFrancis. Aber sie möchten lieber nicht unterschreiben. Dann wurden noch „gute“ Gründe genannt, wie: Es könnte vielleicht dem Papst sogar schaden, wenn die Bischöfe unterzeichnen. Nun gut. Wer kennt schon die „wahren“ Gründe? Was den Bischöfen freilich nicht passieren sollte, ist, sich nicht nur von den Flügeln der Kirche abständig zu halten, sondern nunmehr von deren offenen Mitte. Denn von dort her kommt die Initiative ProPopeFrancis.

Interkontinentales TheologInnen-Netzwerk

Nicht zuletzt unterzeichneten den Offenen Brief aber inzwischen über 800 akademische Theologinnen und Theologen. Und das aus aller Welt. Die Aktion bekundet also weltkirchliche Unterstützung. Die Liste der Namen liest sich wie ein „Who is who“ in der Theologie der katholischen Kirche weltweit: von Tokyo bis Fortaleza und Sao Paolo, von Havard bis Oxford, von Puna bis Warschau (Man kann die Liste selbst einsehen unter www.pro-pope-francis.com ; dort kann man sich auch unter die vielen Unterstützenden eintragen). Ohne es zu beachten, ist informell ein Interkontinentales Netzwerk von TheologInnen und Theologen entstanden. Tomáš Halík und ich überlegen derzeit, wie wir dieses Geschenk an Theologie und Kirche nützen könnten.

Dezentralisierung der Weltkirche

Vielleicht können die beteiligten Fachleute für ihren Kontinent umreißen, wohin der Weg die Kirche unter Franziskus führen sollte. Das würde zwei Anliegen des Papstes auf theologischer Ebene aufgreifen: Die Dezentralisierung der Weltkirche in kontinentale „Patriarchate“ (ein Begriff, den schon Joseph Ratzinger als Theologe vorgeschlagen hatte) und das, was der Papst in „Evangelii gaudium“ (Die Freude des Evangeliums), also seiner Regierungserklärung, „Inkulturation“ nennt. Dabei ist diese nicht so zu verstehen, dass das Evangelium eben das Mäntelchen einer bestimmten Kultur umgehängt bekommt. Dann tanzen Christen afrikanischer Länder im Gottesdienst und wir sitzen wie in einer Bildungsveranstaltung steif in unseren Bänken. Vielmehr ist „Inkulturation“ (ich sage mit Johann B. Metz lieber „Kulturation“) eher ein wechselseitig befruchtender Vorgang. Das Evangelium fließt in die Kultur und formt deren Menschlichkeit und Solidarität vorab mit den Armgehaltenen der Welt mit. Umgekehrt aber reinigen und vertiefen die Kulturen der Welt das Verständnis des getreulich überlieferten Evangeliums.

Ein Offenes Projekt

Tomáš Halík und ich haben nicht nur einen Offenen Brief verfasst. Auch der Verlauf der Initiative ist immer noch offen. Wir haben einen Prozess in Gang gesetzt, ohne absehen zu können, was aus diesem wird. Ein wenig sind wir dabei in die Schule des Papstes gegangen. Auch er hatte mit der Familiensynode einen für katholische Usancen ergiebigen Prozess in Gang gesetzt, der übrigens lokalkirchlich längst nicht abgeschlossen ist. Manche fragen, wie lange man die Initiative noch durch eine Eintragung auf der Homepage unterstützen kann. Die sichere Antwort lautet: auf jeden Fall jetzt. Vielleicht macht es Sinn, mit dem Ende des Kirchenjahres die Aktion zu beenden, die Homepage zu schließen und das unverhoffte prächtige Ergebnis dem Papst zu überreichen – wie immer das auch geschehen mag. Insgeheim hoffe ich aber, dass die Aktion informell weiterläuft und der Papst sich dauerhaft der Unterstützung der breiten Mitte einer offenen Kirche sicher sein kann.

2017 Zeit wärs

Es regnete in Strömen, als das Flugzeug der Alitalia in Schwechat aufsetzte. Weite Teile des Landes standen unter Wasser. Es war kurze Zeit unsicher, ob die Zufahrtswege nach Mariazell offen sein würden. Ein Symbol? Papst Benedikt betrat den Boden eines Landes, das kirchlich „verregnete Zeiten“ erlebt hatte. Die Bischofsernennungen nach Kardinal König hatten auch ihm damals nicht gefallen. In seiner Rede zum Ad-limina-Besuch der Österreichischen Bischöfe im November 2005 hatte er vermerkt, dass „kluge und richtige Personalentscheidungen die Arbeitssituation der Kirche nachhaltig verbessern“. Im Flugzeug von Rom nach Wien hat er sich bei jenen bedankt, die trotz der schwierigen Situation der Kirche die Treue gehalten haben: viele haben ja leider der Kirche damals den Rücken gekehrt. Ein heilendes Wort!

Nach den freundlichen Begrüßungsworten in Schwechat begann für den in Österreich willkommen geheißenen Gast eine anstrengende Pilgerreise nach Mariazell mit vielen zusätzlichen Stationen. Der Papst nützte diese für politisch gewichtige Aussagen: In der Hofburg vor dem Bundespräsidenten, der Regierung und vielen Diplomaten zu Europa und dessen Rolle in der Welt zu Frieden und Gerechtigkeit; im Konzerthaus vor sozial engagierten Ehrenamtlichen zum solidarischen Engagement und zum freien Sonntag. Journalistisch erzeugte Aufregung gab es um sein kluges Wort zur Abtreibung: Er erwähnte einfühlsam die Konflikte von Frauen, meinte aber in typisch „sozialistischer Manier“, dass diese nicht privat durch Tötung von ungewollten Kindern, sondern nur durch eine soziale Politik zu lösen seien, die Abtreibungen immer weniger nötig machten. Ein Menschenrecht auf Abtreibung gebe es nicht.

Sein Herzensanliegen ist, an Größe und Würde aller Menschen als Partner eines liebenden Gottes zu erinnern. Wie sehr Gott und Mensch verwachsen können, zeige Jesus von Nazareth. „Auf Christus schauen“ – das Motto seiner Pilgerschaft – bestimmte seine gottesdienstlichen Ansprachen. Auf Christus schaut nicht, wer auf den Papst schaut, sondern auf das Kreuz Christi ebenso wie auf das Kreuz der Armen. Und neuerlich betonte er, dass Christus die Welt nicht gewalttätig mit dem Schwert, sondern ohnmächtig am Kreuz gerettet hat.

Das unermüdliche Verweisen des Papstes auf Christus hat ökumenisches Gewicht. Protestanten sind irritiert, weil ihnen Rom abgesprochen hatte, im Vollsinn Kirchen zu sein. Inzwischen hat Kardinal Kaspar, Chef der Ökumeneabteilung im Vatikan, abgeschwächt: Man solle von „Kirchen anderer Art“ sprechen. Solche sprachliche Friedensgesten beheben freilich nicht die Differenzen hinsichtlich Taufe, Amt und Eucharistie. Der Weg zu der von Jesus gewünschten Einheit ist weder einfach noch kurz.

Und was brachte der Papstbesuch? War er nur ein folgenlos teures Event, das am Glauben der Menschen in Österreich wenig ändern werde? Aber werden die Österreicher nach der Fußballeuropameisterschaft besser Fußball spielen? Jedes Fest hat in sich einen Wert. Zudem: Institutionen werden in unserer Medienkultur über glaubhafte Personen wahrgenommen. So macht das hohe Ansehen des Dalai Lama den Buddhismus vielen sympathisch. Das könnte der Katholischen Kirche in Österreich passieren: Benedikt XVI., der gute Sympathiewerte vor allem bei den Gebildeten hat, könnte die Sympathiewerte der Kirche verbessern. Dann könnte für die Kirche im Land nach einer langen kirchlichen Regenzeit wieder eine von vielen erhoffte pastorale Schönwetterzeit kommen. Das wär doch ein Erfolg.

2018 Pro Pope Francis

Weltweite Unterstützung für Papst Franziskus. (HK)

Angezählt?

Amoris laetitia, das Apostolische Schreiben zu Ehe und Familie, war veröffentlicht. Viele atmeten auf. Die meisten Pfarrer, die, gedeckt von ihren Bischöfen, schon längere Zeit eine Einzelfalllösung bei Scheidung und Wiederheirat praktizierten, atmeten auf. Es regte sich aber auch Widerstand – und dieser auf hoher Ebene. Vier Kardinäle rückten den Papst in die Nähe einer Häresie. Er verrate die Lehre der Kirche über die Ehe. Dieser Vorgang wurde mit den „Lautsprechern“ der Medien verstärkt. Man konnte den Eindruck gewinnen, der Papst sei angezählt, er habe mehr Gegner als Befürworter, sein Rücktritt stehe bevor.

In dieser Situation fragte mich Tomáš Halík, Priester und Religionsphilosoph aus Prag, bekannter Buchautor, Templetonpreisträger und Mitglied der Charta 77, ob wir nicht die große unsichtbare Zahl der Papstbefürworter zumal im Kirchenvolk sichtbar machen sollten. Damit sollte nicht nur dem Papst erkennbar werden, dass sehr viele Menschen den von ihm eingeschlagenen Weg der Erneuerung der Kirche und ihrer Pastorkultur unterstützen. Es sollten zugleich jene Kirchenmitglieder, die durch die Angriffe auf dem Papst verunsichert waren, in ihrer Freude am mutigen Papst bestärkt werden.

Die Angriffe auf Papst Franziskus wurden in den letzten Wochen verstärkt. Rund um die Auseinandersetzung um Missbrauchsvorwürfe an Kardinal McCarrick und deren behaupteter Vertuschung unter den Päpsten Johannes Paul II. (mit Angelo Sodano), Benedikt XVI. (mit Tarcisio Bertone) und eben auch Franziskus wurde dem Papst nahegelegt, ebenso wie sein Vorgänger das Amt einem anderen zu überlassen. Diese neuerliche Attacke der Papstgegner macht sich vordergründig am Missbrauchsskandal fest. Die Rücktrittsforderung hat aber tiefere Gründe. Die Auseinandersetzung um die Öffnung der katholischen Kirche zur Welt von heute, die auf dem Zweiten Vatikanischen Konzil in eine neue Phase getreten, dann unter den Päpsten Johannes Paul II. und Benedikt XVI. verlangsamt worden war, wird von Franziskus wieder entschlossen fortgeführt. Er beklagte selbst, dass es zu wenig sei, „dem Konzil ein Denkmal zu setzen“. „Der Geist lasse sich nicht auslöschen“. Den Papst zu unterstützen bedeutet daher in unseren Tagen, auch nachdrücklich zu wünschen, dass der vom Konzil eröffneten Weg mit großer Besonnenheit, aber auch Entschlossenheit weitergegangen wird.

Der Offene Brief

Auf diesem Hintergrund entstand unsere Aktion ProPopeFrancis. Zu allererst verfassten wir einen offenen Brief an Papst Franziskus. In diesem wird eingangs kurz der hartnäckige Widerstand gegen ihn als Anlass erwähnt, der uns bewogen hat, unseren Brief der Ermutigung an ihn zu verfassen. Dann wird seine Pastorkultur gewürdigt. Diese Kernpassage des Briefes mündet in dem Traum des Papstes von der „Kirche als Mutter und Hirtin“. Dem Papst wird zugesichert, dass die Unterstützer des offenen Briefes diesen Traum teilen. Hier der Text des offenen Briefes, der in dreizehn Sprachen auf unsere dafür eigens eingerichtete Homepage (www.pro-pope-francis.com) gesetzt wurde:

Hochgeschätzter Papst Franziskus!

Ihre pastoralen Initiativen und deren theologische Begründung werden derzeit von einer Gruppe in der Kirche scharf attackiert. Mit diesem öffentlichen Brief bringen wir zum Ausdruck, dass wir für Ihre mutige und theologisch wohl begründete Amtsführung dankbar sind.

Es ist Ihnen in kurzer Zeit gelungen, die Pastorkultur der katholischen Kirche von ihrem jesuanischen Ursprung her zu reformieren. Die verwundeten Menschen, die verwundete Natur gehen Ihnen zu Herzen. Sie sehen die Kirche an den Rändern des Lebens, als Feldlazarett. Ihr Anliegen ist jeder einzelne von Gott geliebte Mensch. Das letzte Wort im Umgang mit den Menschen soll nicht ein legalistisch, sondern ein barmherzig interpretiertes Gesetz haben. Gott und seine Barmherzigkeit prägen die Pastorkultur, die Sie der Kirche zumuten. Sie träumen von einer „Kirche als Mutter und Hirtin“. Diesen Ihren Traum teilen wir.

Wir bitten Sie, von diesem eingeschlagenen Weg nicht abzuweichen, und sichern Ihnen unsere volle Unterstützung und unser stetes Gebet zu.

Die Unterzeichnenden

Von November 2017 bis September 2018 haben 74569 den Brief unterzeichnet.

Bildergalerie

Im Zuge der Sammlung von Unterstützenden haben wir einige Persönlichkeiten des öffentlichen und kirchlichen Lebens angefragt, ob wir sie in eine Bildergalerie setzen können. Sie erhielten dabei die Gelegenheit, ein knappes Testimonial abzugeben. So schrieb der weltweit bekannt Philosoph Charles Taylor: „*Yes, My enthusiasm for Pope Francis comes from his courageous stance, which really puts the Gospel at the centre of his teaching, and that means that he teaches us to reach out to those in need.*“ Oder Sr. Lea Ackermann von SOLWODI, die sich gegen die weltweite sexuelle Ausbeutung von Frauen stemmt: *“Herzlich danke ich Papst Franziskus, dass er das Evangelium nicht nur durch Worte, sondern durch sein Tun und Verhalten den Menschen nahebringt.“* Die Vorsitzende der Gesellschaft für Europäische Theologie Marie-Jo Thiel aus Paris bezeugt: *„Par sa triple attention à l'expérience des croyants, à l'intelligence des personnes, au cœur et aux affects, François ouvre un chemin d'audace et de miséricorde évangéliques que je salue.“*

Unter diesen 90 Persönlichkeiten aus aller Welt sind

- *Bischöfe* (u.a. Erwin Kräutler – Xingu in Brasilien, Fritz Lobinger – North-Aliwal in Südafrika, Franz-Josef Overbeck - Essen, Matthäus Karrer – Rottenburg-Stuttgart, Diamantino Prata de Carvalho – Brasilien, Vaclav Maly – Prag, Maximilian Aichern – Linz, Johann Weber – Graz, Ivo Fürer – St. Gallen, Paul Iby – Eisenstadt, Martin Gächter – Basel-Solothurn)
- *PolitikerInnen* (u.a. der ehemalige Europaminister Rocco Buttiglione, der ehemalige Staatspräsident Ungarns Lászlo Sólyom, Wolfgang Thierse vom Deutschen Bundestag, Alois Glück – Bayerischer Landtag, Christoph Leitl – Europäische Wirtschaftskammer; Josef Pühringer – Landeshauptmann Oberösterreich, Daniel Hermann – tschechischer Kulturminister, Hans-Joachim Meyer - Minister)
- *OrdensoberInnen* (u.a. Sr. Beatrix Mayerhofer – Schulschwester und Präsidentin der Ordensoberinnen Österreichs, Abt Martin Werlen von Einsiedeln)
- *spirituelle MeisterInnen* (u.a. Anselm Grün, David Steindl-Rast, Christina Brudeereck – evangelische spirituelle Autorin, Fery Berger und Sr. Ishrpiya von der Weizer Pfingstbewegung)
- *pastoral Engagierte* (u.a. Sr. Lea Ackermann von SOLWODI, Franz Küberl – Caritaspräsident Österreich, Thomas Sternberg – ZdK, Gerda Schaffelhofer – Katholische Aktion Österreichs)
- *WissenschaftlerInnen* (u.a. der Kanadische Philosoph Charles Taylor, Marie Jo-Thiel – Vorsitzende der Europäischen Gesellschaft für katholische Theologie, Felix Unger - Präsident der Europäischen Akademie der Wissenschaften, der Politologe Werner Weidenfeld).

Interkontinentales Netzwerk von Theologinnen und Theologen

Der Pool derer, die den offenen Brief unterzeichnet haben, erwies sich als reicher Schatz. Denn unter den Unterstützenden befinden sich Theologinnen und Theologen aus aller Welt. Wir haben mit diesem Schatz zu wirtschaften begonnen. Es sollte der Papst nicht nur eine emotionale Unterstützung erfahren, sondern für seinen Weg auch fachtheologisch argumentiert Rückenstärkung, aber auch begründete Kritik erhalten. Die vielen theologischen Fachleute unter den Unterzeichnern wurden zu einer Art informelles interkontinentales Netzwerk von Theologinnen und Theologen zusammengefügt.

Diese Fachleute wurden von Halík und mir mit der Bitte angemailt, uns eine Expertise zum Wirken des Papstes und dessen Teilaspekten aus dem Blickwinkel ihres jeweiligen Faches und ihres Kontinents zu erstellen. Als loser Rahmen wurden folgende drei Fragen mitgegeben, die sich faktisch auf die

Pastoralkonstitution „Gaudium et spes“ (Kirche in der Welt von heute) sowie die Kirchenkonstitution „Lumen gentium“ des Zweiten Vatikanischen Konzils stützen:

1. Welches sind die „Zeichen der Zeit“, welche die Kirche in Ihrem Land, in Ihrer Region, auf Ihrem Kontinent herausfordern?
2. Welche Beitrag kann und soll die Kirche zur Bewältigung der Herausforderungen leisten?
3. Welche Entwicklung der Kirche (auf Ihrem Kontinent) ist erforderlich, damit die Kirche angesichts der Herausforderungen der Zeit im Sinn des Evangeliums handlungsfähig ist?

150 Expertisen sind eingelangt.³²¹ Diese werden bis Ende September mit einer zusammenfassenden Einleitung von mir als Originaltexte (also auch in der Sprache, in der sie abgefasst wurden) als eBook im Patmos-Verlag veröffentlicht und bilden eine kleine theologische Bibliothek zeitgenössischer weltweiter Theologie.

Online-Umfrage

Es ist ein Anliegen des Papstes, auf möglichst viele Menschen zu hören. So hat er weltweit zur Vorbereitung der Familiensynode die Kirchenmitglieder befragt. Das hat uns bewogen, neben einigen „geschlossenen Fragen“ die drei den Expertinnen und Experten gestellten Fragen in einer Online-Umfrage breiter zu streuen und Antworten zu erbitten. Über 5200 Menschen haben sich daran in kurzer Zeit beteiligt. Die Dokumentation der aller Antworten auf die Offenen Fragen ist inzwischen auf der Homepage zugänglich und umfasst weit über tausend Seiten. Es haben sich daran erwartungsgemäß Papstunterstützende beteiligt. Etwa 10% der Befragten erweisen sich als „Papstkritiker“. Es war möglich, wichtige Positionen der Gegner dingfest zu machen: Sie wollen keine Synodalität, keine Dezentralisierung, lehnen die Pastoral des Erbarmens ab, damit auch das Dokument zu Ehe, Familie und Scheidung.

Ertrag

Das gesamt Material (Expertisen, Online-Umfrage) ist inzwischen aufgearbeitet und wird in mehreren Sprachen publiziert.³²² Hier werden nunmehr einige der wichtigsten Ergebnisse vorgestellt.

Überaus aufschlussreich ist das Ergebnis auf die Frage nach den Herausforderungen, denen der Kontinent der ExpertInnen und Befragten ausgesetzt ist. Der Einblick in alle Texte zeigt, dass es zwei Arten von Challenges gibt: weltweite sowie kontinentale.

Globale Herausforderungen

Zu den globalen Herausforderungen zählt die Sorge um den *Frieden* in der Welt. Das Stichwort taucht in sehr vielen Wortmeldungen auf. Norbert Mette von Münster hat dem Thema einen tiefeschürfenden Aufsatz gewidmet.

Herausgefordert ist die Welt durch die *ökologische Krise*. Dabei konnte etwa der in München wirkende Markus Vogt, einer der herausragenden Kenner dieser Materie, auf die weltweit sehr geschätzte Enzyklika *Laudato si* zurückgreifen.

Wie im päpstlichen Schreiben verknüpfen die Beiträge das Thema der Ökologie mit jenem der Ökonomie. Eine breite und differenzierte Kritik wir am neoliberalen Finanzkapitalismus geübt, der neben Stärken auch beträchtliche Schattenseiten für Welt und Mitwelt hat.

³²¹ Wir teilen diesen Traum. Theologinnen und Theologen aus aller Welt argumentieren ProPopeFrancis, hg. v. Paul M. Zulehner und Tomas Halik, Ostfildern 2018. Die Textsammlung ist wie eine kleine Bibliothek und umfasst ca 1200 Seiten. Einige ausgewählte deutschsprachige Expertisen, erweitert durch je ein Gespräch mit Rita Süßmuth und Bischof Franz-Josef Overbeck ist bereits publiziert: Rückenwind für den Papst. Warum wir Pro Pope Francis sind, Darmstadt 2018, Wissenschaftliche Buchgesellschaft.

³²² Pro Pope Francis. Weltweite Unterstützung für den Papst aus dem Kirchenvolk, hg. von Paul M. Zulehner und Tomáš Halik, Ostfildern 2018, Patmos Verlag. – In Vorbereitung sind eine englische, tschechische und niederländische Publikation.

Als globale Herausforderung wird die *Digitalisierung* aller Lebensbereiche gesehen. Diese wird theologisch mit unterschiedlichem Ergebnis reflektiert. Während Vincent Shen vom Lehrstuhl für Chinese Thought and Culture at the University of Toronto (Canada) eine wohlwollend-optimistische Cybertheologie entwirft, meditiert der emeritierte Religionspädagoge Engelbert Groß das mit jungen KünstlerInnen erstellte letzte Abendmahl unter dem Titel „The last SMS“, wo jeder der Apostel auf sein Handy und Jesus ohne ein solches ratlos in seine Jüngerschar schaut. Es werden die bedrohlichen Seiten der Digitalisierung hin bis zum sozialpolitische Begriff von „Digitalisierungsverlierern“ zu Sprache gebracht.

Als globale Herausforderung gilt die *Migration*. Diese habe es in der Menschheitsgeschichte immer gegeben. Derzeit aber seien viele – wie unsere Vorfahren – nicht wegen der Hoffnung auf ein besseres Leben unterwegs, sondern auf der Flucht vor Kriegen, Naturkatastrophen und einer Armut, der Kernmerkmal die Hoffnungslosigkeit ist.

Kontinentale Herausforderungen

Aber nicht alle Herausforderungen sind global. Für die Kontinente Asien, Lateinamerika sowie Europa/Nordamerika werden jeweils eigene Challenges ausgemacht³²³:

Für *Asien* fordern die Experten einen kulturellen Dialog mit den anderen Religionen des Kontinents. Dieser bezieht sich, wie der Jesuit Louis Gutheinz von der Fujen-Universität in Taipeh andeutet, einerseits auf die Begegnung des europäisierten Christentums mit den asiatischen Kulturen. So versucht er die Trinität mit den Begriffen Yin-Yang-He zu umdenken. Ein wichtiges Thema ist für China und Indien die Beziehung zwischen Religion und Gewalt. In Indien gebe es Gewalt von Hinduisten gegen Andersgläubige, in Myanmar einen gewalttätigen Buddhismus gegen Muslime. Der indische Jesuit Francis d’Sa erinnert wiederum in seinem Beitrag daran, dass die Frage nach einer Theologie der Religionen einschließlich der Bedeutung Jesu für andere Religionen noch keineswegs zufriedenstellend beantwortet ist. Die Antwort wird in Auseinandersetzung mit Raimund Panikkar auf einem „transhistorischen Weg“ der „Christophanie“ gesucht.

Aus *Lateinamerika* kamen erwartungsgemäß Beiträge zur Frage der Armut, der Gerechtigkeit, der Befreiung – und damit von der Rolle der Kirche beim Kommen des Reiches Gottes, das Erlösung nicht jenseitig von der Geschichte ablöst, sondern sich für das spurenhafte Kommen des Reiches Gottes in der einen Geschichte der Menschheit einsetzt.

Überaus komplex erscheint die Lage des „Nordatlantischen Bereichs“, also *Nordamerikas und Europas*. Thematisiert werden hier Fragen, die durchaus von kontinentalen zu weltkirchlichen werden können, derzeit aber schwerpunktmäßig in den „modernen Gesellschaften“ behandelt werden. Dazu gehört die schwerwiegende Frage, wie im Kontext moderner Naturwissenschaften wie posthellenistischer Philosophie der Kosmos des christlichen Glaubens durchdacht werden kann. Es stellt sich damit eine ähnliche Aufgabe wie in Asien, nämlich die Herausforderung der Begegnung des ererbten Christentums mit anderen Kulturen, Philosophien und Lebensentwürfen. Der Religionspädagoge Norbert Scholl riskiert ein spannendes Bedenken der großen theologischen Themen wie Rede über Gott, über Jesus den Christus, über die Schöpfung oder die Trinität unter den Bedingungen moderner Kultur. Verbunden mit dieser theologischen Grundlagenarbeit ist der Einsatz von ExpertInnen für die Menschenrechte. Der Luzerner Theologe Adrian Loretan-Saladin ermutigt die Kirche, den mit Johannes XXIII. begonnen Weg der Respektierung aller Menschenrechte zu Ende zu gehen.

Zum Respekt der Kirche vor den Menschenrechten zählen manche die freie Wahl der Lebensform der katholischen Priester. Noch mehr beschäftigt eine ganz große Zahl der Beiträge die Frauenfrage. Eine stattliche Zahl von renommierten Theologinnen hat zu diesem Thema fachkompetent geschrieben: wie Helene Schüngel-Straumann, Margit Eckhold, Margareth Hebblethwaite oder Karin Heller. Sie sind sich in ihrer Diagnose einig: Es sei nicht mehr die Pflicht der Frauen, den Nachweis zu erbringen, dass auch

³²³ Es haben sich zumal an der Online-Umfrage Afrikaner beteiligt, aber diese leben und arbeiten allesamt in Europa. Dieser Ausfall eines ganzen Kontinents ist bemerkenswert. Übersieht diesen Hoffnungskontinent auch die Europäische Theologie (sieht man von jenen Zeiten ab, in denen sich im Süden Afrikas eine südafrikanische Befreiungstheologie ausgebildet hat)?

ihnen der Zugang zu allen kirchlichen Aufgaben und Ämtern offenstehe, auch zur Ordination. Diese Pflicht liege inzwischen bei der Kirchenleitung selbst, zu erklären, warum das nicht möglich sein soll. Zudem wird einhellig betont, dass ohne Lösung der Frauenfrage die Kirche in den modernen Gesellschaften ihre Glaubwürdigkeit nicht behalten oder wiedergewinnen kann. Natürlich habe der Missbrauchsskandal die Glaubwürdigkeit der Kirche beschädigt. Aber das Missbrauchsthema und das Frauenthema unterschieden sich insofern, als den Missbrauch alle Bereiche der Gesellschaften betrifft, beim Frauenthema aber die Kirche gesellschaftlich immer mehr isoliert ist, und das ohne letztlich schlüssige theologische Begründung. Von Papst Franziskus wird dringlichst nicht nur von den Autorinnen, sondern auch von vielen Teilnehmenden der Online-Umfrage erwartet, bei seinen mutigen Reformen nicht nur an die Armen zu denken, sondern eben auch an die Frauen.

Dezentralisierung, Subsidiarität, Synodalität

Diese vielfältigen Themen und deren teils globale, teils kontinentale Dringlichkeit geben dem Papst in einem ganz wichtigen Punkt seiner Reformstrategie massiv unerwartete Unterstützung. Es zeigt sich nämlich, dass die katholische Weltkirche einerseits global handeln muss, also weltkirchlich, andererseits aber gewichtige Themen des Lebens von Kirchengebieten kontinental sind. Das kann nur bedeuten, dass der „Panikzentrismus“ der Mehrdimensionalität und „Multilokalität“ der Herausforderungen in der einen und doch zerrissenen Welt nicht gerecht werden kann. Darauf wird in einzelnen Texten ausdrücklich hingewiesen. Der bisherige Versuch, die Einheit der katholischen Weltkirche durch zentralistischen Uniformismus zu sichern, habe zu einer dramatischen Stagnation in der Entwicklung der Kirche geführt. Der Mentor von Papst Franziskus, für den ich, als er jahrelang Präsident des Rates der Europäischen Bischöfe war, arbeiten konnte: nämlich Carlo Maria Martini, hat nicht unbegründet wenige Wochen vor seinem Tod vermerkt, die katholische Kirche hinke rund 300 Jahr hinter der modernen Welt her. Dabei wollte Martini nicht eine Anpassung an die höchst ambivalente Moderne. Seine Formel hieß vielmehr, dass die Kirche lernt und lehrt, also sich im kulturellen wie sozialen Dialog mit allen Menschen guten Willens den Herausforderungen der jeweiligen Kultur stellt. In *Evangelii gaudium* bekennt sich Papst Franziskus genau zu dieser Methode.

Das bedeutet für die Weltkirche: weltkirchlich auftreten in den großen globalen Challenges (wie eben Umwelt, Migration etc.). Zugleich aber müssen die Bischofskonferenzen und ihre kontinentalen Verbände aufgewertet werden. Das bedeutet, dass die Reformen der Kirche keinesfalls im weltkirchlichen Gleichschritt passieren müssen: ein Argument, mit dem in den letzten Jahrzehnten alle Reformwünsche lahmgelegt worden sind. Es kann künftig vielmehr sein, dass eine Innovation von der Peripherie kommt: also ein Hirtenwort der Argentinischen Bischöfe zu *Amoris laetitia* weltkirchliche Verbindlichkeit erlangen kann, oder die Bischöfe Amazoniens 2019 die Ordination von nichtakademischen und verheirateten Katechisten (vielleicht in Dreier-Teams) beschließen werden und der Papst ihnen diese Möglichkeit einräumt. Dann wird sich die Frage stellen, was andere Bischofskonferenzen machen werden – jedenfalls wird es diese „gehörig unter Druck setzen“.

Der Münsteraner Kirchenrechtler Hubertus Wolf hat diese Überlegungen in seiner Expertise systematisiert. Er macht die fällige Reform der kirchlichen Strukturen am Begriff der Subsidiarität fest. Diese verlange die Kirche schon längere Zeit in ihrer Soziallehre für das gesellschaftliche Leben. Ängstlich um ihre Einheit besorgt hält sich die Bereitschaft der katholischen Kirche hinsichtlich innerkirchlicher Subsidiarität in Grenzen, die aber Papst Franziskus auch aus leidvollen Erfahrungen in seiner Zeit als Präsident des CELAM (Zusammenschluss der lateinamerikanischen Bischofskonferenzen) mutig überschreitet. Es gelte, so sagt er mit Blick auf die Erfahrungen der ostkirchlichen Traditionen, in der katholischen Kultur die Synodalität auszuweiten, ohne dabei auf die letzte Verantwortung des Papstamtes zu verzichten.

Pastoralkultur

Dem Papst liegt aber nicht nur an Strukturen – in dieser Hinsicht kommt er möglicherweise, so vermerken manche AutorInnen, zu langsam voran. Sein Herzensanliegen ist die Erneuerung der

Pastoralkultur in der katholischen Kirche.³²⁴ Pastoralkultur ist in der Kirche, was in profanen Einrichtungen die Organisationskultur ist. Fachleute betonen, dass diese für das Verhältnis zwischen einer Organisation und den Menschen maßgeblich sei. Eine gute Pastoralkultur schaffe und bestärke die Bindung von Menschen an das Evangelium und an eine Kirche, die sich daran ausrichtet. Die Akzentverschiebungen in der Pastoralkultur, die der Papst haben will, sind mittlerweile gut erkennbar. Papst Franziskus redet (privat wie politisch) nicht von Sünden, sondern von Wunden. Er führt Menschen nicht in einen Gerichtssaal, sondern in ein „Feldlazarett“. Er moralisiert nicht, sondern will heilen. Er stellt nicht das Gesetz in die Mitte, sondern den einzelnen Menschen und sein Gewissen, das man nicht ersetzen dürfe, wohl aber (durchaus auch mit dem Gesetz) begleiten könne. Er ist kein Ideologe, sondern ein Hirte. Und das alles geschieht im Namen eines Gottes, in dem Gesetz und Erbarmen verschmelzen und Gottes Innerstes, sein Herz und seine Barmherzigkeit ausmachen. Die Dankbarkeit für diesen Wandel in der Pastoralkultur durchzieht nicht nur alle vorliegenden Texte der Aktion ProPopFrancis, sondern das gesamte bisherige Pontifikat, dem viele Autorinnen und Autoren bei allen durchaus kritischen Anregungen noch eine lange Dauer wünschen.

Pro Pope Francis.

Weltweite Unterstützung für Papst Franziskus.

Paul M. Zulehner

Angezählt?

Amoris laetitia, das Apostolische Schreiben zu Ehe und Familie, war veröffentlicht. Viele atmeten auf. Die meisten Pfarrer, die, gedeckt von ihren Bischöfen, schon längere Zeit eine Einzelfalllösung bei Scheidung und Wiederheirat praktizierten, atmeten auf. Es regte sich aber auch Widerstand – und dieser auf hoher Ebene. Vier Kardinäle rückten den Papst in die Nähe einer Häresie. Er verrate die Lehre der Kirche über die Ehe. Dieser Vorgang wurde mit den „Lautsprechern“ der Medien verstärkt. Man konnte den Eindruck gewinnen, der Papst sei angezählt, er habe mehr Gegner als Befürworter, sein Rücktritt stehe bevor.

In dieser Situation fragte mich Tomáš Halík, Priester und Religionsphilosoph aus Prag, bekannter Buchautor, Templetonpreisträger und Mitglied der Charta 77, ob wir nicht die große unsichtbare Zahl der Papstbefürworter zumal im Kirchenvolk sichtbar machen sollten. Damit sollte nicht nur dem Papst erkennbar werden, dass sehr viele Menschen den von ihm eingeschlagenen Weg der Erneuerung der Kirche und ihrer Pastoralkultur unterstützen. Es sollten zugleich jene Kirchenmitglieder, die durch die Angriffe auf dem Papst verunsichert waren, in ihrer Freude am mutigen Papst bestärkt werden.

Die Angriffe auf Papst Franziskus wurden in den letzten Wochen verstärkt. Rund um die Auseinandersetzung um Missbrauchsvorwürfe an Kardinal McCarrick und deren behaupteter Vertuschung unter den Päpsten Johannes Paul II. (mit Angelo Sodano), Benedikt XVI. (mit Tarcisio Bertone) und eben auch Franziskus wurde dem Papst nahegelegt, ebenso wie sein Vorgänger das Amt einem anderen zu überlassen. Diese neuerliche Attacke der Papstgegner macht sich vordergründig am Missbrauchsskandal fest. Die Rücktrittsforderung hat aber tiefere Gründe. Die Auseinandersetzung um die Öffnung der katholischen Kirche zur Welt von heute, die auf dem Zweiten Vatikanischen Konzil in eine neue Phase getreten, dann unter den Päpsten Johannes Paul II. und Benedikt XVI. verlangsamt worden war, wird von Franziskus wieder entschlossen fortgeführt. Er beklagte selbst, dass es zu wenig sei, „dem Konzil ein Denkmal zu setzen“. „Der Geist lasse sich nicht auslöschen“. Den Papst zu unterstützen bedeutet daher in unseren Tagen, auch nachdrücklich zu wünschen, dass der vom Konzil eröffneten Weg mit großer Besonnenheit, aber auch Entschlossenheit weitergegangen wird.

³²⁴ Zulehner, Paul M.: Ich träume von einer Kirche als Mutter und Hirtin. Die neue Pastoralkultur von Papst Franziskus, Ostfildern 2017.

2019 Der Offene Brief

Auf diesem Hintergrund entstand unsere Aktion ProPopeFrancis. Zu allererst verfassten wir einen offenen Brief an Papst Franziskus. In diesem wird eingangs kurz der hartnäckige Widerstand gegen ihn als Anlass erwähnt, der uns bewogen hat, unseren Brief der Ermutigung an ihn zu verfassen. Dann wird seine Pastorkultur gewürdigt. Diese Kernpassage des Briefes mündet in dem Traum des Papstes von der „Kirche als Mutter und Hirtin“. Dem Papst wird zugesichert, dass die Unterstützer des offenen Briefes diesen Traum teilen. Hier der Text des offenen Briefes, der in dreizehn Sprachen auf unsere dafür eigens eingerichtete Homepage (www.pro-pope-francis.com) gesetzt wurde:

Hochgeschätzter Papst Franziskus!

Ihre pastoralen Initiativen und deren theologische Begründung werden derzeit von einer Gruppe in der Kirche scharf attackiert. Mit diesem öffentlichen Brief bringen wir zum Ausdruck, dass wir für Ihre mutige und theologisch wohl begründete Amtsführung dankbar sind.

Es ist Ihnen in kurzer Zeit gelungen, die Pastorkultur der katholischen Kirche von ihrem jesuanischen Ursprung her zu reformieren. Die verwundeten Menschen, die verwundete Natur gehen Ihnen zu Herzen. Sie sehen die Kirche an den Rändern des Lebens, als Feldlazarett. Ihr Anliegen ist jeder einzelne von Gott geliebte Mensch. Das letzte Wort im Umgang mit den Menschen soll nicht ein legalistisch, sondern ein barmherzig interpretiertes Gesetz haben. Gott und seine Barmherzigkeit prägen die Pastorkultur, die Sie der Kirche zumuten. Sie träumen von einer „Kirche als Mutter und Hirtin“. Diesen Ihren Traum teilen wir.

Wir bitten Sie, von diesem eingeschlagenen Weg nicht abzuweichen, und sichern Ihnen unsere volle Unterstützung und unser stetes Gebet zu.

Die Unterzeichnenden

Von November 2017 bis September 2018 haben 74569 den Brief unterzeichnet.

Bildergalerie

Im Zuge der Sammlung von Unterstützenden haben wir einige Persönlichkeiten des öffentlichen und kirchlichen Lebens angefragt, ob wir sie in eine Bildergalerie setzen können. Sie erhielten dabei die Gelegenheit, ein knappes Testimonial abzugeben. So schrieb der weltweit bekannt Philosoph Charles

Taylor: „*Yes, My enthusiasm for Pope Francis comes from his courageous stance, which really puts the Gospel at the centre of his teaching, and that means that he teaches us to reach out to those in need.*“ Oder Sr. Lea Ackermann von SOLWODI, die sich gegen die weltweite sexuelle Ausbeutung von Frauen stemmt: „*Herzlich danke ich Papst Franziskus, dass er das Evangelium nicht nur durch Worte, sondern durch sein Tun und Verhalten den Menschen nahebringt.*“ Die Vorsitzende der Gesellschaft für Europäische Theologie Marie-Jo Thiel aus Paris bezeugt: „*Par sa triple attention à l'expérience des croyants, à l'intelligence des personnes, au cœur et aux affects, François ouvre un chemin d'audace et de miséricorde évangéliques que je salue.*“

Unter diesen 90 Persönlichkeiten aus aller Welt sind

Bischöfe (u.a. Erwin Kräutler – Xingu in Brasilien, Fritz Lobinger – North-Aliwal in Südafrika, Franz-Josef Overbeck - Essen, Matthäus Karrer – Rottenburg-Stuttgart, Diamantino Prata de

Carvalho – Brasilien, Vaclav Maly – Prag, Maximilian Aichern – Linz, Johann Weber – Graz, Ivo Fürer – St. Gallen, Paul Iby – Eisenstadt, Martin Gächter – Basel-Solothurn)

PolitikerInnen (u.a. der ehemalige Europaminister Rocco Buttiglione, der ehemalige Staatspräsident Ungarns Lászlo Sólyom, Wolfgang Thierse vom Deutschen Bundestag, Alois

Glück – Bayerischer Landtag, Christoph Leitl – Europäische Wirtschaftskammer; Josef

Pühringer – Landeshauptmann Oberösterreich, Daniel Hermann – tschechischer Kulturminister, Hans-Joachim Meyer - Minister)

OrdensoberInnen (u.a. Sr. Beatrix Mayerhofer – Schulschwester und Präsidentin der Ordensoberinnen Österreichs, Abt Martin Werlen von Einsiedeln)

spirituelle MeisterInnen (u.a. Anselm Grün, David Steindl-Rast, Christina Brudeereck – evangelische spirituelle Autorin, Fery Berger und Sr. Ishriya von der Weizer Pfingstbewegung)

pastoral Engagierte (u.a. Sr. Lea Ackermann von SOLWODI, Franz Küberl – Caritaspräsident Österreich, Thomas Sternberg – ZdK, Gerda Schaffelhofer – Katholische Aktion Österreichs)

WissenschaftlerInnen (u.a. der Kanadische Philosoph Charles Taylor, Marie Jo-Thiel – Vorsitzende der Europäischen Gesellschaft für katholische Theologie, Felix Unger - Präsident der Europäischen Akademie der Wissenschaften, der Politologe Werner Weidenfeld).

Interkontinentales Netzwerk von Theologinnen und Theologen

Der Pool derer, die den offenen Brief unterzeichnet haben, erwies sich als reicher Schatz. Denn unter den Unterstützenden befinden sich Theologinnen und Theologen aus aller Welt. Wir haben mit diesem Schatz zu wirtschaften begonnen. Es sollte der Papst nicht nur eine emotionale Unterstützung erfahren, sondern für seinen Weg auch fachtheologisch argumentiert Rückenstärkung, aber auch begründete Kritik erhalten. Die vielen theologischen Fachleute unter den Unterzeichnern wurden zu einer Art informelles interkontinentales Netzwerk von Theologinnen und Theologen zusammengefügt.

Diese Fachleute wurden von Halík und mir mit der Bitte angemault, uns eine Expertise zum Wirken des Papstes und dessen Teilaspekten aus dem Blickwinkel ihres jeweiligen Faches und ihres Kontinents zu erstellen. Als loser Rahmen wurden folgende drei Fragen mitgegeben, die sich faktisch auf die Pastoralkonstitution „Gaudium et spes“ (Kirche in der Welt von heute) sowie die Kirchenkonstitution „Lumen gentium“ des Zweiten Vatikanischen Konzils stützen:

Welches sind die „Zeichen der Zeit“, welche die Kirche in Ihrem Land, in Ihrer Region, auf Ihrem Kontinent herausfordern?

Welche Beitrag kann und soll die Kirche zur Bewältigung der Herausforderungen leisten?

Welche Entwicklung der Kirche (auf Ihrem Kontinent) ist erforderlich, damit die Kirche angesichts der Herausforderungen der Zeit im Sinn des Evangeliums handlungsfähig ist?

150 Expertisen sind eingelangt.³²⁵ Diese werden bis Ende September mit einer zusammenfassenden Einleitung von mir als Originaltexte (also auch in der Sprache, in der sie abgefasst wurden) als eBook im Patmos-Verlag veröffentlicht und bilden eine kleine theologische Bibliothek zeitgenössischer weltweiter Theologie.

Online-Umfrage

Es ist ein Anliegen des Papstes, auf möglichst viele Menschen zu hören. So hat er weltweit zur Vorbereitung der Familiensynode die Kirchenmitglieder befragt. Das hat uns bewogen, neben einigen „geschlossenen Fragen“ die drei den Expertinnen und Experten gestellten Fragen in einer Online-Umfrage breiter zu streuen und Antworten zu erbitten. Über 5200 Menschen haben sich daran in kurzer Zeit beteiligt. Die Dokumentation der aller Antworten auf die Offenen Fragen ist inzwischen auf der Homepage zugänglich und umfasst weit über tausend Seiten. Es haben sich daran erwartungsgemäß Papstunterstützende beteiligt. Etwa 10% der Befragten erweisen sich als „Papstkritiker“. Es war möglich, wichtige Positionen der Gegner dingfest zu machen: Sie wollen keine Synodalität, keine Dezentralisierung, lehnen die Pastoral des Erbarmens ab, damit auch das Dokument zu Ehe, Familie und Scheidung.

³²⁵ Wir teilen diesen Traum. Theologinnen und Theologen aus aller Welt argumentieren ProPopeFrancis, hg. v. Paul M. Zulehner und Tomas Halík, Ostfildern 2018. Die Textsammlung ist wie eine kleine Bibliothek und umfasst ca 1200 Seiten. Einige ausgewählte deutschsprachige Expertisen, erweitert durch je ein Gespräch mit Rita Süßmuth und Bischof Franz-Josef Overbeck ist bereits publiziert: Rückenwind für den Papst. Warum wir Pro Pope Francis sind, Darmstadt 2018, Wissenschaftliche Buchgesellschaft.

Ertrag

Das gesamte Material (Expertisen, Online-Umfrage) ist inzwischen aufgearbeitet und wird in mehreren Sprachen publiziert.³²⁶ Hier werden nunmehr einige der wichtigsten Ergebnisse vorgestellt.

Überaus aufschlussreich ist das Ergebnis auf die Frage nach den Herausforderungen, denen der Kontinent der ExpertInnen und Befragten ausgesetzt ist. Der Einblick in alle Texte zeigt, dass es zwei Arten von Challenges gibt: weltweite sowie kontinentale.

Globale Herausforderungen

Zu den globalen Herausforderungen zählt die Sorge um den *Frieden* in der Welt. Das Stichwort taucht in sehr vielen Wortmeldungen auf. Norbert Mette von Münster hat dem Thema einen tiefeschürfenden Aufsatz gewidmet.

Herausgefordert ist die Welt durch die *ökologische Krise*. Dabei konnte etwa der in München wirkende Markus Vogt, einer der herausragenden Kenner dieser Materie, auf die weltweit sehr geschätzte Enzyklika *Laudato si* zurückgreifen.

Wie im päpstlichen Schreiben verknüpfen die Beiträge das Thema der Ökologie mit jenem der Ökonomie. Eine breite und differenzierte Kritik wird am neoliberalen Finanzkapitalismus geübt, der neben Stärken auch beträchtliche Schattenseiten für Welt und Mitwelt hat.

Als globale Herausforderung wird die *Digitalisierung* aller Lebensbereiche gesehen. Diese wird theologisch mit unterschiedlichem Ergebnis reflektiert. Während Vincent Shen vom Lehrstuhl für Chinese Thought and Culture at the University of Toronto (Canada) eine wohlwollend-optimistische Cybertheologie entwirft, meditiert der emeritierte Religionspädagoge Engelbert Groß das mit jungen KünstlerInnen erstellte letzte Abendmahl unter dem Titel „The last SMS“, wo jeder der Apostel auf sein Handy und Jesus ohne ein solches ratlos in seine Jüngerschar schaut. Es werden die bedrohlichen Seiten der Digitalisierung hin bis zum sozialpolitischen Begriff von „Digitalisierungsverlierern“ zu Sprache gebracht.

Als globale Herausforderung gilt die *Migration*. Diese habe es in der Menschheitsgeschichte immer gegeben. Derzeit aber seien viele – wie unsere Vorfahren – nicht wegen der Hoffnung auf ein besseres Leben unterwegs, sondern auf der Flucht vor Kriegen, Naturkatastrophen und einer Armut, deren Kernmerkmal die Hoffnungslosigkeit ist.

Kontinentale Herausforderungen

Aber nicht alle Herausforderungen sind global. Für die Kontinente Asien, Lateinamerika sowie Europa/Nordamerika werden jeweils eigene Challenges ausgemacht³²⁷:

Für *Asien* fordern die Experten einen kulturellen Dialog mit den anderen Religionen des Kontinents. Dieser bezieht sich, wie der Jesuit Louis Gutheinz von der Fugen-Universität in Taipeh andeutet, einerseits auf die Begegnung des europäisierten Christentums mit den asiatischen Kulturen. So versucht er die Trinität mit den Begriffen Yin-Yang-He zu umdenken. Ein wichtiges Thema ist für China und Indien die Beziehung zwischen Religion und Gewalt. In Indien gebe es Gewalt von Hinduisten gegen Andersgläubige, in Myanmar einen gewalttätigen Buddhismus gegen Muslime. Der indische Jesuit Francis d'Sa erinnert wiederum in seinem Beitrag daran, dass die Frage nach einer Theologie der Religionen einschließlich der Bedeutung Jesu für andere Religionen noch keineswegs zufriedenstellend beantwortet ist. Die Antwort wird in Auseinandersetzung mit Raimund Panikkar auf einem „transhistorischen Weg“ der „Christophanie“ gesucht.

³²⁶ Pro Pope Francis. Weltweite Unterstützung für den Papst aus dem Kirchenvolk, hg. von Paul M. Zulehner und Tomáš Halík, Ostfildern 2018, Patmos Verlag. – In Vorbereitung sind eine englische, tschechische und niederländische Publikation.

³²⁷ Es haben sich zumal an der Online-Umfrage Afrikaner beteiligt, aber diese leben und arbeiten allesamt in Europa. Dieser Ausfall eines ganzen Kontinents ist bemerkenswert. Übersieht diesen Hoffungskontinent auch die Europäische Theologie (sieht man von jenen Zeiten ab, in denen sich im Süden Afrikas eine südafrikanische Befreiungstheologie ausgebildet hat)?

Aus *Lateinamerika* kamen erwartungsgemäß Beiträge zur Frage der Armut, der Gerechtigkeit, der Befreiung – und damit von der Rolle der Kirche beim Kommen des Reiches Gottes, das Erlösung nicht jenseitig von der Geschichte ablöst, sondern sich für das spurenhafte Kommen des Reiches Gottes in der einen Geschichte der Menschheit einsetzt.

Überaus komplex erscheint die Lage des „Nordatlantischen Bereichs“, also *Nordamerikas und Europas*. Thematisiert werden hier Fragen, die durchaus von kontinentalen zu weltkirchlichen werden können, derzeit aber schwerpunktmäßig in den „modernen Gesellschaften“ behandelt werden. Dazu gehört die schwerwiegende Frage, wie im Kontext moderner Naturwissenschaften wie posthellenistischer Philosophie der Kosmos des christlichen Glaubens durchdacht werden kann. Es stellt sich damit eine ähnliche Aufgabe wie in Asien, nämlich die Herausforderung der Begegnung des ererbten Christentums mit anderen Kulturen, Philosophien und Lebensentwürfen. Der Religionspädagoge Norbert Scholl riskiert ein spannendes Bedenken der großen theologischen

Themen wie Rede über Gott, über Jesus den Christus, über die Schöpfung oder die Trinität unter den Bedingungen moderner Kultur. Verbunden mit dieser theologischen Grundlagenarbeit ist der Einsatz von ExpertInnen für die Menschenrechte. Der Luzerner Theologe Adrian Loretan-Saladin ermutigt die Kirche, den mit Johannes XXIII. begonnen Weg der Respektierung aller Menschenrechte zu Ende zu gehen.

Zum Respekt der Kirche vor den Menschenrechten zählen manche die freie Wahl der Lebensform der katholischen Priester. Noch mehr beschäftigt eine ganz große Zahl der Beiträge die Frauenfrage. Eine stattliche Zahl von renommierten Theologinnen hat zu diesem Thema fachkompetent geschrieben: wie Helene Schüngel-Straumann, Margit Eckhold, Margareth Hebblethwaite oder Karin Heller. Sie sind sich in ihrer Diagnose einig: Es sei nicht mehr die Pflicht der Frauen, den Nachweis zu erbringen, dass auch ihnen der Zugang zu allen kirchlichen Aufgaben und Ämtern offenstehe, auch zur Ordination. Diese Pflicht liege inzwischen bei der Kirchenleitung selbst, zu erklären, warum das nicht möglich sein soll. Zudem wird einhellig betont, dass ohne Lösung der Frauenfrage die Kirche in den modernen Gesellschaften ihre Glaubwürdigkeit nicht behalten oder wiedergewinnen kann. Natürlich habe der Missbrauchsskandal die Glaubwürdigkeit der Kirche beschädigt. Aber das

Missbrauchsthema und das Frauenthema unterschieden sich insofern, als den Missbrauch alle Bereiche der Gesellschaften betrifft, beim Frauenthema aber die Kirche gesellschaftlich immer mehr isoliert ist, und das ohne letztlich schlüssige theologische Begründung. Von Papst Franziskus wird dringlichst nicht nur von den Autorinnen, sondern auch von vielen Teilnehmenden der Online-Umfrage erwartet, bei seinen mutigen Reformen nicht nur an die Armen zu denken, sondern eben auch an die Frauen.

Dezentralisierung, Subsidiarität, Synodalität

Diese vielfältigen Themen und deren teils globale, teils kontinentale Dringlichkeit geben dem Papst in einem ganz wichtigen Punkt seiner Reformstrategie massiv unerwartete Unterstützung. Es zeigt sich nämlich, dass die katholische Weltkirche einerseits global handeln muss, also weltkirchlich, andererseits aber gewichtige Themen des Lebens von Kirchengebieten kontinental sind. Das kann nur bedeuten, dass der „Panikzentrismus“ der Mehrdimensionalität und „Multilokalität“ der Herausforderungen in der einen und doch zerrissenen Welt nicht gerecht werden kann. Darauf wird in einzelnen Texten ausdrücklich hingewiesen. Der bisherige Versuch, die Einheit der katholischen Weltkirche durch zentralistischen Uniformismus zu sichern, habe zu einer dramatischen Stagnation in der Entwicklung der Kirche geführt. Der Mentor von Papst Franziskus, für den ich, als er jahrelang Präsident des Rates der Europäischen Bischöfe war, arbeiten konnte: nämlich Carlo Maria Martini, hat nicht unbegründet wenige Wochen vor seinem Tod vermerkt, die katholische Kirche hinke rund 300 Jahre hinter der modernen Welt her. Dabei wollte Martini nicht eine Anpassung an die höchst ambivalente Moderne. Seine Formel hieß vielmehr, dass die Kirche lernt und lehrt, also sich im kulturellen wie sozialen Dialog mit allen Menschen guten Willens den Herausforderungen der jeweiligen Kultur stellt. In *Evangelii gaudium* bekennt sich Papst Franziskus genau zu dieser Methode.

Das bedeutet für die Weltkirche: weltkirchlich auftreten in den großen globalen Challenges (wie eben

Umwelt, Migration etc.). Zugleich aber müssen die Bischofskonferenzen und ihre kontinentalen Verbände aufgewertet werden. Das bedeutet, dass die Reformen der Kirche keinesfalls im weltkirchlichen Gleichschritt passieren müssen: ein Argument, mit dem in den letzten Jahrzehnten alle Reformwünsche lahmgelegt worden sind. Es kann künftig vielmehr sein, dass eine Innovation von der Peripherie kommt: also ein Hirtenwort der Argentinischen Bischöfe zu *Amoris laetitia* weltkirchliche Verbindlichkeit erlangen kann, oder die Bischöfe Amazoniens 2019 die Ordination von nichtakademischen und verheirateten Katechisten (vielleicht in Dreier-Teams) beschließen werden und der Papst ihnen diese Möglichkeit einräumt. Dann wird sich die Frage stellen, was andere Bischofskonferenzen machen werden – jedenfalls wird es diese „gehörig unter Druck setzen“.

Der Münsteraner Kirchenrechtler Hubertus Wolf hat diese Überlegungen in seiner Expertise systematisiert. Er macht die fällige Reform der kirchlichen Strukturen am Begriff der Subsidiarität fest. Diese verlange die Kirche schon längere Zeit in ihrer Soziallehre für das gesellschaftliche Leben. Ängstlich um ihre Einheit besorgt hält sich die Bereitschaft der katholischen Kirche hinsichtlich innerkirchlicher Subsidiarität in Grenzen, die aber Papst Franziskus auch aus leidvollen Erfahrungen in seiner Zeit als Präsident des CELAM (Zusammenschluss der lateinamerikanischen Bischofskonferenzen) mutig überschreitet. Es gelte, so sagt er mit Blick auf die Erfahrungen der ostkirchlichen Traditionen, in der katholischen Kultur die Synodalität auszuweiten, ohne dabei auf die letzte Verantwortung des Papstamtes zu verzichten.

Pastoralkultur

Dem Papst liegt aber nicht nur an Strukturen – in dieser Hinsicht kommt er möglicherweise, so vermerken manche AutorInnen, zu langsam voran. Sein Herzensanliegen ist die Erneuerung der Pastoralkultur in der katholischen Kirche.³²⁸ Pastoralkultur ist in der Kirche, was in profanen Einrichtungen die Organisationskultur ist. Fachleute betonen, dass diese für das Verhältnis zwischen einer Organisation und den Menschen maßgeblich sei. Eine gute Pastoralkultur schaffe und bestärke die Bindung von Menschen an das Evangelium und an eine Kirche, die sich daran ausrichtet. Die Akzentverschiebungen in der Pastoralkultur, die der Papst haben will, sind mittlerweile gut erkennbar. Papst Franziskus redet (privat wie politisch) nicht von Sünden, sondern von Wunden. Er führt Menschen nicht in einen Gerichtssaal, sondern in ein „Feldlazarett“. Er moralisiert nicht, sondern will heilen. Er stellt nicht das Gesetz in die Mitte, sondern den einzelnen Menschen und sein Gewissen, das man nicht ersetzen dürfe, wohl aber (durchaus auch mit dem Gesetz) begleiten könne. Er ist kein Ideologe, sondern ein Hirte. Und das alles geschieht im Namen eines Gottes, in dem Gesetz und Erbarmen verschmelzen und Gottes Innerstes, sein Herz und seine Barmherzigkeit ausmachen. Die Dankbarkeit für diesen Wandel in der Pastoralkultur durchzieht nicht nur alle vorliegenden Texte der Aktion ProPopFrancis, sondern das gesamte bisherige Pontifikat, dem viele Autorinnen und Autoren bei allen durchaus kritischen Anregungen noch eine lange Dauer wünschen.

³²⁸ Zulehner, Paul M.: Ich träume von einer Kirche als Mutter und Hirtin. Die neue Pastoralkultur von Papst Franziskus, Ostfildern 2017.

2019 Generalaudienz

27.2.2019

<p>PAUL: Noi siamo due sacerdoti e professori, uno di Austria e L'altro della Repubblica Ceca, Paul Zulehner di Vienna, Tomas Halik di Praga Tomas Halik wurde ja letzte Woche zweimal in der Rede von Kardinal Tagle zitiert. Geschätzter Papst Franziskus. Wir haben gemeinsam - nach den Debatten um Amoris Laetitia - einen offenen Brief geschrieben, um das Image der Kirche als Mütter und Hirten zu unterstützen. Dieser Brief wurde von 75.000 Unterzeichnern unterzeichnet, darunter 2.400 Akademiker aus allen fünf Kontinenten. Das ist das Buch mit allen Namen!</p>	<p>PAUL: Stimatissimo Papa Francesco. Noi siamo due sacerdoti e professori, Tomas Halik di Praga (Repubblica Ceca) e io Paul Zulehner di Vienna (Austria), Tomas Halik è stato citato due volte dal Cardinale Tagle nella sua presentazione della scorsa settimana. Io sono molto amichevole con Erwin Kräutler e Fritz Lobinger. Dopo i dibattiti su Amoris Laetitia nell'anno duemila diciassette noi abbiamo scritto insieme una lettera aperta per sostenere l'immagine della chiesa come madre e pastorella. Questa lettera è stata firmata da settanta.cinque.mila (75.000) firmatari, tra cui due.mila.quattro.cento (2.400) accademici di tutti e cinque i continenti. Questo è il libro con tutti i nomi!</p>
<p>TOMAS: Im Rahmen der Aktion entstand ein interkontinentales Netzwerk von Theologieprofessoren/innen - von Sao Paolo bis Tokyo, Harvard bis Oxford. Sie sollten über ihren Traum von der Kirche theologisch weiterdenken und ins Leben der Kirche in den verschiedenen Kulturen implementieren. Wir haben ihre Ideen gesammelt, was die Hauptaufgaben der Kirche heute sind. Diese sind in diesem Buch. Wir werden diese Arbeit fortsetzen.</p>	<p>TOMAS: La campagna creò una rete intercontinentale di professori di teologia - da San Paolo a Tokyo, da Harvard a Oxford. Dovrebbero pensare teologicamente al loro sogno della chiesa e metterlo in pratica nella vita della chiesa nelle diverse culture. Abbiamo raccolto le loro idee su quali siano i compiti principali della Chiesa oggi. Queste sono pubblicate in questo libro. Continueremo questo lavoro.</p>
<p>PAUL: Hier noch ein Buch für die Amazonassynode. Es geht um das Lobinger-Modell. Es zeigt, wie Bischof Erwin Kräutler betont, dass es keine theologischen Hindernisse gibt, es einzuführen.</p>	<p>PAUL: Ecco un altro libro per il sinodo di Amazon. Si tratta del modello vescovo Lobinger. Mostra che non ci sono ostacoli teologici per introdurlo.</p>

2019 Wohin steuert Franziskus unsere Kirche in Europa?

Lviv, 27.7.2019³²⁹

Der Papst hat keine übertrieben hohe Meinung zum Zustand Europas. Als er am 25. November 2014 vor dem Europarat und dem Europaparlament eine Rede hielt, sparte er nicht mit betrüblichen Bildern. Europa gleiche einer unfruchtbar gewordenen Großmutter, gealtert und erdrückt, müde, depressiv, verletzt, voller Ängste. „Von mehreren Seiten aus gewinnt man den Gesamteindruck der Müdigkeit und der Alterung, die Impression eines Europas, das Großmutter und nicht mehr fruchtbar und lebendig ist. Demnach scheinen die großen Ideale, die Europa inspiriert haben, ihre Anziehungskraft verloren zu haben zugunsten von bürokratischen Verwaltungsapparaten seiner Institutionen.“ (EP) Und so fragt der Papst Europa: „Wo ist deine Kraft? Wo ist jenes geistige Streben, das deine Geschichte belebt hat und durch das sie Bedeutung erlangte? Wo ist dein Geist wissbegieriger Unternehmungslust? Wo ist dein Durst nach Wahrheit, den du der Welt bisher mit Leidenschaft vermittelt hast?“ Europa neige dazu, „sich in einem Kontext, der es oft nüchtern, misstrauisch und manchmal sogar argwöhnisch betrachtet, weniger als Protagonist zu fühlen.“ (ER)

Auf diesem Hintergrund will er an Europa „eine Botschaft der Hoffnung und der Ermutigung richten“ (ER). Diese kreist um die Stichworte Frieden, der nicht durch Waffen gesichert wird, sondern durch ein engagiertes Streben nach Freiheit, Gerechtigkeit und Wahrheit. Dieses Streben habe zu den in der langen Geschichte immer zu den Stärken des Kontinents gezählt. Der Papst erinnert an ein „geistiges Streben, welches das Leben des Kontinents von alters her immer wieder beseelt hat“ (ER). Ich schlage dafür das Wort „Ring(en)“ vor. Dieses prägt nämlich auch das Wort „Errungen-schaften“. Freiheit, Gerechtigkeit und Wahrheit und mit diesen zusammen Frieden zählen nämlich zu den großen Errungenschaften der Geschichte Europas, die sie der ganzen Welt zum Verfügungen gestellt hat.

Diesen großen Europäischen Themen hat sich im Jahr 1992, also gleich nach der Wende, auch die Versammlung der Europäischen Bischofskonferenzen in Prag unter dem Vorsitz des großen Prager Kardinals Miloslav Vlk gewidmet. Das Symposium der Bischöfe Europas hatte den Titel: „Das Evangelium leben im Umreis von Freiheit und Gerechtigkeit“.³³⁰

Im folgenden Vortrag werde ich auf diese großen Themen Europas eingehen und mit ihnen zusammen überlegen, was daraus für die Arbeit unserer Kirchen in Europa folgt. Meine *Vision*, und dermal fokussiert auf unsere katholische Kirche, wird sein: *Die Kirche könnte heute seine eine Anwältin der Freiheit und der Menschenwürde, der Gerechtigkeit, die der Freiheit immer abgerungen werden muss, und der Wahrheit vom Menschen, seiner Würde und seiner unantastbaren persönlichen wie sozialen Menschenrechte. Und in all dem erweist sie sich als Anwältin eines dauerhaften Friedens.*

Freiheit: errungen und bedroht

1. Die neuzeitliche Geschichte Europas ist ein ständiges Ringen um Freiheit. Ein markantes Datum ist 1689. Damals wurde in England die Bill of Right beschlossen. Dem König wurden parlamentarische und bürgerliche Freiheitsrechte abgerungen. Ein Jahrhundert später folgen die Vereinigten Staaten mit ihrem Bill of Right. Ein markantes Freiheitsdatum ist die Französische Revolution von 1789. 1848 erhoben sich in mehreren Europäischen Ländern die Menschen und verlangten auch in ihren Staat mehr Freiheitsrechte. Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges wurden viele Nachfolgestaaten der k&k Monarchie Republiken. Die nächste große Freiheitsrevolution, wieder ein `89erjahr, haben die meisten von uns selbst miterlebt.

Ausbau der Menschenrechte

2. Zusammen mit den demokratischen Freiheiten wurden die Menschenrechte ausgebaut:

³²⁹ Zum Vortrag: Zulehner, Paul M.: Europa beseelen. Das Evangelium im Ringen um Freiheit, Gerechtigkeit und Wahrheit, Ostfildern 2019 (im Druck: erscheint im Herbst 2019)..

³³⁰ Fürer, Ivo: Die Entwicklung Europas fordert die Kirchen heraus: Die Tätigkeit des Rates der Europäischen Bischofskonferenzen (CCEE) von seiner Gründung 1971 bis 1996, Ostfildern 2018.

„Die ‚Würde‘ ist das Schlüsselwort, das den Aufschwung der zweiten Nachkriegszeit charakterisiert hat. Unsere jüngere Geschichte zeichnet sich dadurch aus, dass die Förderung der Menschenwürde zweifellos ein zentrales Anliegen war gegen die vielfältige Gewalt und die Diskriminierungen, an denen es im Laufe der Jahrhunderte auch in Europa nicht gefehlt hat. Das Wahrnehmungsvermögen für die Bedeutung der Menschenrechte entsteht gerade als Ergebnis eines langen, auch aus mannigfachen Leiden und Opfern bestehenden Weges, der dazu beigetragen hat, das Bewusstsein für die Kostbarkeit, Einzigkeit und Unwiederholbarkeit jedes einzelnen Menschen heranzubilden... Heute spielt die Förderung der Menschenrechte eine zentrale Rolle im Engagement der Europäischen Union, mit dem Ziel, die Würde der Person zu stützen, sowohl innerhalb Europas als auch in der Beziehung zu den anderen Ländern. Es handelt sich um ein wichtiges und bewundernswertes Engagement, denn es bestehen immer noch zu viele Situationen, in denen Menschen wie Objekte behandelt werden, deren Empfängnis, Gestaltung und Brauchbarkeit man programmieren und sie dann wegwerfen kann, wenn sie nicht mehr nützlich sind, weil sie schwach, krank oder alt geworden sind.“ (EP)

Dieser Weg ist immer noch nicht voll abgeschlossen, auch nicht in Europa. Ererbte Diskriminierungen sind noch keineswegs in allen Ländern überwunden: Diskriminierungen auf Grund des Geschlechts (man denke an Frauenrechte, Homosexuelle, Transgender oder Diverse), auf Grund der Rasse oder der Religion, bilden nach wie vor eine Gefahr. Der Club of Rome warnte schon 1991 angesichts des längst vorhersehbaren Migrationsdrucks auf Europa vor einem „defensiven Rassismus“, der bei freien Wahlen rechtsgerichtete Diktatoren an die Macht bringen könne“. Im Dunstkreis der Fremdenfeindlichkeit brechen Diskriminierungen von Jüdinnen und Muslimas auf. Auch die Roma sind in manchen Regionen Europas nach wie vor von Diskriminierung bedroht.

Einbrüche in der Europäischen Freiheitsgeschichte

3. Das zielstrebige Ringen um Freiheit der Person und der freiheitlichen Gesellschaftsordnung erlitt in Europa zwei tragische Einbrüche. Freiheitliche Ordnungen wurden durch Faschismus und Kommunismus abgelöst. Das industrielle Morden im Nationalsozialismus, das vor allem Juden betraf, markiert die dunkelste Zeit in Europas Geschichte. Nach dem Grauen des Zweiten Weltkriegs haben sich Verantwortliche zusammengetan, um durch die Verflechtung der Europäischen Völker nicht nur den Frieden, sondern auch die Freiheit zu sichern.

Unterwegs zur „illiberalen Demokratie“

4. Die im Lauf der Jahrhunderte errungene demokratische Freiheit ist heute in Europa vielfältig bedroht. Es gibt in einigen osteuropäischen Ländern einen Trend, die liberale Demokratie mit demokratischen Mitteln abzuschaffen. Eine „illiberale Demokratie“ ist das erklärte Ziel. Dieser Begriff ist in einer programmatischen Rede des ungarischen Ministerpräsidenten Viktor Orban gefallen.³³¹ Näherhin führte er aus: „Von den ungarischen führenden Politikern erwarten die ungarischen Bürger, dass sie jene neue Organisation des Staates finden, schmieden, ausarbeiten, die nach der Ära des liberalen Staates und der liberalen Demokratie die ungarische Gemeinschaft – natürlich unter Respektierung der Werte des Christentums, der Freiheit und der Menschenrechte – wieder wettbewerbsfähig macht... Die ungarische Nation ist nicht eine schiere Anhäufung von Individuen, sondern eine Gemeinschaft, die organisiert, gestärkt und aufgebaut werden muss. In diesem Sinn ist der neue Staat, den wir in Ungarn aufbauen, ein illiberaler Staat, kein liberaler Staat.“³³²

Orbans Argumentation deckt sich auffällig mit den Ansichten des Vertreters der Neuen Rechten Alain de Benoist.³³³ Auch dieser will die Demokratie demokratisch überwinden. Und auch für ihn ist nicht

³³¹ In seiner Rede als neugewählter Ministerpräsident Ungarn sagte Viktor Orban am 10.5.2018: "Die Epoche der liberalen Demokratie ist zu Ende."

³³² Diese Passage entstammt einer Grundsatzrede, die Orban am 26.7.2014 im rumänischen Băile Tușnad (ung. Tuzsádfürdő) gehalten hat: <https://pusztaranger.wordpress.com/2014/07/30/viktor-orban-wir-bauen-den-illiberalen-staat-auf/>

³³³ Schelkshorn, Hans: Wider die Instrumentalisierung des Christentums. Zur Unvereinbarkeit von neorechter Ideologie und christlicher Moral, in: Christentum und Populismus. Klare Fronten? Hg. v. Walter Lesch, Freiburg 2017, 26-37.

das freie Individuum ist Grundlage des Staates, sondern eine ethnisch reine und auf dem Christentum aufruhende Volksgemeinschaft.

Die Europäische Kommission hat seit geraumer Zeit diese Entwicklung in Ungarn und anderen Vysegrádländer im Auge. Sie fordert die Einhaltung der Verträge, droht mit Vertragsverletzungsverfahren wegen der Eingriffe in die Unabhängigkeit der Justiz und der Medien. Die Europäische Volkspartei hat die Mitgliedschaft der Partei Viktor Orbans Fidesz in ihrem Kreis suspendiert.

Freiheitflucht inmitten von verbrieftter Freiheit

5. Diese politische Entwicklung in vielen Ländern Europas hängt eng damit zusammen, dass inmitten verbrieftter Freiheit die Zahl (auch junger) Menschen zunimmt, welche die lästige Last der Freiheit wieder loswerden wollen. Messbar ist dies an der derzeitigen Zunahme des Autoritarismus in unseren Kulturen. Zu dessen empirischer Erforschung hatte Theodor W. Adorno die Frage bewogen, warum in der Zwischenkriegszeit so viele Menschen in Europa freiwillig den faschistischen Führern gefolgt sind. Seine Antwort: Die Mehrheit der Bevölkerungen war autoritär gestimmt, also unterwerfungsbereit. Ihre Haltung: Recht hat, wer oben ist. Führer befiel, wir folgen Dir. Dieser unterwerfungsbereite Autoritarismus war bis zur Studentenrevolution des Jahres 1968 weit verbreitet. Erst dann begannen die Zahlen rasch zu sinken. In der Mitte der Neunzigerjahre hat der Wert seinen bisherigen Tiefststand erreicht. Seit dieser Zeit aber steigt der Autoritarismus wie an. Das gibt populistischen, nationalistischen, rassistischen Tendenzen Aufwind. Neuerlich ist die errungene demokratische Freiheit gefährdet.

Die Ursachen für die neuerliche Zunahme des Autoritarismus ist gut untersucht. Das familiale System ist überfordert und bringt zunehmend Ich-schwache Personen hervor. Die Globalisierung mache viele Angst und versetze sie in den Zustand einer neuen „Unübersichtlichkeit“ (Jürgen Habermas). Durch die Studentenrevolution wurden die für repressiv gehaltenen Institutionen geschwächt. Diese habe zwar die Freiheiten der Menschen erhöht. Aber ohne institutionelle Entlastung erleben nicht wenige ihre Freiheiten als riskant (Jürg Willi).

Christliche Kirchen als Anwältinnen der Freiheit

6. Meine Vision hinsichtlich des Ringens um Freiheit und deren neuerliche Gefährdung auf Grund wachsenden Autoritarismus, Nationalismus und Populismus: Die Kirchen in Europa sind verlässliche und engagierte Anwältinnen der errungenen Freiheit, persönlich wie politisch.

- Auf der *persönlichen Ebene* unterstützt die Kirche alle Vorgänge, die zur Ichstärke und zum Abbau des Autoritarismus beitragen. Dazu stärkt sie die familialen Systeme. Sie ermutigt zudem die Bürgerinnen und Bürger Europas zum Risiko der Freiheit. Sie schätzt und entfaltet die Freiheit des Gewissens jedes Menschen. Papst Franziskus dazu in *Amoris laetitia*: Es ist Aufgabe der Kirchen, das Gewissen zu begleiten, nicht zu ersetzen. Den einzelnen Menschen wird dabei Entlastung offeriert. Das kann Persönlichkeitsbildung ebenso geschehen wie durch politische und interreligiöse Bildung. Auch sanfte Reinstitutionalisierungen (z.B. der Liebe durch die Ehe) können die einzelnen in ihrer Freiheit zumutung entlasten und sie davor bewahren, vor der zugemuteten Freiheit zu flüchten.
- Auf der *politischen Ebene* geben die Kirchen ein klares Bekenntnis zur freiheitlichen (liberalen) Demokratie ab. Sie erliegt nicht in der Versuchung, aus Eigeninteresse (wie finanzielle Förderungen) politische Systeme und Parteien zu unterstützen, welche den Weg in eine illiberale Demokratie eingeschlagen haben. Sie schützt, gestützt auf die eigenen Soziallehren, die Würde und Unantastbarkeit jeder Person und ihrer individuellen und sozialen Menschenrechte. Das Prinzip der Subsidiarität ist Ausdruck der Wertschätzung der Menschen und ihrer zivilgesellschaftlichen Vereinigungen. „Man muss sich immer an die besondere Struktur der Europäischen Union erinnern, die auf den Prinzipien der Solidarität und der Subsidiarität gründet, so dass die gegenseitige Hilfe vorherrscht und man, beseelt von gegenseitigem Vertrauen, vorangehen kann. In dieser Dynamik von

Einheit und Eigenart ist Ihnen, meine Damen und Herren Europaabgeordnete, auch die Verantwortung übertragen, die Demokratie der Völker Europas lebendig zu erhalten.“ (EP)

Diese Aufgaben können die christlichen Kirchen nur dann glaubwürdig erfüllen, wenn sie selbst in ihren inneren Vorgängen „Kirchen der Freiheit“ sind. Diesbezüglich hat zumal die katholische Kirche eine gewaltige Arbeit vor sich: in der ernsthaften Wertschätzung der Freiheit und des Gewissens der einzelnen Kirchenmitglieder, in der Anerkennung aller Menschenrechte, in der Praxis der Subsidiarität und Synodalität, im entschlossenen Abbau nach wie vor vorhandener Diskriminierungen (in der LGBT-Szene, vor allem der Frauen).

Gerechtigkeit

Der Freiheit Gerechtigkeit abringen

7. Im 19. Jahrhunderte predigte der Dominikaner Jean-Baptiste Lacordaire (1802-1861) in Paris mit Blick auf die Freiheitsrechte der Kapitalisten in England: „Man muss der Freiheit immer Gerechtigkeit abringen.“

Das führt uns zum zweiten großen Ringen in der neuzeitlichen Geschichte Europas: das Ringen um mehr Gerechtigkeit.

Die Alte Soziale Frage brachte den Sozialstaat

8. Ausgelöst wurde dieses Ringen durch die Alte Soziale Frage. Die neuen Produktionsmittel, nämlich die Dampfmaschine, veränderten nicht nur die Wirtschaftsweise. Mit der Industrialisierung ging auch ein dramatischer Umbau der Gesellschaft einher. Aus der ständigen Gesellschaft wurde eine Klassengesellschaft, so nicht nur Karl Marx 1848, sondern freilich erst 1891 Papst Leo XIII. in seiner ersten Sozialzyklika *Rerum novarum*. In heftigen revolutionären Auseinandersetzung gelang nach und nach eine befriedigende Lösung der Alten Sozialfrage. Es entwickelte sich als Europäische Errungenschaft der Sozialstaat. Der Freiheit des Kapitals wurde für die arbeitende Bevölkerung Gerechtigkeit abgerungen.

Nun ist dieses Ringen noch keinesfalls zu Ende. Durch den Fall der Kommunismus im Osten kam es zu einem ungebremsten Siegeszug neoliberalen Kapitalismus im Weltmaßstab. Über diese Art des Wirtschaftens schrieb Papst Franziskus in seiner Antrittszyklika „*Evangeli gaudium*“ 2013: „*Diese Wirtschaft tötet!*“ Sie dient nicht mehr dem Menschen, sondern der Mehrung des Gewinns. Aktienkurse steigen, wenn Menschen entlassen werden. Zwar gewinnen viele im Rahmen dieser Wirtschaftsweise: aber es verlieren auch viele. Die Zahl der Modernisierungsverliererinnen steigt, der Anteil der Menschen, die unter der Armutsgrenze leben, ist in den reichen Ländern Europas beschämend. Die Jugendarbeitslosigkeit ist zumal im Süden Europas himmelschreiend.

Eine Neue Soziale Frage kommt auf uns zu

9. Verschärft wird die Lage allerdings dadurch, dass das Industriezeitalter sich dem Ende neigt. Eine Wirtschaft 4.0 sei, so die Fachleute, im Kommen. Neuerlich kündige sich dank einer Veränderung in den Produktionsmitteln eine Neue Soziale Frage an. Durch die Informatisierung, Digitalisierung und Roboterisierung werden vor allem schlecht ausgebildete Menschen ihre herkömmliche Arbeit verlieren. Maschinen ersetzen immer mehr die arbeitenden Menschen. Die Warnung des Essayisten und Literaten Hans Magnus Enzensberger gewinnt neuerlich an Brisanz: „Selbst in reichen Gesellschaften kann morgen jeder von uns überflüssig werden. Wohin mit ihm?“ (Hans Magnus Enzensberger) Vielen für die Gesellschaft überflüssigen Menschen (Alte, arbeitslose Jugendliche, Kranke, Sterbende, Kinder...) entziehen wir unsere Sorge und „ent-sorgen“ sie. Papst Franziskus spricht in diesem Zusammenhang von einer „*Globalisierung der Gleichgültigkeit*“ und warnt davor, Menschen wie Müll zu entsorgen. Er kritisiert, es werde „*der Begriff der Menschenrechte, der von sich aus Allgemeingültigkeit besitzt, durch die Idee des individualistischen Rechts ersetzt. Das führt dazu, sich im Grunde für die anderen nicht zu interessieren und jene Globalisierung der Gleichgültigkeit zu fördern, die aus dem Egoismus entspringt und Frucht eines Menschenbildes ist, das unfähig ist, die Wahrheit aufzunehmen und eine authentische soziale Dimension zu leben.*“ (ER)

Vorrat an Solidarität in modernen Kulturen

Um auch die Neue Soziale Frage zu meistern, braucht es eine Bevölkerung mit sozialer Sensibilität und Empathie. Nötig ist die Bereitschaft, sich für eine solidarische Politik zumal für die Digitalisierungsverliererinnen einzusetzen. Die modernen Gesellschaften brauchen eine Stärkung der Sozialpolitik, die durch solidarische Menschen gewählt und mitgetragen wird. Wie solidarisch sind aber die Bevölkerungen Europas? Hat eine solidarische Politik eine Chance? Sind nicht jene politischen Parteien, welche die Lösung der Alten Sozialen Frage vorangetrieben haben, in ganz Europa im Niedergang? Oder wird es zu einer Renaissance „linker“ Parteien kommen?

Ein entscheidendes Moment an der Meisterung der Neuen Sozialen Frage ist der Vorrat an belastbarer Solidarität in den Europäischen Bevölkerungen. Seit Jahrzehnten erforsche ich die Solidarität in Österreich. Die Ergebnisse sind analog für alle Europäischen Länder aufschlussreich.³³⁴

11. Das ist in aller Knappheit der Befund. Zunächst die erfreuliche Nachricht: Der Wunsch nach Solidarität ist vorhanden. Dann aber die schlechte Nachricht: Diese Wunschsolidarität erstickt auf dem Weg zur Tat in einem Dschungel vielgesichtiger Ängste:

- Da sind zunächst biographische Verlustängste,
- dazu kommen soziale Abstiegsängste,
- kulturelle Ängste hinsichtlich der nationalen Identität verstärken die Angst auch bei Reichen,
- weit verbreitet ist die Angst, in der mäßigen Zeit von 90 Jahren mit der Jagd nach dem maOBlosen Glück zu kurz zu kommen.³³⁵

Angst entsolidarisiert aber. Sie macht böse.³³⁶ Unsere Selbstverteidigungsstrategien gegen die Angst heißen Gewalt, Gier und Lüge (Monika Renz³³⁷). Angst verhindert, dass Menschen in freien Wahlen eine Politik für mehr Gerechtigkeit wählen. Sie verhindert aber zugleich, dass Menschen das werden, wozu sie erschaffen wurden, in Gottes absichtsloser Art solidarisch liebende Menschen. Auf diesem Hintergrund kann man das Zitat aus der Antrittsrede von Franklin D. Roosevelt, dem 32. Präsidenten der Vereinigten Staaten, im Jahre 1933, mitten in der Großen Depression, verstehen: „The only thing we have to fear is fear itself.“

Hier eröffnen sich zwei gewichtige Frage für die Erforschung des persönlichen wie politischen Lebens heute; Wie kann man die Verbreitung der Angst verstehen? Wie kann man inmitten der Angst bestehen?

Angst verstehen

Angst haben wir alle. Zwar sind alle Menschenwesen, wenn sie im Mutterschoß anfangen sich zu entfalten, mit einem paradiesischen Urvertrauen ausgestattet. Das ermutigt zum Leben, macht auf dieses neugierig, lässt uns zu Menschen heranreichen, die glauben, hoffen und lieben können. Wenn dann aber unser Bewusstsein erwacht, so die Tiefenpsychologin Monika Renz, kann das Urvertrauen durch Urangst überlagert und verschüttet werden. Das erwachende Lebewesen Mensch nimmt. noch im Paradies – die Welt wahr. Dabei kann sich das tiefsitzende Gefühl entwickeln, dass alles zu viel ist und man sich verloren fühlt. Zugleich hat aber die Urangst eine andere Seite, die vor allem bei der Geburt stark erlebt werden kann: Es ist zu wenig da für mich um auf mich allein gestellt zu überleben. Das Menschenwesen kann sich bedroht fühlen. Diese zwei Dimensionen können im Lauf des Lebens immer neue Gesichter annehmen. So hatten viele, als die zahllosen schutzsuchenden Menschen über unsere Grenzen zogen, das Gefühl, dass uns das alles zu viel wird. Zugleich herrscht heute die Angst, diese Menschen würden in unser Sozialsystem einwandern und es bleibe für uns zu wenig. Auf bei einheimischen Arbeitslosen kann dieses Gefühl erwachen. Angst führt dann immer zu Abwehr – wobei wir unsere eigene Angst dabei zu besiegen trachten. Jedenfalls sind wir alle aus einem Raum des

³³⁴ Zulehner, Paul M./Denz, Hermann: Solidarität. Option für die Modernisierungsverlierer, Innsbruck 1992. – Zulehner, Paul M.: Entängstigt euch. Die Flüchtlinge und das christliche Abendland, Ostfildern 2016.

³³⁵ Gronemeyer, Marianne: Leben als letzte Gelegenheit, Darmstadt 1993.

³³⁶ Drewermann, Eugen: Strukturen des Bösen, Paderborn 1978.

³³⁷ Renz, Monika: Angst verstehen. Tiefer als alle Angst liegt Urvertrauen, Freiburg 2018.

Urvertrauens vertrieben und tragen Urangst in uns, die man theologisch als „Erbschuld“ bezeichnen kann, wobei es besser wäre, „Erbunheil“ zu sagen, weil die Angst jeglicher Freiheit vorausgeht und diese fesselt.

Aber nicht genug mit der ins Leben schon aus dem Mutterschoß mitgebrachten Urangst. Angst wird heute nämlich auch geschürt. Der französische Politologe Dominique Moisi³³⁸ schreibt, dass die Weltpolitik heute nicht rationalen Argumenten, sondern Emotionen folge. In Chindia dominiere die Emotion der Hoffnung. Die arabische Welt habe das Gefühl der Demütigung durch den arroganten Westen. Nordamerika und Europa schließlich seien Regionen der Angst, Angstgesellschaften also. Das komme, so Zygmunt Baumann³³⁹, in der Sprache zum Vorschein. Die Worte Flüchtling oder Islam sind längst negativ gestimmt. Boulevardzeitungen schüren zusammen mit Populisten die Angst nur noch weiter. Es gebe in immer mehr Ländern eine „Politik mit der Angst“, so die Wiener Sprachwissenschaftlerin Ruth Wodak³⁴⁰. Diese diene der Mehrung von Wählerstimmen, nicht aber dem Gemeinwohl und dem Frieden in der Welt.

13. Eine Facette an dieser Politik mit der Angst ist der international aufblühende Nationalismus. Das „first“ ist Ausdruck und Verschärfung von nationalem Egoismus als Antwort gegen den Identitätsverlust.³⁴¹

Kirchen: Oasen diffundierenden Vertrauens in Kulturen der Angst

1. Die Kirchen haben heute die Chance und den Auftrag, zu Anwältinnen der nationalen, internationalen und globalen Gerechtigkeit zu werden, und dies angesichts eines europaweiten Schwächung politischer Kräfte, die für soziale Gerechtigkeit eintreten.

Der Kirchen solidarisierende Kraft beruht auf ihrem transzendenten Wissen um die Einheit allen Seins (es gibt nur das Eine Welthaus, die Eine Menschheitsfamilie). Aus dieser ergibt sich universelle Solidarität, Diese kennt keine Obergrenze. Das entbindet die politisch Verantwortlichen nicht der Aufgabe, für die Bevölkerung tragbare Schritte in Richtung mehr Solidarität und Gerechtigkeit für alle in der Welt. Der Bevölkerung kann mehr Solidarität zugemutet werden, als um Stimmen besorgte Politikerinnen meinen.

Eine Kernaufgabe christlicher Kirchen im Europa von heute besteht also darin, in den Bevölkerungen belastbare Solidarität zu mehren. Diese grundsätzliche Herausforderung lässt sich einigen aktuellen Aufgabenfeldern konkretisieren. Papst Franziskus hat bei seinen Reden vor den Verantwortlichen solche genannt. Es sind Ökologie, Migration, Arbeit vor allem für junge Menschen und die Einsamkeit der Alten: *„Ebenso zahlreich sind die Herausforderungen der modernen Welt, die untersucht werden müssen und eines gemeinsamen Einsatzes bedürfen, angefangen von der Aufnahme der Migranten; sie brauchen zunächst das Lebensnotwendige, hauptsächlich aber haben sie es nötig, dass ihre Menschwürde anerkannt wird. Dann ist da das ganze schwere Problem der Arbeit, vor allem wegen des hohen Niveaus der Jugendarbeitslosigkeit, das es in vielen Ländern gibt – eine echte Hypothek für die Zukunft –, aber auch wegen der Frage nach der Würde der Arbeit... Schließlich ist unter den Themen, die unser Nachdenken und unsere Zusammenarbeit erfordern, der Umweltschutz, die Verteidigung dieser unserer geliebten Erde, die unser großer Reichtum ist, den Gott uns gegeben hat und der uns zur Verfügung steht, nicht damit er verdorben, ausgebeutet und erniedrigt wird, sondern damit wir in Freude über seine grenzenlose Schönheit mit Würde leben können.“* (ER)

Angesichts all dieser politischen Herausforderungen können die christlichen Kirchen nicht schweigen, auch wenn manche Politiker – wie einst in kommunistischen Zeiten – dies gerne hätten. Natürlich ist eine Kirche keine politische Partei. Aber sie ist politisch unweigerlich parteilich. Sie muss zu Gunsten

³³⁸ Moisi, Dominique: Kampf der Emotionen. Wie Kulturen der Angst, Demütigung und Hoffnung die Weltpolitik bestimmen, München 2009.

³³⁹ Baumann, Zygmunt: Die Angst vor den Anderen. Ein Essay über Migration und Panikmache, 2016.

³⁴⁰ Wodak, Ruth: Politik mit der Angst, Wien 2016.

³⁴¹ Fukuyama, Francis: Identity: The Demand for Dignity and the Politics of Resentment (Identität: Wie der Verlust der Würde unsere Demokratie gefährdet), 2018. – *„Und schließlich ist das Bewusstsein der eigenen Identität unerlässlich in den Beziehungen zu den anderen Nachbarländern, besonders zu denen, die ans Mittelmeer grenzen, von denen viele aufgrund innerer Konflikte und unter dem Druck des religiösen Fundamentalismus und des internationalen Terrorismus leiden.“* (EP)

der Armgemachten und Armgehaltenen ihre Stimme erheben. Denn auch heute schreien diese Armen zum Himmel. Wir wären nicht Gottes Volk, würden wir den Schrei der Armen nicht hören, der in Gottes Ohr dringt: auch und gerade heute.

Wahrheit

16. Neben Freiheit und Gerechtigkeit hat Europa immer auch um die Wahrheit gerungen. Der Kontinent ist angesichts dieser Herausforderungen deshalb gut vorangekommen, weil er sich neben griechischen, römischen, germanischen und slawischen Kulturschätzen auf das Christentum stützen konnte.

2. Das Christentum gründet die Freiheit der Person in der Würde jedes Menschen als Ebenbild Gottes. Diese Rückbindung jedes Menschen auf Gott („religio“ von religare) entzieht den Menschen allen totalitären Zugriffen: in der Politik, aber auch in der Wirtschaft, in der Wissenschaft, in der Verwaltung. In einer Predigt zu Pfingsten 19079 soll der für Europas Befreiung vom Joch des Kommunismus so wichtige polnische Papst Johannes Paul II. auf dem Siegesplatz in Warschau gerufen haben: „Wer sein Knie vor Gott beugt, beugt es nie mehr vor der Partei!“ Man kann gut verstehen, dass die Christen immer die letzten Feinde totalitärer Systeme waren.

3. Zur christlichen Wahrheit über das Wesen des Menschen gehört auch, dass der Mensch nicht eine Monade ist: *„Es gibt nämlich heute die Tendenz zu einer immer weiter reichenden Beanspruchung der individuellen Rechte, hinter der sich ein aus jedem sozialen und anthropologischen Zusammenhang herausgelöstes Bild des Menschen verbirgt, der gleichsam als ‚Monade‘ $\mu\omicron\nu\acute{\alpha}\varsigma$ zunehmend unsensibel wird für die anderen ‚Monaden‘ in seiner Umgebung. Mit der Vorstellung des Rechtes scheint die ebenso wesentliche und ergänzende der Pflicht nicht mehr verbunden zu sein, so dass man schließlich die Rechte des Einzelnen behauptet, ohne zu berücksichtigen, dass jeder Mensch in einen sozialen Kontext eingebunden ist, in dem seine Rechte und Pflichten mit denen der anderen und zum Gemeinwohl der Gesellschaft selbst verknüpft sind.“* (EP) Der Mensch ist aber immer Relation, Resonanz: *„Vor allem bedeutet es, den Menschen nicht als ein Absolutes zu betrachten, sondern als ein relationales Wesen. Eine der Krankheiten, die ich heute in Europa am meisten verbreitet sehe, ist die besondere Einsamkeit dessen, der keine Bindungen hat.“* (EP) Ohne Bezogenheit kann ein Mensch nicht Mensch werden und nicht Mensch sein. Wenn einen Menschen niemanden „ansieht“, gewinnt er nicht das Gefühl von „Ansehen“, Würde und Einmaligkeit. Diese lebensnotwendige Verbundenheit ist die Grundlage für die Verantwortung füreinander im Leben.

4. Auf diesem Hintergrund formuliere ich eine weitere Facette meiner Vision für die Kirchen im heutigen Europa. Insofern die Angst entsolidarisiert, gefährdet diese nicht nur die Gerechtigkeit in der Welt, sondern auch die Menschwerdung. Einer der Hauptdienste der Kirchen in der Welt von heute (GS 1 revisted) soll darin bestehen, dass sie inmitten der Kulturen der Angst Oasen diffundierenden Vertrauens sind. „Wenn es ganz schwer wird, spüre ich göttlichen Rückenwind.“ so eine gläubige Frau aus der Flüchtlingsarbeit. Die Grundhaltung der Christen: „Wir schaffen das“ – zumindest immer mehr, als wir uns selbst zutrauen, weil wir göttlichen Rückenwind verspüren.

5. Das Christentum in Europa erscheint derzeit für diese großen Herausforderungen in Bezug auf Freiheit, Gerechtigkeit und Wahrheit nicht gerade gut gerüstet. Es erlebt in Europa derzeit eine tiefe Transformation, die alle Christlichen Kirchen beschäftigt: Die Konstantinische Ära in ihrer nachreformatorischen Gestalt ist definitiv zu Ende. Religion ist nicht mehr Schicksal, sondern Wahl (Peter L. Berger). Das Christentum ist zudem vielfältig verwundet:

- durch die Verbindung von Gott und Gewalt im 30jährigen Krieg,
- durch die schleppende Realisierung von Gal 3,28 mit Blick auf die Frauen,
- durch die Unfähigkeit, sexuell unreife Männer, die aus einer familial und in ihrer Sexualkultur geschwächten Gesellschaft angeliefert werden, zu entwickeln und notfalls zu verhindern, dass sie in den pastoralen Dienst bei Kindern und Jugendlichen gelangen.

So bleibt es eine der nicht leichten Aufgaben für die Kirchen, inmitten des Umbaus ihrer Kirchengestalt ihre Glaubwürdigkeit zu erhalten oder zurückzugewinnen. Das geschieht freilich nicht allein durch erforderliche Reformen der kirchlichen Strukturen. Vielmehr Glaubwürdigkeit erhält eine Kirche, die

nicht um sich selbst kreist und so krank wird, sondern sich selbstlos für die Menschen, ihre Ängste und Hoffnungen verausgabt.

Frieden

21. Das Ringen um Freiheit, Gerechtigkeit und Wahrheit in Europa dient letztlich dem Frieden. Dazu sollten die Völker Europa wirtschaftlichen, militärisch, politisch verwoben werden. Europas Einigung war von allem ein Friedensprojekt. Der kriegsstiftende Nationalismus des Vorkriegs-Nationalismus wurde überwunden. Europa erlebte bislang bei allen kleineren Konflikten 70 Jahre Frieden.

Die Suche nach Frieden hat sich deshalb bewährt, weil Europa nicht mehr auf das altrömische Axiom „Si vis pacem, para bellum“ setzte. Auch der Papst hat sich in seiner Rede vor dem Europarat gegen diesen untauglichen Weg zum Frieden ausgesprochen: „Es genügt nicht, die Kriege einzudämmen, die Kämpfe einzustellen [...] es genügt kein aufgezwungener Friede, kein zweckbedingter und provisorischer Friede. Wir müssen nach einem Frieden trachten, der geliebt wird, frei und brüderlich ist, das heißt in der Versöhnung der Menschen gründet.“ (ER) Papst Franziskus geißelt, wo immer er die Möglichkeit dazu hat, den Waffenhandel, weil dieser auch die Entwicklung der Armen massiv schädigt und der Entwicklung der Völker der Erde die erforderlichen Mittel entzieht: „*Der Friede wird jedoch auch durch andere Formen des Konflikts wie den religiösen und internationalen Terrorismus auf die Probe gestellt, der eine tiefe Verachtung für das menschliche Leben hegt und unterschiedslos unschuldige Opfer fordert. Dieses Phänomen wird leider durch einen sehr oft ungestörten Waffenhandel gefördert. Die Kirche betrachtet den Waffenhandel als „eine der schrecklichsten Wunden der Menschheit, er schädigt unerträglich die Armen.“*³⁴² (ER) Wer heute nachhaltigen Frieden sucht, muss sich an das Axiom halten: „Si vis pacem para iustitium!“ Dann kann sich erfüllen, wovon der alttestamentliche Dichter im Psalm 85,11 singt: Gerechtigkeit und Frieden küssen sich!“

6. Zum Frieden in Europa gehört die gegenseitige Achtung der Völker und die Wertschätzung der kulturellen und religiösen Vielfalt. Der Papst ruht nicht ständig darauf hinzuweisen, dass diese Vielfalt der europäischen Völker und Kulturen nicht eine Bedrohung, sondern eine Bereicherung ist. Er dehnt diese Ansicht auch auf jene Menschen aus, die aus anderen Kulturen nach Europa flüchten und hier Schutz suchen vor Naturkatastrophen, Kriegen und hoffnungsloser Armut. Fehlt diese Wertschätzung der Fremden und der Anderen, dann wächst in Europa neuerlich ein friedensbedrohlicher Nationalismus, der zumeist mit der ständigen Warnung vor dem politischen Islam und der Islamisierung Europas die Demütigung der vormodernen arabischen Welt durch den modernen christlichen Westen einhergeht.

Seele Europas

Bringen sich die christlichen Kirchen mit der Wahrheit des ihnen anvertrauten Evangeliums in der skizzierten Weise in die Entwicklung Europas zu einem freien, gerechten und friedlichen Europa ein, dann kann es gleichsam Europa beseelen. Ohne diese Seele droht das Europäische Einigungswerk zu einer seelenlosen Institution zu werden, denen immer mehr Europäerinnen und Europäer misstrauen. Wenn das geschieht, haben nationalistische Populisten bei ihrem Versuch, das geeinte Europa zu zerschlagen oder auf ein Wirtschaftsprojekt ohne Blick auf den Menschen zu reduzieren, leichtes Spiel, die wie Europawahlen ebenso zeigten wie das englische Brexit-Chaos.

7. "Man würde einen Fehler machen und Opfer einer gefährlichen Illusion werden, wenn man glaubte, um Europa zu schaffen, genüge es, europäische Institutionen zu schaffen. Es wäre wie ein Körper ohne Seele."³⁴³ Dieses Zitat stammt vom französischen Politiker Jacques Delors, der für zehn Jahre ein erfolgreicher Präsident der Kommission der Europäischen Union war. Papst Franziskus votiert in

³⁴² Katechismus der Katholischen Kirche, Nr. 2329; Zweites Vatikanisches Konzil, Gaudium et spes 81.

³⁴³ „Wie viele bestimmende Gedanken in unserer Ideenwelt ist auch die Aufforderung ‚Europa eine Seele geben‘ schwer bis zu ihren Wurzeln zurückzuverfolgen. Sie wird immer mit dem französischen Politiker Jacques Delors - für zehn Jahre ein erfolgreicher Präsident der Kommission der Europäischen Union - in Verbindung gebracht. Er soll diese Aufforderung Anfang der 1990er-Jahre ins Gespräch gebracht haben.“ (https://austria-forum.org/af/Wissenssammlungen/Symbole/Europasymbole/Seele_Europas ; 29.11.2018) - Denz, Hermann: Die europäische Seele. Leben und Glauben in Europa, Wien 2000.

dieselbe Richtung. Er appelliert an die Abgeordneten des Europaparlaments, *„daran zu arbeiten, dass Europa seine gute Seele wiederentdeckt“*. (EP)

Dieses Bild von der Seele stammt aus dem altchristlichen Brief an Diognet. Dort sind es die Christen, welche die Seele im Körper der Welt bilden sollten. Es seien *„die Christen in der Welt, was die Seele im Leib ist“*.³⁴⁴

Papst Franziskus greift in seiner Rede am 24. November 2016 vor dem Europaparlament dieses Bild auf: *„Die Zukunft Europas hängt von der Wiederentdeckung der lebendigen und untrennbaren Verknüpfung dieser beiden Elemente ab. Ein Europa, das nicht mehr fähig ist, sich der transzendenten Dimension des Lebens zu öffnen, ist ein Europa, das in Gefahr gerät, allmählich seine Seele zu verlieren und auch jenen ‚humanistischen Geist‘, den es doch liebt und verteidigt. Gerade ausgehend von der Notwendigkeit einer Öffnung zum Transzendenten möchte ich die Zentralität des Menschen bekräftigen, der andernfalls zum Spielball der Moden und der jeweiligen Mächte wird. In diesem Sinne halte ich nicht nur das Erbe, welches das Christentum in der Vergangenheit der soziokulturellen Gestaltung des Kontinentes überlassen hat, für grundlegend, sondern vor allem den Beitrag, den es heute und in der Zukunft zu dessen Wachstum zu leisten gedenkt. Dieser Beitrag stellt nicht eine Gefahr für die Laizität der Staaten und für die Unabhängigkeit der Einrichtungen der Union dar, sondern eine Bereicherung. Das zeigen uns die Ideale, die Europa von Anfang an geformt haben, wie der Friede, die Subsidiarität und die wechselseitige Solidarität – ein Humanismus, in dessen Zentrum die Achtung der Würde der Person steht.“*

³⁴⁴ Vgl. Brief an Diognet, 6.

2020 Where is Francis leading our Church in Europe?

26 positions

0.1. On November 25th, 2014 Pope Francis visited the Council of Europe and the European Parliament. He wanted to bring encouragement and hope in the context of a rather depressing assessment of Europe's situation.³⁴⁵

0.2. The keywords of encouragement are the great themes of freedom, justice, truth and peace. Likewise, the title of a symposium of the Council of European Bishop's Conferences (CCEE: Consilium Conferentiarum Episcoporum Europae) of 1992, after the Fall of the Wall (1989) and the unification of Western and Eastern Europe after four decades of division: "To live the Gospel in freedom and solidarity."³⁴⁶

Freedom

1. Europe is characterised by a constant struggle for freedom. In modern times, great freedom revolutions took place: 1689, 1789, 1848, 1918, 1989.
2. A moment in the history of freedom is the development of human rights and thus of rights of freedom guaranteed by liberal democracies. Ancient discriminations have been overcome. Outcome of the struggle: (individual) liberties for all.
3. However, this achievement oriented European history of freedom has also experienced tragic interruptions: fascism and communism. The project of uniting Europe serves not only peace, but the safeguarding of freedom from further deprivations of liberty.
4. The gained democratic freedom today is being threatened in many ways. There is a trend towards the abolition of liberal democracy by democratic means. An "illiberal democracy" is the goal. This movement is based on the philosophy of the New Right of Alain de Benoist: It is not the free individual that is the basis of the state, but an ethnically cleansed as well as Christianity-based national community.
5. This development is closely connected with the fact that in the midst of guaranteed freedom the number (even of young) people who want to get rid of the annoying burden of freedom is increasing. There are many reasons for this: lack of ego strength due to overburdened families; new confusion (Jürgen Habermas) (fears of globalisation), risky freedoms (Jürg Willi) through over-individualisation and weakening of institutional relief.
6. How can our Catholic Church be a reliable advocate of freedom? To encourage people towards freedom? Strengthen families? By soft reinstitutionalisation? By a clear commitment to democracy and its concept of freedom and human rights? Respect for freedom and conscience in the church! Fostering of human rights above all in the Catholic Church! By ending discriminations (LGBT - *lesbian, gay, bisexual, transgender*; women) also in the Church.

Justice

7. Jean B. Lacordaire (1802-1861): "One must always wring justice from freedom."
8. The Old Social Question caused by the Industrial Revolution has been mastered. The achievement: the welfare state, which of course needs to be further developed.
9. The Challenge of a New Social Question by Computerisation, Digitalisation, Industry 4.0. Destabilisation of many traditional jobs: "Even in rich societies, each of us can become superfluous tomorrow. What to do with him?" (Hans Magnus Enzensberger) - Unculture of Indifference (Pope

³⁴⁵ See: Zulehner, Paul M.: Europa beseelen. Das Evangelium im Ringen um ‚Freiheit, Gerechtigkeit und Wahrheit, Ostfildern 2019.

³⁴⁶ Fürer, Ivo: Die Entwicklung Europas fordert die Kirchen heraus: Die Tätigkeit des Rates der Europäischen Bischofskonferenzen (CCEE) von seiner Gründung 1971 bis 1996 (The development of Europe challenges the Churches: The activities of the Council of the European Bishop's Conferences (CCEE) from its founding in 1971 to 1996), Ostfildern 2018

Francis). In addition, this is exacerbated by global inequity and widespread international injustice in the global distribution of people's chances in life, even though progress has been made (Hans Rosling).

10. To master the New Social Question with democratic means also requires populations with a high degree of solidarity.

11. There is a desire for solidarity. But this desire becomes stifled on the way to action in a jungle of multifaceted fears (biographical, fear of loss, social descent fears, cultural fears about national identity, the fear of being left short in a short life time): Zulehner / Denz: Solidarity. Option for losers by modernisation; Zulehner: Don't have angst!). Angst "desolidarises" .###1.4.2019####

12. Human beings experience Fears from the awakening of consciousness in mother's womb (Monika Renz: Primordial angst overlays paradisiac primordial trust: strategies against this angst are violence, greed and lies). Fears are culturally on the rise in Europe (and America) (Dominique Moïsi, Heinz Bude, Frank Furedi) and are fueled by a policy of fear by political groups and tabloid media (Ruth Wodak, Zygmunt Baumann).

13. Internationally flourishing nationalism is not conducive to solidarity. The "first" (eg. America first) is the expression and aggravation of national egoism in response to the loss of identity (Francis Fukuyama: identity: How the loss of dignity endangers our democracy, 2019)

14. The Churches have the opportunity to become the advocates of national, international and global justice, and this in the face of a Europe-wide weakening of political forces advocating social justice. The solidarising power of the Churches is based on their transcendent knowledge of the deep unity of all being: there is only One World House, One Human Family. From there universal solidarity results, and this without upper limit, but with politically responsible steps towards more solidarity and justice for all in the world. The vision for the Churches is that they are oases of overflowing trust in cultures of fear.

15. On his visit to European institutions, the Pope referred to topical issues from which Europe is currently under severe pressure. These are: ecology, migration, unemployment - especially youth-unemployment - and the loneliness of the elderly.

16. Given all these political challenges, the Christian Churches cannot remain silent, even if some politicians - as in Communist times - would like it to. Of course, a church is not a political party. But it is politically inevitably partisan. It must raise its voice in favour of the poor and those who are kept in poverty. Because even today these poor people are crying to heaven. We would not be God's people if we did not hear the cry of the poor that penetrates God's ear: even today.

Truth

17. Europe has made good progress facing the challenges of freedom and justice because, in addition to Greek, Roman, Germanic and Slavic cultural treasures, it was based on Christianity.

18. Christianity establishes the freedom of the person in the dignity of every human being as the image of God. This re-connecting of every human being to God ("religio" by religare) immunises the human being against all totalitarian grasp: in politics (John Paul II, 1979!), but also in economy, in science, in administration.

19. The essence of the human being is not that of a monad, but is always in relation, in resonance. The connectedness in being is the basis for the responsibility for each other in life.

20. In so far as angst 'desolidarises', it not only endangers justice in the world, but also human development. "When things get really hard, I feel a divine tailwind", said a Christian woman committed to refugee work. The basic attitude of Christians: "We can do that" - at least more and more, as we trust ourselves, because we feel a divine tailwind.

21. Christianity in Europe is currently experiencing a deep transformation. The Constantine era in its post-Reformation form is definitely over. Religion is no longer fate but choice (Peter L. Berger). Furthermore, Christianity has also wounded in many ways: through the interweaving of God and violence during the Thirty Years War, through the sluggish realisation of Gal 3:28 with regard to women, through the inability to develop sexually immature men who are delivered from a familial and

in its sexual culture weakened society, and, if necessary, to prevent them from entering the pastoral ministry of children and adolescents.

Peace

22. An ancient Roman axiom: "Si vis pacem, para bellum". That's no longer possible today. Therefore, the Pope spoke in the Council of Europe massively against the arms trade. Today, "Si vis pacem, para iustitiam!" (Psalm 85:11)

23. Peace (in Europe) also includes mutual respect for peoples and appreciation of cultural and religious diversity. Diversity of European peoples and cultures is no threat, but enrichment. What threatens peace, apart from nationalism, is above all humiliation (e.g. the pre-modern Arab world by the modern West: D. Moisi).

Soul of Europe

24. An anonymous author of the 2nd century wrote that "Christians in the world are what the soul is to the body."³⁴⁷ The task of the soul is to uphold the body, to be its conscience and its historical memory (European Parliament).

25. "One would make a mistake and be the victim of a dangerous illusion if one believed that, in order to make Europe, it would be sufficient to create European Institutions. It would be like a body without a soul."³⁴⁸

26. Francis: "The future of Europe depends on the recovery of the vital connection between these two elements. A Europe which is no longer open to the transcendent dimension of life is a Europe which risks slowly losing its own soul and that 'humanistic spirit' which it still loves and defends. Taking as a starting point this opening to the transcendent, I would like to reaffirm the centrality of the human person, which otherwise is at the mercy of the whims and the powers of the moment. I consider to be fundamental not only the legacy that Christianity has offered in the past to the social and cultural formation of the continent, but above all the contribution which it desires to offer today, and in the future, to Europe's growth. This contribution does not represent a threat to the secularity of states or to the independence of the institutions of the European Union, but rather an enrichment. This is clear from the ideals which shaped Europe from the beginning, such as peace, subsidiarity and reciprocal solidarity, and a humanism centred on respect for the dignity of the human person." (European Parliament)

³⁴⁷ Cf Letter to Diognet, 6.

³⁴⁸ "Like many defining thoughts in our world of ideas, the call to 'give Europe a soul' is hard to trace back to its roots. It is always associated with the French politician Jacques Delors - for ten years a successful president of the Commission of the European Union. He is supposed to have brought this request into conversation in the early 1990s." (https://austria-forum.org/af/Wissenssammlungen/Symbole/Europasymbole/Seele_Europas ; 29.11.2018) - Denz, Hermann: Die europäische Seele. Leben und Glauben in Europa (The European soul. Life and faith in Europe), Vienna 2000.

ORDEN

1988 Das Gerücht von Gott wachhalten

Zur Berufung der Orden in der heutigen Kirche.

Die maßlose Trias

Wir Menschen sind aus nach einem "Leben im schalom" (1 Kor 7,15). Elemente eines solchen Lebens in Frieden sind: Ansehen, wachsen und wurzeln. Die wichtigen Lebensorte, auf denen die drei "Lebensheiligtümer" "vorkommen" sollen, sind Liebe (Beziehung) und Arbeit: ora et labora, wenn wir also miteinander und füreinander leben.

Die drei Grundsehnsüchte des Menschen sind in sich maßlos. In unserem Alltag erleben wir lediglich Spuren der Erfüllung. Selten ("Dreimal im Leben wackelt die Erde": E.Hemmingway) erleben wir diese maßlose Stillung in jenen "Momenten" (H.Lefebvre), die wir Lebens-Feste nennen sollten: Bei guter Arbeit, im Spiel, in einer aufregenden Erkenntnis, in den Festen der Liebe, die Mann und Frau einander zugewandt begehen. Aber auch diese Momente "scheitern". Das Schicksal des Menschen ist daher ein tiefes Leiden an der Endlichkeit. Die Träume sind stets größer als deren Erfüllung. Wir leben mit einem ständigen utopischen Überschuß. Die Rechnung bleibt immer offen.

Lebenskultur nach dem Evangelium

Für uns Christen liegt der Sinn der Maßlosigkeit unserer Sehnsucht darin, daß unser Leben auf den maßlosen Gott selbst bezogen ist. Denn dies ist der Grund der Schöpfung und darin des Menschen: Die Sehnsucht eines Gottes, der in sich überreiche und zugleich ausufernde Liebe ist, nach der Schöpfung, die "ex amore" hervorgebracht ist (vgl. Weish 11,24-26). Die maßlose Sehnsucht des Menschen nach Gott erinnert an die Sehnsucht des maßlosen Gottes nach uns Menschen. Eben diese unheilbare Sehnsucht des Menschen nach Gott ist im Sinn der Bibel die "Jungfräulichkeit".

Die biblischen Texte verheißen uns im Umkreis Gottes die Stillung der tiefsten Sehnsüchte (und noch unvorstellbar mehr: auch der Säugling im Mutterschoß hat kaum Ahnung, was für ein Leben ihn erwartet): Wir werden bei ihm einen unvergeßlichen Namen haben (Auferweckung); seine Nähe wird uns freimachen; wir werden bei ihm "wohnen".

Was wir in diesem Leben (der Schwangerschaft für das ewige Leben) erleben, sind Spuren des verheißenen Lebens, Sakramente "ewigen Lebens" (vgl. M.L. Kaschnitz). Sie geben uns eine Ahnung vom Leben, das noch aussteht. Es gefällt Gott, wenn wir diese Spuren "genießen" (frui), wie wir einst auch das "schlechthin sinnvolle ewige Leben" genießen, auskosten ("perfrui") werden.

Gottvergessene Lebenskulturen

Menschen, die - inmitten einer gottvergessenen Kultur lebend - nicht lernen, ihr maßloses Herz am maßlosen Gott festzumachen, entwickeln eigene Formen, um mit ihrer maßlosen Sehnsucht fertig zu werden.

(a) Nahe liegt dann der Versuch, die maßlose Sehnsucht an Maßvollem festzumachen: an Macht, an Gütern, an Menschen. Weil diese aber nur maßvoll-mäßig sind, ist es naheliegend, die maßlose Sehnsucht durch Aneinanderreihen und Anhäufen maßvoller Erfahrungen zu stillen. Dies macht das Leben hastig und anstrengend. Erfüllung der maßlosen Sehnsucht wird aber vergeblich gesucht. Der "Überdruß am Überfluß" (E.Fromm) kommt auf.

(b) Ein anderer Weg rechnet nicht mit der Erfüllung der maßlosen Sehnsucht, sondern ermäßigt die Sehnsucht selbst. "Es ist eben nicht mehr". Der Weg des Buddhismus wird in verkürzter europäischer Version gegangen. Das Leiden an der Endlichkeit wird durch Wunschlosigkeit erhofft. Führt dieser Weg aber wirklich ins wunschlose Glück, oder doch eher ins wunschlose Unglück (P.Handke)? Maria von Ebner-Eschenbach: Nicht der ist zu bedauern, dessen Wünsche nicht in Erfüllung gegangen sind, sondern jener, der keine mehr hat.

(c) Immer aber noch bleibt: Die maßlose, unstillbare Sehnsucht des menschlichen Herzens ist Gottes charmante (charis=Gnade) Art, sich bei den Gottvergessenen in Erinnerung zu halten.

Kirche als Aufstand wider die Vergeßlichkeit

Es ist Grundberufung der Kirche, zugunsten der Menschen das Gerücht von Gott wachzuhalten (vgl. Sach 8,23). Dies geschieht nicht, indem wir Christen noch mehr von Gott reden, sondern durch unsere Taten (vgl. Joh 14,11) Hoffungsorte werden: Lebensorte also, wo anschaulich wird, wie befreites Leben unter den Augen Gottes ist.

Die Berufung der Kirche ist es zunächst, Gott selbst aufzunehmen (Joh 1,12), also Gottes Volk (und nicht irgendein Volk) zu sein. Eine Kirche, die Gott aufnimmt, ist eine mystische Kirche: sie ist gottverwurzelt. Anders: Die Berufung der Kirche ist die Jungfräulichkeit, auszusein auf Gott.

Wenn wir Gott aufnehmen, verändert dies unser Miteinander und Füreinander. Koinonia und Diakonia sind die Früchte der Mystik.

Koinonia

Weil nur ein Gott ist, ist jede/r eine/r von uns. "Allen aber, die ihn aufnahmen, gab er macht, Kinder Gottes zu werden." (Joh 1,12) Als Söhne und Töchter Gottes sind wir untereinander gottverwandte(!) Brüder und Schwestern: "Gottes-Geschwister".

Elemente gelebter Gottverwandtschaft ("Geschwisterlichkeit") sind:

- Anerkennung der wahrhaften Gleichheit an Würde aller (LG 30-33; CIC cn 208).
- Partizipation: Es gibt keine Unberufenen. Jede ist zu etwas gut. Jede hat Begabungen, die allen nützt (1 Kor 12,7). Jede ist Gott für diese Begabung unvertretbar verantwortlich.
- Verbindlichkeit.
- Welcher Amtsstil entspricht dieser Geschwisterlichkeit unter den Augen Gottes? Es gilt: Je mehr Charismen wach werden, desto größer ist der Amts- und Leitungsbedarf. Biblische Orientierungen: Galeerensklave (Phil 2,6-11); "Ober" im Wirtshaus (Lk 22,24-27); Hirte (Ez 24); Fußwaschung (Joh 13).

Diakonia

Christen, die im Umkreis Gottes leben, werden angesteckt von Gottes Leidenschaft für die Armgemachten und Unterdrückten. Sie werden in der Art Gottes "politisch" (vgl. Ex.3,7-10); diese "Politik" ist eine der wirksamsten Formen der Nächstenliebe (Paul VI., 1981):

- Ihre Aufmerksamkeit für die Opfer der Unterdrückung (Ex 3,9; Ex 22,20-22, etc.) nimmt zu.
- Sie bleiben nicht neutral, sondern optieren parteilich. Gewiß liebt Gott auch die Reichen und die Unterdrücker: Aber er möchte sie durch bedingungsloses Entgegenkommen "auflieben", sodaß sie von ihrem Unrecht ablassen und mit ihm auf die Seite der Armgemachten treten.
- Sie sind bereit, ihr Leben hinzugeben für ihre Freunde: die Armen.

Wandlung

Solche eine mystische, und daher geschwisterliche und politische Kirche wird, indem Gott sie schafft. Er selbst wandelt Menschen, die er ruft, um in sein Volk (Ps 145). Der zentrale Ort dieser Ekklesiogenese ist die eucharistische Wandlung.

- Wir bringen Gaben, die uns darstellen.
- Diese Gaben wandelt Gott um in den Leib Christi. (Sagen wir nicht oft: Gott, wandle die Gaben, uns aber laß in Ruh?)
- Wir verleiben uns den Leib Christi ein.
- Diese Kommunion wandelt uns um zur communio. Die Gemeinschaft der Christen ist der eigentliche "Leib Christi". Durch das Einverleiben des Leibes Christi werden wir umgewandelt in ein geschwisterliches Volk. Eine soziale Revolution geschieht.
- Dieser Leib ist aber "hingegen für die vielen". Hingabe zugunsten des Lebens der Menschen ist die Grundhaltung des Leibes Christi, der wir sind.

Die Vergeßlichkeit der Kirche

Die Kirche selbst vergißt laufend ihre Berufung. Sie ist also eine "ecclesia semper reformanda".

Friedrich Heer (H.Gohde, Der achte Tag. Roman einer Weltstunde, Innsbruck 1950) über die 2076 untergegangene "Europäische Kirche" (was lebt, ist eine Zelle der "Wiener Christenheit"):

"Die Christenheit wich aus; wich noch einmal aus der mittelbaren Begegnung mit dem lebendigen Gott, wich zurück vor seinem Anruf, den sie doch schon in den Eingeweiden brennen, schmerzen fühlte, wich aus, wich zurück - zu den kleinen Rechnungen, zu den Pakten der Welt...

Dieselbe Christenheit, die sich nicht an ihren eigenen Gott wagte, rein, lauter, ganz, dieselbe Christenheit, die täglich mit den Lippen sich zum Heiligen Geist bekannte, der das Antlitz der Erde, des Kosmos erneuert, dieselbe Christenheit, die das Sakrament mittelte, die Verwalterin der geheimsten und offenbarsten Kräfte und Mittel totaler Wandlung, totaler Erneuerung - diese Christenheit sagte in praxi, in der Tat, ihrem Schöpfer und Erhalter den Treubund auf, und wagte das Alte, Üble, Kleine, das Geschäft der Welt. Sie verließ sich also nicht auf den Heiligen Geist, sondern auf Divisionen; auf Geld, Gold und Gut, auf Beziehungen, zuletzt auf die Atombomben..."

Was der Kirche heute zu schaffen macht, ist ein verbreiteter ekklesialer Atheismus (Josef Fischer): ein tragisches Mystikdefizit, daher ein Defizit an Koinonia und Diakonia.

Kirchentherapie durch die Orden

Die Orden waren immer schon eine prophetische Kraft zu Erneuerung der Kirche. Heute - vielleicht auch, weil die Orden ihren prophetischen Kirchendienst zu halbherzig erfüllen, gibt es neue Propheten: Basisgemeinden, Bewegungen. Orden werden auch künftig für die Erneuerung der Kirche wichtig sein, wenn sie selbst mystisch, geschwisterlich und politisch sind.

Die evangelischen Räte sind prophetische Variationen der Mystik, der Geschwisterlichkeit und der Politik.

Herzstück ist die mystische Jungfräulichkeit als die Leidenschaft für Gott. Die Ehelosigkeit, wenn sie beziehungsreich gelebt wird, kann Ausdruck dieses Ausseins auf Gott sein. Die Sehnsucht nach dem Lieben und Geliebtwerden wird nicht in herkömmlich-bürgerlicher Weise in einer ehelichen Partnerschaft kultiviert, sondern in der Geschwisterlichkeit des Reiches Gottes.

Gehorsam ist eine besondere Art des Wachsens der einzelnen Person in der Gemeinschaft unter den Augen Gottes. Die Frage, was Gott mir will, auf ihn hinhorchen, ihm gehorchen lernen, bewegt das ganze Leben. Mit der "Oberin", die die Berufung der Gemeinschaft vertritt, zusammen wird nach dem gesucht, was Gott mit dieser Ordensfrau (in dieser Kommunität) im Sinn hat. Es wird auch gefragt, was Gott einer Gemeinschaft durch die jeweils hinzugefügte Frau und deren Begabungen sagt.

Armut ist ein Umgang mit den Gütern (Materielle Güter, Wissen, Lebensraum), der erkennbar macht, daß Gott der wahre Reichtum des Menschen ist, was allein unsere Daseinsangst macht und uns frei macht, Lebenschancen mit anderen konkurrenzlos zu teilen. Dies halten Ordensleute in Erinnerung, indem sie die bürgerlichen Formen des Umgangs mit Besitz zurückstellen zugunsten des für das Reich Gottes typischen Umgang (Apg.4,32-37).

Ordensleute: Ein Segen für die unfreiwillig "Losen"

Ordensleute, die von der bürgerlich üblichen Weise, menschliche Grundsehnsüchte zu kultivieren zurückstehen, sind frei, solidarisch (ein "Segen": Gen 12,1-3) zu sein für die viel zu vielen Menschen in der Menschheit, denen der Zugang zu den alltäglichen Formen menschlichen Lebens verwehrt bleibt:

- den Beziehungslosen, Gescheiterten;
- den Machtlosen, Unterdrückten, Ohnmächtigen;
- den Armgemachten.

Auf daß die Kirche marianisch werde

Wo immer Kirche, auch durch den prophetischen Dienst der Orden mystisch und daher geschwisterlich und politisch leben, wird sie marianisch.

- Maria war jungfräulich: aus nach dem lebendigen Gott Israels.
- Maria war schwesterlich: in der Begegnung mit Elisabeth.
- Maria war politisch: in ihrem Magnifikat.

Eine bestimmte Form der Marienverehrung verhindert, daß die Kirche wahrhaft marianisch wird.

Literatur

Bours, Johannes, Franz Kamphaus, Leidenschaft für Gott. Ehelosigkeit, Armut, Gehorsam, Freiburg-Basel-Wien 1981.

Das Konzil und die Orden. Die Lehre des 2. Vatikanischen Konzils über den Ordensstand mit einem ausführlichen Kommentar, hg. v. Karl Siepen. Kommentar v. Audomar Scheuermann, Köln 1966.

Johannes Paul II., Apostolisches Schreiben "Redemptionis donum..." an die Ordensleute über das gottgeweihte Leben im Licht des Geheimnisses der Erlösung, hg.v.d. Superiorenkonferenz d. männlichen Ordensgemeinschaften Österreichs, Wien 1984.

Sudbrack, Josef, Leben in geistlicher Gemeinschaft. Eine Spiritualität der evangelischen Räte für heute und morgen, Würzburg 1983.

Zulehner, Paul M., Leibhaftig glauben. Lebenskultur nach dem Evangelium. Unter Mitarbeit v. Josef Brandner u. Josef Fischer, Freiburg-Basel-Wien 1983.

1990 Orden - Gottes Kirchentherapie

Unter diesem Titel hatte vor längerer Zeit der Jesuit Norbert Lohfink einen Beitrag veröffentlicht. Seine These: Die Kirche ist in unserer europäischen Welt schwach, weil bürgerlich angepaßt und bequem geworden. Das Feuer des Evangeliums ist erloschen, es blieb nur noch die Glut unter der Asche. Eine Erneuerung der Kirche aus der Kraft der biblischen Gründungstraditionen ist dringlich erfordert. Woher soll aber die Erneuerung kommen?

Lohfink setzt als Ordensmann auf den noch unverbrauchten Erneuerungsvorrat, der in den (alten) Orden aufgehoben ist, aber zur Zeit für die Kirchenerneuerung nicht fruchtbar wird. Dabei ist nicht zu übersehen, daß es auch andere Kreise in der gegenwärtigen Kirche gibt, die nicht auf die Orden, sondern auf andere Kräfte setzen: Nicht nur in den Südkirchen hofft man auf die Basisgemeinden; Eher römisch orientierte Kreise wiederum setzen auf die geistlichen Bewegungen, die "movimenti" (wie Neokatechumenat, Charismatische Bewegung etc.). Die Orden scheinen also gegenwärtig eine scharfe Konkurrenz erhalten zu haben, eine ortskirchliche wie eine weltkirchliche. Wie werden die Orden diese Herausforderung annehmen? Auch von dieser Frage wird es abhängen, welche Zukunft die Orden haben werden. Denn nicht jene Orden werden überleben, die sich um ihr Überleben direkt sorgen, sondern die anderen, die sich als Moment der Erneuerung christlichen Lebens erweisen.

Lebens- und Todeszeichen

Wir verfolgen diese Spur weiter. Wie leben und wirken Orden, damit sie eine Kraft zur Erneuerung der Kirche werden können? Diese Frage führt uns weiter zur anderen, wie denn die Kirche leben und wirken muß, will sie Gottes Auftrag inmitten der heutigen Menschheit erfüllen. Die Beantwortung dieser pastoralen Grundfrage (nicht "Wie geht es mit der Kirche weiter?", sondern "Wie geht ER mit unserer Kirche weiter?") ist nur möglich, wenn die alte Tradition unserer Kirche verwoben wird mit der Situation des Lebens der Menschen in der einwandernden und zugleich bedrohten Welt. Wie Gaudium et spes, das große und unüberholte Dokument des Zweiten Vatikanischen Konzils über das Verhältnis von Kirche und (moderner) Welt unbeugsam angenommen hat, gibt es in dieser Welt neben- und ineinander Hoffnungen und Nöte, Lebens- und Todeszeichen. Dabei sind die Lebenszeichen die Kehrseite der Todeszeichen. Drei Lebens- und Todeszeichen ragen heute heraus:

- Die Sehnsucht nach mehr Gemeinschaft, Verlässlichkeit und Treue. Dahinter steht die Erfahrung, daß das menschliche Beziehungsnetz am Zerreißen ist, wofür es viele Symptome gibt.
- Die Sehnsucht nach mehr Gerechtigkeit, genauer: nach einer gerechteren Verteilung der Lebenschancen in der eingewordenen Welt: zwischen den Geschlechtern, Rassen, Arbeitenden, Nationen, Generationen, zwischen den Menschen und der übrigen Schöpfung.
- Hinter all dieser Sehnsucht und in ihr wächst die Sehnsucht nach tragfähigem Sinn. Er setzt sich zusammen aus der Erfahrung eines versöhnten Alltags, in den einige Momente, Fest erfüllten Lebens eingestreut sind. Er kreist um die beiden Bereiche lieben und arbeiten, ora et labora, das Sinnvolle und das Zweckgerichtete. Doch überschreitet er diese indirekten Sinnerfahrungen, weil wir Menschen um unsere Vergänglichkeit wissen, die aus sich destruktive Daseinsangst entläßt, aus der wieder Sinnlosigkeitsgefühle andrängen können. Die Frage, was denn das Ganze soll, die Frage nach dem religiösen Sinn unseres Lebens stellt sich und wird heute auch bei uns, nach Jahren der Religionstabusierung, von immer mehr Menschen wahrgenommen.

Mystik, Geschwisterlichkeit, Politik

Eine Kirche, die aus der Überlieferung von Jesus her für die Menschen mit den genannten Lebens- und Todeszeichen Hoffnung sein will, kennt drei einfache Merkmale. Sie ist mystisch, und deshalb geschwisterlich und politisch.

Sie ist mystisch: Sie steht also in Verbindung mit dem Geheimnis der Kirche selbst, den liebenden dreifaltigen Gott, der in Jesus von Nazaret einer von uns geworden ist und damit mit seiner Sehnsucht nach dem Menschen angefangen hat, ans Ziel zu gelangen. Die Kirche der Zukunft wird eine mystische sein oder sie wird nicht sein (nach K.Rahner).

Nur eine mystische Kirche ist ein Segen für die modernen Menschen. Erschließt doch die wahre Mystik (also das Bewohnen des Ge-Heim-nisses) tragenden Lebenssinn, macht die unstillbare Sehnsucht des menschlichen Herzens einsichtig, lehrt uns, unsere Herzen "im Varieté dieser Welt" dort festzumachen, wo die wahren Freuden sind.

Eine solche mystische Kirche trägt sodann Früchte. Die Tradition nennt als wichtigste Früchte die Koinonia und die Diakonia. Wo Gott die Mitte ist, wächst somit ein neues Miteinander und ein neues Füreinander. Das Miteinander übersetze ich in Weiterführung des herkömmlichen Wortes von der "Brüderlichkeit" mit dem heute unverzichtbaren Schlüsselwort der "Geschwisterlichkeit". Die Diakonia verdient es, heute vor allem als "Politik" definiert zu werden.

Je mystischer eine Kirche ist, desto geschwisterlicher wird sie sein. Dieses biblisch begründbare Axiom erweist seine Tragweite in der Realisierung. Wie sieht nämlich eine Kultur der Geschwisterlichkeit in unserer Kirche aus? Prüf Worte sind: gleiche Würde (vgl. Lumen gentium Nr.33, CIC.can 208), Partizipation (Keine Entscheidung ohne Betroffene!), Verbindlichkeit aus gläubiger Verbundenheit. Sie wäre keine konfliktfreie Kirche, aber eine, in der Konflikte nach Mt 18, 15-17 ausgetragen werden. Auch der Amtsstil muß dieser grundlegenden Eigenschaft der Kirche als geschwisterlicher Gemeinschaft entsprechen und kann daher nur beschrieben werden als verantwortlich sein für die Lebendigkeit einer christlichen Gemeinschaft (Gemeinde, Verband, Ortskirche, Weltkirche). Amt ist so nur noch definierbar als Dienst in der Art des Galeerensklaven (Phil 2,5-11), der Obers im Wirtshaus (Lk 22,24-37), der Fußwaschung (Joh 13) und des Hirten, der seine Hirte vor äußeren Bedrohungen schützt, für gute Weiden sorgt und die Kranken verbindet und stärkt (Ez 34; Joh 10). Eine solche geschwisterliche Kirche wäre ein Segen für eine Welt, die nach verlässlicher Gemeinschaft sucht.

Je mystischer die Kirche ist, desto politischer wird sie sein. Politik meint hier nicht nur die Opfer zu versorgen (das wäre dann Caritas, die auch immer noch unverzichtbar ist in der Kirche und die heute wieder mehr in den kirchengemeindlichen Alltag zurückgeführt werden muß), sondern setzt sich ein für Strukturen, die verhindern, daß es morgen noch so viele Opfer des Unrechts gibt wie heute. Politisch ist für uns Christen deshalb Gott, weil er den Schrei der Unterdrückten hört, der zum Himmel dringt. Politisch ist unser Gott, weil er sich aus dem Unrecht nicht heraushält, sondern parteilich sich auf die Seite der Armgemachten stellt, um sie herauszuführen in gerechte Lebensverhältnisse (vgl. Ex 3,7-10). Politisch ist unser Gott, weil er sich nicht scheut, mit den Unterdrückten mitzuleiden (vgl. Hebr.7-10), notfalls gehorsam bin in seinen eigenen Tod hinein. Die Kirche, wenn sie gottverwurzelt ist, kann dann gar nicht anders, als daß Gottes politische Art auf sie überspringt. Dann ist sie aufmerksam für das vielfältige Unrecht, sie optiert und leidet mit. Eine solche Kirche wäre ein Segen für die heutige Welt, die in einem Meer von Unrecht in der Verteilung der Lebenschancen zugrundezugehen droht. Denn nicht die Überrüstung allein bedroht uns, sondern vor allem das Unrecht ist die Quelle von Kriegen. Eine in Gottes Art politische Kirche wäre also ein Segen (vgl. Gen 12,1-4) für die heutige Welt, eine Asylstätte für jene, die auf ein Aufatmen hoffen (Apg 3,20), ein Hoffnungsort, der die Hoffnungslosigkeit der Welt nicht auf eigenem Boden verdoppelt.

Und die Orden?

Wächst nun eine solche mystische und daher geschwisterliche und politische Kirche in den Orden? Kann die Kirche beispielsweise bei uns im alten Europa bei den Orden in eine Kirchenschule gehen? Fragen tun sich auf:

- Wie steht es um die Gottesehnsucht der Ordensleute? Meint Jungfräulichkeit ein leidenschaftliches Aussein nach Gott? Ist der Psalm der Gottesehnsucht (Ps 63) nicht nur der erste Psalm der ersten Woche in der ersten Laudes im Stundengebet der Weltpriester, sondern auch im Leben von Ordenschristen? Ist diese Art der Jungfräulichkeit auch die Mitte der "Ehelosigkeit": also Sprengkraft zur Liebe statt Anweisung zu Beziehungslosigkeit und Lebensekel?

- Wie steht es um die Kraft der Koinonia? Sind nicht manche Orden wie viele Pfarreien eine Ansammlung religiöser Solisten? Wissen Ordensleute beispielsweise von der Geschichte Gottes mit den Brüdern und Schwestern, mit denen man Koinonia zu leben berufen ist? Wird jene "kleine heilige Schrift" gelesen, die Gott mit jeder und jedem ganz persönlich schreibt, vor unseren Augen? Oder sind

wir in den Tiefen des Glaubens einander ungeschwisterlich fremd? Wie schauen die Entscheidungsstrukturen aus? Sind die überkommenen autoritären Gehorsamsvorstellungen aufgebrochen und haben partizipative Leitungsstile eine Chance? Wird Gehorsam vielleicht mißverstanden als Anleitung zur Ich-Schwäche und zum Mißtrauen in die eigenen Fähigkeiten, für die ich unvertretbar vor Gott Rechenschaft ablegen werde?

- Wie steht es um die Diakonia, die Politik? Für wen treten Ordensleute ein? Ich kenne Frauenkommunitäten, die Alleinerziehende aufnehmen, sich für Opfer der Männergewalt einsetzen, Asylanten beherbergen, und dabei sogar (als Mitglieder der sanctuary-Bewegung) in politische Schwierigkeiten geraten. Sind Ordensfrauen beispielsweise Anwältinnen der Frauen in unserer Gesellschaft und in der Kirche? Kennen sie die Anliegen der Frauenrecht- und der Frauenbewegung? Nehmen sie daran teil, studieren sie feministische Theologie? Einige werden erwidern: Das sind doch keine guten Gedanken: Aber lernen wir nicht auch in diesen die Lebens- und Todeszeichen heutiger Frauen kennen?

Solche Orden, die mystisch und daher geschwisterlich und politisch sind, werden gewiß keine idealen Kirchenbereiche sein. Aber wie auch die Kirche selbst nicht in der Lage ist, "(Be-)Reich Gottes" in Reinkultur zu sein, so ist dies auch bei den Orden nicht nötig. Aber zu wenig wäre es, wenn es nichts davon gäbe, also Orden im tragischen Sinn dieses Wortes "ekklesial atheistisch" wären. Es wäre gut für die Kirche, wären die Spuren des Reiches Gottes in den Orden sogar ein wenig dichter und ausdrücklicher. Wie sollten sie sonst für die Kirche selbst eine Schule sein, Gottes Therapie?

N.Lohfink, Die Orden als Gottes Kirchentherapie. Biblische Überlegungen zur Not der Kirche und zur Not vieler Orden, in: Ordenskorrespondenz 27(1/1986), 31-54.

Cordes, P.J., Neue geistliche Bewegungen in der Kirche, hg.v.Presseamt des Erzbistums Köln, Köln 1985.

Mehr dazu in P.M.Zulehner, Das Gottesgerücht. Bausteine für eine Kirche der Zukunft, Düsseldorf 1988. - Auch P.M.Zulehner u.a., Fundamentalpastoral. Kirche zwischen Auftrag und Erwartung, Düsseldorf 1989.

So heißt es im Tagesgebet des 21.Sonntags im Jahreskreis: "Deus, qui fidelium mentes unius efficis voluntatis, da populis tuis id amare quod praecipis, id desiderare quod promittis, ut, inter mundanas varietates, ibi nostra fixa sint corda, ubi vera sunt gaudia" (Gott, du verbindest alle, die an dich glauben, zum gemeinsamen Streben. Gib, daß wir lieben, was du befehlst, und ersehnen, was du uns verheißen hast, damit in der Unbeständigkeit dieses Lebens unsere Herzen dort verankert seien, wo die wahren Freuden sind).

Mehr über die himmelschreienden Sünden in: P.M.Zulehner, Pastorale Futurologie. Kirche auf dem Weg ins gesellschaftliche Morgen, Düsseldorf 1990, III.Teil.

P.M.Zulehner, J.Fischer, M.Huber, Sie werden mein Volk sein. Grundkurs gemeindlichen Glaubens, Düsseldorf 1987.

Dazu vor allem: E.Drewermann, Kleriker - Psychogramm eines Ideals, Olten 1989.

Ausführlichere Fragen zu diesen drei Merkmalen Mystik-Geschwisterlichkeit-Politik finden sich in: P.M.Zulehner, J.Haas, Damit die Kirche lebe. Zur Berufung von Ordenschristen in Gottes Kirche heute, Freising 1989.

J.Fischer, über das Gottvorkommen in der heutigen Kirche. Wider den ekklesialen Atheismus, in: Nur der Geist macht lebendig, hg.v.M.Albus u.a., Mainz 1986, 29-37. - P.M.Zulehner, Von der (Gott) fernstehenden Kirche: wider einen ekklesialen Atheismus, in: Erfahrungen mit Randchristen. Neue Horizonte für die Seelsorge, hg.v.d.Kath.Glaubensinformation, Freiburg 1986, 164-175. - Ders., Gottesgerücht, 46-56.

1993 Klerus/Kloster

Klerus und Kloster sind zwei wichtige, wenngleich sehr verschiedene Strukturbegriffe religiöser Gemeinschaften / Organisationen. In einer langen historischen Entwicklung haben sie sich zumindest im Christentum stark angenähert. Ursprünglich verweisen sie aber auf je eigene Dimensionen religiöser Sozialgebilde. Kloster ist eine elitäre Lebensform. Klerus hingegen bewegt sich im Umkreis von religiöser Funktion und Macht. Ein weiterer, nur auf den ersten Blick sekundärer Unterschied muß darin gesehen werden, daß Zugang zum Klerus nur Männer haben; Klöstern aber können sowohl Männer als auch Frauen angehören. Schließlich sind beide, Klerus und Kloster, im Kontext des Christentums am ehesten in der katholischen Tradition anzutreffen.

Klerus

Der Protestantismus lehnt den Begriff Klerus grundsätzlich ab. Die Orthodoxie kennt ihn, verwendet ihn aber nicht derart konsequent wie der Katholizismus, in dem allerdings in den letzten Jahrzehnten seit dem II. Vatikanischen Konzil Versuche der Neubesinnung im Gang sind. Klerus ist in seiner katholisch-reinen Form ein "Personenstand, dem Kirchengewalt zukommt" (LThK VI/1961 336). Zugang zu diesem Stand gewinnt eine Person durch "Los" (was griechisch eben κληροV heißt). Auch für diesen Vorgang gelten die in religiösen Gemeinschaften üblichen Deutungs- und Gestaltungsmodalitäten: ein menschlicher Vorgang wird zugleich als göttliche Berufung interpretiert und stilisiert. Kriterien werden formuliert, die Voraussetzung für die Zulassung zum Klerikerstand bilden, so Tauglichkeit, rechte Gesinnung, Annahme durch den kirchlichen Vorgesetzten (Stenger, 1988). Dem Aufgenommenen werden Vollmachten in der religiösen Gemeinschaft verliehen. An die Vollmachten ist eine zumeist herausragende und lebensmäßig privilegierte Position in der religiösen Gemeinschaft geknüpft. Je nach gesellschaftlichem Standort der Religion genießen die Kleriker auch profane Privilegien. So waren beispielsweise im christentümlichen Mittelalter die Kleriker der weltlichen Gerichtsbarkeit entzogen, genossen einen verstärkten strafrechtlichen Schutz gegen Tötlichkeiten und waren von weltlichen Pflichten (beispielsweise dem Wehrdienst oder dem Amt eines Schöffen) freigestellt, die mit dem Klerikeramt nicht leicht vereinbar schienen.

Die dem Kleriker verliehene Kirchengewalt hat zwei gewichtige Dimensionen, die in verschiedenen Kombinationen auftreten können: die kultisch-religiöse sowie die Leitungsdimension. Die eine wird in der katholischen Tradition durch Weihen, die andere durch die Verleihung der "Jurisdiktion" übertragen. Die religiös-kultische Dimension macht Kleriker mit Priestern nichtchristlicher Religionen soziologisch zumindest ähnlich. Im Umkreis der Leutereligion (Zulehner, 1974, 1981, 1982) ist der "Priester" einer, der ein "Wissender" ist, was ihn zu einer Art "heiligen Außenseiter" (Lindner u.a., 197*) macht und was in einer besonderen Lebensform (etwa dem Zölibat) zum Ausdruck kommen kann. Er "weiß" um die sinnhaft unzugängliche "Welt Gottes", kennt die Wege und rituellen Fahrzeuge in diese heilige Welt hinein. Der Priester ist deshalb eng an die religiösen Rituale gebunden, deren Fahrzeugführer er im übertragenen Sinn ist. Priestern der verschiedenen Religionen ist also gemeinsam, daß sie "wissen", wie ein Mensch mit dem "Heiligen" (in seinen vielfältigen Vorstellungen) sinnhaft erfahrbar in Verbindung treten kann.

Religionsgeschichtlich ist diese so beschriebene "priesterliche" Fähigkeit nicht unbedingt an die Mitgliedschaft in einem Klerus gebunden. Oft haben unorganisierte "Heilige", vom Volk informell anerkannt, diese Rolle wahrgenommen. In religiösen Gemeinschaften wird dieses persönliche Charisma veramtlicht und damit zugleich von der persönlichen Fähigkeit abgehoben, wenngleich im Idealfall nicht gänzlich losgelöst. Im Priester engagiert sich aber nunmehr nicht allein die einzelne Person des Heiligen, sondern die heilige Gemeinschaft. Der mit religiös-kultischen Aufgaben betraute Kleriker setzt somit eine wirkmächtige religiöse Gemeinschaft voraus. Die wie immer auch inhaltlich verstandene Vermittlerrolle verursacht freilich eine Unterscheidung der Mitglieder der Gemeinschaft in "Spender" und "Empfänger", ein Begriffspaar, das vielfältige Variationen kennt wie Priester und Gläubige, Kleriker und Laien, wobei durch die religiös-kultische Dimension jeweils nur ein Aspekt im Verhältnis dieser Personenkreise benannt ist.

Klerus und Laien unterscheiden sich nämlich nicht nur auf der Ebene der kultisch-religiösen, sondern auch auf der Ebene der Leitungsdimension. Dabei ist festzuhalten, daß aus den religiös-kultischen Vollmachten sich nicht umweglos Leitungsmacht deduzieren läßt, wenngleich beide historisch zumeist miteinander verknüpft worden waren. Der konkrete Kleriker war für gewöhnlich sowohl Inhaber der religiös-kultischen wie auch der Leitungsvollmacht. Die geistliche Dienstrolle konnte so - vor allem wenn es der feudale Kontext begünstigte - zu einer Überordnung der Kleriker und einer Unterordnung der Laien führen. Aus der Ordination der einen wurde die Subordination der anderen (Neuner, 1988). Das führte historisch im Katholizismus so weit, daß das Kirchenlexikon des Jahres 1848 (²1884) unter dem Stichwort "Laien" lediglich "siehe Clerus" vermerkt. Unter "Clerus" sodann ist dann zu lesen: "Die Würde des Klerikers steht im Verhältnis zu der ihm übertragenen Amtsgewalt. Dogmatisch betrachtet ist die priesterliche Würde die denkbar höchste, eine durchaus eigenartige und wunderbare. Der Priester müßte bei abstrakter Betrachtung seiner Würde nothwendig stolz werden. Im Individuum wird die Würde gemäßigt einmal durch in der Person gelegene Umstände, dann aber durch das Mehr von Jurisdictionsgewalt, welche andere Kleriker im Vergleich zu ihm genießen."

Auf dem Hintergrund einer solchen Heraushebung der Kleriker aus der Schar der übrigen Kirchenmitglieder ("Laien") wird auch verständlich, daß der Vorgang des (freiwilligen oder strafenden) Ausscheidens aus dem Klerikerkreis als Degradierung ("Laisierung") verstanden wird.

Klerikalismus verweist auf Fehlentwicklungen, die sich aus der herausgehobenen religiös-kultischen bzw. aus der Leitungsvollmacht ergeben können. Innerhalb der religiösen Gemeinschaft ist Klerikalismus der Mißbrauch geistlicher Vollmacht für Machtvorteile der Kleriker gegenüber den Laien. Eine Nebenwirkung des inneren Klerikalismus ist die gängige Gleichsetzung von Kirche und Klerus/Priester im Bewußtsein der Leute (Schmidtchen, 1973; Zulehner, 1974). Klerikalismus kann auch abgewandelt die aus der Klerikerexistenz erwachsene Deformation der Persönlichkeit genannt werden (Drewermann, 1990). Es gibt aber auch einen Klerikalismus nach außen: Hier maßen sich Kleriker einen übersteigerten Einfluß auf die Gestaltung des öffentlichen Lebens an - eine Form der Verbindung von Religion und Politik, die in zugespitzter Form "Integralismus" heißt. Solche Anmaßung führte zur Gegenreaktion des politisch wirkmächtigen Antiklerikalismus.

Kloster

Kloster (aus dem Lateinischen *claustrum*; andere Begriffe: *coenobium* - Ort des gemeinsamen Lebens, *monasterium* - Ort einer Mönchsgemeinschaft) ist ein Lebensraum für Mitglieder einer religiösen Gemeinschaft, die sich zu einer besonders radikalen Verwirklichung der Ideale ihrer Gemeinschaft (in der Form der evangelischen Räte der Armut, des Gehorsams und der Ehelosigkeit) verpflichtet haben. Solche Lebensorte gibt es nicht nur im Christentum, sondern auch in anderen großen Religionen wie dem Buddhismus, dem Taoismus oder dem Hinduismus. Innerhalb der nachreformatorischen Christenheit gelten die Klöster vor allem als orthodoxe und katholische Eigenart. Im protestantischen Bereich sind sie eine Seltenheit (so Loccum), wobei beispielsweise das ökumenisch ausgerichtete Kloster in Taizé hohe Wirksamkeit entfaltet.

Klöster sind im Christentum auf dem Umweg "religiöser Einzelexistenzen" entstanden. Personen, welche die Herausforderungen des Evangeliums nicht in jenem kompromißhaften Mittelmaß leben wollten, das die bürgerliche Existenz von den Mitgliedern der inzwischen kulturell wie staatlichen gestützten Großkirche charakterisierte, zogen aus dem Alltagsleben aus und lebten als "Anachoreten" (wörtlich: aufs Land hinaus Gezogene) in der Wüste die überlieferten Ideale. Ab dem fünften Jahrhundert wurden solche Einsiedler zu Gemeinschaften ("Koinobiten" - wörtlich gemeinsam Lebende) zusammengefaßt. Nachhaltigen Einfluß auf die Entwicklung klösterlichen Lebens hatte die benediktinische Tradition. Ihr Ideal war, den Mönchen auch dadurch optimale Voraussetzungen für das evangeliumsgemäße Leben zu schaffen, daß alle störenden Einflüsse ferngehalten wurden. Die so entstehenden Klosteranlagen waren kleine Welten in sich, auch wirtschaftlich autarke Lebensräume. Die Zisterzienser und Prämonstratenser schlossen sich dieser Baukultur an. Die später entstandenen Bettelorden schufen für ihre Tätigkeit in der Verkündigung und im Dienst an den Armen neue Lebensformen. Die lebensmäßige Autarkie führte allerdings nicht zu einer kulturellen Belanglosigkeit

der Klöster. Vielmehr ist die soziokulturelle Entwicklung Europas ohne die nachhaltige Wirksamkeit der großen Ordensgemeinschaften nicht zu erklären.

Klösterliches Leben entfaltete sich für Männer wie für Frauen. Die innere Strukturierung der Männer- und der Frauenklöster entwickelte sich aber unterschiedlich. Das hängt eng damit zusammen, daß die soziale Gestaltung dieser christlichen Lebensorte für virtuose Mitglieder der kirchlichen Gemeinschaft überlagert wurde durch die wachsende Trennung von und Spannung zwischen Laien und Klerikern. Wie in der Großkirche als ganzes, bildeten sich auch in den Klöstern zwei Stände heraus, die Brüder bzw. Schwestern auf der einen und die Kleriker auf der anderen Seite, wobei über Jahrhunderte hinweg die Priestermönche den Laienmönchen übergeordnet und diese auch im Besitz der Leitungsämter waren. Verstärkt wurde diese Entwicklung auch dadurch, daß die Klöster (auch aus wirtschaftlichen Gründen) zunehmend in die Seelsorge einstiegen und Verantwortung für Pfarreien übernahmen. Erst in jüngster Zeit mehrten sich die Versuche, bei der Gestaltung des klösterlichen Lebens diese Zweiteilung zu überwinden (Boff, 1985). In den weiblichen Klöstern wiederum zeigt sich die Zweiteilung von Klerus und Laien darin, daß Kleriker ein Aufsichtsrecht besitzen.

Klöster waren im Lauf der Kirchengeschichte nicht nur Quellen sozialer und kultureller Innovationen. Sie haben die großkirchliche Gemeinschaft, in die sie eingeweiht sind, wiederholt an ihre vergessenen Ursprungsideale erinnert. So hat sich ein sozialer Kreislauf geschlossen: aus dem lebendigen Ursprungsereignis hervorgegangen, stellten und stellen sie die in ihnen lebendig erhaltene Kraft der inzwischen oft ereignisarm gewordenen Großinstitution zu deren Erneuerung zur Verfügung.

Literatur

Boff, Leonardo, Zeugen Gottes in der Welt. Ordensleben heute, Zürich/Köln 1985. Drewermann, Eugen, Kleriker. Psychogramm eines Ideals, München 1990. Hoffmann, Paul (Hg.), Priesterkirche, Düsseldorf 1987. Josuttis, Manfred, Der Pfarrer ist anders, München 1982. Lindner, Traugott, u.a., Priesterbild und Berufswahlmotive. Ergebnisse einer sozialpsychologischen Untersuchung, Wien 1963. Metz, Johann B., Zeit der Orden, Neuner, Peter, Der Laie und das Gottesvolk, Frankfurt 1988. Schmidtchen, Gerhard, Priester in Deutschland, Freiburg 1973. Stenger, Hermann (Hg.), Eignung für die Berufe der Kirche. Klärung, Beratung, Begleitung, Freiburg/Basel/Wien 1988. Zulehner, Paul M., Kirche und Priester, Wien 1974. Zulehner, Paul M., Leutereigion, Wien 1982.

1994 Hürdenlauf.

Was Ordensberufe heute behindert.

Berufungen sind „zeitlos“. Sie kommen aus der Tiefe des ebenso unerbittlichen wie liebenden Gottes. Sie sind sanftes Werben wie heftiger Zugriff in einem. Von Berechenbarkeit keine Spur. Der einzelne Mensch scheint wenigstens auf den ersten Blick nicht zu zählen. Es ist Erwählung – innige Lust und gewaltige Last oftmals in einem. Propheten können davon ein Lied singen.

Hat es dann überhaupt einen Sinn, nach Umständen zu fragen, die nicht „zeitlos“, sondern genau das Gegenteil: „zeitbedingt“ sind? Gemessen an der Unbedingtheit des göttlichen Rufes scheint es wenige Gründe für solches Fragen zu geben. Aber der Mensch hat Ohren, mit denen er hören muss: Ohren an seinem Kopf, aber auch Ohren des Herzens. Was also, wenn die Musik der Zeit so laut ist, dass die Musik des göttlichen Rufes überhört wird? Zudem entwickelt jede Zeit ihre musikalische Geschmacksrichtung. Wir nennen sie Kultur. Passt aber die heutige Kultur zum Geschmack der Berufung? Sind es nicht gänzlich andere Musikstile, die da aufeinander stoßen?

Hürden

In einem Orden zu leben ist eine ver-rückte Lebensform. Sie ist anders als das, was üblich ist:

- Heute zählt, sich nicht für ein ganzes Leben zu entscheiden. Bindungen werden als zu riskant erlebt: bei den eigenen Eltern, bei Freunden, bei sich selbst – und das in Liebe, Arbeit und Amusement. Abwechslung ist normal, und es wie in der Arbeit nicht immer von Vorteil.
- Heute zählt, das Leben so zu leben, wie ich es mir vorstelle. Gehorsam, wie ihn die Spitzennazis verstanden haben, wird gottlob nicht mehr positiv bewertet. Solcher Gehorsam war blind: und so kein Akt der Freiheit. Viele Zeitgenossen sehen daher bis heute einen Widerspruch zwischen Freiheit und Gehorsam.
- Heute zählt Besitz, der Sicherheit verleiht. Ohne Sicherheit, die sich auf gesichertes Einkommen stützt, fühlen Menschen sich bedroht. Vor allem dann, wenn einer auf sich selbst gestellt ist und unabhängig sein will. Nicht über Besitz und Eigentum verfügen zu können, in diesem Sinn wirklich „arm“ zu sein, ist den meisten ein unvorstellbares Lebensziel.
- Heute zählt Lust. Sexualität ist eine ihrer Hauptquellen. Auf sie zu verzichten, mit oder ohne Ehe, ist für nicht wenige Verzicht auf Menschlichkeit. Lust ist dabei weit mehr als ein privates Vergnügen. Oftmals ist es eines der wenigen Brücken, über welche moderne Menschen ihrer Einsamkeit entrinnen. Eine Zeitlang gelingt es ihnen auch.

In einen Orden einzutreten, Franziskaner, Benediktiner, Jesuit zu werden – um nur die drei alten Varianten zu nennen, neben denen es noch viele andere hochinteressante Gemeinschaften gibt – bringt nicht, was heute zählt. Der Ordensmann, die Ordensfrau entsagt der sexuellen Lust; Gehorsam wird gelobt; Armut gelebt. Zumindest im Modus des Gelübdes sieht es so aus. Und das Ganze ein Leben lang! Vielen dünkt das keine „moderne Lebensform“ zu sein. Selbst Christinnen und Christen ziehen das ganz normale bürgerliche Leben vor. Also bluten hierzulande unsere Ordensgemeinschaften zum massiven Schaden der Kirche aus. Und je länger keine jungen kommen, umso unwahrscheinlicher wird es, dass sich Junge einfinden. Ordensgemeinschaften werden zu Altersheimen. Die Hürden für einen jungen Menschen, Ordensmann oder Ordensfrau zu werden sind wahrlich hoch.

Und doch?

Es gibt freilich Anzeichen, dass die Zahl der jungen Menschen zurzeit zunimmt, die wie gute Hürdenläufer sind. Ihre Überzeugung: Die Welt braucht heute Ver-Rückte. Solche, die anders sind. Zudem leiden sie zunehmend unter der Banalität und Flachheit bürgerlichen Lebens. Ihr Motto heißt „no risk, no fun!“ Also setzen sie gleich alles auf eine Lebenskarte. Und wie andere sich im Rafting mit Vorliebe in gefährliche Wässer begeben, lieben auch sie die gefährliche und riskante Form des Lebens. Manchen erscheint dabei die Ehe schon riskant. Andere die Ehelosigkeit. Sie verwechseln nicht mehr

Ehelosigkeit mit Beziehungslosigkeit und sind bereit, sich in eine Gemeinschaft einzubringen oder auf ein Reich-Gottes-Projekt zu setzen. Solche Gemeinschaften sind keine Fluchtstätten aus dem modernen Leben, sondern sind zugespitzt modern. Gehorsam ist in ihnen die radikalste Form der Freiheit: Jemand bindet sich aus freien Stücken an ein Projekt der Gemeinschaft und damit an ein Projekt Gottes für die Welt. Armut ist auch nicht mehr negativ besetzt, sondern jene Lessness, die allein frei und zugleich auch großzügig macht. Es ist die Armut, die sich in Solidarität verdichtet, an der Seite der Sterbenden etwa, denen nicht anderes mehr geschenkt werden kann als Anwesenheit und ein liebevoll zugeneigtes Herz.

Gerade weil heute der Trend gegen die Orden spricht, hat die Prognose viel für sich, dass es morgen wieder eine „Zeit der Orden“ gibt. Das Antiquierte wird zum Avantgardistischen werden.

2001 Schulbrüder 350 Jahre nach dem Tod ihres Gründers

Der Herr sprach: Ich habe das Elend meines Volkes in Ägypten gesehen, und ihre laute Klage über ihre Antreiber habe ich gehört. Ich kenne ihr Leid.

Ich bin herabgestiegen, um sie der Hand der Ägypter zu entreißen und aus jenem Land hinaufzuführen in ein schönes, weites Land, in ein Land, in dem Milch und Honig fließen...

Jetzt ist die laute Klage der Israeliten zu mir gedrungen, und ich habe auch gesehen, wie die Ägypter sie unterdrücken.

Und jetzt geh! Ich sende dich zum Pharao. Führe mein Volk, die Israeliten, aus Ägypten heraus!

Ex 3,7-10

Das Urcharisma im Spiegel von Exodus 3

"Der Herr sprach"

"Gesehen, gehört – ich kenne ihr Leid"

"Herabgestiegen, um zu entreißen" – hinaufgestiegen in ein Land... mit Milch und Honig"

"Jetzt geh, ich sende Dich..."

Lebendig bleibt der Orden durch ständige Neugründungen aus der Kraft des Grundcharismas

Ein erstes Todeszeichen: Kinder stören heute immer mehr und geraten in Gefahr, überflüssig und damit entsorgt zu werden.

Zweites Todeszeichen: Das vielgesichtige Escape unter Jugendlichen.

Drittes Todeszeichen: Der Zugang junger Menschen, oft auch von Kindern zu den vom Evangelium geprägten Lebensorten ist weithin versperrt.

„Gott verlässt die nicht, die auf ihn vertrauen. Lebendiger Glaube und starker Vertrauen erlangt alles, selbst Wunder, wenn es sein muss.“ (Johannes von la Salle)

2003 Die prophetisch-missionarische Rolle der Ordensleute in Ortskirche und Gesellschaft



Katakomben der heiligen Marzellus und Petrus

1. Die zwei großen Herausforderungen in unserer Kultur / Gesellschaft der nächsten Zeit sind Solidarität und Spiritualität.
2. Die biblisch verbürgten Kernstärken der Kirche sind Gottes- und Nächstenliebe: Mystik und Politik (D.Sölle, J.B.Metz), Kontemplation und Aktion (R.Schutz). „Wer in Gott eintaucht, taucht neben den Armen auf. (vgl. „Gott und den Menschen nahe. Passauer Pastoralplan 2000; Zulehner, Paul M.: Aufbrechen oder untergehen. So geht Kirchenentwicklung, Ostfildern 2003.)
3. Die christlichen Kirchen in unseren Breiten haben sich – im Zuge der Aufklärung (Nützlichkeit) und der Säkularisierung der letzten Jahrzehnte „selbstsäkularisiert“. Sie hat diakonale Stärken entwickelt und ist zugleich spirituell schwach geworden. Ein deutlicher Anhaltspunkt dafür: „Die Sehnsucht boomt, aber die Kirchen schrumpfen“ (Nenning, Günther: Gott ist verrückt. Die Zukunft der Religion, Düsseldorf 1997).
4. Wenn die Orden sind, was sie sein möchten, könnten Sie „Gottes Kirchentherapie“ (Norbert Lohfink) sein. Dazu braucht es nichts anderes, als die Evangelischen Räte radikal zu leben:
in ihrer menschlichen Dimension (drei Urwünsche)
in ihrer gläubigen Dimension (als gelebte Zuspitzung der Urwünsche aus dem Evangelium – also der radikalen Glaubensübergabe an das göttliche Geheimnis)
in ihrer kirchlichen Dimension (indem Ordensleute verdichtete Kirche leben – mit Mystik, Koinonia und Diakonie)
5. Als solche ekklesiale Gemeinschaften werden Orden für die Welt in ihrer Suche nach Spiritualität und Solidarität „ein Segen sein“ (Gen 12,1-4).

2007 Klöster und Gemeinschaften: Lebensräume



Dieu créant les oiseaux voit Adam dans sa pensée: Cathédrale de Chartres, Portail Nord, XIIIe siècle.

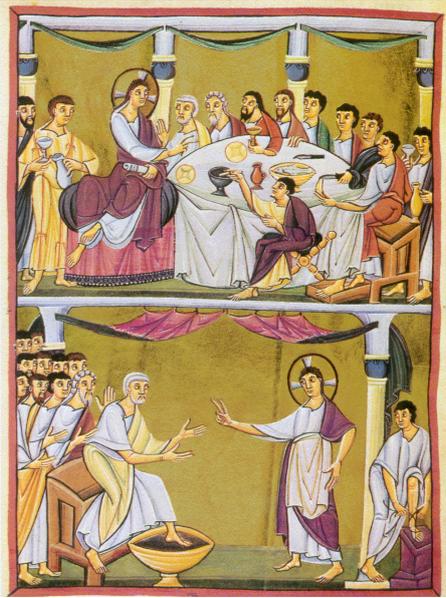
Der Mensch: gottvoll

Gott, der in sich überreiche Liebe ist, teilt sich selbst mit an jemanden, der er selbst nicht ist und erschafft („ex amore“) im liebenden Sichverströmen den Menschen derart „gottbedürftig“, dass er ihn aufnehmen kann (Ps 63), um letztlich in die Vollgestalt Jesu Christi auszureifen.

Die Gemeinschaft: gottverwandt

Wer immer Gott aufnimmt (gottvoll wird), wird darin auch gottverwandt (Joh 1,14) – was ihn in dieser Gottverwandtschaft tief mit anderen Schwestern und Brüdern verbindet. Weil nur ein Gott ist, ist jede eine von uns. Es entsteht eine gottvolle Gemeinschaft (ihr Ehrenname ist „Immanuel“), deren Erkennungszeichen sind:

- Gleichheit an Würde (Gal 3,28),
- Verwobenheit – und daher Verbindlichkeit,
- Teilhabe,
- Einmütigkeit,
- Ämter als Hirten in Gottes Art (Ez 34),
- Konfliktfähigkeit (Mt 18).



Abendmahl und Fußwaschung: Perikopenbuch Kaiser Heinrichs II. um 1007, München Bayerische Staatsbibliothek.

Der Auftrag: gottförmig (als dienende Liebe)

Wo immer solche gottvolle Gemeinschaften wachsen, handeln sie gottförmig. Die Grundform ist Selbsthingabe, Kenosis, Fußwaschung. „Eine größere Liebe hat niemand als wer sein Leben gibt für seine Freunde.“ Aus der Tiefe des göttlichen Herzens (der unio und der communio) erwächst eine spirituelle Praxis (vgl. Ex 3,7-10)

- der offenen Augen
- des wachen Verstandes
- dem mitfühlenden Herzens
- der engagierten Hände

Gefeiert wird dies (und damit „wirk-lich“) in der Eucharistie. Wer sich hier den Leib Christi einverleibt, wird Leib Christi, hingegeben für das Leben der Welt.

Fußwaschung und Abendmahl sind voneinander nicht zu trennen. „Wer in Gott eintaucht, taucht (unweigerlich) neben den Armen auf. Und umgekehrt (Mt 25).“ (PPP 2000)

Zulehner, Paul M.: Liebe und Gerechtigkeit. Die Liebeszyklika Papst Benedikts XVI., Ostfildern 2006.

Zulehner, Paul M.: Gott ist größer als unser Herz. Zu einer Pastoral des Erbarmens, Ostfildern 2006.

2016 Im „Gehorsam“ leben

Es war ein Paukenschlag. Eugen Drewermann, Theologe, Priester, Psychotherapeut veröffentlichte sein Buch über die „Kleriker. Psychogramm eines Ideals“ (Olten 1989). Den Stoff für das explosive Buch lieferten unzählige Therapiestunden mit Betroffenen, darunter Priester, noch mehr aber Ordensfrauen. Seine Kernkritik: In der Lebensform von Klerikern und Ordensleuten komme Leben nicht auf, sondern um. Eine systematische Entpersönlichung finde statt, eine Verleugnung der gesamten Biographie. Gefühle spielten keine Rolle. Anerkannt werde lediglich, was durch fremde Autoritäten verbürgt werde. Es komme zu einem Ausfall des eigenen Wollens und Denkens.

Zugespitzt

Viele der in diesem Buch portraitierten Frauen sind in dieser Zeit in ihren Orden eingetreten. Ihre Biographien enthalten durchaus Andeutungen, dass an der Kritik Drewermanns nicht alles falsch war. Insbesondere hinsichtlich des „Gehorsams“ schildern sie einen beträchtlichen Wandel von einem Unterwerfungsgehorsam zu einem verantworteten Gehorsam. Früher seien Selbständigkeit und Eigenverantwortung geringgeschätzt worden. Heute hingegen werde Selbstverantwortung hoch bewertet. Dabei wird nicht übersehen, dass es nach wie vor Frauen gibt, die mit der Hoffnung in einen Orden streben, um die kulturell lästig werdende Last der Freiheit wieder loszuwerden. Immerhin hat das Gelübde des Gehorsams heute die reale Chance, zu jener Gestalt auszureifen, welche ihr im Rahmen einer soliden christlichen Anthropologie zukommt. Das gilt grundsätzlich auch für die beiden anderen evangelischen Räte. Diese sind keine Anleitung zu einem Leben auf Sparflamme. Das Gegenteil ist der Fall. Gehorsam ist letztlich auf die Spitze getriebene Freiheit. Ein derart gehorsamer Mensch bündelt all seine freie Verantwortung und kanalisiert diese „auf jemanden oder auf etwas“. Dieser Jemand ist für einen gläubigen Menschen letztlich Gott selbst und das Etwas ist das in Jesus angebrochene Reich Gottes, das im Leben und Tun des eigenen „Ordens“ konkrete Gestalt gewinnt. Vielleicht sollte man solchen Gehorsam spirituell „Gehorsam“ nennen, weil er aus einem amikalen Dialog mit Gott, aber auch mit Oberinnen erwächst, also ein Horchen voraussetzt. Selbstlosigkeit kann im Rahmen eines solchen Gehorsams dann erblühen, wenn jemand ein eigenständiges Selbst hat, das sie loswerden kann.

Diese „Zuspitzungsthese“ gilt auch für die beiden anderen evangelischen Räte. In den berührenden Biographien dieses Buches beziehen sich einige Ordensfrauen auf das weite Feld, das mit den Begriffen Frausein, Freundschaften, Liebe, Sexualität umgrenzt werden kann. Wie in der kirchlichen Welt generell stand auch in Orden Sexualität unter einem manichäischen Generalverdacht. Das zeigt sich moraltheologisch auch darin, dass Sexualität „nur“ in der gültigen Ehe als gut gilt. Dass „Gott sah dass es gut war“, als er die Menschen als liebesfähige Wesen erschuf, und diese Aussage unbedingt gilt, trat in den Hintergrund. Es hatte in der Erziehung zumal in Noviziaten und Priesterseminaren wenig Platz. Ehelosigkeit verkam so in der Tat zum Versuch, die erotisch-sexuelle Begabung als Schöpfungswirklichkeit zu verdächtigen und buchstäblich zu „verschleiern“. Das alltägliche Leben wurde kollektiv so geregelt, dass diese wunderbaren Kräfte jedes Menschen nicht zum Vorschein kommen konnten. In ihrem biographischen Rückblick muss eine Ordensfrau ihre Freundschaft zu einer Mitschwester eigens rechtfertigen. In vielen Gemeinschaften waren diese auch schlichtweg verboten, was sie letztlich aber nicht unterbunden, sondern ihnen lediglich noch mehr Reiz verliehen hat. Wie wäre es, Ehelosigkeit als „auf die Spitze getriebene“ Liebesfähigkeit zu begreifen? „Auf die Spitze“ getriebene Liebesfähigkeit würde aber – es wäre immer riskant - nicht begrenzen, sondern entgrenzen, ja „universalisieren“. Das geht freilich nur, wenn Liebe zu einem Verausgaben heranreift, das nichts zurückerwartet. Es ist dann immer mehr Geben und immer weniger Nehmen: und genau darin ein unerwartet reiches Beschenktwerden.

Nicht ganz einfach ist es mit persönlich gelebter Armut in finanziell gesicherten Kommunitäten. Ist sie nicht im Rahmen der materiellen Sicherheit der Gemeinschaften eher unaufgeregt, manchmal auch sehr bequem zu leben? Es gibt eingestreute Hinweise, dass Schwestern das ausdrücklich versuchen. Dabei ist die Option für die Armen zumal den apostolischen Gemeinschaften ins Stammbuch geschrieben. Ob es die Kranken sind, oder die bildungsbedürftigen Mädchen vom Land: Die

Gründerinnen und Gründer der meisten Kommunitäten waren unübersehbar auf der Seite der Armen. Sie haben damit natürlich auch die Schwestern auf diesem Weg zu den Armen faktisch mitgenommen. Der „berufliche“ Alltag der Schwestern war und ist von ihnen geprägt. Diese „kollektiv“ gelebte Armut entbindet freilich nicht die einzelne Schwester von einer persönlichen Kultur der Armut. Solche Armut ist dann mehr als „lessness“, wie die moderne Kultur der Bedürfnislosigkeit heute genannt wird. Vielmehr ist auf die Spitze getriebene Armut der Einsatz allen persönlichen Reichtums für die vielfältig „Armen“. Zu diesem persönlichen Reichtum, zudem was die einzelne Ordensfrau besitzt, gehören Zeit haben, Begabungen ins Spiel bringen, zärtliches Erbarmen und liebende Zuwendung schenken. Armut führt aber auch zum Zuhören, Rat Geben, Trösten... und so weiter auf der Spur der leiblichen und geistigen Werke der Barmherzigkeit. Zur Kunst der Armut gehört nicht zuletzt, andere zu bereichern durch das Teilen von spirituellen Erfahrungen: viele Ordensfrauen erzählen, dass sie das erst im Lauf ihres langen Ordenslebens gelernt haben. Davor lebte Ordensspiritualität eher von der Belehrung durch „Geistliche“, die der Gemeinschaft „vorgesetzt“ waren.

Urwünsche

Die Dimensionen Macht und Freiheit (Gehorsam), liebende Bezogenheit (Ehelosigkeit) sowie Besitz und Geborgenheit (Armut) können nicht folgenlos ignoriert und dauerhaft verdrängt werden. Sie sind wichtige Aspekte der Schöpfung: Gott hat jeden Menschen damit ausgestattet. Das zeigt sich auch – jenseits aller Theologie – darin, dass sie jedem Menschen „heilig“ im Sinn von unantastbar sind (Gerhard Schmidtchen: Was den Deutschen heilig ist, Freiburg 1976). Menschliches Leben ist nur dann voll von Frieden (dazu hat Gott uns erschaffen: 1 Kor 7,15!), wenn diese Urwünsche „vorkommen“ können, keineswegs perfekt, aber in achtsam kultivierten Spuren.

Von allem Anfang an braucht jeder Mensch Ansehen – an erster Stelle elterliche Menschen, die nach der Geburt gleich das Gesicht über dem Neugeborenen leuchten lassen. Einander ansehen heißt Ansehen geben. Dann haben wir einen Namen. Jeder Mensch hat solches Ansehen bei Gott: das ist Gnade pur. Angesehen hat er seine Magd namens Maria. Und jeder hat (wie Israel, oder auch die ganze Ordensgemeinschaft) einen Namen, den Gott nicht vergessen wird und kann (Jes 43,1-4).

Wir haben aber auch alle die Sehnsucht nach dem Wachsen und dem Wurzeln. Wachsen heißt, sich eigenverantwortlich selbst hervorbringen, schöpferisch, kreativ (wie der Schöpfergott selbst) zu sein. Diese Zumutung Gottes, uns selbstverantwortlich ein Leben lang zu „erschaffen“, zu „verwirklichen“ macht uns zu Ebenbildern des Schöpfergottes. Wir brauchen aber auch Wurzeln, Menschen, bei denen wir daheim sind, wo wir uns geborgen fühlen. Daher kann Ehelosigkeit nie als Beziehungslosigkeit gelebt werden. Daher ist die Ehelosigkeit von Weltgeistern in unserer Kultur in pfarrlichen Schließfächern menschlich fragwürdig. Ehelosigkeit verlangt folgerichtig nach einer zugleich bergenden und ermächtigenden Gemeinschaft, in der man familial aufgehoben ist. Es bewegt mich, wenn eine Ordensschwester feststellt, dass sie mit dem Älterwerden vereinsamt.

Diese drei Urwünsche (nach Ansehen, Macht und Heimat) machen den Stoff der evangelischen Räte aus. Eine Kultur der evangelischen Räte, die dagegen „anlebt“, ist zum menschlichen Scheitern verurteilt. In dieser Hinsicht hat Eugen Drewermann Recht.

Berufungskonstellationen

Berührend sind die vielen Berufungsgeschichten. Keine der Ordensfrauen ist wie einst Paulus überwältigt „vom Pferd gefallen“. Vielmehr hat sich der Weg nach und nach abgezeichnet – manchmal glatt, dann wieder in aufregendem Hin und Her. Zumeist kommen die Ordensfrauen aus Familien mit vielen Kindern. Nur vereinzelt haben Eltern Rückendeckung gegeben, andere die Entscheidung freigestellt, manche Väter, auch einige Mütter wollten die Tochter nicht freigeben. Wichtiger ist, und das scheint der gemeinsame Nenner zu sein, dass auf dem Weg der Berufung eine spirituelle Sensibilität gewachsen ist. Es war eine Suche nach dem, was ein unbekannter und doch naher Gott zumutet. Im Suchen hat sich zugleich ein tiefes Vertrauen ausgebildet. War dann die Entscheidung getroffen, machte sich Frieden breit.

Aber nicht nur die spirituelle Dimension spielte eine Rolle. Mit der Berufung zu einer Gemeinschaft hat sich zugleich die Neigung zu einem Beruf mitentfaltet. Eine gute schulische und berufliche Ausbildung erwies sich als attraktiv und trug zur Entscheidung für diese oder jene Ordensgemeinschaft bei. Dass eine junge Frau auch die Chance hatte, konkret Schwestern kennen- und schätzen zu lernen, war für die Entscheidung nicht belanglos.

Alle diese Merkmale: gläubige und kinderreiche Familien, kirchliche Jungschar und Jugendarbeit, die Möglichkeit für junge Mädchen – oftmals aus ländlichen Regionen - , eine gute Ausbildung zu bekommen, konkreten Schwestern face-to-face zu begegnen – also diese für eine Berufung günstige Konstellation ist heute selten geworden. Der Schlüssel zu einem Ordenseintritt scheint immer mehr in der einzelnen Person zu liegen. Im Idealfall ist es der starke Wunsch, das Leben auf die Karte des Kommens des Reiches Gottes zu setzen. Weniger ideal ist es, wenn eine (manchmal gar nicht mehr junge) Frau in eine Gemeinschaft drängt, weil sie mit dem eigenen Leben unter den hohen Ansprüchen modernen Lebens nicht fertig wird. Die Novizenmeisterinnen sind also heutzutage ganz schön gefordert, die Berufungsgeister zu unterscheiden.

Entrufungen

Die in diesem Buch versammelten Biographien von Ordensfrauen sind gewissermaßen „Erfolgsgeschichten“. Sie erzählen von Schwestern, die ihren Weg (wenn auch mit Umwegen) doch ununterbrochen gegangen sind und wohl auch zu Ende gehen werden. Es wäre spannend und aufschlussreich, ein weiteres Buch zu schreiben mit den Biographien von Frauen, die in eine Gemeinschaft eingetreten sind, diese aber wieder verlassen haben. Vielleicht könnte sichtbar werden, dass der Berufungsweg ebenso vielschichtig ist wie der „Entrufungsweg“ es wohl sein wird. Vielleicht war es nicht die richtige Gemeinschaft? Vielleicht hatte eine Frau ein Leben gesucht, das sich in einem Orden nicht finden lässt? Vielleicht ist das gläubige Vertrauen abhandengekommen? Oder es ist durch eine verzopfte Gemeinschaftskultur zu viel Lebendigkeit auf der Strecke geblieben?

Wie Geschiedene eine Anfrage an Eheleute sein können und manche gehörig verunsichern, sind die Davongegangenen für Ordenskommunitäten eine wortlose Anfrage. Ob diese es wollen oder nicht, es wird ihnen ein Spiegel vorgehalten.

Nunc dimittis, Domine, servam tuam

Manche Ordensgemeinschaften haben sich mit der Kirche zusammen im Gefolge des Zweiten Vatikanischen Konzils moderat „modernisiert“. Manche in der Kirche, aber auch in Orden meinen darin den Grund zu sehen, dass es seitdem mit der Kirche / den Orden abwärts geht. Nicht wenige, so ist unübersehbar und schmerzt, sind aus Orden weggegangen. Weniger treten ein. Die Kommunitäten überaltern. Viele gewachsene Ordenseinrichtungen können nicht mehr durch Schwestern geführt werden. Sie werden in Stiftungen überführt, wobei versucht wird, über entsprechende Leitbilder diesen Stiftungen den Geist der Gründerin, des Gründers einzustiften. Ich habe einmal ein Provinzkapitel begleitet, wo das Ziel war, die Anzahl der damals 20 großen Einrichtungen auf vier zu reduzieren und zugleich Vorsorge für die alternden Schwestern zu treffen. Das ist heute kein Einzelfall.

Ist es angemessen zu fragen: Was haben wir falsch gemacht, dass die Entwicklung so verläuft? Wäre das alles besser, hätten wir uns nicht modernisiert?

In einer Studie von F.M. Saarinen über methodistische Kirchengemeinden habe ich einmal gelesen, dass Organisationen einen Lifecycle haben. An ihrem Anfang steht immer ein mächtige Vision: bei der Kirche die Vision Jesu vom Kommen des Reiches Gottes – also von der Umgestaltung der Welt im Kraftfeld Gottes hinein in eine Menschheit, die geprägt ist von Gerechtigkeit und Frieden. Dann hat Jesus eine Jüngerinnengemeinschaft geformt, die er mit seiner Vision infiziert hat. Diese hat sich dann zu einer respektablen Organisation ausgebaut. In ihr ist in allen Bereichen nach wie vor (im wünschenswerten Idealfall) die Vision Jesu leitend. Dann aber, so der amerikanische Forscher Saarinen in seiner Studie über 200 methodistische Gemeinden, kann eine Gemeinschaft zu altern beginnen. Das fängt an, sobald die Vision schwach wird. Zumeist feiert sie in solcher Zeit Jubiläen, man schaut nostalgisch zurück und denkt: Wie stark waren wir doch am Anfang. Schwächer wird dann auch die

Kraft der Gemeinschaft. Und schließlich kann eine konkrete Gemeinschaft sterben. Es gibt Gebiete (in Kleinasien, in Nordafrika), wo die Kirche in ihren Gemeinden einst stark war und wo es solche heute nicht mehr gibt. Organisationen, auch kirchliche, sind sterblich.

Sind auch Ordensgemeinschaften sterblich? Viele haben dank einer mächtigen Vision der Gründungsgestalten eine bewundernswerte Geschichte hinter sich. Sie haben den Kulturen und Gesellschaften viel geschenkt – im Bildungsbereich ebenso wie im Gesundheitsbereich. Viele moderne Einrichtungen wären ohne den Einsatz von Ordensfrauen heute nicht vorhanden. Orden stehen an der Wiege des modernen Europas. Inzwischen haben die meisten Gesellschaften in die eigene Verantwortung übernommen, was Orden aufgebaut haben. Der Europäische Sozialstaat ist ein internationales Erfolgsmodell geworden. Kirchlicherseits hat sich auch die organisierte Caritas vieler armer Menschen professionell angenommen und macht ungewollt den apostolischen Orden und Kongregationen Konkurrenz. Orden waren an der Entstehung des Sozialstaates maßgeblich beteiligt. Sie wirken auch heute noch mit. Aber wie lange noch? Wie lange werden sie noch die Kraft besitzen, diese Einrichtungen zu verantworten und zu führen?

Bei jenem Provinzkapitel, auf dem die Anzahl der „Häuser“ von 20 auf vier reduziert werden sollte, bat ich die Schwestern an Hand der Analyse von Saariens über den Lebensbogen einer Organisation, sich im Raum entlang einer Linie aufzustellen. Zu dem einen Ende der Linie sollten jene hingehen, die meinten, der Lebensbogen neige sich bei ihrer Gemeinschaft (hier in Europa) dem Ende zu. Zum anderen Ende sollten jene schreiten, welche der Ansicht sind, es sei ein neuer Aufbruch, also eine Art „Zweitgründung“, auch in ihrer Gemeinschaft möglich. Der Großteil der zumeist älteren Schwestern ordnete sich dem „Sterbepol“ zu. Ein kleiner Teil (darunter ganz wenig jüngere Schwestern) wollte „aufbrechen“. Schon die Aufstellung machte die Teilnehmerinnen am Kapitel betroffen. So deutlich hatten sie noch nie gemeinsam wahrgenommen, wie es um ihre Zukunft steht. Dann meldeten sich erste Stimmen, die meinten, die jüngeren Schwestern müssten sich vor allem der Pflege der alten Schwestern widmen. Das sei in früheren Zeiten so üblich gewesen. Nach und nach aber setzt sich eine ganz andere Ansicht durch: Immer mehr ältere Schwestern sagten – „wir senden euch“ auf den Weg eines Neuaufbruchs. Neuaufbruch aber wohin?

In den vorliegenden Biographien sind dazu wertvolle anregende Gedanken da. Die großen Institutionen lassen sich durch die Schwestern auf Dauer nicht tragen. Mag der Orden in anderen Erdteilen blühen: „bei uns“, hierzulande wird er sterben. Daran ändern die Zusammenlegungen der Provinzen zu immer größeren auch nichts. Es sei denn, so die Hoffnung einiger Ordensfrauen, Gott schenkt uns aus dem Geist, der Vision unserer Gründungsmütter und –väter den Auftrag zu einer „Zweitgründung“. Solche Schwestern fragen dann: Zu wem würde unsere Gründerin heute bevorzugt gehen? Damals waren es die Kranken, die ungebildeten Mädchen vom Land. Wer aber sind heute die Armen, für die es auch in sozialstaatlich gut ausgebauten, zugleich finanziell überforderten Gesellschaften noch keinen ausreichenden Support gibt?

In nicht wenigen Biographien lautet die Antwort: „Wir gehen in die Seelsorge.“ Manche machen dann Krankenhausseelsorge, andere Schulseelsorge. Andere gehen in Pfarren.

Aber wäre nicht noch genauer hinzuschauen, wo die Armen in der heutigen Gesellschaft sind? Natürlich ist Seelsorge eine mögliche Antwort auf die spirituelle Armut vieler Menschen in modernen Kulturen; auch die Diözesen sind dankbar für einsatzbereite Schwestern. Manche Ordensfrauen suchen jedoch außerhalb der Kirche weiter. Sie werden fündig. Ordensfrauen fühlen sich schwesterlich zumal mit jenen Frauen solidarisch, die auch in unseren modernen Gesellschaften Schutz vor Ausbeutung, Missbrauch und männlicher Gewalt brauchen. Frauenorden sind für mich die geborene Lobby für Frauen in unserer Gesellschaft: Wer, wenn nicht sie?

Zu nimmt die Zahl von Kindern, die unter der Armutsgrenze leben, weil das familiäre System brüchig geworden ist, aus dem sie kommen. Viele von diesen armutsgefährdeten Kindern sind aus Flüchtlingsfamilien. Zunehmend überfordert sind heute Familien, die Angehörige daheim pflegen. Oft sind in solchen Familien beide Partner auf ein Einkommen angewiesen. Nicht wenige treibt es an die Grenze eines Pflegeburnouts. Es gibt wahrlich viele moderne Arme, Nöte, die nach einer

„Zweitgründung“ rufen. Kleine, mobile Ordenskommunitäten, aber auch Netzwerke zwischen verschiedenen Orden, könnten erneut ein Segen für viele Arme im Land werden.

Führungsqualitäten für die Kirche

Unter den Ordensfrauen, die in diesem Buch aus ihrem reichen Leben berichten, sind nicht wenige, die jahrelang in anspruchsvollen Leitungspositionen wirkten. Ich habe selbst Provinz- und Generaloberinnen bei Kursen für „Führen und Leiten in der Kirche“ in der Theologisch-pastoralen Fortbildung in Freising erlebt. Mir ist dabei klar geworden, dass viele von ihnen zumindest so kompetent, wenn nicht gar umsichtiger leiten als Dechanten, Generalvikare oder Bischöfe.

Die Kirche wäre gut beraten, dieses enorme Führungspotential von Frauen besser zu nutzen. Dabei stellt sich natürlich die Frage nach der Ordination von (Ordens-)Frauen. Ich übergehe die Frage, ob es nicht für Äbtissinnen einst schon die Weihe gegeben hat. Manchmal laden mich Gemeinschaften zu ihrem Provinzkapitel ein, um dem Gottesdienst vorzustehen. Da denke ich mir, es gäbe genug theologisch wie spirituell begabte Schwestern in ihrer Mitte, die umstandslos ordiniert werden könnten. Es wird ja auch immer schwieriger, nicht nur für Pfarrgemeinden, sondern auch für Ordensgemeinschaften, einen „eigenen“ Priester zu finden. Für mich ist das allein ein Grund, zielstrebig über die Ordination von Frauen nachzudenken.

Allerdings fühle ich in mir zugleich Bedenken. Die meisten Orden, die heute veraltern, sind ein unverzichtbarer Ausdruck der diakonalen Kraft der christlichen Kirchen. Derzeit ist die Diakonie vom Priesteramt weithin abgespalten. Würden Ordensfrauen (mehrheitlich) ordiniert werden (können), würde man sie dadurch nicht zugleich von der Diakonie wegordinieren? Eine Lösung könnte sich dadurch anbahnen, dass die Frage nach der Ordination nicht nach dem Kriterium Geschlecht diskutiert wird: Also ob generell auch Frauen ordiniert werden können. Vielmehr wird der theologisch saubere Ansatz bei den gläubigen Gemeinschaften liegen, also bei der Frage, ob diese wahrhaft gläubige Gemeinde auch eucharistiefähig ist. Und solange die Kirche den Vorsitz bei der Eucharistiefeier an das ordinierte Amt bindet, sollte es möglich sein, dass jeder gläubigen Gemeinschaft eine ordinierte Person (unabhängig vom Geschlecht, aber auch anderen Kriterien) zur Verfügung steht. Diese Person konnte in der Frühzeit der Kirche notfalls auch aus der zur Eucharistie versammelten Gemeinschaft selbst genommen werden, so berichtet der Kirchenlehrer Tertullian für die Zeit um 209 in Nordafrika.

Ein Segen für Gesellschaft und Kirche

Die Kirchen in unserem Land stecken derzeit in einer gewaltigen Umbauzeit. Die Konstantinische Ära in ihrer nachreformatorischen Gestalt geht definitiv zu Ende. Der christliche Glaube wird nicht mehr selbstverständlich kulturell gestützt: er ist für jede und jeden wählbar geworden. Dadurch ist das Land weltanschaulich bunt geworden. Soziale Gründe zählen für die gewählte Beteiligung immer weniger, die religiösen Motive haben an Gewicht gewonnen. Das verändert die Zahl der formellen Mitglieder. Es wird künftig im Land nicht mehr so viele Katholiken geben, aber unter jenen, die es sein werden, werden mehr überzeugte und entschlossene Christinnen und Christen sein. Das ist der Pool, aus dem künftig vorrangig Ordensleute kommen werden.

Im Zuge des Kirchenumbaus werden von manchen Kirchenleitungen die Pfarrgemeinden in Frage gestellt. Diese werden durch manche an der Priesterzahl orientierte Strukturveränderung noch zusätzlich geschwächt. Einige erhoffen sich, dass die geistlichen Bewegungen künftig das Evangelium im Land präsent halten. Bei solchen Strukturänderungen werden die Orden nicht selten übersehen. Es scheint, als hätten manche Verantwortliche sie bereits für tot erklärt. Ob diesen Personen klar ist, dass die geistlichen Bewegungen mit ihrem Fokus auf apolitische Spiritualität die gesellschaftliche Kraft der Orden nicht ersetzen können? Die Orden waren und sind eine der stärksten Kräfte der Kirche in unseren modernen Gesellschaften. Deren Schwächung wird tragischer Weise auch die Kirche im Land nachhaltig schwächen. Eine Kirche ohne Orden wird eine ziemlich introvertierte und spiritualisierende Kirche sein – wobei eine solche Befürchtung lediglich durch eine starke Caritas abgemildert werden kann. Wenn der Satz zutrifft, dass ohne glaubensstarke Kirchen das Land kühler und ärmer sein wird, dann trifft die Aussage umso mehr zu: „Ohne die Orden wird das Land kühler und ärmer sein.“

VARIA

1996 Synodalität

Schon ein erster Blick in die rohen Ergebnisse deutet an, daß die befragten PGR-Vorsitzenden eine beachtliche synodale Einstellung besitzen. Unter den vorgelegten Items erhalten jene hohe Zustimmung, die für ein starkes, theologisch nicht vom Amt, sondern von der der Taufe her begründetes Selbstbewußtsein der Laien sprechen. Dafür spricht die hohe Zustimmung (Skalenwert 1/4) zu folgenden Sätzen:

69%	sehen die Laien als Mitarbeiter / -innen Gottes in der Gemeinde;
66%	Bei uns bestimmt der Pfarrgemeinderat mit, was in der Pfarrei geschieht.
57%	Der Pfarrer kann gegen einen einmütigen Beschluß des Pfarrgemeinderates nur handeln,

wenn er ganz schwerwiegende Gründe hat.

Umgekehrt finden Sätze, welche die Aktivitäten der Laien, hier der PGR-Vorsitzenden, vom Amt herleiten und von diesem abhängig machen, kaum Akzeptanz:

7%	Das Vertrauen des Pfarrers ist mir wichtiger als das Vertrauen der Leute.
7%	Das Leiten der Pfarrgemeinde ist allein Aufgabe des Pfarrers.
3%	Welche Aufgaben ich als Pfarrgemeinderatsvorsitzende/-r habe, bestimmt der Pfarrer.
2%	Die Mitarbeit der Laien ist nur dann notwendig, wenn die Pfarrer zu viel Arbeit haben.
0%	Die Laien sollen nur jene Aufgaben wahrnehmen, die ihnen vom Pfarrer delegiert werden.

Tabelle 1: Synodales Bewußtsein findet hohe Akzeptanz

1=stimme völlig zu; 4= lehne ich völlig ab; MW=Mittelwert

	1	2	3	4	MW
Ohne das Vertrauen der Leute kann ich meine Aufgaben als Pfarrgemeinderat nicht erfüllen.	79	15	5	0	1.250
Laien sind Mitarbeiter/-innen Gottes in der Gemeinde.	69	23	7	0	1.367
Heildienst und Weltdienst lassen sich nicht voneinander trennen.	64	30	3	3	1.459
Zwischen dem Pfarrgemeinderat und dem Pfarrer muß nicht immer konfliktfreie Harmonie herrschen.	64	28	3	5	1.492
Bei uns bestimmt der Pfarrgemeinderat mit, was in der Pfarrei geschieht.	66	20	11	3	1.525
Der Pfarrgemeinderat berät den Pfarrer.	57	28	15	0	1.574
Mir ist es wichtig, über meine Arbeit auch Rechenschaft (z.B. in einer Pfarrversammlung) abzulegen.	51	33	10	5	1.683
Der Pfarrer hält unseren Pfarrgemeinderat für sehr wichtig.	48	34	13	5	1.754
Der Pfarrer kann gegen einen einmütigen Beschluß des Pfarrgemeinderates nur handeln, wenn er ganz schwerwiegende Gründe hat.	57	20	8	13	1.767
Mein eigenes „Laienbild“ hat sich im Laufe meiner Tätigkeit im Pfarrgemeinderat verändert.	59	18	10	13	1.770
Auch wenn wir keinen Pfarrer hätten, würde unser Pfarrgemeinderat für eine lebendige Gemeinde sorgen.	41	39	18	2	1.803
Grundlage meines Engagements als PGR sind für mich Taufe und Firmung.	41	30	16	11	1.983
Wenn sehr grundsätzliche Entscheidungen anstehen (wie z.B. die Einführung von Wortgottesdiensten) möchte ich die Gemeindeglieder dazu befragen.	36	33	28	3	1.984
Der Pfarrer kann nur im Zusammenspiel mit dem Pfarrgemeinderat seine Leitungsaufgabe wahrnehmen.	39	33	16	11	2.000

Die Laien sind Mitarbeiter/-innen des Pfarrers.	43	21	16	18	2.100
Wenn es einen Konflikt zwischen Pfarrgemeinderat und Pfarrer gibt, soll eine übergeordnete Schiedsstelle entscheiden.	39	23	18	20	2.180
Ohne den Pfarrgemeinderat kann der Pfarrer die Gemeinde nicht leiten.	30	24	33	13	2.295
Der Pfarrgemeinderat ist in dem, was er tut, dem Pfarrer verantwortlich.	26	25	34	13	2.350
Gegen den Widerstand des Pfarrgemeinderates kann der Pfarrer nichts durchsetzen.	18	34	31	13	2.407
Das Vertrauen des Pfarrers ist mir wichtiger, als das Vertrauen der Leute.	7	25	43	26	2.885
Die Laien sollen den Weltdienst machen (Familie, Politik...), die Priester hingegen sind für den Heilsdienst zuständig.	3	25	28	43	3.117
Das Leiten der Pfarrgemeinde ist allein Aufgabe des Pfarrers.	7	15	21	56	3.283
Wenn wir über Nacht keinen Pfarrer mehr hätten, würde in der Pfarrei bald nichts mehr geschehen.	2	18	25	56	3.344
Welche Aufgaben ich als Pfarrgemeinderatsvorsitzende/-r habe, bestimmt der Pfarrer.	3	15	25	56	3.350
Die Mitarbeit der Laien ist nur dann notwendig, wenn die Pfarrer zu viel Arbeit haben.	2	13	8	77	3.607
Die Laien sollen nur jene Aufgaben wahrnehmen, die ihnen vom Pfarrer delegiert werden.	0	5	21	74	3.689

Der erste Blick in die vielfältigen Daten zeigt aber - bei aller Tendenz zu einem synodalen Laienbewußtsein - auch bereits, daß es zur Hauptmeinung auch abweichende Meinungen gibt. In kirchengeschichtlichen Kategorien: neben der vatikanischen Option findet sich nach wie vor die prävatikanische.

Sozialwissenschaftliche Analysemodelle (Faktorenanalysen, Indexbildungen, Clusteranalysen) ermöglichen es, diese vielfältigen Daten zu bündeln und übersichtlicher anschaulich zu machen.

Dazu werden in einem ersten Schritt die Daten zum Selbstbild des Pfarrgemeindeführers (Variable 1-20) und dazu jene zu den Grundlagen der Arbeit im PGR-Vorsitz (44-49) einer Faktorenanalyse unterzogen. Diese Analyse bündelt jene Variable in „Faktoren“, die aus einer gemeinsamen „Dimension“ (Grundhaltung) hervorgehen. Variable, welche auf einer „Dimension“ liegen, lassen sich dann zu einer neuen Index-Variable zusammenfassen. Die Benennung der „Dimension“, also der gemeinsamen Wurzel der zusammengehörigen Variablen ist forschersche Interpretationsleistung. Sie stützt sich auf die sogenannte „Ladung“ der einzelnen Variablen im jeweiligen Faktor. „Ladung“ bedeutet dabei, daß der jeweilige Satz mit der „Dimensionen“ zu NN% „aufgeladen“, also die Zustimmung zum Satz in diesem Ausmaß erklärt wird. Beträgt beispielsweise die Ladung .77 (was hoch ist), dann ist dieser Satz zu 77% von jener Dimension gespeist, die im „Faktor“ zum Vorschein kommt.

2010 Paul Iby

Bischof vom 28.12.1992 bis zum 25.9.2010

Im Land

8. Bischof Paul war ein Segen fürs Land.

Eine der sensibelsten Stunden: Roma-Attentat in Oberwarth am 4.2.1995. Er stand gegen jegliche Diskriminierung dieser oft verfolgten Minderheit. Versöhnung war ihm ein großes Anliegen.

Iby war kein politisierender, aber ein politischer Bischof. Er stand für keine Partei, aber er ergriff Partei. Er machte das als Europäer: offen hin nach dem Osten (89 Mauerfall: 27. Juni 1989 durch die Außenminister Alois Mock und Gyula Horn bei Sopron [noch als Generalvikar] – es kamen damals viele Flüchtlinge). Viele Kontakte – ähnlich wie Kardinal König vor dem Mauerfall.

Ein Segen für das Land auch wegen des Einsatzes in der Caritas: schon als langjähriger Direktor der Caritas (Ubi Iby, ibi caritas) 1969-1977.

In der Kirche

9. Er war für viele ein Hoffnungsträger in einer dunklen Zeit der katholischen Kirche in Österreich. 1989 wurde er Bischof in Eisenstadt.

Zur Lage der Kirche im Land dieser Zeit:

Ende der Ära König (1956-85). Dieser hatte es sich mit JoPll verdorben. 1979 Familiensynode – vor FC: Erklärung der österr. Bischöfe, angelehnt an Ostkirche: Sie können nicht zugelassen werden, es sei denn, dass im Gespräch mit einem erfahrenen Seelsorger eine Lösung gefunden wird.

Bericht des Nuntius Cagna (1976-1984). Damals Liste zur Umbesetzung der ÖBK

Die »Alten«: Franz König, Johann Weber, Reinhold Stecher (80-97), Franz Žák (56 Koadiutor von Memmelauer, 61-91), Paul Iby (92), Maximilian Aichern (82), Egon Kapellari (82), [Florian Kuntner [77, zusammen mit Helmut Krätzl]

Die Neuen waren: Hans Hermann Groer (86), Georg Eder (89), Klaus Küng (89), Kurt Krenn (87, 91), Andreas Laun (86), Christian Werner (92).

Umfrage zum NKK (1990)

Mitten drinnen als „Ausnahme“ - Iby (89): Wie kam es dazu, dass nicht jemand aus der Liste...?

Karfreitag „causa Groer“ [27. März 1995 erhob Hartmann im Nachrichtenmagazin „profil“ Missbrauchsvorwürfe (Ausgabe 13/95)] – 95 Rücktritt. Krenn von der Bundesregierung verhindert. Schönborn (91/95)

Kirchenvolksbegehren nutzte die Gunst der Stunde (95). 500T.

Bischof Weber: Dialog für Österreich – breiter Gesprächsprozess. 1998 Delegiertentag. Unter Druck Roms im Sand verlaufen.

Iby: Dialog für Burgenland (als Jugendbischof: Dialog X). Logik des „Zuhörens“, was Gottes Geist die Kirchenführung durch die Menschen lehrt, die im alltäglichen Leben stehen. 14 Schwerpunkte – Franziskus hätte seine Freude gehabt [z.B. Barmherzigkeit Punkt 4: 98] Tiefes Misstrauen in Rom und bei Teil der öBi. Gespräche in Rom. Abgerungene „Richtigstellungen“ (ähnlich wie in Passau Umgang mit F.X.Eder]: *Brief von Tarcisio Bertone (MG 160)*

Presseinterview – noch im Amt, aber Emeritierung in Sicht (11.5.2010): Die Anliegen des KVB waren auch seine – Zölibat, Frauen (Sabine Zankl: gläserne und steinerne Decke; Frauenkommission -122), Mitbestimmung der Laien, Bischofsernennungen (man soll dabei auf das Volk hören...)

10. Er war ein Freund der Menschen, vor allem der jungen Menschen.

Briefe an junge Menschen – zuvor hatten ihm 500 geschrieben. Berührende Dokumente. Lange Passagen über die Zärtlichkeit und die Liebe – weil eben der Kirche vorgeworfen wird, nur eine dunkle Sexualmoral zu kennen, aber nicht „amoris laetitia“.

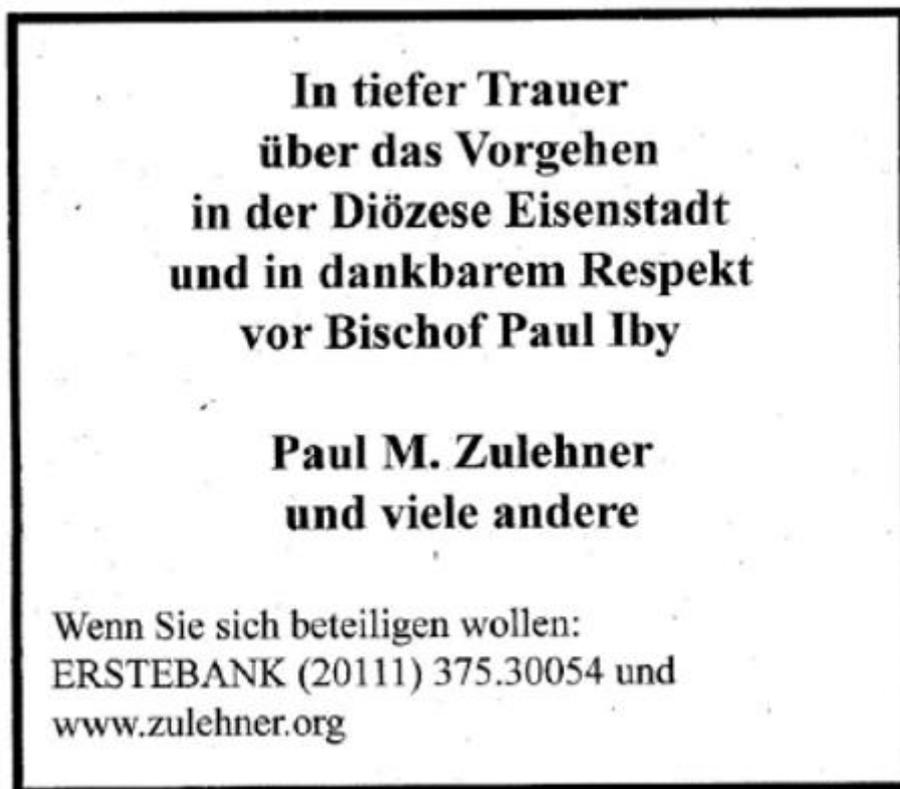
11. Zeitpunkt der Emeritierung: (nicht bis Abschluss des Jubiläumsjahres 11.11.2010 – trotz guter Beziehung zu Josef Ratzinger/Benedikt XVI. [wäre besser Prof. geblieben, 127] nur „nunc pro tunc“ – sobald sich ein Anlass ergibt, ein neuer bestellt wird. Als Diözesanadministration den Auftrag zur Renovierung des Burgenländischen Psem in der Habsburgergasse – das war gegen die Pläne in der BiKo zur Konzentration der Priesterausbildung in einem Seminar im Osten und einem im Westen: Wien, wenn nicht Heiligenkreuz) – Iby ein ungeduldiger, zurückgepiffener, durch die Emeritierung auch nicht gerade geehrter Bischof – würde nicht mehr Ja sagen (133 Presse)

12. Gemeinsamkeiten: Kardinal Miloslav Vlk (Iby über Chiara Lubich und Focolaribewegung); Liszt-Liebhaber (Missa choralis, Totentanz; Ungar. Rhapsodien); Kurs „Führen und Leiten“ (kurz nach der Bischofsweihe, mit Leopold Stieger); gemeinsamer Inspirator Pfarrer Josef Brandner; Engagement im „Dialog für Burgenland“ (Nuntius warnte den Bischof vor mir ausdrücklich). Er schätzt Kamphaus 152 Beide sind wir dankbar für Konzil, gegen den Klerikalismus (Papst zu Eugenio Scalfari, Okt 2013). Beide froh, dass jetzt wieder der Konzilswind weht.

13. Karl Rahner – zu früh dran (87)?

Im Gleichklang mit Papst Franziskus – bemängelt dass diesem Bischofskonferenzen zu wenig Unterstützung geben (Schwung überträgt sich nicht auf die Bii – 126) (man hört nur von der kleinen Zahl der „Gegner“ - aber wie sollte das ein Klaus Küng, ein Andreas Laun)?

Aus meiner „Mitgift“ (Autobiographie anderer Art)



Zusätzlich zu meiner Tätigkeit in der Leitung des Priesterseminars wurde ich am Institut für Sozialethik bei Rudolf Weiler Universitäts-Assistent. Weiler galt als sehr konservativer Sozialethiker. Erarbeitete international im Verbund mit den ebenfalls konservativen Wissenschaftlern Anton Rauscher und Wilhelm Weber. Zweiter Assistent war der spätere Professor für Sozialethik in Graz, Valentin Zsifkovic, Onkel des 2010 ernannten Bischofs von Eisenstadt, der wiederum Nachfolger des pastoral überaus sensiblen und offenen Bischof Paul Iby war. Appropos Bischof Ägydius Zsifkovic in Eisenstadt. Dessen Ernennung war eine über raschende „Stralbeendigung“ der Zeit von Bischof Iby als Diözesan Administrator. Er hatte zum Ärger von Kardinal Schönborn die schon lange geplante Renovierung des Eisenstädter Priesterseminars in der Habsburgergasse freigegeben. Das konterkarierte den Plan des

Wiener Erzbischofs, die beiden relativ leeren Priesterseminare von Wien und Eisenstadt in der Boltzmannngasse zusammen zulegen. Zudem hatte Bischof Paul wiederholt auf den Priestermangel hingewiesen und neue Zugänge zum Amt nicht nur für Männer für möglich gehalten. Ich war mit vielen in der Diözese Eisenstadt und darüber hinaus über diese Absetzung von Paul Iby ziemlich irritiert und setzte ein ziemlich ungewöhnliches Zeichen: Ich schaltete in der Tageszeitung DIE PRESSE eine Parteianlässlich des ernötigten Abgangs von Paul Iby. Christian Friesl, selbst Burgenländer und eine Periode Präsident der Katholischen Aktion Österreichs, sowie andere Persönlichkeiten, Laien wie Priester, aus der Diözese Eisenstadt haben mich unterstützt. Andere hingegen äußerten heftige Kritik. Kardinal Christoph Schönborn nannte die Aktion „völlig unqualifiziert“. „Solche ‚Ferndiagnosen‘ können das kirchliche Leben nur vergiften“, besser durch seinen Pressesprecher Erich Leitenberger über die Kathpress mitteilen. Leitenberger war über Jahre Chef der Kathpress und war schon unter Kardinal König dessen kluger Medienberater. Der Kardinal rief mich in dieser Sache auch persönlich an, um mir den Kopf zu waschen. Dabei erfuhr ich eben die Gründe, die zur fragwürdigen Schnellabsetzung geführt hatten. Ich versprach dem Kardinal, ihn das nächste Mal vor einer medialen Aktivität rund um eine Bischofsernennung zu konsultieren.

Erklärung der Österreichischen Bischöfe (1980)

"Ein besonderes Problem, das die Bischofssynode sehr beschäftigt hat, betrifft die Pastoral an Geschiedenen, die wieder geheiratet haben. Die Kirche hat auch solchen Christen gegenüber zu bezeugen, dass die Ehe nach dem Gebot des Herrn als unauflösliche Gemeinschaft zu verstehen ist. Deshalb kann sie derartige Zweitehen nicht als sakramentale Gemeinschaften anerkennen. Auch die Kirche steht unter dem Wort des Herrn.

Andererseits ist es aber nach der Überzeugung der Bischofssynode Aufgabe der Kirche, auch gegenüber solchen bloß standesamtlich geschlossenen Ehen Verständnis zu zeigen. Solche Eheleute sind nicht von der Kirche getrennt. Sie sollen am gottesdienstlichen Leben teilnehmen. Nach der traditionellen Praxis der Kirche können sie aber nicht am vollen sakramentalen Leben teilnehmen, es sei denn, es liegen besondere Verhältnisse vor, die jeweils im Gespräch mit einem erfahrenen Priester der näheren Klärung bedürfen."

Erklärung der österreichischen Bischöfe zum Abschluss der Bischofssynode, zit. nach:
Veröffentlichungen der Erzdiözese Salzburg 11 (1980)

Brief von Kardinal T. Bertone an Bischof Iby

Die Glaubenskongregation erteilte Bischof Paul Iby für den »Dialog fürs Burgenland« eine scharfe Rüge. Ich dokumentiere das **Mahnschreiben des Staatssekretärs Kardinal Tarcisio Bertone vom 14. Mai 2001**, das in Eisenstadt am 28. Dezember 2001 eingelangte (Prot.N 12/73-12954), weil es den höchst fragwürdigen Umgangsstil des Vatikans mit Ortsbischöfen sichtbar macht:

»Exzellenz!

Hochwürdigster Herr Bischof!

Dieses Dikasterium ist auf den im Rahmen des »Dialogs für Burgenland« erarbeiteten Maßnahmenkatalog aufmerksam gemacht worden, der nun in verschiedenen diözesanen Gremien und Räten diskutiert und dann in eine Endfassung gebracht werden soll.

Nach einer sorgfältigen Prüfung muss Sie die Kongregation darauf hinweisen, dass der genannte Entwurf **schwerwiegende Mängel, Irrtümer und Zweideutigkeiten** enthält.

Besorgniserregend ist die **theologische Oberflächlichkeit des Textes**, der die eigentlich wichtigen Fragen der gegenwärtigen Stunde fast zu Gänze ausblendet. Das zentrale Anliegen, den Glauben in seiner Schönheit, Fülle und Integrität – etwa mittels des »Katechismus der Katholischen Kirche« – an die Menschen **weiterzugeben** und ihnen zu einem Leben aus dem Glauben zu verhelfen, kommt nur am Rande zur Sprache. Der Text bleibt inhaltlich beinahe ausschließlich bei den bekannten **innerkirchlichen Streitthemen** stehen, **die in humanistischer Sichtweise angegangen** und keiner theologischen Lösung zugeführt werden. Dies wird etwa deutlich im **fünften Kapitel**, in dem eine

menschliche, zeitgemäße, offene und lebensnahe Kirche postuliert wird. Hier ist **nicht davon die Rede, was der Herr mit seiner Kirche wollte, sondern nur noch davon, was die Menschen wollen**. Der **Primat Gottes scheint ersetzt durch den Primat eines humanistischen Horizontalismus und Pragmatismus**, der letztlich der Sendung der Kirche vorbeizieht.

Bei einem solchen Ansatz verwundert es nicht, dass die **meisten Anliegen des sogenannten »Kirchenvolksbegehrens« wieder auf den Tisch gelegt werden**: Priesterweihe der »viri probati«, Frauendiakonat, weiterführende Debatte über das Frauenpriestertum, Entscheidungsvollmacht der pastoralen Räte, Änderung der Vorgangsweise bei Bischofsernennungen, Einbeziehung von Laien in die Leitung von Pfarreien, Kommunionempfang für wiederverheiratete geschiedene Gläubige, Tolleranz (sic) der (sic) vorehelichen Zusammenlebens, der künstlichen Empfängnisverhütung, der Homosexualität, usw. Zu diesen Themen, die zum Teil in die Glaubenssubstanz der Kirche hineinreichen, gibt es verbindliche Stellungnahmen durch den Heiligen Stuhl. Es wäre an der Zeit, **sich tatkräftig und entschieden für die Rezeption dieser Dokumente einzusetzen und sie nicht laufend neu in Frage zu stellen, was nur zu neuen Enttäuschungen führen kann**.

Es ist deshalb unumgänglich, dass Sie in Ihrer Verantwortung als Lehrer und Hirte der Diözese Eisenstadt klar und deutlich **zu dem vorliegenden Text Stellung nehmen und den Dialog so orientieren, dass er mit der Lehre und der Disziplin der Kirche voll übereinstimmt** und dem Wohl der Gläubigen dient. In Erwartung Ihrer geschätzten Antwort verbleibe ich einstweilen mit freundlichen Grüßen und Segenswünschen

Im Herrn Ihr Tarcisio Bertone (28. Dezember 2001 (Prot.N 12/73-12954),)

2010 Zur Zukunft des kirchlichen Lebens

Neue Studien zu Pfarrgemeinderäten sowie zum Pfarrerberuf

Die katholische Kirche steckt in einer tiefen Umbaukrise. Diese ist keinesfalls (nur) selbst verschuldet, wemgleich der weltweite Mißbrauchsskandal und andere dunkle Geschehnisse in der Kirche den Umbau unnötig beschleunigen und wertvolle Kräfte von dessen nachhaltiger Gestaltung abziehen. Es kommt darauf an, mit Sachkenntnis und Ruhe im Vertrauen auf die Führung des Heiligen Geistes den Übergang zu gestalten. Die Gefahr besteht, daß die Kirche in einer konservativen Ängstlichkeit mutlos nicht den Übergang gestaltet, sondern lediglich mauernnd den Untergang der alten Kirchengestalt verwaltet. Dieser Vermerk ist jedoch wichtig: Nicht die Kirche wird vergehen, auch nicht in Europa: wohl aber die uns vertraute Gestalt.

Zur Sachkenntnis, die bei einer solchen Transformation benötigt wird, trägt die Praktische Theologie viel bei. Sie erforscht die Lage der Gesellschaft und der Kirche in ihr. Eindringlich wird klar gemacht, daß Glaube in modernen Zeiten nicht mehr Schicksal, sondern freie Wahl ist¹, die freilich biographisch und kulturell eingebettet ist. Die Leute können ihr kirchliches Commitment nicht nur wählen, sie müssen das auch tun. Dabei spielen nicht allein ärgerliche Irritationen eine Rolle, sondern weit mehr attraktive und bindende Gratifikationen: wie die Beheimatung der kosmisch unbehausten Seele im bergenden Geheimnis Gottes, Trost in unerträglichem Leid, die Zähmung der Angst um das, was Menschen lieb und teuer ist; wichtige Gratifikation für breite Bevölkerungskreise sind nach wie vor die Feiern der Lebenswenden Geburt, Tod, Liebe und Heirat. Die Menschen schätzen den Einsatz der Kirche für die Armen der Welt und die Sorge um eine gerechtere Welt, die immer mehr eins wird. Frieden, Gerechtigkeit, Bewahrung des „Oikos“ (Welthaus) werden mit der Kirche mit Sympathie in Verbindung gebracht.

Zu den für die Gestaltung des Übergangs hilfreichen Studien gehört die Erforschung des Kirchenvolks² und derer, die haupt- und ehrenamtlich einen Dienst in ihr leisten. Viele erhellende Erkenntnisse liegen vor. Erforscht wurden Priester (2000)³ und Diakone (2002)⁴ sowie PastoralreferentInnen (2006)⁵. Forscherische Aufmerksamkeit wurde den Studierenden an der katholisch-theologischen Fakultät der Universität Wien gewidmet (2006)⁶. Abgerundet wurden diese Personals tudien durch eine große Erhebung an den Pfarrgemeinderätinnen und Pfarrgemeinderäte in Österreich (2009)⁷ sowie durch eine brandneue Umfrage unter österreichischen Pfarrern (2010)⁸. Im folgenden sollen – vor dem Hintergrund der langen Forschungsserie – wichtige Ergebnisse aus den beiden letzten Studien über Pfarrgemeinderätinnen und Pfarrgemeinderäten und Pfarrer vorgestellt werden.

Tiefe Besorgnis

In Österreich arbeiten über 35000 Frauen und Männer ehrenamtlich in den Pastoralräten der Pfarreien. Sie sind eine Frucht des Zweiten Vatikanischen Konzils. Die Beteiligung des Gottesvolks am Leben und Wirken der Gemeinden wird dadurch strukturell sichergestellt. Diese Personen bilden – so die Studie – nicht nur eine „kulturelle Elite“: Unter einem offenen Himmel leben diese Menschen sowohl freiheitsbewußt wie solidaritätsbereit. Pfarrgemeinderäte, zusammen mit anderen Ehrenamtlichen in kirchlichen Einrichtungen und Projekten, sind im übrigen eine der stärksten Gruppen unter den für Zivilgesellschaften unentbehrlichen „Freiwilligen“. Lediglich in Sportvereinen gibt es noch mehr davon.

Ohne diese vielen Frauen und Männer wäre das Leben der Pfarreien mit Sicherheit ärmer. Die Zeit, da Seelsorge allein von Klerikern gemacht wurde, ist vorüber. Ohne Laien geht nichts mehr. Dabei wird nicht übersehen, daß es insbesondere unter den jüngeren Pfarrer (wieder) manche gibt, die diesen Zugewinn des Engagements der Laien (zumeist aus Persönlichkeitsschwäche und autoritärer Ängstlichkeit) nicht hinreichend schätzen. Ohne wirkliches Vertrauen in die Laien⁹ ist die Lebendigkeit von Pfarren undenkbar geworden.

Pfarrgemeinderäte sind wie Seismographen für die erdbebenartigen Entwicklungen in der Gesellschaft und darin eingebettet für das kirchliche/pfarrliche Leben. Die Veränderungen werden mit Besorgnis wahrgenommen. Fünf Megasorgen sind in der Studie an den Pfarrgemeinderäten ans Licht gekommen:

1. Die Zahl der Menschen, welche den Sonntagsgottesdienst mitfeiern, nimmt ab. Und weil die Gottesdienstgemeinden überaltert sind, werden sich die Kirchenbänke in den nächsten Jahren dramatisch leeren.
2. Das hängt eng mit der Besorgnis zusammen, daß im pfarrlichen Leben Kinder und Jugendliche immer mehr ausbleiben. Es gelingt offensichtlich nicht, in die überalterten und bürgerlichen Pfarreien mit ihren traditionell gestalteten Gottesdiensten und Pfarrfesten Kinder und junge Menschen zu beteiligen und so das Evangelium in deren Leben einzupflanzen.
3. Pfarrgemeinderäte spüren zudem, daß es von Wahl zu Wahl schwieriger wird, neue Kandidaten für den Pfarrgemeinderat zu gewinnen. Zu viele Mitglieder in den pastoralen Gremien sind schon über Jahrzehnte Mitglied. Zudem ist das Image der Kirche in der Öffentlichkeit derart belastet, daß eine Mitarbeit in der Kirche nur noch wenig öffentliches Ansehen hat. Deshalb ziehen sich vor allem Männer von einer Kandidatur zurück. Pfarrgemeinderäte feminisieren sich.
4. Eine Hauptsorge der befragten Pfarrgemeinderäte ist, ob sie morgen noch einen eigenen Pfarrer haben. Das ist nicht die Sorge von Kleinstpfarreien, die meistens auch erst vor wenigen Jahrzehnten gegründet worden sind. Diese Sorge haben heute schon Pfarreien mit einer mittleren Größe. Mit dem Fehlen der Pfarrei hängt bei vielen die Sorge zusammen, daß das Herzstück ihres pfarrlichen Lebens – das Konzil nannte sie an drei Stellen „Quelle und Höhepunkt christlichen Lebens“ – die Feier der sonntäglichen Eucharistie nicht mehr gesichert ist. Dabei verstehen viele nicht, daß sie die Kirche seit jeher gelehrt hatte, es sei eine schwere Sünde, wenn sie die sonntägliche Eucharistiefeier nicht durch ihre Anwesenheit mittragen. Heute scheint in ihren Augen der Kirche selbst die Sonntagsmesse deutlich weniger wert zu sein – zumindest weniger wert als die in sich auch wertvolle ehelose Lebensform ihrer Priester. Diese Rangordnung verstehen sie nicht – und sie ist ja angesichts der Hymnen der letzten Päpste¹⁰ über die Feier der Eucharistie auch nicht wirklich zu verstehen.
5. Die Sorge um den Verlust des „eigenen“ Pfarrers steht in nicht wenigen Gemeinden in Verbindung mit der weiterreichenden Angst vor dem Verlust der Eigenständigkeit als kirchenrechtlich errichtete Pfarrei. In vielen Diözesen werden Pfarreien fusioniert. Durch diese sogenannte räumliche Umstrukturierung entstehen pastorale Großräume. Die befragten Pfarrgemeinderäte sehen zu 75 Prozent den Priestermangel als Hauptgrund für den Umbau der kirchlichen Raumordnung an. Eine Optimierung der Seelsorge für moderne Arbeitsbedingungen, wie die einschlägigen Begleitdokumente der Diözesen¹¹ sie anpreisen, merken lediglich zehn Prozent.
6. Wenn wir uns im folgenden auf den dramatischen Priestermangel konzentrieren, dann wird nicht übersehen, daß das Fehlen von Kindern und Jugendlichen und in loser Verbindung damit auch das Schrumpfen der sonntäglichen Gottesdienstgemeinden vermutlich ein noch größeres Gewicht für die Zukunft haben als der Mangel an „Priestern in Ruf- und Reichweite“¹². Der Priestermangel erhält in diesem Beitrag auch deshalb vorrangige Aufmerksamkeit, weil er in beiden Studien einen breiten Raum einnimmt. Er betrifft das Leben der Pfarreien vital – und zwar sowohl der Pfarrgemeinderäte wie der Pfarrer.

Das befürchten Pfarrgemeinderäte laut Umfrage: Fehlt der Priester, so 62 Prozent, werde der Sonntagskirchgang allmählich zurückgehen; manche Kranke würden ohne Krankensakramente sterben (57%). Der Kontakt zum Priester würde aufhören (60%); der christliche Glaube würde nach und nach schwinden (45%). Im Fehlen der Priester sehen die Befragten allerdings auch positive Seiten: Es könnte sich mehr Eigenverantwortung für die Gemeinden bei den Laien entwickeln (80%); die Kirche wäre zudem genötigt, überfällige Reformen zu beginnen (58%).

Reformdruck

Der Wunsch nach Reformen gehört zu den Grundstimmungen sowohl unter den Pfarrgemeinderäten wie unter den Pfarrern. Die Überwindung des Priestermangels ist lediglich ein wenn auch nicht belangloses Reformmodul im Vergleich zu den weiterreichenden Reformen, welche die Befragten auf der Tagesordnung ihrer Kirche sehen möchten. Drei weitreichende Reformdimensionen scheinen zentral zu sein:

1. Statt Machtzentrismus Beteiligung auf allen Ebenen. Die große Mehrheit der Befragten wünscht ernstgenommene Beteiligung. Zwar haben die Pfarrgemeinderäte hohe Motivationen. Sie arbeiten gern für das Kommen des Reiches Gottes, sehen darin eine Realisierung der Taufe und der Firmung, also ihres Laienamtes. Sie möchten von dem, was sie selbst von der Kirche erhalten haben, dieser wieder zurückgeben. Noch lieber als für „die Kirche“ wirken sie lokal für die Pfarrei: Diese ist ihnen emotional näher. Nicht wenige sind motiviert, besondere Aufmerksamkeit dem Gewinnen von Kindern und Jugendlichen zu widmen.

All das machen sie gern. Aber – so ein markantes Ergebnis der Studie – sie machen es „nicht um jeden Preis“. Wie es für das „neue Ehrenamt“¹³ in modernen Gesellschaften typisch ist, wollen die Pfarrgemeinderäte nicht nur Anerkennung, auch nicht nur gute Teamarbeit und gekonnte Leitung wie bestes Konfliktmanagement, sondern vor allem entscheidend mitgestalten. Professionelle Arbeitskultur, die Beteiligung nachhaltig sichert, wird erwartet. Pfarrgemeinderäte sind frustriert, wenn sie beraten und diese Investition von Zeit (57% fühlen sich ohnedies überarbeitet durch Beruf und Familie) und Phantasie keine Frucht trägt. Nichtbeteiligung demotiviert. Folgenlose Beratung kostet für viele nur unnötige Zeit.

Hier hat die katholische Kirche ein schädliches Strukturproblem – und dies auf allen Ebenen: Bei der Bestellung eines neuen Pfarrers wollen die Pfarrgemeinden mitreden; bei der Suche nach einem geeigneten Kandidaten für das Bischofsamt will das Diözesanvolk mitwirken. Und auch das Verhältnis zwischen den Ortskirchen und der zentralen Kirchenleitung in Rom, die – um die Einheit besorgt – nicht auf koordinierte Universalität setzt, sondern auf qualitätsmindernde Uniformität. All diese Machtstrukturen sind zur Zeit einseitig organisiert und dringlich reformbedürftig.

2. Statt Reinlichkeitswahn Ganzheitlichkeit. Erwartet werden Veränderungen von der Kirche auf der Basis der Erschütterungen durch den sexuellen Missbrauch von Kindern in kirchlichen Einrichtungen, vorwiegend durch Ordenspriester. In der Pfarrerrumfrage räumen 76 Prozent der Befragten ein, daß „sexueller Mißbrauch für die Kirche ein größeres Problem ist als für andere Institutionen“. Zugleich betonen 80 Prozent aber, daß diese Krise der Kirche „zum Anlaß genommen werden soll, grundsätzlich über den kirchlichen Umgang mit Sexualität nachzudenken“. Eine negative Verdachtsmoral muß eine ganzheitliche Glücksmoral ablösen.

Der Wunsch nach einer Neubesinnung auf die Kultur der Sexualität taucht an einer anderen sensiblen Stelle noch einmal auf. Die Pfarrer wurden – vor dem Hintergrund der wissenschaftlichen Annahme, daß der Mißbrauch von Kindern von Personen mit psychosexueller Unreife droht – danach gefragt, wer für ihre eigene psychosexuelle Reifung wichtig war. Auf Eltern und Gleichaltrige folgt das Priesterseminar (92% der Pfarrer wünschen, daß „in der Priesterausbildung mehr Wert auf menschliche Reife“ gelegt wird). Begegnungen mit Männern und Frauen/mit einer Frau werden hoch bewertet. Die kirchliche Sexualmoral hingegen kommt nicht gut weg: Lediglich von 37 Prozent der Befragten wurde dieser eine positive Wirkung bescheinigt, von 58 Prozent hingegen eine negative. Die übrigen gaben keine Auskunft.

Aber auch in einer positiven Form begegnet dieser Reformwunsch nach einem Bedenken der katholischen Kirche zur „Reinheit“: der Lehre, des Körpers, der Sexualität. Pfarrer wie Pfarrgemeinderäte sehen in großer Übereinstimmung, daß es ohne Ausweitung des Pools, aus dem die katholische Kirche ihre Priester nimmt, in Richtung Eheleute keine Entlastung beim Priestermangel geben werde. Dabei gibt es keinerlei Anzeichen, daß die Befragten, welche Priesteramt und Ehe verbinden möchten, die ehelose Lebensform als solche ablehnen. Sie halten vielmehr Ehe wie Ehelosigkeit für zwei hochwertige, aber in unserer Kultur riskant¹⁴ gewordene Lebensformen: mit vielen Krisen, einem ständigen Auf und Ab, und mit gelegentlichem Scheitern. In Zahlen aus der Umfrage bei Pfarrern: 71 Prozent der befragten Pfarrer haben Krisen durchlebt, 73 Prozent sagen, es ginge ihnen wie vielen Verheirateten, die sie kennen – es war ein Auf und Ab. 13 Prozent waren nahe daran aufzugeben – und viele, die nicht befragt wurden, haben tatsächlich aufgegeben. Nur 38 Prozent fiel das ehelose Leben leicht. Die dennoch gegebene Akzeptanz der ehelosen Lebensform bei der Mehrheit von Pfarrern kommt auch darin zum Ausdruck, daß 48 Prozent auch dann, wenn sie bei Behalten des Amtes heiraten können, sicher weiterhin ehelos leben würden, weitere 33 Prozent würden dies wahrscheinlich tun. Jene, die sich dann von der ehelosen Lebensform abwenden würden,

sind in der Minderheit – die freilich auch nicht übersehen werden darf: 13 Prozent würden wahrscheinlich und sechs Prozent sicher heiraten.

Aber wenn die Pfarrer über die Ausweitung der Zulassungsbedingungen nachdenken, dann tun sie es nicht nur, damit sie nicht weiterhin derart überlastet sind (75% sagen: „Im Zuge des Priestermangels wird den Pfarrern zu viel Arbeit aufgelastet.“) und einige wenige, weil sie ihre Lebensform ändern möchten. Ein gewichtiges Motiv, dafür einzutreten, ist für viele Ausweitung der Lebenserfahrungen, auf denen die Ausübung des priesterlichen Amtes aufruht und durch die diese nachhaltig gefärbt wird. Sie sind auch überzeugt, daß es in diesen Personengruppen ausreichend viele Priesterberufungen gibt. Für viele besteht demnach in der katholischen Kirche kein Mangel an Priesterberufungen¹⁵, sondern lediglich ein Mangel an kirchenpolitischer Entschlossenheit, diese gottgeschenkten Berufungen auch für den priesteramtlichen Dienst in der Kirche zu weihen.

Das sind nun die Lebenserfahrungen, welche die Ausübung des Priesteramtes anreichern könnten: Es ist das Lebenswissen von gemeindeerfahrenen Personen, die einen zivilen Beruf haben bzw. im Ruhestand sind und das Priesteramt als Älteste¹⁶ im Sinn der Apostelgeschichte¹⁷ in einem lokalen Presbyterium ehrenamtlich ausüben. 76 Prozent der befragten Pfarrer treten für diese Möglichkeit ein.

Es sind die von Männern abweichenden Lebenszugänge von Frauen. Dazu gleich mehr unter der Überschrift Feminisierung.

Es sind die Lebenserfahrungen einer Partnerschaft, also auch erotisch-sexuellen Liebens, damit die Erfahrung von Ehe und Familie mit Kindern. Eine solche Anreicherung des Priesteramts an Lebenserfahrung sieht in etwa die Hälfte der befragten (ehelosen) Pfarrer. Sie würde das Priesteramt in seiner Ausübung qualitativ spürbar bereichern.

Tabelle: Partnerschaft als Erfahrungshintergrund

Glauben Sie, daß folgende Erfahrungen für die Ausübung des Priesterberufs hilfreich sein könnten. Bitte stufen Sie fein ab zwischen: 1 = trifft voll und ganz zu und 5 = trifft überhaupt nicht zu.

	trifft (voll) zu
mit Amtskolleginnen (Seelsorgerinnen / Priesterinnen) zusammen arbeiten zu können	65%
in der Partnerschaft / Familie einen Ort zu haben, wo Sie sich mit den Freuden und Sorgen Ihres Berufsalltags „aufgehoben“ wissen	54%
Ihren Glauben mit einer Partnerin / Ihrer Familie zu teilen	50%
sich emotional in einer partnerschaftlichen Beziehung (mit)getragen zu wissen	50%
die Erfahrung, in einer Partnerschaft zu leben	46%
Sexualität in einer veröffentlichen Beziehung zu leben	30%
die Erfahrung, auch eigene Kinder ins Leben zu begleiten	40%

3. *Statt einseitiger Männerherrschaft Feminisierung.* Damit ist der dritte große Reformwunsch genannt: die neue Rolle der Frauen in der katholischen Kirche. Neuere Studien weisen darauf hin, daß die katholische Kirche immer mehr die jungen Frauen verliert¹⁸. Das Selbstbild moderner Frauen und das Frauenbild in der Kirche sind für viele nur schwer vereinbar. Auch in der Pfarrgemeinderatsstudie gibt es Anhaltspunkte dafür. 53 Prozent klagen über traditionelle Zumutungen für Frauen: „In unserem Pfarrgemeinderat machen Frauen Soziales, Kirchenputz; Männer kümmern sich um Finanzielles, um Baufragen.“ Ins Positive gewendet nahmen 48 Prozent an, daß „unsere Pfarrgemeinde gewinnen würde, wenn Frauen Leitungspositionen in der Pfarre übernehmen“. 44 Prozent sind zugleich der Ansicht, „daß es Frauen in Leitungspositionen schwerer haben als Männer“.

Der Traum des Galaterbriefes, daß die menscheitsalten Diskriminierungen auf dem Boden des Gottesvolks überwunden sind, ist noch nicht Realität. Es gibt immer noch Juden und Griechen (siehe Ausländerfeindlichkeit bis ins Herz mancher Pfarrei hinein), Sklaven und Freie (das Prekariat ist in den bürgerlich gut situierten Pfarren nur randständig und fürsorglich vertreten), Männer und Frauen – die nicht eins geworden sind und auf Grund der Wiedergeburt in Jesus Christus geerbt haben eine „wahrhafte Gleichheit an Würde und Berufung“, wie die Dogmatische Konstitution über die Kirche (LG 32) bis hinein in das zurzeit geltende Kirchenrecht (CIC/1983, can. 208) formuliert. Für die Hälfte der Befragten Pfarrer trifft diese wahre Gleichheit auch in der Frage der Priesterweihe zu. 51 Prozent befürworten eine Ordination von Frauen.

Umbau der Pfarrerrolle

Die befragten Pfarrer bewegt nicht nur die Überlastung, die aus dem Priestermangel erwächst. Sie sehen auch nicht nur die Anreicherung, wenn weitere Lebenshintergründe zusätzlich zur Erfahrung geglückten ehelosen Lebens hinzukommen. Besorgt sind die Pfarrer nicht zuletzt in hohem Maß, daß die Pfarrerrolle ausblutet, wenn der Mangel bleibt und über die Vergrößerung der Seelsorgsräume lediglich „administriert“ wird.

Den Pfarrern waren folgende zwei Fragen gestellt worden: Was möchten sie als Pfarrer gern sein? Und: Was wird der Pfarrer in zehn Jahren sein? Vorgegeben waren als Tätigkeitsfelder: Seelsorger an der Seite der Menschen; Förderer der Mitarbeitenden in den Pfarren; Leiter eines pastoralen Großraums; Vorsteher bei der Feier von Sakramenten; einer, der Christus als das Haupt der Gemeinde erfahrbar macht.

Hier ist das aus der Umfrage gewonnene Ergebnis: Das was den Pfarrern amtstheologisch wie spirituell „heilig“ ist, nimmt drastisch ab. Was bleibt, ist eine Tätigkeit, die sie als „geistlich leiten“ in ihrer Ausbildung nicht kennengelernt haben und von der sie fürchten, daß diese sie aus „Geistlichen“ zu „Pastoralmanagern macht. Sie erleiden ein substantielles Ausbluten ihrer Pfarrerrolle. Dieses wiederum nimmt der Pfarrerrolle ihre spirituelle Attraktivität.

Tabelle: Entwicklung der Pfarrerrolle in den nächsten zehn Jahren

	Seelsorger an der Seite der Menschen	Vorsteher bei der Feier von Sakramenten	Förderer der Mitarbeitenden in den Pfarren	einer, der Christus als das Haupt der Gemeinde erfahrbar macht	Leiter eines pastoralen Großraums
Als Pfarrer möchte ich gern sein	93%	77%	78%	78%	7%
Der Pfarrer ist für mich in zehn Jahren wahrscheinlich	44%	55%	49%	51%	33%
Differenz	-50	-22	-29	-27	27

Den Pfarrern ergeht es bei einem dergestaltigen Rollenumbau ähnlich wie vielen Mitgliedern in Pfarrgemeinderäten. Das Zweite Vatikanum war für die Menschen und die Organisation (von einigen Verweigerern abgesehen) ein eindeutiger Verbesserungswandel. Ein Verbesserungswandel bringt Innovation, Wachstum, Aufschwung und Aufbruch mit sich. So die Sprache der Organisationsentwicklung. Der andere Pol dagegen heißt „schwieriger Wandel“. Dieser beinhaltet Verlust, Umdenken, Abbau. Es ist unschwer zu erraten, um welche Art des Wandels es sich bei den derzeit im Gang befindlichen Strukturprozessen handelt: Der Auslöser war mehr die Not als die Notwendigkeit.

Polarisierung und Dissonanzen

Zu den folgenreichsten Erkenntnissen zählt eine tiefe Kluft zwischen Kirchenvolk/Pfarrer auf der einen und Kirchenleitung auf der anderen Seite. 74 Prozent der befragten Pfarrer meinen: „Die Vorstellungen von Kirchenleitung und Kirchenvolk klaffen in wichtigen Fragen immer mehr auseinander.“ Von sich selbst erklären 52 Prozent: „Ich denke in vielen wichtigen Fragen anders als die Kirchenleitung.“ Der Urdissens scheint in der Frage zu liegen, ob sich die Kirche der modernen Welt mehr öffnen oder eher verschließen soll. In dieser Frage sind auch die Pfarrer selbst gespalten. 64 Prozent wünschen eine mutigere Öffnung zur modernen Welt. Öffnung bedeutet für 49 Prozent solcher Pfarrer nicht Anpassung, sondern umfaßt gegebenenfalls prophetischen Widerstand gegen die dunklen Seiten der modernen Welt. Was sie aber wünschen ist das, was Kardinal Carlo M. Martini die „liebende Anwesenheit“ in der Art Jesu nannte und sie den europäischen Bischöfen auf einer Ansprache 1989 in Rom ans Herz gelegt hatte.

Solche liebend-prophetische Öffnung war das pastorale Programm des Zweiten Vatikanischen Konzils. Wer also unter den Pfarrern heute für mehr Offenheit zur modernen Welt eintritt, möchte zugleich, daß die Beschlüsse des Zweiten Vatikanischen Konzils entschlossener durchgeführt werden (70% aller befragten Pfarrer fordern dies; unter denen, welche mehr die Öffnung zur Welt wollen, sind es 90%). Auffällig ist, daß die Bereitschaft zur Öffnung und damit die Befürwortung des Konzils unter den jüngeren Pfarrern rückläufig sind. Beginnt über den schrumpfenden Priesternachwuchs ein Auszug der Kirche aus der Welt? Müßte die Kirche nicht auch deshalb den Pool ausweiten, daß auch modernitätsfreundliche Zeitgenossinnen und Zeitgenossen Priesterinnen und Priester werden wollen?

Der tiefe Dissens zwischen Pfarrern und Kirchenleitung zeigte sich in den letzten Jahren in organisiertem verbalen Protest. Pfarrer nahmen am Kirchenvolksbegehren teil. Pfarrer veranstalteten eine eigene Reforminitiative, die sogenannte „Pfarrerinitiative“, die inzwischen von einer in den Reformthemen verwandten „Laien initiative“ flankiert wird.

Es gibt in der Pfarrerstudie allerdings Anzeichen dafür, daß der verbale Protest von Pfarrern schwächer wird. Das sollte aber bei der Kirchenleitung kein Anlaß zur Erleichterung sein. Vielmehr scheint sich der verbale Protest in einen realen zu wandeln. Die Pfarrerstudie läßt uns dies am Beispiel der Lebensform der zölibatären Priester illustrieren.

Eheloses Leben ist ein ständiges Auf und Ab. Ein Leben mit Krisen. Wer sich heute für die zölibatäre Lebensform entscheidet, braucht eine Spiritualität, die vor allem in Krisen wachsen lehrt. Ein Detail bei der Evaluierung des bisherigen ehelosen Lebens bei Pfarrern überrascht: daß 69 Prozent trotz der vielen Auf und Abs glücklich sind. Wir haben eine Vergleichszahl aus der Priesterstudie 2000: Da waren es lediglich 33 Prozent. Warum diese Zunahme an Glück im ehelosen Leben, das so viele Krisen kennt? Die Antwort scheint die Zustimmung zu einer anderen, gar nicht leicht deutbaren Aussage zu bieten. „Ich habe einen eigenständigen Weg gefunden, den ich verantworten kann.“ 67 Prozent haben dieser Aussage positiv zugestimmt: Und das sind neuerlich mehr als doppelt so viele als die 33 Prozent aus dem Jahr 2000.

Die Lebensform der katholischen Priester scheint sich bei zwei Drittel somit in kurzer Zeit in hohem Maß individualisiert zu haben. Eine Ablösung von den institutionellen Vorgaben findet statt. Was immer auch unter einem solchen „eigenständigen“ Weg zu verstehen ist: den traditionellen Anweisungen vom Leben eines ehelosen Pfarrers scheint dies nicht zu entsprechen. Pfarrer versuchen offensichtlich gar nicht mehr, die institutionellen Zumutungen an ihre persönlichen Erwartungen anzugleichen, sei es über Kirchenpolitik oder verbalen Protest. Wie so viele Menschen in unserer Kultur bauen sie ihre Privatsphäre aus und übernehmen dafür selbst gewissenhaft die Verantwortung. Bei den Gemeinden und in ihrem eigenen Lebensumkreis werden sie dabei auch unterstützt: Denn auch das Kirchenvolk ist in vielen wichtigen Fragen – auch in jener der Lebensform der Priester – anderer Meinung als die Kirchenleitung. Katholische Priester, die einen eigenständigen Weg gefunden haben, brauchen auch nicht mehr zu vertuschen. Sie leben nicht verlogen, nicht mit ständigem schlechtem Gewissen. Vielmehr leben und überleben sie in realem Dissens, nachdem der verbale nicht weitergeführt hat.

Nicht die Pfarrer, die sich diese Freiheit in einer modernen Kultur nehmen, haben damit ein Problem, wohl aber die Kirchenleitung. Ein Bischof, der heute diesbezüglich „durchgreifen“ möchte, würde die

Seelsorge der ihm anvertrauten Diözese in eine tiefe Krise stürzen. Ob es sich lohnt, dies wegen der rechtlich durchaus veränderbaren Ordnung zu riskieren und zu verantworten? Vielmehr könnte die Kirchenleitung einen derart verbreiteten realen Dissens zum Anlaß nehmen zu fragen, ob sie durch das zu lange Aussitzen des Problems des Priestermangels nicht in Gefahr ist, die Gestaltungsfähigkeit überhaupt zu verlieren. Das wäre längerfristig nicht gut, denn in Zeiten des tiefgreifenden Umbaus der Kirchengestalt braucht es eine kompetente Leitung, der die Mehrheit des Kirchenvolks und seiner „leitenden Angestellten“ (der Pfarrer) vertraut.

Anmerkungen

P. L. Berger, *Der Zwang zur Häresie* (Frankfurt 1980).

P. M. Zulehner, R. Polak u. I. Hager, *Religion im Leben der Menschen* (Ostfildern 2001).

P. M. Zulehner u. A. Hennersperger, „Sie gehen und werden nicht matt“ (Jes 40,31). *Priester in heutiger Kultur* (Ostfildern 2001); ders., *Priester im Modernisierungsstreß* (Ostfildern 2001).

P. M. Zulehner, *Dienende Männer. Anstifter zur Solidarität. Diakone in Westeuropa* (Ostfildern 2003); ders., *Samariter – Prophet – Levit. Diakone im deutschsprachigen Raum. Eine empirische Studie* (Ostfildern 2003).

P. M. Zulehner, u. K. Renner, *Ortsuche. Umfrage unter den PastoralreferentInnen im deutschsprachigen Raum* (Ostfildern 2006).

Warum studieren so viele Theologie u. werden so wenige Priester? *Umfrage unter Theologiestudierenden an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Wien 2006*: <http://homepage.univie.ac.at/paul.zulehner/php/Paul2/index.php?id=47>.

Paul M. Zulehner u. A. Hennersperger, *Damit die Kirche nicht „rat-los“ wird. Pfarrgemeinderäte für zukunftsfähige Gemeinden* (Ostfildern 2010); *Der Reichtum der Kirche sind die Menschen. Pfarrgemeinderäte beleben die Kirchengemeinden*, hg. v. P. M. Zulehner u.a. (Ostfildern 2010); *Forschungsbericht zur PGR-Studie*.

P. M. Zulehner, *Wie geht's, Herr Pfarrer? Ergebnisse einer kreuz&quer-Umfrage: Priester wollen Reformen* (Graz 2010).

Solches Vertrauen in die Laien ist die Leitlinie der Reformen, die den Erzbischof von Poitiers, Albert Rouet in Frankreich zur Bildung örtlicher Gemeinschaften in der Hand von ehrenamtlichen Laien bewogen hat. Dazu: R. Feiter u. H. Müller, *Was wird jetzt aus uns, Herr Bischof? Ermutigende Erfahrungen der Gemeindebildung in Poitiers* (Ostfildern 2009).

Johannes Paul II., *Ecclesia de eucharistia* (VApSt 195, Bonn 2003). – Ähnlich Benedikt XVI. in seiner Hauptpredigt auf dem Weltjugendtag in Köln 2005.

„Mehr als Strukturen ...“. *Neuorientierung der Pastoral in den (Erz-)Diözesen. Ein Überblick* (Arbeitshilfen 216, Bonn 2007). – Auch: „Mehr als Strukturen... Entwicklungen u. Perspektiven der pastoralen Neuordnung in den Diözesen“. *Dokumentation des Studientages der Frühjahrs-Vollversammlung 2007 der Deutschen Bischofskonferenz* (Arbeitshilfen 213, Bonn 2007).

So formulierten die deutschen Bischöfe: *Ordnung der pastoralen Dienste* (Bonn 1977).

B. v. Rosenblatt, *Freiwilliges Engagement in Deutschland. Ergebnisse der Repräsentativerhebung 1999 zu Ehrenamt, Freiwilligenarbeit u. bürgerlichem Engagement* (Stuttgart 2001).

88 Prozent der von uns befragten Pastoralassistentinnen und Pastoralassistenten sehen in der Ehe eine Hochrisikolebensform; vgl. dazu auch U. Beck u. E. Beck-Gernsheim, *Risikante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften* (Frankfurt 1994).

P. M. Zulehner, *Wirklich ein Priestermangel? Zur Lage der pastoralen Berufe im deutschsprachigen Raum*, in: *HerKorr Spezial* (1–2009) 36–40; ders., *Laddove cade la vocazione*, in: *Vocazione* 26 (2009) 31–45.

F. Lobinger, *Team of Elders* (Manila 2009); P. M. Zulehner u. F. Lobinger, *Um der Menschen u. der Gemeinden willen. Plädoyer zur Entlastung der Priester* (Ostfildern 2002); P. M. Zulehner, F. Lobinger u. P. Neuner, *Leutepriester in gläubigen Gemeinden. Ein Plädoyer für Presbyterien von „Korinthpriestern“* (Ostfildern 2003).

Vgl. Apg 14,23: „In jeder Gemeinde bestellten sie durch Handauflegung Älteste und empfahlen sie mit Gebet und Fasten dem Herrn, an den sie nun glaubten.“

So der Vergleich der Österreichdaten aus der Europäischen Wertestudie 2000 und 2008 (noch unveröffentlicht).

2022 Laien in der katholischen Kirche

Aus „Miteinander“ (Wien)

Freiheit: Laien und Hirten sind eng miteinander verbunden und Laien können „zu gewissen kirchlichen Ämtern herangezogen werden“, heißt es im Lumen gentium. Das ist die Theorie – doch wie sieht es in der Praxis aus? Mich interessiert daher bitte von Ihnen, wie es Ihrer Meinung nach um die Laien in der römisch-katholischen Kirche bestellt ist, welche Freiheiten haben sie und können sie ausleben? Welche Zukunft haben Laien vor sich – angesichts des eklatanten Priestermangels?

Soeben wurde eine Studie über das Ehrenamt in der Kirche abgeschlossen. Sie zeigt, dass vielen Kirchenmitgliedern die Arbeit Freude macht. Sie tun dies, weil sie sich berufen und begabt fühlen. Auch sehen sie das als ihre eigene Berufung an, unabhängig vom Priestermangel – „Lückenbüsser“ wollen sie nicht sein. Wichtig ist ihnen aber zugleich, dass die Bedingungen für ihre Mitarbeit sich ändern. Sie arbeiten heute nicht mehr nur um Gottes Lohn, sondern verbinden dies mit dem „Vorkommen menschlicher Urwünsche“, also Anerkennung, Mitbestimmung und Beheimatung. Es irritiert viele, dass vor allem hinsichtlich der Urwünsche es Hindernisse gibt. Nicht wenige leiden unter einem Klerikalismus, also mangelnder Mitbestimmung. Sie beraten, können aber nicht entscheiden. Zudem wünschen sie eine bessere Ehrenamtskultur: klaren Beginn, klares Ende, also Ehrenamtsaufgaben auf Zeit, weil sie sich sonst angesichts der Beanspruchung durch Familie und Beruf überfordert fühlen; sie verlangen klare Absprachen, dazu Möglichkeiten zur Aus- und Fortbildung und Vergütung anfallender Auslagen. Da gibt es also noch Entwicklungsbedarf. Und nur auf diese Weise werden sich jüngere Menschen gewinnen lassen, sich in der Kirche auf Grund der Taufe für das Kommen des Reiches Gottes in diese Welt einzusetzen.

Evangelische Kirche: Welche Mitwirkungsmöglichkeit haben hier die Laien? Ist deren Mitwirkungsmöglichkeit größer und daher ein Vorbild für die katholische Kirche?

Die Kirchen der Reformation haben eine deutlich modernere „Partizipationskultur“. Ihre Kirchenverfassung ist synodaler als jene der katholischen Kirche. Ohne eine Demokratie zu sein, sind viele demokratische Regeln selbstverständlich: es wird auf den Kirchenversammlungen gemeinsam beraten und abgestimmt; auch werden die Leitenden auf Zeit gewählt. Natürlich kostet diese Kirchenorganisation viel Zeit, manche Themen werden erst langsam entscheidungsreif. Es gibt nicht wenige Katholiken, welche die evangelischen Kirchen um diese Beteiligungskultur beneiden und sich davon etwas für die eigene Kirche wünschen.

Pfarrgemeinderat: Im Mai werden die PGR-Wahlen bereits entschieden sein. Ich war fünf Jahre in diesem Gremium und wurde bitter enttäuscht, da wir trotz Diskussionen in langen Sitzungen keine Entscheidungen treffen durften, was der letzten PGR-Reform geschuldet ist. Wie halten es die Pfarren und die Kirche mit demokratischen Entscheidungen und Prozessen? Welche Formen der Partizipation sind laut Kirchenrecht zwar möglich – werden jedoch nicht ausgeschöpft?

Die Kirche ist keine Demokratie. Aber genau besehen kannte sie im Lauf Ihrer Geschichte in verschiedenen Bereichen demokratische Elemente, bevor es in der Gesellschaft überhaupt Demokratien gab. Der Dominikanerorden, aus dem Kardinal Schönborn stammt, kennt zum Beispiel viele demokratische Regeln. Der Papst wird gewählt. Auf Konzilien wird zwar nicht über die Wahrheit, wohl aber über die zeitgerechte Erkenntnis der Wahrheit abgestimmt. Hat früher der Staat in dieser Hinsicht von Erfahrungen eines Teils der Kirche gelernt, so könnte heute umgekehrt die Kirche vom Nachbarn Staat lernen, so der Münchner Politikwissenschaftler Hans Maier. Papst Franziskus hat die Kirche auf diesen Weg gesetzt: Er möchte keine Demokratisierung, sehr wohl aber eine Synodalisierung der katholischen Weltkirche. Synodalisierung ist aber mehr und zugleich anspruchsvoller als Demokratisierung. Man hört gemeinsam auf Gottes Geist, welcher die Kirche durch alle Getauften leitet, unterscheidet gemeinsam die Geister und findet so eine Antwort auf die Kernfrage, welches der Dienst der Kirche in der Welt von heute ist. Ich gehe davon aus, dass die Synodalisierung der Kirche den Pfarrgemeinderäten eine bessere Beteiligungskultur bringen wird.